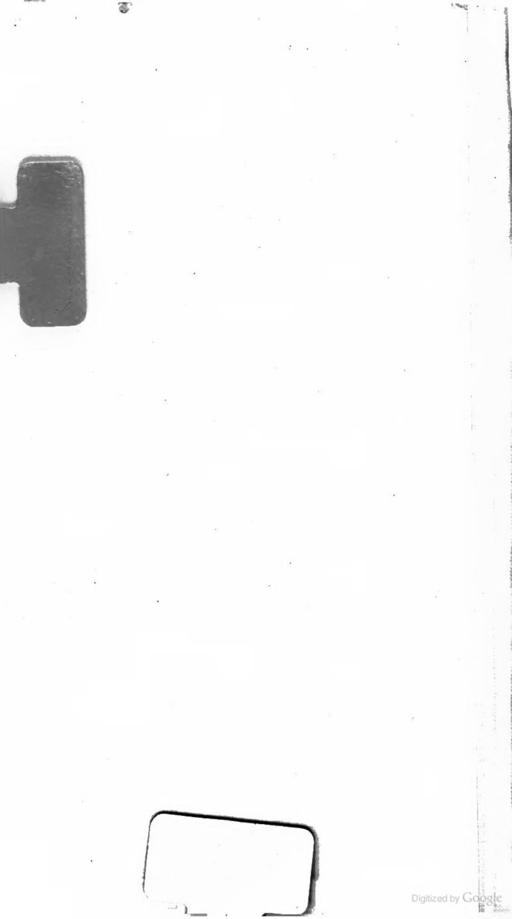

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08173952 0



Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

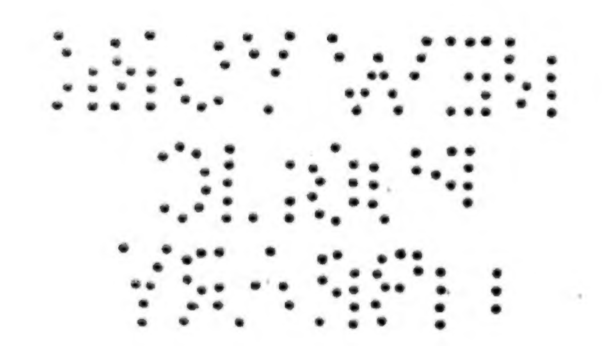
Drittes Heft.

1838.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.



Die

Leistungen einiger Pariser Vereine

in Hinsicht

auf das allgemeine Wohl.

Als eine nothwendige Folge der Einführung des Repräsentativ-Systems müssen die Vereine betrachtet werden, welche sich mit Erreichung eines allgemein=wohlthätigen Zweckes abgeben, und dahin ihre Kräfte, ihre Thätigkeit und ihren Eifer richten. Mit einer freien Rednerbühne ist noch nicht alles abgethan, auch da nicht, wo eine freie Presse ihr zu Hülfe kommen, sie unterstützen und aufklären kann. Eine Versammlung von Volksvertretern kann irre geleitet werden aus Mangel an Unparteilichkeit, Einsicht, Ruhe und Muße. Sie sind zuweilen mit Geschäften allzu überladen, und können zu wenig Zeit auf die Untersuchung wenden, als daß ihnen stets die Vortheile und Mängel eines Vorschlags gehörig einleuchten könnten. Regierungen sind schon von Haus aus gegen alle Neuerungen mehr als gleichgültig, und selbst Verbesserungen in den Staatseinrichtungen müssen ihnen meistentheils abgedrungen werden; auch die Volksstellvertreter in ihren Versammlungen halten es wie die Regierungen für Pflicht, das Alte so lange beizubehalten, bis ihnen die Vortheile des Neuern gleichsam handgreiflich werden; und auch dann besteht fast immer ein Theil der Versammlungen auf dem Beibehalten des Alten, als auf dem Sichern.

Sie haben die Verantwortlichkeit für ihre Beschlüsse, und müssen daher bedachtsam zu Werke gehen. Oft aber rührt der Widerstand gegen Vorschläge zu Verbesserungen bloß von Mangel an hinlänglicher Einsicht oder aus allzu großer Liebe der Behaglichkeit her, und deßhalb sollen Presse und Vereine dahin streben, daß diejenigen, welche zur Gesetzgebung beitragen, von dem Guten und Nützlichen, was zu bewirken ist, hinlänglich überzeugt werden, damit sie selbst zur Einführung beitragen können.

Dies hat schon seit langer Zeit in England und Nordamerika zur Stiftung von Vereinen Anlaß gegeben, welche mit der Presse zusammenwirken, um die im Staate zu bewerkstelligenden Verbesserungen vorzubereiten, und die Gemüther der Regierenden für dieselben empfänglich und geneigt zu machen. So hat z. B. in England die Gesellschaft, welche den Zweck hatte, die Abschaffung des Sklavenhandels durchzusetzen, viele Jahre hindurch unablässig gearbeitet, um die öffentliche Meinung, welche in einem Handelsstaate wie England jeder Art von Handel, also auch dem Sklavenhandel, geneigt ist, zu Gunsten des Verbots dieses Handels umzustimmen. Auch hier war die Regierung nur allzu geneigt, es beim Alten zu lassen, und stellte sich die Schwierigkeiten einer Aenderung so groß vor, daß sie kaum an die Möglichkeit glaubte, man könne dahin gelangen, den Engländern zu verbieten, Menschen als eine Waare zu betrachten. Lange wies sie alle Vorschläge in dieser Hinsicht ab, und da sie auf die Zustimmung des Unterhauses rechnen konnte, so schien für den Verein keine Aussicht zur Erreichung des Ziels da zu seyn. Dennoch ließ er sich nicht abschrecken. Es wurde so lange geredet, geschrieben und gedruckt, bis endlich die Ueberzeugung von der Abscheulichkeit des Sklavenhandels allgemein wurde, und die Minister es nun für ihre Pflicht hielten, Hand ans Werk zu legen, und den Sklavenhandel nicht allein den Engländern zu verbieten, sondern auch zur gänzlichen Abschaffung desselben Verträge mit fremden Mächten einzugehen.

Nicht anders ist es mit Reform der sogenannten rotten boroughs in England gegangen. Hier war der Widerstand der Minister um so stärker, als sie die Beibehaltung der faulen Wahlflecken für ihren Privatnutzen hielten, und durch die Aufhebung

derselben ihren Einfluß aufs Parlament gefährdet glaubten. Hätten sich die Anhänger des Reformwesens durch die bestimmten Erklärungen und Abweisungen einschüchtern lassen, welche von Seiten der Kronbeamten auf die ersten Vorschläge folgten, so bestände der Unfug vielleicht jetzt noch. Aber auch hier wirkten Vereine im Einverständniß mit der Presse. Jährlich wurde der Antrag wiederholt, der Mißbrauch handgreiflich gemacht. Einwendungen und Ausflüchte wurden widerlegt; man redete nicht allein dem Parlamente und der Regierung, sondern auch dem Volke zu. Das Verlangen nach einer Verbesserung des Wahlsystems äußerte sich immer lauter und heftiger; vergebens zauderten Regierung und Parlament; letzteres mußte zuletzt selbst anerkennen, daß es großentheils aus verdorbenen Elementen bestehe, die Stelle des Volks schlecht vertrete, und einer durchgängigen Verbesserung bedürfe. So kam es endlich dahin, wohin Presse und Verein schon seit 50 Jahren gezielt hatten.

Ein Gleiches hat mit der Emancipation der irländischen Katholiken statt gefunden, gegen welche verjährte Vorurtheile lange gekämpft haben, und welche erst dann durchgesetzt worden ist, nachdem Jahre lang nicht allein im Parlamente, sondern auch außerhalb desselben in eigenen Vereinen und in von denselben verbreiteten Flugschriften die Nothwendigkeit dieser Maßregel deutlich bewiesen worden war.

In Frankreich hat die Vernunft gegen dergleichen tief eingewurzelte Vorurtheile wenig zu kämpfen. Die meisten sind bereits durch die erste Revolution vernichtet worden. Allerdings waren die dagegen angewandten Mittel zuweilen nicht besser, wo nicht gar noch schlimmer, als das vorhandene Uebel. Aber dagegen hat der gewaltsame Sturm, welcher so vieles Alte mit sich fortgerissen hat, unter den schrecklichen Verheerungen, die er ausgeübt, diesen Nutzen für Frankreich hervorgebracht, daß er es von manchen Mißbräuchen auf Einmal befreit hat, deren man sonst schwerlich ohne langwierige Streitigkeiten würde los geworden seyn. Frankreich besitzt seitdem manche Einrichtungen, nach denen man anderswo vergebens ringt, und ist nicht mehr mit Uebeln in der Staatseinrichtung behaftet, welche noch auf andern Völkern lasten.

Damit ist aber nicht gesagt, daß die französischen Staatseinrichtungen nichts mehr zu wünschen übrig lassen und als

vollkommene Muster gelten können. Frankreich besitzt ein Repräsentativ-System, wie es den Forderungen des Zeitgeistes angemessen zu seyn scheint. Es muß sich aber durch die Erfahrung ausweisen, ob eine Pairskammer wie die seinige nicht vielmehr hemmend als befördernd ist, und ob die Vortheile, die man sich von derselben verspricht, durch eine Verbesserung der Deputirtenkammer nicht eben so gut erreicht werden können; das Wahlsystem scheint ebenfalls noch nicht seine völlige Ausbildung erhalten zu haben. Man verlangt, daß eine größere Menge von Bürgern Antheil an derselben nehme, damit die Deputirtenwahlen mit mehrerem Rechte denn jetzt als der Ausdruck des allgemeinen Willens angesehen werden können. Das Munizipal-System ist noch zu neu, als daß man schon die Vor- und Nachtheile desselben gehörig beurtheilen könne. Wahrscheinlich wird auch hier noch Mehreres in der Folge zu berichtigen und zu verbessern seyn. An der Departemental-Verwaltung und den conseils généraux wird noch vorbereitend gearbeitet, und hier ist Einsicht durch mündliche und schriftliche Erörterung noch zu gewinnen. Manche andere Staatseinrichtungen bedürfen einer Verbesserung, die nur das Werk der Zeit und Erfahrung seyn kann, wogegen einige durch schleunige Abhülfe von den daran haftenden Mängeln oder Mißbräuchen sehr gewinnen würden.

Aus allem diesem folgt nun, daß Vereine, welche die Verbesserung der Staatseinrichtungen zum Zwecke haben, und nach diesem Zwecke mit Ruhe und Umsicht zielen, in Frankreich eben so großen Nutzen stiften können, als in England und in den nordamerikanischen Staaten. Auf dem Festlande hat bisher die Gesetzgebung diese Stütze und Führer nicht gehabt; um desto interessanter ist es, die Anfänge dieses Ergänzungsmittels der freien Verfassungen hier näher zu beleuchten.

Der Hauptverein, welcher zu dieser Kategorie gehört, und derjenige, welcher bisher sich am Nützlichsten erwiesen, ist wohl die sogenannte **société de la morale chrétienne**, Gesellschaft der christlichen Moral, deren Titel nicht völlig ausdrückt, was sie bezweckt. Ihrem Angeben nach will sie nämlich die Anwendung der Grundsätze des Christenthums auf die gesellschaftlichen Verhältnisse befördern helfen. Diese Grundsätze sind aber eigentlich

diejenigen der allgemeinen Moral, und gehören zwar wohl dem Christenthum, aber auch jeder andern Religion an; die Gesellschaft könnte sich also eben so füglich einen Verein zur Beförderung der politischen Moral nennen. Auch hat man sich so wenig durch den Titel irre leiten lassen, daß selbst jüdische Glaubensgenossen Antheil an demselben nehmen. Indessen ist es wahr, daß ein bloß religiöser Gedanke die ersten Stifter des Vereins beseelte. Die ältern Bourbonen, in dem Wahne, mit Hülfe der Geistlichkeit die alt-monarchische Regierung wiederherstellen zu können, begünstigten nämlich die geistlichen Corporationen, damit diese den Zeitgeist bekämpfen sollten. Allgemein bekannt sind die Versuche, welche damals gemacht wurden. Gegen diesen Obscuranten-Unfug und gegen die Umtriebe der Ultraroyalisten-Partei hatten mehrere aufgeklärte und wohlgesinnte Männer beschlossen, einen rein christlichen oder rein moralischen Verein zu stiften, und dadurch den von der Restauration öffentlich und mehr noch heimlich begünstigten Frömmlern entgegenzuwirken, jedoch auf eine rechtliche und gesetzliche Weise, so daß auch nicht die geringste Beschuldigung gegen sie angebracht werden, und sie in ein falsches Licht stellen könnte. Daher heißt es in ihren Statuten: „Mehrere Menschenfreunde, in der Ueberzeugung, daß die meisten Irrthümer und Laster, welche das Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens unter den Menschen verzögern, aus Unwissenheit oder Vergessenheit der Vorschriften des Christenthums herrühren, und in dem Wunsche, zu der Anwendung derselben auf die verschiedenen Verhältnisse der Völker und Individuen beitragen zu können, haben unter Genehmigung der Regierung einen Verein gestiftet, um mit gemeinschaftlichen Kräften die Aufmerksamkeit der Menschen, ihrer Brüder, auf so wichtige Interessen hinzulenken.“

Und der Herzog von La Rochefoucauld-Liancourt sagte in der Rede zur Eröffnung der ersten allgemeinen Versammlung der Mitglieder: „Einige wohlwollende Männer, durchdrungen von der handgreiflichen Wahrheit, daß die christliche Moral die bewunderungswürdigste Sammlung von Vorschriften über Religion, Gerechtigkeit, Vernunft und öffentlicher Ordnung ist, haben sich zu einer Gesellschaft vereint, um diese erhabenen Grundsätze zu verbreiten, die Ausübung derselben zu befördern und sie auf alle

gesellschaftlichen Verhältnisse anzuwenden. Als Zeugen des Zwiespalts, welcher die Welt erschüttert, haben sie es für eine Pflicht der Friedensliebe gehalten, mit vereintem Streben die Eintracht zurückzurufen, und zwar durch die Verbreitung der Aufklärung. Eine sicherere, unwiderruflichere könnten sie aber nirgends anders schöpfen, als in der völlig himmlischen Moral, welche einzig unter den göttlichen und menschlichen Dingen nie ein Gegenstand des Hasses oder des Zwiespalts geworden ist, welche alle Völker zugestehen, verehren und lieben, welche auf unseren innigsten Bedürfnissen gegründet ist, welche man die zur Vollkommenheit gesteigerte Vernunft nennen könnte; in einer durch ihre Einfalt reizenden, durch ihre Grundsätze sanften und tröstenden Moral, welche den Menschen räth und vorschreibt, sich einander zu lieben, zu helfen und beizustehen, und welche also die Ausübung des sanftesten, von Gott unsern Herzen eingeprägten Gefühles zur dringendsten Pflicht macht!

„Mit einer solchen Führerin, von welcher er sich nie entfernen wird, hofft der Verein, daß er sich in seinem Gange nicht werde verirren können. Bei seinen reinen Absichten, und seinem eben so vorsichtigen als eifrigen Wirken, wird er nie vergessen, daß die Moral, zu welcher er die Menschen zurückrufen will, ihm vorschreibt, mit ihnen in steter wechselseitiger Liebe und Eintracht zu leben und sie darin zu erhalten; denn diese gegenseitige Liebe hat der Schöpfer als die erste Pflicht des Menschen und als die sicherste Grundlage seines Glückes anbefohlen.

„Die Gesellschaft der christlichen Moral wird emsig aus ihren Debatten und aus ihren Schriften alles entfernen, was in religiöser Hinsicht zu Streitigkeiten aufregen oder Zweifel erwecken könnte; solche Erörterungen sind deßhalb gefährlich, weil sie die Gemüther trennen, die wir vereinen, die Leidenschaften aufregen, die wir dämpfen wollen, und zuletzt dem wechselseitigen Wohlwollen schaden, womit wir unsere Nächsten zu durchdringen beständig streben werden. Dieser Verein täuscht sich keineswegs in Betreff der großen Arbeit, die er übernimmt, und welche einige Personen verwegen nennen könnten. Er weiß, daß die löblichsten Absichten stets Hindernisse antreffen ..... das Haupthinderniß liegt in dem Unternehmen selbst. Der Verein wird mit der Unwissenheit, der größten Geißel der Welt, zu kämpfen haben, mit derselben

Unwissenheit, welche Alles im Menschen niederschlägt, das Herz so wie den Verstand; ihm den Weg zum Guten dadurch verschließt, daß sie ihm denselben verbirgt; welche ihn seinen Pflichten, seinen Glücksmitteln entfremdet, indem sie nicht zuläßt, daß er sie kennen lerne; welche, eben weil sie durch Irrthümer und Vorurtheile geblendet wird, die Augen dem Lichte verschließt und sich gegen die Klarheit wehret. Diesen Hauptfeind also wird der Verein zu bekämpfen haben: er will und muß es sich zur Pflicht auferlegen. Hiezu wird ihm die christliche Moral Hülfsmittel verschaffen: diese zeichnet dem Menschen alle ihm als Mensch und Bürger obliegenden Pflichten vor. Religion, häusliche und bürgerliche Tugenden, Liebe zur Arbeit, Menschenliebe, Widerstand gegen seine eigenen Leidenschaften, Gehorsam gegen die Gesetze, Achtung gegen die Obrigkeit, Unterwerfung und Ergebenheit gegen den Regenten; Alles steht in dem erhabenen Buche. Hier wird der Verein auch Lehren und Beispiele des ausdauernden Muthes, der wohlwollenden Sanftmuth und der unerschütterlichen Geduld finden, welche weder Zeit noch Mühe scheuet, um zum Ziele zu gelangen.

„Nichts von allem, das Glück der Menschen Angehenden, in welcher Lage sie sich auch finden mögen, wird den Arbeiten der Gesellschaft fremd bleiben. Sie hält sich mit Eifer an den Grundsatz, daß der Mensch nur deßwegen auf der Welt ist, um Gutes zu thun, daß hierin seine Bestimmung, seine Pflicht, und zu gleicher Zeit das sicherste Mittel zu seinem Glücke liegt. Unglücklich sind diejenigen, deren Herz dieses Bedürfniß nicht empfindet; sie berauben sich dadurch des süßesten Genusses, der jedwedem Alter des Lebens, jedweder Lage zusteht, sogar ein Trost im Unglücke, und stets der unausbleibliche Lohn derjenigen ist, welche sich mit dem Glücke Anderer beschäftigen. Dies ist das Ziel unseres Vereins, dies sind auch seine Pflichten und Hoffnungen.“

Der Verein sollte also eine rein philanthropische und religiöse Bestimmung haben. Jedoch sieht man schon aus den Statuten und der Eingangsrede, daß etwas Unbestimmtes in dem Ziele lag, welches er sich vorgesetzt hatte, er war vielleicht gar sich selbst nicht klar bewußt, was er leisten wollte oder konnte, und schien dasselbe den Umständen zu überlassen. Diese haben dann auch nicht ermangelt, den Wirkungskreis des Vereins näher zu bestimmen. Gleich Anfangs nahm sich der Verein der Sache der damals gegen die Türken

kämpfenden Griechen an, und bekam dadurch eine mehr praktische als spekulative Richtung. Ebenso sollte die Verbesserung der Sitten der zum Gefängniß Verurtheilten eine seiner Beschäftigungen werden; vorzüglich sollte die religiöse Besserung vom Vereine betrieben werden. Dies gab Anlaß zur Errichtung eines besondern Comités, welches sich mit der damals bestehenden und unter Aufsicht der Regierung wirkenden Gesellschaft zur Verbesserung des Schicksals der Gefangenen in Verbindung setzte, und sich nicht allein um ihren religiösen, sondern auch um ihren leiblichen Zustand bekümmerte, und die von ihr in den Gefängnissen beobachteten Mißbräuche kund that. Ebenso entstand ein anderes Comité zur Verbesserung des Schicksals der Sklaven in den Kolonien, und aus diesem ward allmählig ein Comité zur Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei.

Vor der Julirevolution war die Presse emsig mit Aufdeckung der schädlichen Folgen der Staatslotterien und der Spielhäuser beschäftigt. Auch dieser Gegenstand mußte die Aufmerksamkeit des Vereins der christlichen Moral auf sich ziehen. Er nahm sich der Sache mit vielem Eifer an, und setzte sogar Preise auf die Einsendung guter Schriften wider Lotterien und Spielbanken. Somit griff der Verein gerade in diejenigen politischen Erörterungen ein, welche damals Presse und Rednerbühne beschäftigten, und wirkte selbst durch mündliche Erörterungen und Schriften. Letztere bestanden in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift und den von ihm gekrönten Abhandlungen. In ersterer wurden auch die Erkundigungen eingerückt, welche der Verein in Frankreich sowohl als im Auslande über jene Fragen und Zustände eingezogen hatte, und welche dann wieder zur Folge hatten, daß sich eine Menge von Provinzbewohnern dem Verein anschlossen, und daß auch im Auslande Stimmen laut wurden zu Gunsten der vom Vereine unternommenen Verbesserungen.

Von den Punkten, welche er besonders im Sinne hatte, kamen zwei, nämlich die Verbesserung des Zustandes der Gefangenen und die Abschaffung der Staats- und Privat-Hazardspiele (Lotterien und Spielbanken), an die Tagesordnung; die öffentliche Meinung unterstützte den Verein, welcher seinerseits den freisinnigen Theil der Deputirtenkammer unterstützte, und so setzte er die Verbesserung des Zustandes der Gefangenen durch, da, wie gesagt, ein besonderer

Verein zu diesem Zwecke entstand, und selbst von der Regierung begünstigt und geleitet wurde. Es wurden unverzüglich Schritte gethan, um junge Delinquenten von den ältern abzusondern und ihnen die Wohlthat des Unterrichts zukommen zu lassen. Ebenso wurde die fehlerhafte und zum Theil elende Einrichtung vieler Gefängnisse besprochen und theilweise auch abgeändert. Diese allerdings wichtige Angelegenheit blieb von jener Zeit an der Regierung anempfohlen, und ist seitdem nicht wieder aus der Tagesordnung gekommen.

Nach den Zeitumständen hat sich dieselbe in so weit verändert, daß jetzt die Frage ist, ob Frankreich auch Pönitentiarhäuser anlegen soll, wie Amerika, England und die Schweiz besitzen. Diese letzte Frage ist daher auch in den letzten Verhandlungen des Vereins der christlichen Moral zur Sprache gekommen und weitläufig erörtert worden.

Noch größern Erfolg hatte dieser Verein in Betreff der Abschaffung der Hazardspiele. Schon während der Restauration war die Regierung nicht abgeneigt, das betrügerische und unmoralische Staatslotto abzuschaffen, welches besonders den Aermern höchst verderblich war. Die Frage war nur noch, wie man den durch die Abschaffung derselben der Staatskasse entstehenden Schaden vergüten könne. Wenigstens wurde dieser einzige Vorwand zu Gunsten der Beibehaltung derselben angeführt. Die Julirevolution bewirkte auch hier eine baldige Reform. Die Nothwendigkeit, dem betrügerischen Spiele ein Ende zu machen, wurde allgemein anerkannt, und die Lotterie ohne Schwierigkeit abgeschafft, wozu auch das Beispiel Englands nicht wenig beitrug.

Schwer war es, die Pariser Spielhäuser aufzuheben. Hier lag das Unmoralische der Anstalten noch mehr am Tage, und das durch diese Häuser bewirkte Unglück wurde durch große Schandthaten erwiesen, und dennoch gab es Vertheidiger derselben, sogar unter den Staatsmännern. Sie meinten, die Spielhäuser gehörten mit zu den nothwendigen oder unvermeidlichen Uebeln einer großen Hauptstadt, und wenn die öffentlichen privilegirten Spielhäuser zugeschlossen würden, so würden eine Menge heimlicher Spielbanken errichtet werden, und hier würde der Unfug um so größer seyn, da das Auge der Polizei nicht über sie wachen könne. Auch zog man die bedeutende, von den Pächtern der Spielhäuser jährlich an

die Stadtbehörde zahlbare Summe in Betracht, ebenso das viele Geld, welches von Fremden in den Pariser Spielhäusern verloren würde, und der Stadt und dem Lande zu gute käme. Letztere Betrachtungen wurden jedoch in der letzten Zeit nicht mehr sehr laut geäußert; denn die öffentliche Meinung sprach sich auch hier sehr kräftig gegen die Beibehaltung der schändlichen Spielbanken aus, welche eine Menge Familien zu Grunde richten, Diebstahl, Betrug und Selbstmord veranlassen. Auch die Regierung sah zuletzt ein, daß es nicht rathsam mehr sey, sich dem allgemeinen Wunsche zu widersetzen. Durch einen Beschluß der gesetzgebenden Kammern wurden am Ende des Jahr 1837 sämmtliche Hazardspielhäuser in Paris aufgehoben, und hiemit diese Quelle des Elends, der Verführung und der Verzweiflung zum Versiegen gebracht.

Also hat der Verein der christlichen Moral bereits zwei Mißbräuche so stark verfolgt, daß er seinen Endzweck erreicht und ihre Abschaffung bewirkt hat. Nunmehr beschäftigen ihn zwei andere Dinge, und er dringt mit einem eben so unablässigen Eifer, wie bei den vorigen Gelegenheiten, auf Abstellung des Unmoralischen, was in denselben liegt. Eines derselben ist die Sklaverei. Gegen den Sklavenhandel braucht er nicht mehr zu eifern, wie ehemals, da alle christlichen Mächte über das Verbieten desselben völlig einverstanden, und auch von einigen die wirksamsten Schritte gethan worden sind, um dem abscheulichen Handel vorzubeugen. Aber die Sklaverei besteht noch in den Kolonien einiger europäischen Mächte und besonders in den französischen. Aus einem ziemlich allgemeinen Vorurtheile haben manche Franzosen die von England getroffene Maßregel zur Abschaffung der Sklaverei in *seinen* Kolonien als eine den andern Mächten, besonders Frankreich, gestellte Schlinge angesehen. England, heißt es, könne der Sklaven jetzt entbehren, und habe die Sklaverei nur deßwegen aufgehoben, weil sie ihm nichts mehr nützen könne, indem diese Macht stets aus Eigennutz handle, und die Humanität nur dann gelten lasse, wenn dieselbe ihrem Privatvortheil keinen Schaden zufügen könne. Frankreich aber befinde sich in einer ganz andern Lage. Seine Kolonien seyen noch nicht so weit vorgerückt, daß sie der Sklaven nicht mehr nöthig haben. Abschaffung der Sklaverei, heißt es ferner, würde die Zugrunderichtung der Kolonien seyn, und von dem Augenblicke an, da die Pflanzer keine Sklaven mehr halten

könnten, würden sie bald an den Bettelstab gelangen, da ohnehin schon die französischen Kolonien so sehr gesunken wären, und längst ihren ehemaligen Wohlstand verloren hätten. Dann kam die Erinnerung an die von den Schwarzen auf St. Domingo ehemals an den französischen Pflanzern verübten Mordthaten und andere Grausamkeiten. Es sey gefährlich, äußerten die Staatsmänner, viel von der Freilassung der Sklaven zu reden, besonders auf der öffentlichen Rednerbühne, weil sie dadurch veranlaßt werden könnten, die erwünschte Freilassung durch gewaltsame Mittel zu beschleunigen, oder sie mit den Waffen in der Hand zu erzwingen, anstatt sie von der Regierung zu erwarten.

Auffallend ist es, daß sogar mehrere sehr freisinnig gesinnte Deputirte, sogar Mauguin, den man beinahe für einen republikanisch Gesinnten hält, sich wider die Freilassung, wenigstens in jetziger Zeit, bestimmt ausgesprochen haben, und in diesem Punkte nicht anders denken und reden als die Pflanzer selbst, denen natürlich nichts erwünschter ist, als Herren und Gebieter der Schwarzen zu bleiben.

Aus allem diesem sieht man, daß der Verein der christlichen Moral hier mit vielen Vorurtheilen, Privatinteressen und Gewohnheiten zu kämpfen hat. Hier wird er nun zwar von einem besondern, bereits oben erwähnten Vereine unterstützt, welcher erst dann entstanden ist, als ein Comité des Vereins der christlichen Moral zur Abschaffung der Sklaverei bereits in Thätigkeit war. Es war nämlich manchen Humanitätsfreunden vorgekommen, als ob ein so wichtiger Gegenstand so viele Erörterungen und Vorbereitungen bedürfe, daß ein eigner Verein genug damit zu thun haben würde. Ohne also dem Comité des Vereins der christlichen Moral Abbruch zu thun, wurde beschlossen, eine Separatgesellschaft mit demselben Vorhaben zu stiften; mehrere, ja die meisten Mitglieder des Comité's schlossen sich auch an den neuen Verein an und brachten in denselben eben die Gesinnungen mit, die sie im Verein der christlichen Moral an den Tag gelegt hatten. Es zeichneten sich unter denselben einige Männer aus, die späterhin ans Staatsruder berufen worden sind, z. B. der Herzog von Broglie, von denen man also einen mächtigen Impuls hinsichtlich der Freilassung der Sklaven hätte erwarten sollen.

Jedoch entsprach dieser Verein den Wünschen der Menschenfreunde nicht. Obschon er seit beinahe 10 Jahren besteht, so sind doch einige Flugschriften zu Gunsten der Abschaffung der Sklaverei und die Verhandlungen in den Versammlungen der Mitglieder die einzigen Beweise seines Wirkens, und von irgend einem Erfolge seiner Schritte, falls er deren wirklich gethan, ist bisher nichts laut geworden. Die Frage steht noch ungefähr auf demselben Punkte, wie zuvor; und obschon in jeder Session der gesetzgebenden Kammern von den Humanitätsfreunden eine Motion zu Gunsten der Sklaven vorgebracht wird, so fehlt es doch nicht an Vorwänden, um sie jedesmal zu beseitigen. Indessen wird dieselbe von den Ministern nicht geradezu abgewiesen; sie antworten bloß, die Sache verlange die größte Vorsicht, und die Regierung verliere dieselbe nicht aus dem Auge, könne aber in keinen übereilten, unüberlegten Vorschlag eingehen.

Sicher werden die Sklaven in den französischen Kolonien über kurz oder lang eben so frei gelassen werden, wie sie in England frei gegeben worden sind. Seit dem Frieden von 1815 üben England und Frankreich eine beständige Wechselwirkung auf einander aus. Was in einem der beiden Länder Freisinniges geschieht, ermangelt nicht, in dem andern Nachahmung zu finden. Man scheint es nicht genug zu bemerken und zu bewundern, wie leicht die Vorurtheile in einem der beiden Länder besiegt werden, wenn sie in dem andern bereits eine Niederlage erlitten hatten, und wie das Beispiel des einen das andere zu demselben Schritte anreizt. Somit läßt sich vorhersagen, daß bald auch Frankreich keine Sklaven mehr haben wird, und in den Kolonien nur von freien Händen die Pflanzungen wird wollen anbauen lassen. Der Verein der christlichen Moral und der Privatverein zu Abschaffung der Sklaverei können zur schnelleren Herbeiführung dieser glücklichen Zeit beitragen. Beide müssen durch Schriften und Reden die Gemüther vorbereiten. Einer hinreißenden Beredsamkeit bedarf es eigentlich dazu nicht mehr; ruhige Widerlegung der Einwürfe gegen den Vorschlag ist hinreichend. Das Gehässige, Gesetzwidrige, Unmoralische der Sklaverei wagt schon Niemand mehr zu vertheidigen. Man stellt den Freunden der Emanzipation nur politische Gründe zur Beibehaltung der Sklaverei entgegen. Diese zu widerlegen, zu zeigen, daß es Zeit ist, Hand ans Werk zu legen, und die

unchristlichen Fesseln zu lösen, womit Christen ihre schwarzen Brüder belastet haben, und ihnen eine Freiheit wiederzugeben, die man nicht berechtigt war, ihnen zu rauben — dies muß jetzt die Aufgabe des Vereins der christlichen Moral seyn. Er muß beweisen, daß die Kolonien durch die Freilassung der Sklaven nicht nur nichts verlieren, sondern sogar noch gewinnen können, da freie Hände besser und mehr arbeiten, als Sklavenhände, und dem Pflanzer nicht mehr furchtbar sind.

Eine andere Frage, welche den Verein seit einigen Jahren ganz vorzüglich beschäftigt, betrifft die Abschaffung der Todesstrafe. Hier hat er einen beredten Vertheidiger seiner Ansichten und Gesinnungen in dem Dichter Lamartine gefunden, welcher nun bereits zweimal in den öffentlichen Jahrsversammlungen aufgetreten und einen Vortrag ganz im Sinne der christlichen Moral gehalten hat. Man sollte denken, es ließe sich die beabsichtigte Abschaffung leichter bewerkstelligen, als diejenige der Sklaverei. Es sind hier wenigstens keine Privatinteressen zu verwahren oder zu berücksichtigen, und deßhalb ist auch der Widerstand nicht so heftig, als in Hinsicht der Freilassung der Sklaven, und die Einwürfe, welche gegen den Vorschlag gemacht werden, sind mehr theoretischer und spekulativer Art. Zufolge des Gesichtspunktes, in welchen sich der Verein der christlichen Moral gestellt hat, ist die einzige Frage diese: Hat die bürgerliche Gesellschaft das unbezweifelte Recht, einem Menschen nach einem Urtheilsspruche das Leben zu nehmen, welches ein Geschenk Gottes ist und von keinem Menschen gegeben werden kann? Wird diese Frage verneint, so ist die Abschaffung der Todesstrafe dadurch als nothwendige Folge ausgesprochen. Wer dagegen dieses Recht anerkennt, muß dasselbe mit moralischen Gründen erhärten, ebenso wie der Verein bloß aus der Moral seine Gründe für die Nothwendigkeit der Abschaffung hernimmt. Denn daß die Todesstrafe ihren Nutzen in der bürgerlichen Gesellschaft haben könne, darf hier nicht in Betracht kommen. Ist die Todesstrafe der Moral zuwider, so kann sie auch nicht nützlich seyn; und wäre sie auch nützlich, so dürfte sie doch nicht beibehalten werden; denn auf einen unmoralischen Grund kann eine Gesetzgebung nicht gebaut werden. Welche Theilnahme diese Frage, die seit 1825 vom Vereine als Preisaufgabe gestellt worden, bereits erregt hat, sieht man aus dem Umstande, daß im vorigen Jahre

beinahe 50 Schriften darüber aus verschiedenen Ländern eingekommen sind.

Im März 1838 ist die 18 Fuß lange, auf Antrieb der Gesellschaft der christlichen Moral von einer Menge unterzeichnete Bittschrift wegen Abschaffung der Todesstrafe endlich der Deputirtenkammer vorgelegt worden, und bei Erörterung derselben hat Lamartine wiederum in dieser Sache eine Rede gehalten, diesmal aber, wahrscheinlich wider die Gesinnung mancher Mitglieder des Vereins, der bürgerlichen Gesellschaft das Recht eingeräumt, einem Bösewichte, welcher den Frieden und die Sicherheit seiner Mitmenschen gestört habe, das Leben zu nehmen, und nur das Unzulängliche und Unzweckmäßige einer solchen Strafe zu zeigen gestrebt, wobei er bemerklich gemacht hat, daß der Verein, welcher die Abschaffung der Todesstrafe betreibe, dieselbe durch andere, und zwar nicht vernichtende, sondern bessernde Strafen ersetzen wolle. Die Meisten haben sich bestimmt in entgegengesetztem Sinne ausgesprochen und hiedurch angezeigt, daß sie nie zur Abschaffung der Todesstrafe mitwirken werden; und auch die Deputirtenkammer hat sich dem Gesuche des Vereins der christl. Moral so wenig geneigt bewiesen, daß durch eine überwiegende Mehrheit der Stimmen die Bittschrift beseitigt worden ist und man zur Tagesordnung geschritten ist.

Wahrscheinlich wird sich der Verein dadurch nicht entmuthigen lassen. Er kann in der Folge geneigtere Minister vor sich haben, anders gesinnte Volksdeputirte in der Kammer antreffen, und die in freien Staaten so viel geltende öffentliche Meinung für sich gewinnen.

Einige andere philanthropische Gegenstände, welche der Verein beabsichtigt, sind nicht so wichtiger Art. So legt er es sich zur Pflicht auf, eine gewisse Anzahl von Waisen zu versorgen, und zwar dadurch, daß er ihre erste Erziehung auf seine Kosten veranstaltet und sie dann zu guten Handwerkern zu bilden sucht.

Auch hat der Verein einigemal von berühmten Menschenfreunden Fonds erhalten zur Ertheilung des Preises für die beste Abhandlung über eine bestimmte Frage, z. B. die Erleichterung des Schicksals der jungen Blinden, und der Verein selbst hat die Kosten zu mehreren Preisen für gemeinnützige Abhandlungen bestritten, z. B. über die Gewissensfreiheit, über die Abschaffung der

Bettelei, über die Nothwendigkeit, seine religiösen Ueberzeugungen an den Tag zu legen u. s. w.

In der ersten Zeit seines Daseyns hatte er über 400 Mitglieder, unter welchen sich einige der berühmtesten Männer der damaligen Zeit befanden, als Casimir Perier, die Generale Lafayette und Foy, La Rochefoucauld-Liancourt, Graf Laborde, Baron von Staël, Herzog von Broglie, Guizot und mehrere Andere. Seitdem unter der jetzigen Regierung manche Einrichtungen verbessert worden, und also die gegen dieselben zuvor entstandene Opposition aufgehört hat, ist auch in dem Verein der christlichen Moral der vorige Eifer ein wenig erkaltet; viele Männer, die sich in demselben auszeichneten, nehmen keinen Antheil mehr an den Arbeiten; einige sind gestorben, viele Andere gehören jetzt mit zur Regierung und haben versprochen, so viel in ihren Kräften stehe, zu bewirken, wonach sie sonst als Mitglieder des Vereins strebten; von diesen mögen Einige bereits ihr Versprechen vergessen haben. An dem Wirken Anderer sieht man, daß ihre Tendenz durch den Geist des Vereins bestimmt worden ist.

Uebrigens ist seit der Julirevolution eine Akademie wieder in Wirkung getreten, welche sich zum Theil mit denselben Gegenständen beschäftigt, wie der Verein der christlichen Moral. Dies ist nämlich die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, eine aus der Revolution entsprungene Anstalt, die Napoleon einschlummern ließ und die Bourbons ganz aufhoben. Sie ist aber fast unentbehrlich in einem Lande, wo die gesetzgebenden Kammern beständig wichtige Punkte der Moral und Politik zu erörtern haben, über welche die fortdauernden Arbeiten einer besondern Akademie nicht allein den Ministern, Pairs und Deputirten, sondern auch der ganzen Nation Aufklärung ertheilen können. Da solch eine Akademie bedeutendere Mittel zu ihrem Gebote hat, und ein höheres Ansehen genießt, als ein Privatverein, so kann sie auch mehr wirken. Dagegen befindet sie sich in keiner so unabhängigen Lage, und muß daher manche Rücksichten beobachten, über welche ein freier Verein sich hinaussetzen kann.

Die vom Verein der christlichen Moral seit 1822 herausgegebene Zeitschrift führte Anfangs den Titel: Journal de la Sociéte de la morale chrétienne; es erschienen 12 Bände davon. Dann wurde es unter dem Titel Archives philantropiques fortgesetzt.

Hievon kamen aber nur 2 Bände heraus. Nach der Julirevolution gerieth das Unternehmen ins Stocken und hörte 1831 auf. Jedoch wurde es durch die thätige Hülfe einiger eifrigen Mitglieder des Vereins im folgenden Jahre wieder aufgenommen. Die Zeitschrift nahm ihren ursprünglichen Titel wieder an und ist seitdem ununterbrochen und regelmäßig fort erschienen. Eine kurze Geschichte des Vereins und eine Uebersicht seiner Leistungen, von Villenave, findet sich in dem Jahrgang 1834.

Nach dem Muster des Pariser Vereins haben sich einige Provinzialvereine gebildet, unter andern einer zu Marseille; jedoch scheint es nicht, daß aus demselben etwas Bedeutendes geworden ist.

Ein minder politischer Verein, der aber ebenfalls einen bedeutenden Einfluß auf Staatseinrichtungen ausgeübt hat, ist der Verein für den Elementarunterricht, dessen Ursprung in die kurze, unter dem Namen der hundert (Napoleonischen) Tage allgemein bekannte Regierungszeit des abgesetzten Kaisers hinaufreicht. Eigentlich beabsichtigte der damalige Minister Carnot bloß die Einführung der Lancaster'schen Lehrmethode in dem Schulunterricht in Frankreich. Er setzte zu dem Endzweck ein Comité ein, das natürlich keine Zeit hatte, etwas ins Werk zu setzen. Aber nach der zweiten Rückkunft der Bourbonen versuchten Andere, besonders Graf Laborde, welche sich in England mit jener Lehrmethode vertraut gemacht hatten, dieselbe nach Frankreich zu verpflanzen. Ich muß hier eines Mannes gedenken, den man fast bei allen freisinnigen Unternehmungen und Stiftungen jener Zeit antrifft, nämlich des Grafen Lasteyrie. Vielleicht zwanzig Vereine in Paris zählen diesen Mann unter ihren Mitgliedern, und einige verdanken ihm zum Theil ihre Stiftung. Alle diejenigen, welche einen edeln Gedanken ins Werk setzen wollten, fanden ihn stets bereit, sie zu unterstützen, und seine Erfahrung und Thätigkeit war ihnen oft von großem Nutzen in der Ausführung ihrer Plane. Man findet ihn daher besonders wirksam in den neuen Vereinen, und er wird manchmal zu ihrem Vorsitzer gewählt. Späterhin, wenn der Verein eine gewisse Selbstständigkeit erworben hat und seiner Hülfe nicht so sehr mehr bedarf, sieht man den Grafen Lasteyrie, der im Grunde mehr guten Willen als tiefe Einsicht, mehr Gutmüthigkeit als durchdringende Kraft besitzt, sich zurückziehen und

andern entstehenden Vereinen seine Zeit und seine Erfahrung schenken.

Dieser Mann gehörte dann auch zu den Stiftern des Vereins für Elementarunterricht. Diesen Namen hatte die Gesellschaft angenommen, da die Verbesserung des Volksunterrichts ihr Hauptzweck werden sollte; und weil es mit diesem Unterricht sehr mangelhaft aussah, so hatte der Verein die Lancaster'sche oder wechselseitige Unterrichtsmethode gewählt, um dadurch viele Kinder auf einmal unterrichten zu können. Diese Methode wurde daher auch einzig in den vom Vereine gestifteten oder unterstützten Schulen gebraucht, und es wurden in den Pariser Schulen angehende Lehrer mit derselben vertraut gemacht, damit sie dieselbe Lehrart in die Provinzen des Reichs verbreiten könnten.

Der Verein für den Elementarunterricht fand außerordentlichen Beifall in Frankreich, und bekam von allen Seiten her bedeutende Unterstützung, so daß er in Stand gesetzt wurde, Schulen zu stiften oder stiften zu helfen, Lehrer zu bilden, Unterrichtsbücher abfassen zu lassen, Preise und Aufmunterungen zu ertheilen und eine Zeitschrift herauszugeben, um öffentlich Rechenschaft über die Fortschritte des Volksunterrichts abzulegen.

Natürlich konnte die Restaurations-Regierung dem Einflusse des Vereins auf die Verbreitung des Volksunterrichts nicht gleichgültig zusehen. Was der Verein that, hätte sie schon früher thun sollen. Das Daseyn und Wirken des Vereins war ein Beweis der Gleichgültigkeit und Unthätigkeit der Regierung; nach ihren kurzsichtigen Begriffen war es auch eine gefährliche Sache, das Volk aufzuklären, und es schien ihr hinreichend, dasselbe durch die vorhandenen Schullehrer, und besonders durch die geistlichen Brüder der christlichen Lehre, etwas Lesen, Schreiben und Rechnen nebst dem Katechismus zu lehren. Alles, was darüber ist, schien ihr zu viel, und mithin bedenklich. Bei solchen Ansichten mußte ihr natürlich das thätige Wirken des freien Vereins eher mißfallen, als lieb seyn. Sie that daher auch nichts für denselben und suchte ihm im Gegentheil unter der Hand auf mancherlei Art hinderlich zu seyn. Alle diejenigen, welche sich zu eifrig für den Zweck des Vereins bemühten, wurden übel angesehen, und den Beamten gereichte es zum Vorwurf, wenn sie als Mitglieder desselben offenkundig wirkten. Die geistlichen Brüder bekamen starke Unterstützung,

um den von dem Vereine angestellten Lehrern die Wage halten zu können. In den ultraroyalistischen Blättern wurde die Methode des wechselseitigen Unterrichts als nutzlos, ja sogar als schädlich verschrien. Glücklicherweise befanden sich unter den Staatsmännern einige, denen dies nicht einleuchten wollte, und welche der Meinung waren, daß eine Methode, welche den Volksunterricht erleichtert, der Aufmerksamkeit und Unterstützung werth sey. Als Decazes Premier-Minister wurde, erhielten der Verein und die von ihm gestifteten Anstalten den Schutz der Regierung, und auch der Seinepräfekt, Graf Chabrol, als Hauptmagistratsperson der Stadt Paris, unterhielt stets auf Staatskosten die vorzüglichsten Schulen, welche seit dem Bestehen des Vereins angelegt worden waren. Nach dem Decazes'schen Ministerium kamen minder aufgeklärte Minister ans Staatsruder, und die Vorurtheile der Ultraroyalisten nahmen wieder überhand; der Verein hatte nun aber schon zu feste Wurzeln gefaßt, als daß es ein Leichtes gewesen wäre, sein Wirken zu hemmen. Eine Menge von Hülfsvereinen waren in den Provinzen entstanden; alle korrespondirten mit dem Pariser Verein und bekamen von demselben Belehrung und Aufmunterung. Es regte sich in den Landstädten ein bisher unbekannter Wetteifer hinsichtlich der Verbreitung des Volksunterrichts und der Aufklärung, und die Regierung konnte nicht bei dem Wenigen, das sie bisher für das geistige Wohl des Volks gethan hatte, stehen bleiben, sondern mußte auch Hand ans Werk legen, wollte sie nicht von einem freien Verein beschämt werden, welcher dieser Sache große Opfer brachte.

Also begann bereits während der Restauration eine Reihe von Verordnungen, die aber erst nach der Julirevolution durch gesetzliche Beschlüsse ihre Vollendung erhielten. — Mit der Volksliteratur hatte es bis dahin dürftig ausgesehen. Der Verein für Elementarunterricht mußte, nachdem er das Volk lesen gelehrt hatte, auch für gute Volksbücher sorgen. Er stellte Preise für das Abfassen derselben auf, und es wurde eine ziemliche Anzahl faßlicher Unterrichtsbücher eingeschickt und gedruckt. Die Wissenschaft ward in den Volksunterricht hineingezogen, und es entstanden ganze Bibliotheken von Elementarbüchern. Auch die Musik ward in die Volksschulen gebracht, und diese bisher in Frankreich sehr vernachlässigte Kunst wurde nun weit allgemeiner, und zum ersten

Male ein Gegenstand der Unterweisung in den Primärschulen. Die Wissenschaft des Unterrichts, an welche man vorhin wenig gedacht hatte, mußte ebenfalls gelehrt werden, und dies veranlaßte die Anlegung der Primärschulen.

Somit übte der Verein nach allen Seiten hin einen merkwürdigen Einfluß auf die Bildung der Nation aus. An einigen Mißgriffen konnte es natürlich nicht fehlen; sie waren jedoch nicht so wichtig, daß sie großen Schaden hätten verursachen können. Je häufiger die Obskuranten den wechselseitigen Unterricht als zweckwidrig und verderblich darstellten, desto lebhafter ward die Vertheidigung desselben von den Mitgliedern und Freunden des Vereins geführt, und zuletzt überredeten sie sich selbst, daß diese Unterrichtsweise in jedem Falle und in jeder Lage die beste sey, so daß sie auch auf kleine Schulen und auf das Unterweisen von Dingen angewendet wurde, zu welchen sie nicht paßt. Späterhin sah man sich genöthigt, von Manchem wieder abzulassen, was man im ersten Eifer als vortrefflich angesehen und gerühmt hatte. Dem Verein für Elementarunterricht bleibt aber immerdar der Ruhm, den ersten Anstoß zur Verbesserung und Verbreitung des Volksunterrichts gegeben zu haben. Was seit der Julirevolution in diesem Zweige ausgeführt worden ist, war von diesem Verein vorbereitet oder schon praktisch ausgeübt worden. Sein Wirken muß künftighin beschränkter werden, da die Regierung die beträchtlichen, ihr von den gesetzgebenden Kammern in die Hände gegebenen Mittel dazu anwenden kann, im Großen den Schulunterricht zu befördern und zu verbessern, was der Verein nur theilweise unternehmen konnte. Unnütz wird dieses Wirken nimmer werden; denn wenn der Verein sich auch nur darauf beschränkte, der Regierung zur Hand zu gehen, da nachzuhelfen, wo Versäumniß der öffentlichen Beamten statt findet, über Befolgung der Gesetze und Verordnungen zu wachen, und besonders in der Hauptstadt die Einrichtung der Normalschulen zu verbessern, so wäre damit schon viel gethan. Am nützlichsten für das gemeine Wohl würde es seyn, wenn der Verein und die Regierung mit vereinten Kräften wirkten. Dies läßt sich aber nicht wohl erwarten. Minister wirken nicht gern in Einstimmung mit einem freien, von ihnen unabhängigen Verein, und sehen es noch ungerner, wenn dieser ihre Handlungen beobachtet und gleichsam controlirt. Alles, was der Verein also hoffen

kann, ist, daß er von dem Ministerium nicht nur keine Hindernisse in seinem Wirken erfahre, sondern auch einige Unterstützung erhalte.

Aus dem Verein für Elementarunterricht ist eine andere Gesellschaft zur Verbesserung der Lehrmethoden hervorgegangen, wie der Verein der christlichen Moral einem andern zur Abschaffung der Sklaverei das Daseyn gegeben hat. Dieser Verein besteht zum Theil aus Lehrern und Vorstehern, auch Vorsteherinnen, von Erziehungshäusern, wie auch aus Privatleuten, welche sich die Verbesserung des Unterrichts angelegen seyn lassen. Sie versammeln sich alle 14 Tage, und das Publikum wird zu den Sitzungen zugelassen, so daß hier öffentlich debattirt wird; ein Beweis, wie hier die constitutionellen Sitten bereits ins öffentliche Leben gedrungen sind. Da dieser Verein im Auslande fast ganz unbekannt ist, so wird es den Lesern wohl nicht unangenehm seyn, wenn ich hier etwas umständlich von den Sitzungen spreche, welche im vorigen Jahre von jenem Verein gehalten wurden, in der Absicht, den von den Ministern den gesetzgebenden Kammern vorgelegten Gesetzentwurf über die sogenannten Ecoles secondaires oder Privat-Erziehungshäuser öffentlich zu prüfen. Es war sehr voll in den beiden hiezu bestimmten Sitzungen, und in der ersten derselben hatte es selbst der Berichterstatter des Gesetzentwurfs in der Deputirtenkammer, Saint-Marc Girardin, nicht unter seiner Würde gehalten, sich einzufinden, und die Einwürfe, welche praktische Erzieher gegen den Gesetzentwurf zu machen hatten, zu vernehmen, und allenfalls auch zu widerlegen. Es traten mehrere Redner auf; einige sprachen auch sehr geläufig und nachdrücklich. Besonders wurde der von der Prüfung der Vorsteher der Erziehungsanstalten handelnde Paragraph lange und umständlich erörtert. Nach dem Gesetzentwurfe des damaligen Ministers Guizot sollte jedweder, welcher eine Erziehungsanstalt errichten wollte, ein Diplom der Faculté des lettres, so wie ein Attestat guter Aufführung vorlegen, und außerdem von einer Jury examinirt werden können. Diese Jury griff ein Herr Bernard Jullien, welcher sich über seine Absetzung als Principal des College zu Dieppe bitter beklagte, mit vieler Lebhaftigkeit an. Die Jury bestehe nämlich größtentheils aus Beamten, die vom Minister des Unterrichtswesens angestellt werden, mithin hänge es beinahe ganz vom Minister ab, Jemanden

die Erlaubniß zur Errichtung einer Erziehungsanstalt zu ertheilen oder zu verweigern; dieses sey der öffentlichen Freiheit zuwider. Ein Hr. Rivail, Vorsteher einer Erziehungsanstalt, schlug vor, die angehenden Lehrer solcher Anstalten einer Art von Noviziat zu unterwerfen; sie sollten nämlich einige Jahre lang als Unterlehrer an einer bekannten Anstalt gestanden haben, wenn sie selbst eine Anstalt dirigiren wollten. Dies sey das beste Mittel, taugliche und moralische Subjekte zu bekommen, und überhebe eine Jury der Mühe und der Unannehmlichkeit, sie zu prüfen. Etwas Aehnliches verlange man ja in Frankreich von den Notarien, warum also nicht auch von den öffentlichen Erziehern? Dieser Vorschlag wurde von einem Herrn Royer-Collard (nicht dem berühmten Deputirten, sondern einem Verwandten desselben, welcher auch eine Zeitlang am Verein der Lehrmethode, gleich andern Mitgliedern, unentgeltliche Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände gehalten hat) sehr gebilligt. Er hielt es ganz der Ordnung gemäß, daß man von einem Erzieher dieselbe praktische Uebung verlange, die von angehenden Notarien, Apothekern u. s. w. verlangt wird, ehe sie zur Ausübung ihres Geschäftes zugelassen werden. Es kamen noch mehrere interessante Bemerkungen über die Gesetzgebung in Hinsicht des öffentlichen Unterrichtswesens vor. Zuletzt verlangte Saint-Marc Girardin zu reden. Er äußerte, er habe die Verhandlungen mit vieler Aufmerksamkeit und Theilnahme angehört; er rathe dem Verein, die geäußerten Bemerkungen und Einwendungen gegen den Gesetzentwurf schriftlich abzufassen und der mit Untersuchung des Entwurfs beauftragten Commission der Deputirtenkammer zukommen zu lassen. Er zweifle gar nicht, daß man dieselben berücksichtigen werde.

Die folgende Sitzung wurde daher dazu verwendet, die Wünsche des Vereins bestimmt auszusprechen und abzufassen. Bei dieser war der Berichterstatter der Deputirtenkammer nicht zugegen; aber dagegen war der Saal wieder voll von Lehrern, Vorstehern von Erziehungsanstalten und andern Personen. Auch waren einige Geschwindschreiber mit dem Stenographiren der gehaltenen Reden beschäftigt. Der Entwurf eines Promemoria an die Commission der Deputirtenkammer wurde vorgelesen. Der Verein gab darin zu, daß der Secundär-Unterricht nicht ganz frei gelassen werden könne, daß wenigstens die bürgerliche Gesellschaft befugt sey, von

den Männern, welche Unterrichtsanstalten und Erziehungshäuser anlegen wollen, den Beweis zu verlangen, daß sie im Stande sind, Andere zu unterweisen, und daß sie einen sittlichen Wandel führen. Aber die von der Regierung in Vorschlag gebrachte Jury, welche das Recht haben sollte, die zu öffentlichen Erziehern sich meldenden Personen noch einmal zu prüfen, und sie entweder anzunehmen oder zu verwerfen, wollte der Verein für Lehrmethoden nicht zugeben. Besagte Jury, welche nach dem Gesetzentwurf ganz von der Regierung ernannt werden und also von derselben abhängig gemacht werden sollte, schien dem Verein ein Eingriff in die Freiheit des Unterrichts; um dagegen der Regierung einigen Ersatz darzubieten, schlug er vor, diejenigen, welche Vorsteher von Erziehungshäusern werden wollen, der Verpflichtung zu unterwerfen, einige Jahre lang in einem Erziehungshause als Unterlehrer gestanden zu haben.

Herr Bernard Jullieu sprach wieder viel und geläufig über die von der Oberbehörde des Unterrichtswesens begangenen Fehler. Besonders beklagte er sich über den mit Vorschreiben von Schulbüchern in den Colleges getriebenen Unfug: manche Schriftsteller müßten Jahre lang warten, ehe man ihre Unterrichtsschriften in die öffentlichen Anstalten zulasse; manche Schriften würden gar nicht untersucht und dennoch als unzulänglich oder unzweckmäßig verworfen, welches alles zur Folge habe, daß Schriftsteller den Muth verlören, für den öffentlichen Unterricht zu arbeiten und die Collegien mit schlecht abgefaßten Schulbüchern überschwemmt würden. Ueberhaupt, meinte er, sollte sich die öffentliche Behörde mit dem Vorschreiben von Schulbüchern und Lehrmethoden gar nicht befassen, sondern die Wahl den Lehrern ganz frei stellen.

Dieselbe Behauptung führte auch ein anderer Redner (ich glaube, es war Royer-Collard) recht gut durch. Jeder Lehrer habe seine besondere Art, zu unterweisen; er nehme aus einem Buche dieses, aus einem andern jenes heraus, was ihm gut dünke; man müsse ihm also hinsichtlich der Methode und des Schulbuches ganz freie Hand lassen.

Nach diesem trat ein junger Mann auf, dessen Aussprache seine Herstammung aus Südfrankreich, wo man bekanntlich ein lebhaftes Temperament hat, bezeugte. Dieser aufbrausende Redner

behauptete schlechtweg, die jetzt gebräuchlichen Schulbücher seyen abscheulich, und der Unterricht erbärmlich; über den alten Sprachen versäume man den weit nützlicheren und nöthigeren technischen Unterricht. Der Redner drang auf eine gänzliche Umgestaltung des Unterrichtswesens, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß ihn der Sekretär des Vereins unterbrechen mußte, mit der Bemerkung, der Verein habe keineswegs den Zweck und die Absicht, das Unterrichtswesen umzugestalten; man sey diesmal bloß deßhalb zusammengekommen, um sich einander seine Gedanken über den Gesetzentwurf in Betreff der Sekundärschulen mitzutheilen und die Einwendungen dagegen bestimmt auszudrücken.

Es schien jedoch, daß einige Zuhörer Vergnügen an den Aufwallungen des jungen Redners fanden; denn sie äußerten den Wunsch, es möge ihm verstattet werden, sich frei auszusprechen, da seine Meinung zu guten Bemerkungen auch über den zur Sprache gekommenen Gesetzentwurf Anlaß geben könne. Er fuhr nun auch kühn fort in seinem Kritisiren des Unterrichtswesens, wie es in Frankreich beschaffen ist. Jedoch hatte dieses weiter keinen Einfluß auf die Debatten. Zuletzt kam man in der Hauptsache überein und beauftragte den Vorstand des Vereins, der Commission der Deputirtenkammer die gemachten Einwendungen schriftlich mitzutheilen.

Dies geschah. Indessen bestand dennoch die Commission auf Beibehaltung der von der Regierung verlangten Prüfungs-Jury. Bei den öffentlichen Debatten in der Deputirtenkammer redeten mehrere freisinnige Abgeordnete im Sinne des Vereins für Unterrichtsmethoden, konnten aber ebenfalls die Weglassung jener Jury nicht bewirken. Um sie nicht ganz von der Obrigkeit abhängen zu lassen, schlugen besagte Redner vor, einige Munizipalräthe, welche bekanntlich vom Volke gewählt werden, zur Jury zu berufen; aber auch dieses wollte das Ministerium nicht zugeben. Es wurden jedoch einige andere Verfügungen getroffen, welche das willkürliche Verfahren der Obrigkeit im Prüfen und Annehmen der Vorsteher der Erziehungsanstalten so ziemlich zu verhindern scheinen.

Der Verein hat jedoch nicht oft Gelegenheit, sich mit Gesetzgebung zu befassen; meistens beschränken sich seine Verhandlungen auf Untersuchungen über Lehrgegenstände und Lehrmethoden, wie

es sein Name angibt. Dadurch aber, daß er unentgeltliche Vorträge über verschiedene Wissenschaften halten läßt, übt er einen gewissen Einfluß auf die öffentliche Bildung aus, obschon freilich diese Vorträge wenig besucht werden, ausgenommen diejenigen über Literatur.

Eine Association polytechnique besteht für technische Zwecke; sie hat bisher nicht viel Aufsehen erregt und wie es scheint im Stillen fortgewirkt; jedoch kann sie jetzt, da die Anlegung von Eisenbahnen und Dampffuhren im Werke ist, wichtig werden, wie sie denn auch bereits angefangen hat, bei dem ersten Gesetzentwurf, hinsichtlich der Anlegung von Eisenbahnen, den Gegenstand im Beiseyn mehrerer Pairs und Deputirten zu erörtern. Diese haben dann hernach die im Verein erworbene Einsicht ihren Collegen bei den Debatten mitgetheilt, welches man daraus gesehen hat, daß die auf den öffentlichen Rednerbühnen gemachten Bemerkungen und Einwendungen beinahe dieselben waren, welche in der Sitzung des Vereins, von welcher die Tagesblätter umständlich Bericht erstattet hatten, geäußert worden waren.

Von den Vereinen, welche die Ausübung der Wohlthätigkeit gegen Hülfsbedürftige zum Zwecke haben, und deren es in Paris mehrere gibt, besonders die sogenannte Société philantropique, brauche ich hier nicht zu reden, da ihre Einrichtung sowohl als ihr Wirken nichts Merkwürdiges darbietet.

Ein Verein zu Gunsten der Gelehrten und zur Sicherung des Eigenthums der Geistesprodukte ist noch zu neu, als daß sein Wirken schon sichtbar werden könnte. Was man von ihm zu erwarten berechtigt ist, besteht darin, daß er darauf hinarbeite, die Gesetze, welche seit der Revolution das geistige Eigenthum beschützen, zu verbessern, zufolge der seitdem erworbenen Erfahrung, und den Nachdruck der Bücher im Auslande aufzuheben. Zu ersterem ist schon vor einigen Jahren durch eine von der Regierung deßhalb eingesetzte Commission ziemlich viel vorgearbeitet worden, und was letzteres betrifft, so wird der Verein kräftig von den Pariser Buchhändlern unterstützt, welche ebenfalls nach der Aufhebung des ihnen so verderblichen Nachdruckes streben und darüber schon einige Unterhandlungen mit den Ministern gepflogen haben. Durch Mitwirkung des Buchhandels kann der Verein es vielleicht dahin bringen, daß endlich eine allgemeine Uebereinkunft zwischen den

europäischen Mächten getroffen wird, den Nachdruck wechselseitig zu verhindern, wie bereits Preußen sich erboten hat, Reciprocität in dieser Hinsicht gegen diejenigen Staaten auszuüben, welche ihrerseits sich anheischig machen, den Nachdruck ganz niederzuschlagen. Natürlich müßte diese Vereinbarung eine allgemeine werden, um ihren Zweck zu erreichen. Denn wenn nur der geringste Staat sich der allgemeinen Verpflichtung entzöge, so könnte er ein furchtbarer Nachdrucker werden, und die Bestrebungen aller andern zur Abschaffung des Uebels vereiteln. Der Pariser Verein muß sich die Aufgabe stellen, die sich zeigenden Hindernisse zu beseitigen, den Staaten das wechselseitige Verständigen zu erleichtern, und ähnliche Vereine in andern Ländern zu veranlassen, bis allgemeine Verträge sie unnütz und überflüssig machen.

Im Allgemeinen wird also besagter Verein seinen Zweck schwerlich ganz erreichen. Aber er kann etwas thun, damit der Erfindungsgeist die Früchte seiner Forschungen, Versuche und Anstrengungen nicht verliere und einen mit der Wichtigkeit der Erfindung im Verhältniß stehenden Lohn empfange.

Depping.

Die jetzige Stellung des Adels,

besonders des deutschen.

Wir finden überall und in allen Zeiten erbliche, ja kastenartige Unterschiede der Stände und ihrer Berechtigungen, abgeschattet vom Loose eines Plantagen=Negers bis zum patriarchalen Verhältnisse der hochschottischen Clans. Wir finden sie am unvertilgbarsten da, wo die Unterschiede sich durch die Farbe der Haut bedingen, sonst aber überall ein ewiges, unverändertes und daher stets erfolgreiches Streben der Hörigen, die persönliche Knechtschaft in eine an Grund und Boden gebundene Leibeigenschaft, diese in Zinsbarkeit und endlich auch letztere in völlige Freiheit des Bodens und ihrer Personen zu verwandeln.

Die früheste, uns bekannte Vorzeit scheint in ihrem Adel eine Art Priesterkaste gehabt zu haben. Wahrscheinlich zierte er die Nachkommen der Fremdlinge, welche die Formen der Gottesverehrung, die Anfänge der Sittigung, verbesserte Kriegführung und Gehorsam unter Gesetze rohen Urvölkern gelehrt, und bei diesen eingeführt hatten. Wenn die Häupter dieser Fremdlinge als Götter und Helden verehrt wurden, so lag es doch wohl ganz nahe, daß die Erben ihres Wissens an der Spitze der Gemeinwesen blieben, welche ihre Väter gegründet hatten. Sogar bei den Römern, welche doch aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt waren, ist unverkennbar, daß sie ursprünglich von einer Priesterkaste beherrscht wurden, und daß diese hetrurischen Ursprungs war.

Einen andern Ursprung, einen andern Grund des Daseyns hat der Adel der Zeiten seit der Völkerwanderung, besonders der deutsche, und durch diesen der gesammte europäische nicht-slavische und nicht-magyarische Adel. Er ist nichts Anderes, als das uralte Verhältniß der deutschen Freien, wie schon Tacitus sie trefflich schildert, angewendet auf die Sortes, die Lehen derer, welche in den erobernden Gefolgschaften ausgegangen waren. Die Türken hatten in ihren Timaren etwas Aehnliches. Erblichkeit dieser Loose trat zuweilen erst später hinzu, wurde aber überall erworben, und sogar auf Aemter und Würden ausgedehnt. Der Anführer, nun auf dem Schilde von seiner Schaar zum Könige erhoben, brauchte seine Waffengenossen gar oft, und diese vergaßen ihren Vortheil begreiflicherweise nicht, und konnten die Bedingungen stellen.

Noch bestehen in Westphalen Bauerhöfe, in welchen die Weise jener alten Urformen sich noch abspiegelt. Ein großer Theil der Ritterburgen mag jünger seyn, als diese Höfe. Jene wurden nothwendig und wichtig durch die Auflösung der Königsgewalt und den Kampf mit den aufblühenden Bürgergemeinen. Wie so vieles andere Urgermanische hat Schweden in seinen Reiterhöfen Zweck und Gestaltung des Besitzes des deutschen Grundherrnadels noch einigermaßen erhalten. Norwegen dagegen, obgleich es eben so treu in allem Andern aufbewahrt, hat deren keine aufzuweisen; denn es ist mehr, und durch seine physische Gestaltung beinahe ausschließlich, an die See gewiesen. Wo aber Normannen auf ihren abenteuerlichen Seezügen sich als Eroberer festsetzten, ordneten sie die Verhältnisse ganz wie die zu Land eingedrungenen deutschen Stämme, sogar noch in den Zeiten, in welchen sie der deutschen Zunge bereits fremd geworden waren, in England und in Unteritalien.

Auch die Organisation der Lande, welche die Kreuzfahrer in Asien und dem östlichen Europa einige Zeit im Besitze hatten, und sich darin auf ihre Weise einrichten wollten, beweist wie fest damals noch der europäische Adel an den Grundsätzen seiner ursprünglichen Gestaltung hing. Auch gegen die überwundenen Slaven, Letten und Esthen wurde mit furchtbarer Strenge durchgeführt, was in romanischen Landen durch Reste der alten Civilisation doch etwas gemildert worden war, deren die unterjochten Völker sich erfreuten.

Durch diese Verbreitung eines deutschen Herrschervolks über die ganze abendländische Welt entstand aber ein folgereicher Unterschied zwischen dem Adel, welcher romanische Völker unter sich hatte, und dem, welcher in Deutschland zurückgeblieben, oder nur in die nahen slavischen Marken vorgerückt war, also mit Deutschland in unmittelbarer Verbindung, und seiner Sprache, seinen Sitten treu blieb.

Jener verschmolz durch Gemeinschaft des religiösen Bekenntnisses, durch Ehen und ausgebildeteres Städteleben bald mit den eroberten Völkern, obgleich diese noch lange nach verschiedenen Gesetzen gerichtet wurden, und ein erschlagener italienischer Raja nur halb so viel Wehrgeld kostete, als ein Lombarde oder Gothe. Durch häufige Verbindung mit Töchtern des Landes wurde nothwendig, den Adel nur vom Vater ausgehen zu lassen. Auch England überkam durch die Normannen diese Halbbürtigkeit, denn diese hatten bereits die Gewohnheitsrechte des übrigen französischen Adels angenommen, als Wilhelm sie nach England brachte.

Der in Deutschland zurückgebliebene Adel aber hielt den alten Grundsatz der Vollbürtigkeit fest, von der Mutter sowohl als vom Vater, und war nach seiner und der Standesgenossen Meinung der Hauptzweig des vielästigen Stammes. Deutschland galt bis zur Auflösung des Reichs für den Sitz, für das Urland des Gesammtadels. Nicht nur saßen seine Dynastenfamilien abwechselnd beinahe auf allen Thronen Europas, sein Kaiser wurde angesehen als Haupt des Adels im Allgemeinen, und Reichsfürst zu werden dünkte selbst noch einem Potemkin ein Schritt aufwärts, wie viel mehr noch einem polnischen, italienischen, ja französischen Edelmann, nicht aber einem englischen, weil dieser in seiner verfassungsmäßigen Stellung frühe die Nothwendigkeit nationalen Abschließens erkannt hatte. Das Verhältniß von Kaiser und Reich zum Adel des übrigen europäischen Festlandes stellte sich ungefähr wie das der Londner Großloge der freien und aufgenommenen Maurer zu den Großlogen und Freimaurern des Festlandes.

Die geschichtlichen Momente, welche den Adel Deutschlands um seine uralte Stellung gebracht haben, sind zu bekannt, als daß sie hier erwähnt zu werden brauchten. Vergebens versorgten Domstifte und reiche Cassinenserklöster, welche man in Stifter umgewandelt hatte, die jüngeren Söhne auch in protestantischen

Landen, wo der Adel häufig nur durch das Versprechen der Beibehaltung jener Stifter zum mißbräuchlichen Zwecke, — für die Reformation gewonnen wurde, vergebens wurden die Fräulein ohne große Mitgift durch das Erforderniß ebenbürtiger Ehen versorgt. Jedes äußere Unglück wurde von den Fürsten, besonders in Patrimonialfürstenthümern, von der todten Hand, von den aufblühenden Städten benützt, um den Adel auszukaufen, Lehn- und Hofdienste, das Bedürfniß, in Aufwand und Genuß nicht hinter den Städtebürgern zurückzustehen, welche der Handel bereicherte, Inkamerirung der Lehen, weil man lieber Geld als einen reisigen Lehnsmann hatte — alle diese Umstände zusammen hatten auch ohne die mächtigen äußern Einflüsse, den Ruin durch Kriege, von welchem sich der Grundeigenthümer am langsamsten wieder erholt, die Mehrzahl der adeligen Besitzungen in Hände gebracht, welche sie nie oder sehr schwer wieder herausgeben.

Auch der sehr alte und zahlreiche Städteadel verkümmerte mit den freien Städten selbst. Weder sein durch oder ohne Handel erworbener Reichthum, noch die Wichtigkeit der Gemeinwesen, an deren Spitze er stand, trug ihn mehr. Der Reichsritterschaft blieb kein anderes Feld für ihre Thätigkeit, als Dienste entfernt vom fürstlichen Gutsnachbar zu suchen. Ueberall hatten ihre Söhne als Ausländer eine schwierige Stellung, und dienten weit häufiger der Ehre als des Gewinns wegen. Die katholischen Familien pflegten in österreichischen, die protestantischen in preußischen Kriegsdiensten ihre Habe zuzusetzen.

Der alten Namen wurden immer weniger, wie überall, wo viele Kinder eine Last sind. Seit der Reformation mögen im südlichen Deutschland vier Fünftel, im nördlichen mehr als die Hälfte der damals blühenden Geschlechter erloschen seyn.

Dagegen vermehrte sich der Briefadel ungemein. Er wurde vom kaiserlichen Hofe selbst mit einer Leichtigkeit ertheilt, deren Gegenstück, ja Uebertreibung nur allein bei den Reichsvicariaten gefunden wurde. Diese Leichtigkeit trug wesentlich dazu bei, die Achtung zu vermindern, deren eine alte, mit den Ideen des Volks verwachsene Genossenschaft, sich noch immer bei der Menge erfreute. Weder Verdienste noch Reichthum, weder hohe gesellschaftliche Stellung noch unbefleckte Ehrenhaftigkeit wurden erfordert, um des deutschen Adels auf diese Weise theilhaftig zu werden. Wurden nur die

Gebühren bezahlt, so frugen die Kanzleien weder nach **Gut** noch selbst **Muth**, viel weniger noch nach **Blut**. Wenn die öffentliche Meinung diesen „leonischen“ Adel auch niederhielt, weil sie in ihm, statt der Schutzwehr gegen Mißbrauch fürstlicher Macht, deren Werkzeuge erblicken mußte — so wurde er dennoch stets gesucht und bezahlt, und man profanirte die höheren Kategorien der Bevorrechtung eben so sehr als die niedern. Diese unverhältnißmäßige Vermehrung mag, nebst den sonderbaren und langen Amtstiteln der Grund seyn, warum man in Oesterreich Jeden „Herr von“ nennt, welcher einen ehrbaren Rock trägt.

Man müßte es sonderbar finden, daß Deutschlands Adel nur noch in den russischen Ostseeprovinzen seine alte Gestaltung und einen Theil seines alten Geistes bewährt hat, wenn man nicht den alten deutschen Bürgerstand ebenso auswärts, in Holland, und den altfreien Bauernstand in der Schweiz suchen müßte. Die Nachkommen der protestantisch gewordenen Schwertritter befinden sich allein noch in voller und vollständigster Ausübung der ehemaligen Adelsrechte, und wenn auch häufig ausgezeichnete wissenschaftliche und gesellige Bildung das Schroffe dieser Formen mildert (und diese erscheinen noch schroffer durch die Reflexe und die Beleuchtung des Augenblicks), so zeigen dennoch auch sie, so gut wie die englischen und niederländischen Pflanzer, und einst die schweizerischen Aristokratien, daß der Deutsche eigentlich ein strenger, mit Folgerichtigkeit und Beharrlichkeit niederhaltender Herr sey, besonders wenn er Hörige eines andern Stammes sich untergeben sieht. Dieses bezeugen noch heute die Volkslieder der alten Letten und Preußen und die gesammte Verwaltung beider Ritterorden. So trefflich die deutschen Herren das Regieren für damalige Zeiten verstanden, so ging es dennoch durchaus auf die strengste Unterordnung und auf Niederhaltung des gemeinen Volks.

Diese waren nun freilich im alten Deutschland nicht durchzuführen. Fürstenmacht und städtische Gemeinwesen drückten eben so sehr auf den niedern Adel, als sie aufwärts lähmend auf die Kaisergewalt wirkten. Sie retteten zwar Deutschland von dem Schicksal Polens, aber auf Kosten seiner Einheit. Vergebens thaten die Grundherren durch Bünde und Fehden ihr Möglichstes. Sie standen bereits auf schiefer Fläche. **Alle** Stände tragen an

der Zersplitterung und Erniedrigung Deutschlands gleiche Schuld; keiner hat dem andern etwas vorzuwerfen! —

Während dieser trüben Zeiten nun haben einzelne Geschlechter des Adels sich über ihre Standesgenossen erhoben, und den verfassungsmäßigen Einfluß des ständischen Adels in den Nationalherzogthümern auf alle Weise eingeschränkt, in den Patrimonialfürstenthümern aber alle adeligen Grundherren möglichst ausgekauft und somit das Zwischenglied zwischen Fürst und Volk wo nicht vernichtet, doch nach Kräften auf die Seite geschoben. Diesem durch Jahrhunderte durchgebildeten Verhältnisse ist es zuzuschreiben, daß die Reibung stark und unlieblich wurde, als der Adel mittelst der neuen oder umgebildeten Verfassungen als Glied der Staatsmaschine eingesetzt wurde. Weder von seiner Gesammtheit, noch von seinen ausgezeichnetsten Köpfen konnte die verliehene Stellung sogleich klar erkannt, ruhig befolgt werden. Obschon das Alte unwiederbringlich verloren schien, so wollte dennoch das Neue nicht sogleich mit altväterlichen, ihrem Wesen nach auf Beharren und Erhalten gestellten Ideen sich zurecht finden.

Ueberall, von Bern bis jenseits der Eyder, vom Rheinstrom bis ins Riesengebirge, können wir dieselbe unerfreuliche Stellung, dieselbe trübe Stimmung nicht verkennen. Und wenn denkende Staatsmänner beinahe überall in Europa die Einschiebung eines unabhängigen Standes zwischen Erbfürsten und Volk für nothwendig erkennen, um dieses wider Zwingherrschaft, jenen wider Pöbelgewalt zu schützen, so ist dennoch im übrigen Europa dasselbe Mißverhältniß zu den herrschenden Ideen, dieselbe Verschiedenheit zwischen Ansprüchen und Kräften, zwischen Rechten und öffentlicher Meinung sichtbar.

Dänemarks Adel hatte durch seine Uebergriffe das Königsgesetz selbst herbeigeführt, seine politische Nullität selbst verschuldet. Begreiflicherweise vermochte er nach so langer Unthätigkeit, nach dem Erlöschen aller Familien-Traditionen nicht sogleich sich an die Spitze der verfassungsmäßigen Thätigkeit zu setzen, deren erste schwache Anfänge durch Einberufung von Provinzialständen gestattet waren.

Belgiens alter reichbegüterter Adel hält zum größeren Theil in Gesinnung und Stellung noch treu am Hause Oranien. Auch abgesehen von persönlichen Veranlassungen würde ihn jede, Frankreich

zugewandte Regierung in Opposition getrieben haben, denn das französische Gleichmachungssystem bedroht ihn in seinem Wesen.

Hollands Adel dagegen ist wenig zahlreich und vom Bürgerstande zu sehr und seit zu langer Zeit umspannt, als daß er einen von der Gesammtheit des Volks verschiedenen Willen würde äußern können, wenn er auch wollte.

Schwedens Königsgewalt wurde durch seinen Adel seit Jahrhunderten bald glücklich, bald unglücklich bekämpft. Es gehört zu den merkwürdigen, nicht genug beachteten Erscheinungen unserer Zeit, daß ein Sohn des südlichsten Frankreichs den Königshammer in Schweden mit einer Folgerichtigkeit, Ruhe und Kraft zu handhaben und dessen Schläge auf eine Weise zu verstärken versteht, welche einem gebornen Prinzen Ehre machen würden. Mag es Furcht seyn vor einem übermächtigen Nachbar, mag es Geldinteresse oder Wirkung der im westlichen Europa herrschenden Ideen seyn, der sonst so unruhige, auf seinen Einfluß so eifersüchtige, stolze, aber wenig begüterte schwedische Adel erscheint wenigstens äußerlich als der Krone unterworfen und ihr mit allen seinen Kräften zugethan und von innen heraus gehorchend, was schon an sich sehr viel ist, aber noch bedeutender wird, durch das Vorhandenseyn eines Prätendenten.

Anders ist die Stellung der englischen Pairie. Reicher als die Standesgenossen des Festlandes, mit politischen Ideen für politische Wirksamkeit erzogen, zwar unabhängig vom Grundbesitze bestehend, aber durch sociale Ansichten oder Vorurtheile im Stande, sich sowohl geistig durch parlamentarische Notabilitäten als pecuniär durch reiche Heirathen bürgerlicher Erbinnen zu verstärken — wurde sie während ihrer langen und am Ende siegreichen Kämpfe wider die Revolution und Napoleon mit Recht als der Hort des Adels der ganzen Welt, als die Incarnation des historischen Prinzips angesehen.

Aber während sie den Papst auf St. Peters Stuhl zurückgeführt hatte, während sie auf dem Festlande jede Opposition wider Napoleons Zwingherrschaft begünstigt, alle unter gewaltsamen Zuständen seufzenden Völker mit Hoffnung belebt hatte, während aller Orten Vergessen wechselseitigen Unrechts, Entfernung alles dessen gepredigt wurde, was an jenes mahnen konnte — hielt sie es für recht, möglich und räthlich, daß in Irland alles bleibe, wie

Eroberung und Confiscation es gestaltet hatten, wollte in England selbst den dringendsten Forderungen der Zeit auch nicht Eine Zugestehung machen. Sie schien nicht zu begreifen, daß man erst gerecht seyn muß, ehe man gut seyn darf, und daß die evangelische Religion ihrem Grundgesetze untreu wird, sobald sie bedrückt. Als nun endlich doch etwas geschehen mußte, geschah dieses weder auf die rechte Weise noch in der nöthigen Ausdehnung; denn Uebelwollen und Furcht sollen nie zugleich gezeigt, aber das Unabweisliche soll mit Grazie, mit dem Scheine der Freiheit gestattet und gegeben werden. Das englische Oberhaus wird durch unvorsichtige Freunde noch weiter von seiner wahren Stellung weggedrängt, und mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch gesetzt. Es ist stets, als hörte man des Jesuiten-Generals Ricci Worte: Sint ut sunt, aut non sint!

Darum ist K. v. Raumers Werk über England nicht allein ein Buch, sondern auch eine Begebenheit, weil ein deutscher Edelmann, ein preußischer Staatsbeamter, ein rüstiger und geprüfter Kämpfer wider Revolutions- und Gleichmachungsideen bekennen mußte und drucken lassen durfte: die brittische Aristokratie habe sich überlebt, sey in sich selbst, mit dem Volke, mit der Zeit zerfallen. Der giftige Grimm, mit welchem das Quarterly Review sowohl diesen Schriftsteller als seine Schrift angriff, beweist weit mehr, daß er den wunden Fleck aufgedeckt und berührt, als daß er Unrecht habe.

Der Adel der romanischen Völker konnte nie zu der vollständigen Ausründung seiner politischen Vorrechte gelangen, welche der englische noch jetzt behauptet. Diesen trugen Eroberung, insularische Lage des Landes und die sonderbare Zusammensetzung der Nationalkirche vereint zu seinem Ziele. Die Zeit, welche seinen Standesgenossen auf dem Festlande so bittere Früchte trug, half zu seiner Entwickelung, erhöhte sein Ansehen. Der französische Adel dagegen hat es schwer büßen müssen, daß er verwirrte, halb nordamerikanische, halb englische Freiheitsideen der Königsgewalt in den Parlamenten und selbst am Hofe entgegensetzte, und durch Willeleien die englische Peerage nachzuahmen, und zugleich an philosophischem Geiste zu übertreffen, jenen und sich selbst stürzte. Wie wenig ist auf unsere Tage gekommen von jener großen Zahl französischer Edelleute, wie wenig haben diese erhalten vom

ehemaligen so ausgedehnten Güterbesitze, von dem europäischen Einflusse seiner Sitten und Ansichten! Was die trüben Fluthen der Revolution ans Ufer geschleudert haben, und was sich dort in sonderbarer Mischung als neugeschaffene Pairie abgelagert hat, wurde meist nur durch die Leichtigkeit der Grundsätze so weit getragen, und bewies stets, und besonders 1830, wie wenig es vermöge, die Stellung einer Adelskammer einzunehmen. Gesetzgebung, Sitten, Genußsucht, welcher der kleinere, aber sicherere Ertrag des Grundeigenthums nicht mehr genügt — kurz Alles führt in Frankreich zu möglichster Gleichheit.

Dagegen besitzt Italien noch einen, von der Revolution nur theilweise beschädigten, aber keineswegs zerriebenen Adel. Er ist beachtenswerth wegen seiner Zahl, der Ueberlieferung aristokratischer Ideen der Vorzeit, und hierdurch wäre er fähig, eine tüchtige Adelskammer zu bilden. Zwar ist er sehr ungleichförmig an Ursprung, Ansichten und Stellung; da aber Italien stets das Land der Normal-Aristokratien war, so würde er gewiß einen festen Damm wider Uebergriffe der Königsgewalt sowohl als wider anarchische Strebungen eines stets unruhigen Pöbels zu bilden vermögen. Er könnte sich, ohne Aufgebung altgewohnter Meinungen, durch Talente und Kapitalien des Bürgerstandes verstärken. Nur müßte alsdann sowohl die Stellung der Regierung, als seine eigene zur Geistlichkeit eine ganz andere werden und bleiben, als sie früher war und jetzt meist wieder ist.

Wenn die pyrenäische Halbinsel ein noch kläglicheres Bild politischen Zerfalls bietet, als selbst Italien, so liegt der Grund wohl darin, daß in ihr jedes Zwischenglied zwischen dem Höchsten und Niedersten systematischer niedergehalten und niedergedrückt worden war. Die Kirche diente dort der Königsgewalt. Wahre Vezirate und Günstlinge, nur den morgenländischen vergleichbar, verfälschten seit mehr als zwei Jahrhunderten den so ehrenhaften und ritterlichen Charakter des spanischen Adels. Dieser war zu zahlreich, zu arm, zu sehr durch die Ritterorden an den Thron gebunden; zu ungleich berechtigt in den verschiedenen Provinzen, um je als Körperschaft bedeutend werden zu können; wurde doch den Findelkindern die Würde eines Hidalgo (hijo d'algo) ertheilt, weil möglicherweise der Vater ein solcher oder noch mehr seyn konnte!

Je systematischer und beharrlicher alle unabhängigen Kräfte von der Königsgewalt aufgesogen worden waren, um desto furchtbarer wurden die Umwälzungen, um desto schwieriger ist der Wiederaufbau eines nur erträglichen gesellschaftlichen Zustandes.

Hiezu kommt bei den romanischen Völkern noch ein weiterer Uebelstand. Man findet bei ihnen zugleich eine Nichtachtung des historischen Rechts und ein Streben aller Nicht-Adeligen, sich dem Adel zu nähern und sich ihm einzuverleiben. Der Bürgerliche will dadurch vom eroberten und unterjochten Volke zum erobernden und herrschenden übergehen. Die Uebereinanderstellung, welche in gleichartigen Völkern sich von selbst macht, wird bei zusammengesetzten zur Schmach für den unten Stehenden. Hiezu kommt noch, daß in Frankreich und Spanien der Hof, in Italien wenigstens der Reiz des Stadtlebens den Adel seiner wahren, uranfänglichen Stellung entrückte. Auf einer Seite mußte er größeren, durch Mitbewerbung gesteigerten Aufwand machen, auf der andern verminderten sich aber die Hülfsquellen dieses Aufwands, weil verpachtete oder in Verwaltung gegebene Güter nie so viel einbringen als selbst umgetriebene. Besonders aber wurde dem Adel dadurch die Wurzel ausgebrochen, daß er seinen Einfluß auf die Massen verlor.

Der Adel der slavischen Völker vermochte es nie, der gesellschaftlichen Entwickelung aus eigenem Antriebe zu folgen, welche im übrigen Europa statt fand. Er stand meist ohne Zwischenglied des hohen Adels der Herrschergewalt gegenüber, die Mehrzahl der Bauern waren in persönlicher Hörigkeit, die freien städtischen Gemeinwesen trieben nicht durch Nebenbuhlerschaft zu heilsamer Aufmerksamkeit auf sich selbst und die Länder waren ostwärts den Einfällen asiatischer Reiterschaaren geöffnet. Dieser letztere Umstand, besonders die lange Herrschaft der Tataren in Rußland verlängerten eine Art Existenz, welche sogar schon vor den Kreuzzügen sich bereits vielfach im übrigen Europa den Zeitverhältnissen mit Glück angepaßt hatte. Besonders hatte das Nichtbestehen eines freien Gewerbstandes vielfach nachtheilige Folgen für die Lande und Völker, von welchen wir jetzt reden. Es mangelte mit ihm der Träger der Wissenschaft und des Vorschritts; es mangelten die Kapitalien, welche den Handel anderswo belebten, und die Nothwendigkeit; in geistiger Thätigkeit, Sparsamkeit und rationeller Landwirthschaft nicht hinter den Städten zurückzubleiben. In

Polen kam noch hinzu die ganz eigne Stellung der Juden. Diese nahmen die Geschäfte an sich, welche anderwärts der dritte Stand vermittelte, ohne zugleich dessen wohlthätigen Einfluß auf die Gesammtheit des Volks zu üben. Weil jeder Edelmann gleich berechtigt mit allen andern war, weil er nur durch Ernennung zum Könige sich über seine Standesgenossen erheben konnte, war jedes Mitglied dieses constitutionellen Volks gewissermaßen ein Kronprinz. Dieser Adel war zu zahlreich, um sich nicht mächtig zu fühlen, vermochte aber niemals wegen des erwähnten Mangels an Mittelgliedern aufwärts und abwärts, der Gesammtheit die Kraft eines in allen Theilen organisirten Gemeinwesens zu geben. Nirgends brachte die katholische Reaktion des 17ten Jahrhunderts größeres Unglück über die getheilten Gewalten, als in Böhmen und Polen. Wäre die Anregung protestantisch geblieben, so wäre das Mittelalter höchst wahrscheinlich auf deutsche Weise abgeschlossen worden, wie es in dem, mitten zwischen den genannten Königreichen gelegenen Schlesien erfolgt ist.

Die Nothwendigkeit, die fremden Eroberer zu verjagen, trieb frühe in Rußland zu möglichster Verstärkung der Herrschergewalt, und Peter der Große fügte dieser noch die oberste Kirchengewalt bei. Der Geburtsadel wird durch keine Erstgeburtsrechte gehalten, auf alle Söhne wird der väterliche Titel gleichmäßig übertragen. So wird er dem Armen eine Last, dem Reichen gewährt er keine Auszeichnung mehr. Dem Geburtsadel wurde der sorgfältig gegliederte Dienstadel entgegengesetzt. Ausländer, schnell emporgekommene Günstlinge waren häufig im wirklichen, zuweilen im ausschließlichen Besitze des Einflusses und der Macht. Wenn daher der Geburtsadel so oft als es ihm möglich schien, seine alten Rechte zurückzuerhalten strebte, wenn der reich begüterte Edelmann die grollende Entfernung vom Hofe im altrussischen Leben Moskaus dem Aufenthalte in der neuen, sogar dem Namen nach ausländernden Residenz vorzog, so ist dieses leicht begreiflich und durch die Geschichte entschuldigt; aber eben so begreiflich ist, daß bei der Ausdehnung des Landes, der Leibeigenschaft des Bauers, der Unbedeutendheit des Bürgerstandes und der überwiegenden Zahl besitzloser Edelleute stets nach jedem Versuche schnell wieder die Nothwendigkeit einer streng monarchischen Gliederung des Staats erkannt, und diese selbst von altrussischen Parteiführern zurückgegeben und gehandhabt wurde.

Nur allein in Ungarn erblicken wir noch das Bild eines adeligen Volkes in der Reinheit und Ausdehnung des uranfänglichen Bezwingers einer ackerbauenden Nation durch eine nomadische, wie die Zeit es nur irgend gestatten kann, mit bedeutendem Uebergewichte über die neu hinzugekommenen Stände, die Städte und die Geistlichkeit, mit dem ausschließlichen Besitze alles Bodens, welchen die misera collectabilis plebs zu bauen hat.

Seit dieses adelige Volk des Schutzes seiner Könige (und der Nachbarvölker, welche denselben Königen aber mit strengerer Unterwerfung gehorchten) nicht mehr wider die Türken zu bedürfen glaubt, strebt es, sich selbst an die Spitze des Vorschritts auf eine Weise zu setzen, welche zwar fruchtbringend seyn kann, aber vielleicht nicht ohne Gefahr für sein Bestehen, wie naheliegende Beispiele lehren. Denn wo Alle herrschen wollen, geht gewöhnlich die Freiheit Aller verloren, und nur die unbeschränkteste Herrschermacht vermag alsdann, dem dringendsten aller Bedürfnisse, der ruhigen Sicherheit Genüge zu thun. Sollte aber der dritte Stand sich in Ungarn frei zu entwickeln vermögen, sollte eine wahrhaft volksthümliche Bildung sich festsetzen, gemeinschaftlich allen vier Stämmen, welche im Lande ansäßig und in Allem so unähnlich sind, — dann würde Ungarn die Hauptzüge der englischen Geschichte wiedergeben können; denn in England ist das herbeigerufene Unterhaus durch gemeinschaftliches Handeln mit der zuerst allein herrschenden Adelskammer erstarkt. Das demokratische Prinzip kann dem aristokratischen, nicht aber dieses jenem zugeordnet werden. Es ist eben so schlagend vom Adel als wahr, was O. Goldsmith von einer tüchtigen Bauerschaft in seinem verlassenen Dorfe sagt:

> But a bold peasantry, the country's pride
> At once destroy'd can niever be supplied.

Schon eine oberflächliche Durchforschung dieser verschiedenen Gestaltungen wird das Ergebniß zurückbringen, daß der europäische Adel, obschon er formell und in gesellschaftlichen Beziehungen als ein Ganzes erscheint, dennoch innerliche und wesentliche Verschiedenheiten nach den erwähnten Ländern darbietet, daß er an einem Auseinanderklaffen seiner geschichtlichen Grundlagen und der Zeit, seiner im Rechte begründeten Ansprüche und seiner Kräfte leidet.

Der Gang der französischen Revolution wirkte ungleich mehr auf ihn, als auf die Königsgewalt, zersetzend und zerreibend. Ueberhaupt zeigt die neuere Geschichte auf jedem ihrer Blätter, wie alle großen Anstalten des Mittelalters von oben und unten sowohl, als durch eigene Fehler verkommen. Sie werden mit einer Beharrlichkeit und Folgerichtigkeit ohne Gleichen geschwächt, welchen man oft einen passenderen Gegenstand wünschen möchte, oder wenigstens eine klarere Erkenntniß dessen, was fortbestehen müsse, wenn die bürgerliche Gesellschaft, die Gesittung überhaupt nicht gefährdet werden, sondern gesichert bleiben solle.

Von oben kam die Schwächung in den romanischen Landen vorzüglich vom Bunde der sich neu organisirenden katholischen Kirche mit den Königsgewalten, zuerst der spanische, dann der französische Einfluß auf alle Höfe. Das Ergebniß glich sich in den verschiedenen Ländern. Zuerst wurde der französische Adel entkräftet durch Vereinigung aller großen Lehen mit der Krone, dann durch Beförderung einer Verschwendung, welche durch ungehörige Heirathen mit Töchtern von Glückspilzen wieder gut gemacht werden mußte. So fand die Krise des tonangebenden Staats nur einen, allen Provinzial- und Orts-Einflüssen fremden, dennoch in den alten Ideen lebenden, mit etwas Philosophie verquickten, und in Beziehung auf seine politischen Rechte und Pflichten unendlich confusen und entzweiten Hofadel. Wer diese Beschuldigung zu hart findet, lese Segur's treffliche Souvenirs.

Von Frankreich aus ging nun die Bewegung durch den größten Theil Europas. Die Verwirrung der Begriffe ging so weit, daß man Ankarström und die Mörder Cäsars als Demokraten preisen hörte. Der Bürgerstand zeigte sich zwar überall selbstbewußt, und auf seinen Vortheil ohne Unterlaß bedacht, nicht aber direkt feindselig wider den Adel, wo jener nicht besonders gereizt oder bearbeitet worden war. Der Pöbel aber plünderte ohne Unterschied da, wo er etwas zu finden hoffte. Wer etwas zu verlieren hat, kann diesen zwar gebrauchen und mißbrauchen, aber gewiß nicht lieben, und wer wünscht und hofft, zu persönlich unabhängiger Lage sich hinauf zu schwingen, kann den Adel zwar beneiden, nicht aber als solchen hassen. Die Entwickelung aller Kräfte, die Nothwendigkeit, die Formen in allen Beziehungeu zu ändern, konnten dem geschichtlichen Prinzip, folglich dem Adel, nur nachtheilig seyn.

Auch in diesem Kampfe auf Leben und Tod erscheint er nicht vereint. Nur der englische Adel begriff seine Stellung vollkommen. Aber auch nur er vermochte es, mit der Revolution nicht zu transigiren, weil das Meer ihn umgibt. Der deutsche hohe Adel kämpfte getheilt mehr neben als unter der von ihm geschwächten Kaisermacht, und als die trübe Fluth endlich ins Bette zurücktrat, schwamm er in völlig ausgebildeter Selbstständigkeit oben, während der niedere Adel und mit ihm viele Dynastenhäuser in den Nationalfürstenthümern leidend und leidlich fortbestanden, im westlichen Deutschland aber gewaltsam und zuweilen feindselig ins Unterthanen-Verhältniß herabgedrückt worden waren. Zu gleicher Zeit war der tapfere zahlreiche Adel Polens als Opfer seines bis aufs Aeußerste durchgeführten Systems, seiner Fortsetzung des Mittelalters gefallen und der strengen Beherrschung der theilenden Mächte anheimgegeben.

Sogar Napoleons Versuche, den Adel wiederaufzubauen, in sein neues Staatsgebäude einzufügen, sollte den privilegirten Ständen eher schaden als nützen. Die Königsgewalt kann wohl aus dem Adel hervorgehen, nicht aber der Adel aus der Königsgewalt allein. Ohne die öffentliche Meinung konnte diese Nachahmung des kurz vorher Zerstörten im Volke nicht wurzeln. Zudem spielte mancher deutsche Edelmann am Hofe Jerome's eine nicht eben ehrenvolle Rolle, und selbst der übrige europäische Adel wollte diesen Versuch der Wiederherstellung weder billigen noch dankbar dafür seyn. Ihm schien das Verliehene ein Ausfluß der Eigenmacht im Prinzipe, in der Wirklichkeit zu wenig, dem Volke aber als eine Verletzung des obersten Grundsatzes der Revolution, aus welcher doch Napoleon hervorgegangen war. Was die Zeit zur Grundlage hat, kann nur durch die Zeit werden.

Die alten Geschlechter waren überall sehr zusammengeschmolzen, der größte Theil des adeligen Besitzthums ausgekauft, die persönlichen Abhängigkeiten entrissen oder im besten Falle abgelöst, die politischen Rechte geschmälert und gewaltsam geändert, eine Menge neugeschaffener Orden verlieh persönlichen Adel. Die Kapitalisten waren in demselben Verhältnisse mächtig, ja übermächtig geworden, in welchem das Grundeigenthum an Werth verloren hatte. Die rühmliche Theilnahme an den Anstrengungen zu Befreiung Deutschlands hatten die letzten noch übrigen Kräfte in

Anspruch genommen. Alle Begriffe waren verwirrt; Stifter und Ritterorden, jene nothwendigen Versorgungsanstalten für Nachgeborne, waren überall inkamerirt; alle einträglichen Vorzugsrechte verschwunden, aber alle lästigen geblieben. Was Wunder, wenn zur Zeit des Wiener Congresses mancher Edelmann umher reiste, wie einst Giovanni da Procida, um Feinde wider eine Ordnung der Dinge zu werben, welche ihm unerträglich scheinen mußte?

Einschränkungen und Sparsamkeit, wie so böse Zeiten sie nothwendig machen, wurde eine weitere Ursache der Verminderung des althergebrachten Uebergewichts. Ein verarmter Edelmann schleppt seinen Namen mehr nach, als er ihn trägt; denn das Volk pflegt von jeher den Begriff von Unabhängigkeit und standesmäßigem Aufwande an den einer gesellschaftlichen Ueberstellung zu knüpfen.

Vorzüglich schadete die Nothwendigkeit, den Ertrag der Güter möglichst zu steigern, und die hieraus hervorgehende Verwandlung der Bauern-Lehngüter und Erbpachte in Zeitpacht; denn ein Zeitpächter steht als Mit-Contrahent auf dem Fuße der Gleichheit mit dem Pachtherrn, nicht aber der Grundhold; diesem muß der Edelmann ein gnädiger Herr seyn, wenn jener soll bestehen können. Auch wurde mancher Ausfluß reiner Herzensgüte und Menschlichkeit durch Nachlässigkeit der Herren und sachwalterische Künste von Seiten der Anwalte der Hintersassen von diesen als Recht angesprochen, und was zu Dankbarkeit und Anhänglichkeit hätte führen sollen, erzeugte Rechtsstreite, Erbitterung und häufig Uebersiedelung der grundherrlichen Familien in Städte.

Somit änderte sich Alles, und zwar durchgängig zum Nachtheile des Adels; der alte Lehnsdienst aufwärts mit besondern Rechten und Pflichten, der Einfluß auf die Massen durch Patrimonial-Jurisdiction, Grundherrlichkeit, Patronat, die beinahe erbliche oder doch zwischen wenigen Familien wechselnde Bekleidung gewisser Hof- und Landesstellen. Ein Vorrecht nach dem andern wurde von dem aufmerksameren, thätigeren, reicheren Bürgerstande in Besitz genommen. Schon vor dem Beginne der französischen Revolution hatte die letzte Spur des so wichtigen äußern Unterschieds aufgehört. Das Tragen langer Haare und der Waffen hatte den Adel noch ausgezeichnet, und ihn hatte der höhere Bürgerstand

(gentry) nicht nur nachgeahmt, sondern sich auch auf Hochschulen und anderwärts Anerkennung des Gleichheitsprinzips in Ehrensachen erkämpft. Nun als die Gleichheitsideen bereits sich der Geister bemeistert hatten, um nun bald ins Leben einzutreten, wurden Degen und Zöpfe von beiden freiwillig abgelegt. In Oesterreich wurde der erste jüdische Baron creirt, zuerst alle Officierstellen Bürgerlichen zugänglich gemacht, dagegen von Friedrich dem Großen der erste Bürgerliche zum Minister ernannt, ohne ihn zugleich zu adeln. Joseph II. ging mit allen seinen Reformen auf Zerstörung der Zwischengewalten; in vielen andern deutschen Landen wurden die Majorate von den Regierungen aufgehoben und durch die stille Revolution der Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse in Preußen die Stellung des Adels vollends gänzlich geändert; denn er wurde meist auf reinen und bereinigten Grundbesitz reducirt.

Es ist also nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, die Stellung des Adels auf dem europäischen Festlande, die des deutschen insbesondere, sey nun weniger vortheilhaft, als die des einfachen Bürgerlichen; denn der Edelmann hat Verpflichtungen gegen sich und seinen Namen, den Stand, welchem er angehört und gegen das Volk im Allgemeinen, welche die öffentliche Meinung ihm noch auferlegt, welche aber der Bürgerliche nicht hat. Das Lästige der frühern Stellung muß also mit der Zeit stets unerträglicher werden, wenn das Vortheilbringende derselben nicht zurückerhalten wird, was bei der jetzigen Gestaltung des gesellschaftlichen Zustandes noch mehr als schwierig seyn dürfte. Nur die römische Hierarchie befindet sich in einer ähnlichen Lage, vor einer gleich schwarzen Zukunft. Was der Adel ursprünglich war, ist er nicht mehr; was er ansprechen zu können glaubt, kann er nicht erkämpfen; was er seyn sollte, ist er noch nicht. Angefeindet und beneidet (selbst oft von denen, welche ihn vor der Welt ganz nicht wollen gelten lassen), soll er seinen alten Grundsätzen treu bleiben, und somit der Möglichkeit entsagen, auf den bequemsten und kürzesten Wegen zu dem Reichthume zu gelangen, welcher nun seinem Bestehen nothwendiger ist als früher, wo man sich nur mit den Erzeugnissen der eigenen Felder gütlich that. Er ist unglücklich in dem Verhältnisse, in welchem er den Sitten und Ansichten seiner Väter treu geblieben ist, und was Lohn seyn sollte, wird ihm zur Quelle unverschuldeter Leiden. Ueberall um ihn her erweitert sich der Lebensgenuß, steigt

der Luxus. Er darf nicht überall erwerben, wie die Neu-Reichen erwarben, noch arm erscheinen, selbst wenn er es ist.

Jeder Unbefangene muß es daher sehr begreiflich finden, wenn seit der Befreiung von der französischen Zwingherrschaft durch Rede, Schrift und Verbindungen von ehrenwerthen Edelleuten nach Kräften daran gearbeitet wurde, aus einem so unerfreulichen Zustande herauszukommen. Aber weniger kann man begreifen, daß sie eher an eine Wiederherstellung in den vorigen Stand gedacht haben, als an eine innerliche zeitgemäße Erneuerung.

Daß der Adel des tonangebenden Frankreichs dieses ebenfalls nicht versuchte, darf weniger befremden; fand er doch in der Nationalversammlung nur zwei Vertheidiger in ganz neu Geadelten, und seinen furchtbarsten Gegner im Sohne eines alten Geschlechts! Ueberdies war der Haß, welchen der Hofadel sich, wie anderswo, zugezogen, auf den Stand überhaupt übergetragen und ist es noch jetzt zum Theile. Dieses ist in Deutschland nirgends, oder nur in ganz geringem Grade der Fall. Wir haben den geschichtlichen Grund nie ganz verloren; sogar der Strasburger Bürger nennt noch mit Achtung seine alten Patrizier-Geschlechter. Wenn auch in jedem Gaue einige alte Namen wegen unlieblicher Erinnerungen vielleicht nichtgerade beliebt sind, so ist dennoch die Zahl der Geschlechter unendlich größer, welchen das Volk mit rührender Zuneigung entgegenkommt, im Andenken an edle Thaten der Voreltern und in Voraussetzung ähnlicher Gesinnung bei den Lebenden.

Wir sehen an den Freistaaten von Nordamerika, was ein Gemeinwesen germanischer Herkunft mit europäischer Kultur ohne Adel wird. Mag der Yankee auch vom virginischen Pflanzer sagen: sein Adel datire sich von den Jahren der Deportation des Ahnherrn und der Zahl der Pfunde Tabak, welche für die Ueberfahrt der Ahnfrau entrichtet worden sey, mag er mit Selbstgefälligkeit die bekannte Definition jenes Negers vom Gentleman wiederholen, er nimmt es dennoch sehr übel, wenn man ihm das „Esq." nicht hinter seine Adresse setzt; thut sich sehr viel auf Abkunft von den Vätern Pilgrimmen zu gut und bewahrt das Wappen, welches seine Familie aus der alten Welt mitbrachte, mit der zärtlichsten Sorgfalt auf. Ja er hat eine neue, ungemein strenge, herbe und ausschließende Aristokratie geschaffen, die der Farbe. Man sieht also auch hier überall das Bedürfniß, sich zuerst

aufwärts an-, alsdann abwärts abzuschließen, sollte es auch nur seyn, um am Unionsfeste mit der Dekoration des Cincinnnatus aufzutreten und mit andern Cincinnaten ausschließlich zu Mittag zu speisen.

Oder liebt der Deutsche nicht überall das Alte schon darum, weil es alt ist? Weht nicht Ein genossenschaftlicher Geist durch alle Innungen, von dem deutschen Fürsten- und Herren-Stande herab bis zur Schustergilde, von den ältesten Gefolgschaften der Völkerwanderung bis zum Besitzer eines geschlossenen Guts, welcher sich mit allen Kräften dem Grundsatze der Theilbarkeit entgegensetzen wird, obgleich er der Söhne mehrere zählt und alle gleich stark liebt?

Das Bestehen eines auf das geschichtliche Prinzip hingewiesenen und durch das Erstgeburtsrecht auf seiner Stufe gesicherten Standes erscheint also in Deutschland überall als Bedürfniß. Stets wird man nur die an der Spitze der öffentlichen Meinung finden, welche durch frühe Angewöhnung und Familientradition sich vorgebildet hatten, und der gute Ton, das Bleibende im gesellschaftlichen Verkehr werden vorzüglich von denen gehandhabt werden, welche als Träger eines altberühmten Namens durch die Gegensätze nur verlieren können, nie aber gewinnen. Es handelte sich also eigentlich nur darum, welche Vorrechte man mit dem Gemeinwohl verträglich, den Vorschritten des Ganzen nicht hinderlich findet. Wo die Krone erblich ist, — also bei Weitem im größern Theile der europäischen Welt — muß ein Zwischenglied bestehen zwischen der Herrscherfamilie und den Massen; es müssen mehrere Stufen von der Grundlage zur Spitze führen, um zugleich abzusondern und zu verbinden. Der bevorzugte Stand soll Kraft und Unabhängigkeit genug besitzen, um zugleich das Volk beschützen zu können vor Zwingherrschaft und den König vor Uebergriffen der Proletarier. Ohne diese Vermittelung wird jeder Streit um die Gewalt sogleich zum tödtlichen Kampfe, die Beherrschung zuerst vernichtet, dann sultanisch wiederhergestellt werden. Wer in vielen Beziehungen der Gleiche des Höchsten ist, darf Ungebührliches weder thun noch dulden, und muß sich durch persönliches Verdienst auf der ausgezeichneten, beneideten und beobachteten Stellung halten, oder er fällt tiefer, ist unendlich unglücklicher als der Gemeinsten einer.

Wohl gibt es Viele, welche bezweifeln, daß ein Wiederaufbau, eine Verjüngung des deutschen Adels möglich sey. Manche

möchten gerne einen Mittelweg einschlagen, eine Art amerikanischen Senats, eine französische Pairie an seine Stelle setzen. Sie bedenken nicht, daß man zum Erhalten mehr ruhiger, zurückhaltender Naturen bedarf, als vorstrebender. Der, welcher sich emporgearbeitet hat, sey es auf welche Weise man will, hat nur zu seinem Ziele dadurch gelangen können, daß er sich auf seine Bahn beschränkte, und alles verläugnete oder sich versagte, was seinen Zweck nicht zunächst anging; daher darf man von ihm allgemeine Bildung, Familien-Maximen, Unabhängigkeit der Gesinnung, beschränkt durch genossenschaftliche Rücksichten, nicht suchen. Er muß zu sehr auf die Gegenwart gestellt seyn, als daß er auf den neuerworbenen Gütern landwirthschaftliche Versuche ungewissen Erfolgs, oder in späte Zeiten hinübergreifende Verbesserungen vornehmen würde. Er wird sehr schwer die bequeme Sicherheit des Umgangs erwerben, welche Kinder reicher Häuser auszeichnet. Stets wird er fürchten, auf Jugendgenossen zu stoßen, welche an niedern Anfang mahnen können; er wird wähnen, es gehöre größerer Aufwand, stärkeres Auftreten dazu, sich Geltung zu verschaffen: kurz, er würde alles Drückende des Adels darstellen, ohne zu vermögen, dessen gute Seiten zu zeigen. Reichgewordene kann der Adel leicht sich aneignen, nicht aber sich ausschließlich aus ihnen bilden.

Es soll vor nicht sehr langer Zeit ein Menschenfreund im Traume einen deutschen Fürsten erblickt haben, um dessen Thron den Adel seines Landes versammelt, und der Fürst habe diesen angeredet wie folgt:

„Wir sind uns gegenseitig nothwendig, müssen Einer den Andern tragen und unterstützen; denn wir gehören Einer Genossenschaft an und haben, genau genommen, dasselbe Interesse. Bleiben wir feindlich getrennt, stehen wir uns gegenüber, so ist leicht zu errathen, daß wir beide am Ende, und zwar Alles verlieren werden. Ich verspreche euch nun, euch äußerlich zu ehren, meinen Hofstaat nur aus euch zu bilden, keinen Unwürdigen eurer Genossenschaft aufzudringen, für Verwaiste und Unglückliche eures Standes zu sorgen, so weit meine vielfach angesprochene Kasse ausreichen wird. Aber Eine Nachgiebigkeit fordere ich von euch zum Vortheile der Gesammtheit: laßt uns für alle Zukunft den Adelstitel nur an Grundbesitz nach Erstgeburtsrecht ausschließlich

knüpfen. Eure Nachgebornen mögen mit dem höhern Bürgerstande in Namen und Beschäftigung, mit Wissenschaft und Kunstfleiß verschwimmen. Die Absonderung von jenem durch ausschließlich adelige Heirathen ist durch die Aufhebung der Hochstifter, Ritterorden u. s. w. unnöthig geworden, und viele Beweise sind mir bekannt, daß auch ihr dieses fühlt. Ahmt auch in dieser Beziehung eure Standesgenossen in England ganz nach. Der, allein betitelte, Erstgeborene lebe so viel er kann auf seinem Gute, dort ist des Adels wahrer Sitz: sein Name stammt ja von Od d. h. Gut. Dort stelle er sich an die Spitze der öffentlichen Meinung, des guten Tons. Statt des Krautjunkers mache er den Gentleman farmer, statt des Gerichtsherrn den Friedensrichter in eigner Person, statt des Hasenjägers den Landwehrofficier, statt des grollend Fernestehenden den Landrath und ständischen Abgeordneten. Auch darin ahmt eure Brüder jenseits des Kanals nach, daß ihr allen Notabilitäten eure Genossenschaft öffnet und sie in Wirklichkeit als eures Gleichen behandelt, um euch durch sie zu verstärken. Bedenkt, daß, wenn diese eure Aufgabe schwer ist, die meinige und die aller Stände in gleichem Maße, einige sogar noch mehr gesteigert worden sind; bedenkt, daß nur in gänzlicher Unterordnung unter die Zwecke der Genossenschaft, in Selbstverläugnung und Aufopferung Heil für euch zu finden seyn wird. Um von den Massen, welche stets massiver werden, ungeirrt zu bleiben, laßt auch ihr euch alle Rechte abkaufen, welche dem Landmann lästiger und kränkender sind, als euch nützlich. Rundet eure Erstgeburtsgüter mit dem Erlöse aus und setzt euren Stand wieder ins Gleichgewicht mit der Zeit. Wenn ihr keine Fürsten seyd und werden könnt, so denkt wenigstens, wie Fürsten denken sollten und handelt in gleicher Weise!“

Hierauf soll der Träumende gesehen haben, wie die Mehrzahl sich mit dem Fürsten vereinigt habe, die Minderzahl aber in Australasien wiedergefunden haben, wo sie versuchte, das alte patriarchale Verhältniß mit Grundholden zu erneuern, welche sie aus Europa mitgenommen hatten. Diese fühlten aber sogleich, wie unentbehrlich, also wie mächtig sie seyen, und je mehr der Grundherr ihrer Hände bedurfte, um desto stärker trat das Gefühl persönlicher Unabhängigkeit, das Beispiel der Nachbarn vor ihre Seele. Nur in unfruchtbarer Gebirgsgegend bildeten Waidmänner

um Einen der adeligen Führer einen Clan für so lange, als dessen Küche und Keller zureichten.

Auf den Flügeln des Traumes in sein Vaterland zurückgetragen, erblickte der Menschenfreund mit Freuden die nachwachsende Jugend des deutschen Adels in rühmlichem und freundlichem Wettstreite mit bürgerlichen Jünglingen sich den Wissenschaften, dem Kunstfleiße, dem Dienste der Kirche widmend, und glaubte im Erwachen noch zu hören, wie einer derselben sagte: Man mag immerhin den Adel eine Null nennen; es muß eine positive Zahl vor diese gesetzt werden, dann verzehnfacht diese Null dennoch!

H. E.

Anm. der Redaktion. Die Redaktion glaubt bemerken zu müssen, daß der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes kein Adeliger ist.

Der bergmännische Distrikt

zwischen

Birmingham und Wolverhampton,

mit besonderer Bezugnahme auf

die Gewinnung des Eisens.

Denkt man sich in dem südlichen Theil von Staffordshire eine Linie gezogen, welche die Ortschaften Stourbridge, Kingswinford, Sedgeley, Wolverhampton, Cannock und Rugeley auf der Westseite, Beaudesert-Park, Walsall, West Bromwich und Halesowen auf der Ostseite mit einander verbindet, so hat man die Umgrenzung des sogenannten Staffordshirer Kohlenfeldes oder desjenigen Distriktes, dem England einen großen Theil der Blüthe seines Handels und des Aufschwungs seiner Gewerbe, Birmingham aber eine Betriebsamkeit verdankt, wie sie sich schwerlich noch an einem andern Orte der Erde antreffen läßt, ja wie man sie bisher vielleicht noch niemals erlebt hat. Hier findet man auf dem kleinen Raume von etwa vier Quadratmeilen den Eisenstein in unerschöpflichen Massen, das zu seiner Bearbeitung nöthige Brennmaterial, die Steinkohle, den Kalk, welcher sich im Feuer des Schmelzofens mit den dem Eisenstein beigemischten fremden Theilen chemisch verbindet, wodurch das Metall frei und flüssig wird, und endlich, damit es an nichts mangelt, auch den Feuerthon, eine Erdart, die allein im Stande ist, den enormen Gluthen zu

widerstehen, wie das Schmelzen des rohen Eisensteins sie erfordert. Von der Befolgung des Satzes der Staatsökonomen, nur so viel zu produciren, wie gebraucht wird, ist man in diesem Distrikt — wie überhaupt in ganz England — weit entfernt; man producirt so viel man nur immer vermag, gibt den Arbeitern so wenig Lohn wie möglich und raubt ihnen jegliche Zeit zu anderer als mechanischer, anstrengender Beschäftigung. Darum findet man in den Gesichtern der zahlreichen Bewohner des Kohlenfeldes fast keinen Funken geistiger Regsamkeit; sie sind, wie ihre Kleider, schwarz gefärbt, haben fast alle denselben dreieckigen Schnitt, — (oben an den Backenknochen breit und unten spitz, da sie ganz abgeschlossen von der übrigen Welt leben und der Nachbar stets die Nachbarin freit) — genug, die Natur scheint dies Geschlecht durch seine starken Knochen und gedrungenen Gestalten zu den schweren Arbeiten über und unter der Erdoberfläche bestimmt zu haben, wie sie das Kameel durch den Höcker zum Lasttragen stempelte, obgleich sich die anfänglich edel gebildeten Glieder nur allmählig der Beschäftigung anformten, die von vielen auf einander folgenden Generationen ausschließlich erwählt wurde.

Kein Reisender sollte England verlassen, ohne den bergmännischen Bezirk in Staffordshire besucht zu haben; aber ein oberflächliches Durchfliegen auf der Eisenbahn von Birmingham nach Wolverhampton auf dem Wege nach Manchester oder Liverpool reicht dabei nicht hin. Da sieht er bei Tage nichts als eine unermeßliche Rauchwolke, die sich auf allen Punkten und von allen Seiten her erhebt, schlanke Obelisken und abgestumpfte Pyramiden, die an Aegypten erinnern, sonderbare Gruppen von schwarzen Häusern auf unebenem Boden, der, weil man ihn unterminirt, nachgesunken ist und Thüren und Fenster schiefwinkelig gemacht hat; — endlich die wunderlichsten Gestelle, Räder und Maschinengebilde aller Art, die sich auf freiem Felde in- und durcheinander bewegen und dann und wann von einer plötzlich auftauchenden und schnell wieder verschwindenden Menschengestalt revidirt werden. Dies Alles darf ihm nicht genügen, auch der nächtliche Anblick dieser Gegend nicht, zu welcher Zeit sie ganz in Feuer schwimmt, das von unzähligen Haufen Eisenerz und Steinkohlen, die unter freiem Himmel „geröstet“ und entschwefelt oder zu Cokes gemacht werden, von mehr als hundert Schmelz-

und Kalköfen und einem Wald von hohen Schornsteinen ausgestrahlt wird. Der Reisende muß mindestens einen Tag darauf verwenden, um die unterirdischen Regionen zu besuchen, denen die Natur in den mannigfaltigsten vegetabilischen und animalischen Abdrücken ihre Hieroglyphen aufgeprägt hat, die den noch lange nicht genugsam entzifferten Stammbaum der Erde enthalten, wie die ägyptischen den der alten Königsgeschlechter; er muß hinabfahren in den schwarzen Schacht einer Kohlenmine und einer Eisengrube, um zu sehen, mit welcher Mühe und Gefahr dem Schoße der Erde dasjenige abgerungen wird, worauf unsere ersten und gewöhnlichsten Bedürfnisse basirt sind.

Für den Deutschen hat indeß der Besuch dieser Gegend ein ganz besonderes Interesse, da — sonderbar genug — die Art und Weise der Gewinnung des Eisens zum großen Theil unserem Vaterlande abgelistet worden, wie sich noch an vielen deutschen Wörtern, die sich im Bergbau erhalten haben, erkennen und beweisen läßt, wenn die Engländer dieses Faktum jemals läugnen sollten. Man kann sogar behaupten, es sey den überseeischen Bergleuten in chemischer Hinsicht durchaus noch nicht gelungen, den Prozeß der Gewinnung des Eisens aus dem rohen Material seit jener Zeit wesentlich zu verbessern, so viel sie auch in technischer und mechanischer Beziehung geleistet haben, und zwar, weil beim Ausschmelzen des Eisensteins sich immer noch die Hälfte des Materials verflüchtigt und man immer noch nicht im Stande ist, dem rohen Steine sämmtliche Eisentheile abzunöthigen. Könnte man das flüchtige Element sammeln und benutzen, und auch den Schlacken noch die Eisentheile abgewinnen, die sie enthalten, so wäre ein großer Schritt zur Vervollkommnung gethan.

Mit dem Verpflanzen der Eisenbereitung aus Deutschland nach Staffordshire verhält es sich jedoch wie folgt:

Im Jahr 1596 soll ein Engländer, Namens Brindley aus der Gegend von Stourbridge, nach unserm Vaterlande herübergekommen seyn, um sich hier, im Lande des Eisens, der Wälder und der Betriebsamkeit, von der Art und Weise der Gewinnung des Metalles aus dem rohen Material, und von dem ganzen Verfahren in Kenntniß zu setzen, welches man hier beobachtete, um dem Eisen

die zum Absatz nöthige Form zu geben. Er verbarg seine Absichten unter der Maske eines zerstreuten, halb geistesabwesenden Sonderlings, dem man sehr gern gestattete, sich in den Hüttenwerken umherzutreiben, zumal da er es verstand, eine gewisse verschwenderische Gutmüthigkeit zu affektiren, und die Arbeiter durch manchen lustigen Schwank zu unterhalten. Ein jeder antwortete ihm willig, wenn er nach diesem oder jenem fragte, und zog er sich zuweilen Tage lang zurück, um das, was er gesehen und gehört, niederzuschreiben, so fiel dies weiter nicht auf; man war gewohnt, ihn die Menschen bald suchen, bald meiden zu sehen; er war Allen weit mehr ein Gegenstand des Mitleids als des Verdachts. Als er sich mit dem ganzen Verfahren wohl bekannt gemacht, kehrte er nach England zurück, um es hier genau nach dem deutschen Muster einzuführen; da fand sich indeß, daß ihm doch noch Manches entgangen war; er sah sich daher genöthigt, abermals bei den deutschen Bergleuten in die Lehre zu gehen. Diese hießen den scheinbaren Sonderling mit Jubel willkommen und freuten sich der Rückkehr des verlornen Schafes. Meister Brindley wiederholte sein altes Spiel mit demselben guten Erfolg. Als er das, was ihm noch mangelte, erschlichen und namentlich noch die Bereitung des Stahles erlernt hatte, kehrte er abermals glücklich nach England zurück und legte nun die ersten Walzwerke daselbst an. Scott sagt in seiner Geschichte von Stourbridge, es sey ein Capitän Andrew Yarranton unter der Regierung Karls II., und nicht Brindley im Jahr 1596 gewesen, der diese Reise nach dem Continent gemacht habe; daß eine solche jedoch überhaupt einmal gemacht worden, gewinnt, wie bereits erwähnt, dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit, daß sich noch viele deutsche Wörter, die nicht aus der Stammverwandtschaft der beiden Sprachen überhaupt fließen, in den Eisenwerken von Staffordshire erhalten haben. Sey dem übrigens wie ihm wolle, so führen diese Angaben doch auf eine ganz natürliche Weise zur Betrachtung des früheren Zustandes der Eisenwerke in dem erwähnten Bezirk.

Nach dem, was Dr. Plot in seiner 1686 erschienenen Natural History of Staffordshire berichtet, befanden sich die Eisenhütten damals noch in der Wiege, wenn man sie mit ihrem gegenwärtigen Zustand vergleicht, obschon der gute Doktor ausruft: „Unsere Eisenwerke haben jetzt die Stufe der Vollkommenheit

erreicht!“ Was jetzt auf dem möglichst kleinsten Raum zusammengedrängt ist, lag damals weit auseinander. Man bediente sich zum Ausschmelzen des Eisensteins der Holzkohlen, welche die großen Wälder, mit denen der bergmännische Bezirk in jener Zeit reichlich bedeckt war, freilich genugsam lieferten; doch wurden sie in so großen Massen gebraucht, daß man gar nicht im Stande war, dies zwar leichte, aber äußerst voluminöse Brennmaterial eine gewisse Strecke zu transportiren, wenn man das Eisen nach wie vor zu den üblichen Preisen liefern wollte. Man verlegte daher die Schmelzöfen in die Wälder und führte ihnen auf Saumrossen in langen, regelmäßigen Zügen das schwere Material auf tief eingeschnittenen, morastigen Wegen zu, von denen man heute noch Spuren antrifft. In der Nähe der Schmelzöfen schwanden die Wälder; waren diese ringsherum durch die nimmer ruhende Axt gefällt, so schwand auch der Ofen und folgte dem Brennmaterial. Um das Eisen, nachdem es aus dem Ofen geflossen, dehnbar zu machen und ihm die zu den verschiedenen Gewerbszwecken nöthige Form zu geben, bedurfte es einer bewegenden Kraft, zu welcher man sich des fließenden Wassers bediente, da man von der Gewalt des Dampfes noch nichts wußte. Die Eisenhämmer, Walzmühlen und sonstigen Werke mußten daher dem Laufe der Flüsse folgen, und sich ebenfalls das rohe Eisen auf beschwerlichen Wegen von den Oefen zuführen lassen. Dabei hatte man noch kein anderes Gebläse als die gewöhnlichen Blasbälge, die von Menschen getreten und nur unter sehr günstigen Lokalverhältnissen durch ein vom Wasser getriebenes Rad bewegt wurden. Die Holzkohle liefert zwar ein sehr zähes und dehnbares Eisen, doch war sie bei einem so schwachen Gebläse nicht im Stande, ein so dünnflüssiges Metall zu erzielen, daß man feinere Sachen damit hätte gießen können, als Schornsteinaufsätze oder Gartenwalzen. Für die Bearbeitung des Schmiedeeisens blieb dem Menschen nur der Hammer; der einzige Rauch, den man damals in der Gegend weit umher emporsteigen sah, war ein dünnes, gekräuselt es Wölkchen aus dem Schornstein der Schmiede. Fand sich in den Gruben, dem Arbeiter zum Verdruß, der größte Feind bergmännischer Betriebsamkeit, das Wasser, ein, so wurde über dem Schacht eine Maschine aufgestellt, die ein Pferd so lange in knarrender Bewegung erhielt, bis man des unwillkommenen Gastes Herr geworden war.

In diesem Zustande blieben die Eisenwerke ein ganzes Jahrhundert hindurch, bis etwa zum Jahr 1780; Fabriken, Handel und Manufakturen waren indeß langsam fortgeschritten und verlangten mehr Eisen, als die Hütten producirten; denn in damaliger Zeit lieferte ein Ofen alle 24 Stunden nur zwei bis drei Tonnen,* — was damals für unerhört galt, während er jetzt das Vierfache gibt. Um den Anforderungen zu genügen, sah man sich daher genöthigt, Eisen vom Continent und besonders aus unserm Vaterlande einzuführen. Dabei fühlte der Maschinist sehr wohl, daß es ihm nur an einer bewegenden Kraft fehlte, um so viel zu produciren, wie die aufblühenden Gewerbe verlangten; er kannte aber noch keine andere, als die des Wassers und des Pferdes; jenes ließ sich nur in dem Maße anwenden, wie es eben vorhanden war, und die Vereinigung der Kräfte von hundert Pferden zu einem gewissen Zwecke möchte wohl ihre Schwierigkeiten haben, selbst angenommen, ein Minenbesitzer wäre im Stande, dreihundert Pferde zu halten, die er doch haben muß, wenn immer hundert zugleich arbeiten sollen. Mit dem Jahr 1780 beginnt jedoch für jegliche Art von Betriebsamkeit, für Gewerbe und Handel, für Verkehr und Austausch ein neuer, überraschender Abschnitt, und zwar durch Watt's Einführung der Dampfmaschine mit der umdrehenden Bewegung.

Schon lange vor Watt kannte man die Kraft und Elasticität des Dampfes und hatte viele Versuche gemacht, ihn zu mechanischen Zwecken zu verwenden; Watt jedoch war es eigentlich, der durch seine Verbesserungen den mächtigen Riesen in Fesseln schlug, der ihm Daumschrauben ansetzte und eine Zwangsjacke anlegte, der seine elastischen Glieder mit stählernen Werkzeugen bewehrte, ihn zu Arbeit und Gehorsam nöthigte, seiner furchtbaren Macht sichere Schranken entgegensetzte und ihn dem Menschengeschlecht unterthan machte. Es wäre in der That kein Wunder, wenn die Dichter der Nachwelt von Watt eine Fabel erfänden, wie das Alterthum sie uns von Prometheus und dem geraubten Feuer erzählt.

Auf den bergmännischen Bezirk hatte dies den größten Einfluß: mit der Einführung der Dampfmaschine nahm der Eisen- und Kohlenbedarf zu; man hatte jetzt aber auch die Mittel, zehnmal

---

* Die Tonne hat 20 Centner.

so viel zu produciren, als sonst, und den Nachfragen zu begegnen. Die Walz- und Hammerwerke hatten nicht mehr nöthig, fließende Gewässer aufzusuchen, sie konnten ihre Werkstätte dicht neben den hohen Oefen aufschlagen, wodurch man Zeit und Geld sparte, die jeglicher Transport erfordert. Hierzu kam noch, daß durch den unermeßlichen Verbrauch an Feuermaterial die Wälder fast gänzlich verschwunden waren, und daß man sich daher genöthigt sah, von jetzt an seine Zuflucht zu den Steinkohlen zu nehmen, die in unerschöpflichen Lagern im Schoße der Erde ruhten. Um sie den Holzkohlen so ähnlich wie möglich zu machen, — man stand immer noch in dem Wahn, nur diese seyen zum Schmelzen des Eisensteines tauglich, — entschwefelte man sie, d. h. man zündete sie, in großen Haufen aufgethürmt, an und „kochte“ sie, wie die englischen Bergleute es nennen, und gab ihnen demnach den bezeichnenden Namen Cokes.* Die natürliche Folge dieses Wechsels mit dem Brennmaterial war zunächst, daß man von jetzt an fast unter einem Dache — wenn dies anders möglich wäre — den Eisenstein zu Tage förderte, sich aus einem Schacht daneben Steinkohlen und aus einem andern eben so nahen den zum Schmelzen nöthigen Kalk holte, dies zusammen in den zur Hand stehenden Schmelzofen schaffte und aus ihm das zum Gießen bestimmte flüssige Metall sogleich in die Formen laufen ließ, während man das zu andern Zwecken bestimmte in benachbarten Räumen ferner bearbeitete. Von nun an übernahm auch der Minenbesitzer allein den ganzen Prozeß der Eisenbereitung und verkaufte nur das fertige Produkt, während er sonst, vielleicht aus Mangel an Kapital, zur weitern Verfolgung des Geschäftes das rohe Material verkaufte, und der Schmelzofen, der Hammer, das Walzwerk u. s. w. ihre besonderen, von einander unabhängigen Besitzer hatten. Watt bekam von jedem Besitzer einer durch ihn verbesserten Dampfmaschine patentmäßig den dritten Theil des Werthes der gegen sonst ersparten Steinkohlen, und man bekommt einen Begriff von der Wichtigkeit seiner Erfindung, wenn man erfährt, daß der Eigenthümer der Chace Water-Mine in Cornwall, welcher drei Watt'sche Maschinen aufgestellt hatte, ihm für eine jede über 5000 Thl. jährlich bezahlte. In Birmingham leben jetzt noch Leute, die sich wohl

* Coke heißt kochen.

erinnern, daß man auf Briefen, die von London nach diesem Ort geschickt wurden, äußerst sorgfältig bemerkte: „Birmingham bei Wednesbury in Warwickshire, NB. über Coleshill", und jetzt ist nach London fast keine Stadt in England so bedeutend wie Birmingham. Die Aufstellung der Dampfmaschine in der Nachbarschaft dieses Ortes entwickelte auf dem bergmännischen Distrikt jenes betäubende Geräusch der Cyclopen, jene undurchdringlichen Rauchwolken und jene Scenen über- und unterirdischer Thätigkeit, wie wir sie bereits beschrieben haben.

Aber die Dampfmaschine allein wäre nicht im Stande gewesen, die Hülfsquellen des Kohlenfeldes in Staffordshire auf eine so unerhörte Weise zu entwickeln, hätten sich nicht auch zu gleicher Zeit Mittel dargeboten, die Produkte nach allen Richtungen hin zu versenden und auf fernen Märkten abzusetzen; ohne schiffbare Kanäle wären die Produzenten in ihren Erzeugnissen erstickt und die Consumenten hätten Mangel gelitten. Der Bridgewater-Kanal, der seinen Namen nach dem Herzog von Bridgewater führt, welcher 1758 die Bewilligung des Parlaments zur Anlegung desselben erhielt, stellte bereits eine Wasserverbindung zwischen Liverpool und Manchester her; im Jahr 1766 wurden der Trent und Severn- und der Grand Trunk-Kanal angefangen, welcher letztere Liverpool mit Hull verbindet; zwei Jahre nachher begann man von Birmingham aus einen Kanal, der sich mit den bereits erwähnten vereinigen sollte. Als diese Wasserstraßen vollendet waren, strebten dem Hauptkanal aus allen Richtungen des Kohlenfeldes kleine Nebenarme zu, und außerdem wurden neue Wasserstraßen gegraben, um Birmingham, diesen nunmehrigen Hauptsitz des englischen Handels und der Betriebsamkeit, mit den fernsten Seehäfen der Küste in Verbindung zu setzen.

Die Benutzung der Steinkohle in der Form von Cokes, anstatt der bisher gebräuchlichen Holzkohlen, war für die Eisenwerke von äußerster Wichtigkeit; aber dazu kam man nicht so schnell und so leicht, es mußten, wie gewöhnlich, erst viele Vorurtheile und Schwierigkeiten überwunden werden, die sich der heilsamen Verbesserung hindernd in den Weg stellten. Shaw gibt in seiner Geschichte von Staffordshire einen ausführlichen Bericht über eine 1665 unter dem Titel: Metallum Martis, von Dud Dudley herausgegebene Flugschrift, in welcher der Verfasser von seinen mit

Erfolg gekrönten Experimenten bei der Vertauschung der Holzkohle mit Cokes spricht. Er beklagt den zunehmenden Verfall der Eisenwerke, das Eingehen der Minen, die Brodlosigkeit vieler Bergleute und Arbeiter, und führt als Ursache dieser Umstände den Mangel an Brennmaterial zum Ausschmelzen des Eisensteines an, da bereits um jene Zeit die Wälder von dem bergmännischen Bezirk fast gänzlich verschwunden waren. Er berichtet, zum Abstellen dieser Uebelstände glückliche Versuche mit Cokes gemacht zu haben, und schlägt vor, diese anstatt der mangelnden Holzkohle in den Oefen zu benutzen; doch war man gegen seine Vorschläge taub, obgleich durch die Annahme derselben eine große Quantität zerbröckelter Steinkohle Anwendung gefunden hätte, die man in den Schachten unbenutzt als Abfall liegen ließ, und welche oft sogar durch Fahrlässigkeit der Bergleute in Brand gerieth und bedeutenden Schaden verursachte. Holz und Eisen standen in gutem Preise, — die Wald- und Minenbesitzer widersetzten sich der Neuerung, weil ihre Produkte natürlich dadurch gefallen wären. Dud Dudley wußte sich jedoch 1622 ein Patent „auf die Bearbeitung des Eisens mit Steinkohlen zur Erhaltung der Wälder“ auszuwirken, und legte jetzt Eisenwerke an, die gutes Stab- und Gußeisen lieferten. Die mit Hülfe von Cokes bereiteten Gußeisenwaaren gibt er für noch besser aus, als die mit Holzkohlen, und seine nach London geschickten Proben fanden genügende Anerkennung. Die Neuerung war aber nicht im Stande, sich Bahn zu brechen, die Gegner derselben waren zu mächtig; sie hemmten Dudley, wo sie nur immer vermochten, wußten es so einzurichten, daß man ihm die Verlängerung seines Patentes verweigerte, und als es ihm trotz dem gelungen war, sie dennoch zu erhalten, trieben sie ihn mit Gewalt aus seinen Werkstätten und vernichteten diese. Es galt von jetzt an als ausgemacht, Steinkohlen seyen zur Gewinnung des Eisens durchaus nicht anwendbar.

Wenn man sich über hundert Jahre mit dieser Annahme ruhig begnügte, so mag dies wohl hauptsächlich daher kommen, daß ein viel schärferes Gebläse dazu gehört, um mit Cokes den Eisenstein zu schmelzen, als dies bei Holzkohlen nöthig ist, und daß man vor der Anwendung der Dampfmaschinen nur unter sehr seltenen, besonders günstigen Umständen ein schärferes Gebläse als gewöhnlich hervorbringen konnte. Da erfand in dem für den Bergbau so

wichtigen Jahr 1780 ein Eisenmeister Wilkinson das mächtige Dampfgebläse; er versuchte nun ebenfalls das Experiment mit den Cokes, und — es gelang vortrefflich. Von dieser Zeit an wurden die Holzkohlen gänzlich verdrängt, von jetzt an entwickelte sich die Eisenbetriebsamkeit mit Riesenschritten.

„Ich war der ledernen Blasebälge müde,“ erzählte Wilkinson in seinen alten Tagen einem Freunde, „und beschloß, mir eiserne zu verfertigen; da wurde ich aber von den Leuten ausgelacht. Ich that es jedoch, und da rief alle Welt: wer hätte das gedacht!“ Zu demselben Freunde sagte er: „Sie werden es noch erleben, daß Fuhrwerke durch Dampfwagen gezogen werden. Ich selbst würde einen solchen bauen, wenn ich Zeit dazu hätte.“

Uebrigens war Wilkinson nahe daran, eine noch wichtigere Entdeckung zu machen; er bereitete nämlich Steinkohlentheer, wobei sich natürlich das Gas entwickelte, welches jetzt mit so gutem Erfolg zur Beleuchtung benutzt wird; aber er ahnete nichts davon und ließ es ruhig sich verflüchtigen.

Zu bemerken ist, daß man durch die Anwendung des Dampfgebläses ein weit dünnflüssigeres Metall erhielt, so daß man also von jetzt an im Stande war, die feinsten Schmucksachen aus Eisen zu gießen, was bisher nicht gelingen wollte.

War man nun auch einen bedeutenden Schritt weiter gekommen, so wollte man doch dabei noch nicht stehen bleiben. Die unerhörten Massen von Steinkohlen, welche die hohen Oefen fortwährend verschlangen, mußten immer erst in Cokes verwandelt werden; dies kostete Zeit, und „Zeit ist Geld“, sagt der Engländer. Die Steinkohlen mußten sich eben so gut roh zum Schmelzen verwenden lassen, wenn man eine noch stärkere Gluth im Ofen erzielen konnte, als das Dampfgebläse schon erzeugte. Die durch die Gewalt der Dampfmaschine dem Ofen zugeführte Luft mußte sich, während sie die beiden sich gegenüber liegenden eisernen Röhren verließ, natürlich in einen Zugwind verwandeln, der die Glut anfänglich immer etwas erkältete oder abkühlte. Um diesem Uebelstande zu begegnen, kam man darauf, die beiden Röhren oder Pfeifen rothglühend zu machen und heißen Wind in den Schmelzofen zu blasen. Hierdurch beutete man den Eisenstein nicht nur weit nachdrücklicher aus, sondern kam nun auch

dahin, die rohe Steinkohle statt der Cokes anzuwenden, wodurch der Verbrauch des Brennmaterials bedeutend vermindert wurde.

Aeußerst interessant ist es, an Ort und Stelle mit anzusehen, wie sich der rohe Eisenstein durch Feuer und Wasser, durch Hämmer, Scheeren und Walzwerke, genug durch alle nur ersinnlichen Martern und Torturen drängen muß, bevor er sich in einen Eisenstab verwandelt, den man für wenige Groschen kaufen kann, und der für den Augenblick noch zu nichts zu gebrauchen ist; weniger interessant, ja ermüdend würde eine weitläufige Beschreibung und Aufzählung des ganzen Verfahrens seyn; es soll daher nur in seinen Hauptmomenten angeführt werden.

Der Eisenstein findet sich in dem Staffordshirer Kohlenfelde bald über, bald unter dem Steinkohlenlager, und zwar entweder in fortlaufenden Adern oder in einzelnen, mehrere Pfund schweren Nieren in Betten von harter Thonerde. Es ist zu bewundern, in welchen engen Räumen die Bergleute arbeiten, die ihn zu Tage fördern. Hätte selbst die Eisensteinschicht nicht mehr als zwei Fuß Tiefe, so hüten sie sich dennoch, ringsherum tiefer einzuschlagen, um mehr Raum für ihre Bewegungen zu gewinnen; bei 2½ Fuß Tiefe sind sie schon überglücklich. Die Betten harter Thonerde mit den Eisensteinnieren haben eine Mächtigkeit von 2—6 Fuß. Sind diese von den Bergleuten herausgeschlagen, so werfen sie Erde hinter sich, um die leeren Räume so gut wie möglich wieder zu füllen und das Nachsinken von oben her zu verhindern; denn die Bergleute arbeiten immer heimwärts, d. h. sie gehen von dem tiefsten Punkt der Schicht durch einen äußerst engen Gang bis zum höchsten Punkt vor, dem allmähligen Ansteigen derselben folgend, und arbeiten nun von hinten her auf den Punkt zu, von welchem sie ausgingen. Dies hat den Vortheil, daß ein Einsturz hinter ihnen nicht gleich die Möglichkeit der Bearbeitung eines Schachtes aufhebt, und daß man beim Fortschaffen des gewonnenen schweren Materials nach dem Anfangspunkte hin, von wo aus es in die Höhe gewunden wird, stets eine geneigte Fläche hat, auf welcher die kleinen Wagen fast durch ihr eigenes Gewicht bergab laufen.

Bevor der Eisenstein in den Schmelzofen kommt, wird er geröstet oder calcinirt, um ihn von verschiedenen Beimischungen zu befreien, als von Schwefel, Arsenik u. s. w., wodurch er 20 bis 30 Procent an seiner Schwere einbüßt. Dies geschieht unter

freiem Himmel in unermeßlichen Haufen, in denen immer eine Schicht Erz mit einer Schicht klein gebröckelter Steinkohle abwechselt, und die man an verschiedenen Punkten anzündet. Bei den Oefen, wo man den heißen Wind noch nicht eingeführt hat, also noch Cokes zum Schmelzen nimmt, werden mit dem Rösten des Eisensteins zu gleicher Zeit die Steinkohlen entschwefelt. Dies geschieht ebenfalls im Freien in runden Haufen von etwa 20 Tonnen, die man in der Mitte mit einer gußeisernen, durchlöcherten Schornsteinröhre versieht, um den nöthigen Luftzug zu verursachen. Der Haufen wird alsdann angesteckt und man wartet ab, bis er sich vollständig entzündet hat; alsdann bedeckt man ihn mit Asche und läßt ihn allmählig durchbrennen.

Die glühenden Haufen von Eisenerz und Steinkohlen, aus denen oft helle Flammen aufschlagen, geben dem bergmännischen Bezirk des Nachts das Ansehen eines großen Feuermeers, und sind aus weiter Ferne her schon zu erblicken.

Der Eisenstein ist beständig mit einer fremdartigen Masse, entweder Kalk oder Thon, verbunden. Will man die Eisentheile gewinnen, so reicht es nicht hin, das rohe Material durch die Gluth der Kohlen einem gewissen Wärmegrad im Schmelzofen auszusetzen, sondern es muß noch eine dritte Substanz, Flux genannt, hinzugefügt werden, mit der sich der Kalk oder Thon verbindet. Aus dieser Verbindung entstehen die Schlacken, während das schwere, freigewordene Metall zu Boden sinkt und abfließt.

Der Eisenstein in Staffordshire ist mit Thon verbunden, es wird ihm also Kalk als Flux beigegeben, wogegen man in Glocestershire Thon als Flux benutzt, da der Eisenstein dort mit Kalk verbunden ist.

Nachdem der Eisenstein geröstet, kommt er in die Schmelzöfen. Diese haben in dem in Rede stehenden Bezirk entweder die Form einer abgestumpften Pyramide oder eines eben solchen Kegels, worauf sich ein cylindrisches Thürmchen als Schornstein befindet. Sie sind 45 — 50 Fuß hoch — ohne den Schornstein —, haben, wenn sie rund sind, an ihrer Basis 30 Fuß und oben etwa halb so viel im Durchmesser, wenn sie aber eckig sind unten 30 □Fuß, oben die Hälfte davon als Flächeninhalt. Am Fuß des Ofens finden sich gewölbte Einschnitte für die Werkleute zum

Abzapfen des flüssigen Metalles und für die eisernen Röhren des Gebläses. Unmittelbar daneben ist die Dampfmaschine aufgestellt, welche außer ihren andern Verrichtungen auch die mit Kohlen, Eisenstein und Kalk gefüllten Karren auf dem schrägen Brettergerüst bis oben hinauf zu schaffen hat, wo das ganze Material in den Ofen hineingeworfen wird. Dies besteht zusammen aus 24 Tonnen, nämlich:

8 Tonnen gerösteten Eisenstein,
12 „ Steinkohlen und
4 „ Kalk,

welche alle 12 Stunden drei bis vier Tonnen Eisen liefern. Da sich beinahe die Hälfte von dieser Masse verflüchtigt, also etwa 11 Tonnen, so blieben außer dem reinen Eisenertrag von 4 Tonnen noch alle 12 Stunden neun, und alle 24 Stunden achtzehn Tonnen Schlacken, Asche und Abgang übrig. Diese Quantität ist so bedeutend, daß es an Raum fehlt, sie unterzubringen. Man stößt im bergmännischen Bezirk auf Schlackenberge, von denen man ihrer ungeheuren Ausdehnung halber nicht glauben kann, daß Menschen sie allmählig aufgethürmt haben; sie bedecken viele Morgen Landes und entziehen sie dem Anbau, zumal in der Nähe der größern Schmelzöfen, z. B. des von Aston. An ein Fortschaffen dieser Schlackengebirge ist gar nicht zu denken, es würde vielleicht mehr Zeit erfordern als das Aufhäufen; da bleibt zuletzt nichts übrig, als den Schmelzofen wegen Mangels an Raum zu verlegen, wie man dies früher thun mußte, wenn ringsherum sich die Wälder in Kohle verwandelt hatten.

Die meisten Eisenwerke begnügen sich nicht mit einem Ofen, sondern sie haben gleich mehrere unmittelbar neben einander. Dies hat den Vortheil, daß die Mittelwände immer für zwei Oefen zu gleicher Zeit benutzt werden können, — denn bis zur Hälfte ihrer Höhe bilden sie nur eine zusammenhängende Masse, — und daß auf demselben schrägen Brettergerüst das Material für alle Oefen hinaufgeschafft werden kann.

Ist der Ofen einmal im Gange, so darf das Feuer nicht wieder ausgehen, unaufhörlich werden Eisenstein, Kohlen und Kalk hineingeworfen, und die Arbeiter lösen sich Tag und Nacht ab. Ueber hundert solcher Schmelzöfen befinden sich in Süd-Staffordshire auf einem verhältnißmäßig kleinen Flächenraum

zusammengedrängt; man denke sich daher, auf welche Weise sie die Luft weit und breit umher mit Dampfwolken und Schwefelgeruch anfüllen, und wie ihre feuerspeienden Schornsteinöffnungen die Nacht erhellen.

Der Herd, zu welchem das geschmolzene Metall herabsinkt, ist ein würfelförmiger Raum, dessen Seiten 3 Fuß hoch und 3 Fuß lang sind. Unten befindet sich eine Oeffnung, aus der man ihm das Metall alle 12 Stunden abzapft, und oben ebenfalls eine solche, aus welcher die Schlacken abfließen. Dieser Strom ist der eigentliche Puls des Ofens, der sorgfältig im Auge behalten werden muß, da er durch seine Farbe oder größere oder geringere Flüssigkeit von dem Stande der Dinge im Innern Kunde gibt. Ist er dünnflüssig und weißlich grau, so steht es gut, ist er aber dickflüssig und blau, gelb oder grün, so arbeitet der Ofen nicht schnell genug, und liefert demnach Eisen von geringerem Werth. Der Aufseher bestimmt alsdann das Ingrediens, welches nachzuwerfen ist; doch wirkt die neue Maßregel immer erst nach 36 Stunden, da der Ofen beständig voll ist.

Soll das flüssige Metall auf der Stelle zum Guß verwendet werden, so läßt man es vom Herde aus in große kesselartige Gefäße fließen, die mit Feuerthon gefüttert sind, damit sie der Gluth länger widerstehen; hierauf hebt sie ein mächtiger Krahn empor und führt sie mit gravitätischer Sicherheit genau zu dem Punkt im dicht daranstoßenden Gießhause, wo die Form des flüssigen Metalles harrt und es in sich aufnimmt. Soll es hingegen als Gußeisen verkauft, oder als Schmiedeeisen verwendet werden, so leitet man es vom Ofen aus in den Sandboden, welchem man eine lange Rinne mit vielen kleineren, senkrecht abgehenden Nebenrinnen eingegraben hat, die ungefähr das Ansehen eines Rückgrats mit seinen Rippen haben. Wie sich nun unter abgeschlossenen Gesellschaften Klikenwitze bilden, die Fremden durchaus unverständlich und oft ärgerlich sind, so ist dies auch unter den Werk- und Bergleuten in Staffordshire ganz besonders der Fall, die fast keinem Dinge seinen ursprünglichen Namen lassen. Demnach nennen sie diese Hauptrinne mit ihren Nebenzweigen die Sau mit Ferkeln, sow and pigs, und nach diesem Witzwort hat dies rohe, zum Gießen oder Schmieden bestimmte Eisen in allem Ernst die Bezeichnung Pig-Eisen bekommen.

Bei der Gewinnung des Pig-Eisens zum Gießen gibt man dem Schmelzofen eine größere Quantität Cokes und erhält dadurch ein Metall, welches sich sehr leicht wieder schmelzen läßt, und dann sehr dünnflüssig und im Stande ist, die feinsten Falten der zu seiner Aufnahme bestimmten Form zu durchdringen; bei der Gewinnung des Pig-Eisens zum Schmieden nimmt man zum Ausschmelzen des Eisensteins eine geringere Quantität Cokes, und erhält dadurch ein dickflüssiges Metall, welches oft — wenn man das Quantum der Cokes auf das Minimum reducirt hat — nur mit Mühe die Rinne der Pigform durchfließt.

Wir folgen zuerst dem Pig-Eisen in die Hämmer- und Walzwerke und kehren dann zurück in das Gießhaus.

Das zum Schmieden bestimmte Pig-Eisen wird zunächst verfeinert, d. h. es kommt in kleine Oefen, wo es einem Feuer von der äußersten Schärfe ausgesetzt und abermals geschmolzen wird. Die Oefen sind von Eisen; damit sie sowohl wie auch die Röhren, welche die heiße Luft hineinführen, nicht zu sehr durch das heftige Feuer leiden, sind sie an den Seiten doppelt, so daß Ströme von Wasser in gemessenen Zeitpunkten herangelassen werden können, und die Blaseröhren sind von einem eisernen Kasten umschlossen, der sich von Zeit zu Zeit mit abkühlendem Wasser füllt.

In der furchtbaren Gluth schmilzt das Eisen schnell, und nach zwei Stunden läßt man es aus dem Ofen in einen eisernen Trog von etwa 20 Fuß Länge und 2 Fuß Breite fließen. Hat es sich hier etwas abgekühlt, so schafft man es mit Hülfe eines Krahns in einen größeren, flacheren Trog, und begießt die ganze Masse plötzlich mit eiskaltem Wasser. Hierdurch wird sie spröde und läßt sich demnach leicht in Stücke zerbrechen. Bei der Verfeinerung verliert das Eisen ein Achtel seiner Schwere; die Schlacken, welche sich auf der flüssigen Masse im Troge zeigen, werden abgenommen.

Das zerbrochene Eisen kommt jetzt in einen Ofen, wo es durch eine niedrige Wand oder Mauer vom Feuer getrennt ist. Dies folgt dem Luftzuge über die Mauer und trifft von dieser aus das Eisen im Vorüberfluge, also durch Reverberation, welcher Umstand dem Ofen seinen Namen gibt. In einer halben Stunde schmilzt das Eisen; nun fahren die Arbeitsleute mit eisernen Instrumenten hinein, die einem Karst gleichen, und rühren in der

Masse, die zähe gemacht werden soll, so lange umher, bis sie glühend geworden sind; dann werfen sie dieselben in einen Trog voll Wasser, damit sie sich wieder abkühlen, und nehmen andere dafür. Dies Verfahren wird so lange fortgesetzt, bis die kochende und brodelnde Masse sich immer mehr verdickt und es nach und nach immer schwieriger wird, sie ferner umzurühren; alsdann ballt sie sich um das eiserne Werkzeug und läßt sich nun in glühenden Klumpen von 80 Pfund Schwere aus dem Ofen heben, die man sogleich unter den mächtigen Hammer bringt. Hier soll der s. g. „Ball" durch die heftigen Schläge nicht nur verdichtet und von den Schlacken gereinigt werden, welche sich in dem Ofen abermals abgesetzt haben, sondern auch eine regelmäßige, längliche Form erhalten, die ihn geeignet macht, das erste Walzwerk zu passiren. Der Hammer wiegt etwa 80 Centner und wird durch die weitläufigen Zähne eines Vollrades regelmäßig gehoben. Sieht man seinen unaufhörlichen Schlägen zu, so scheint er eine Physiognomie anzunehmen und das Metall mit einer Art von Erbitterung zu bearbeiten, während von dem glühenden Feuerball nach allen Richtungen Funken und Stückchen fliegen.

Noch ist das Eisen nicht völlig abgekühlt, wenn es von hieraus zum ersten und dann zum zweiten Walzwerk gebracht wird, wo es die Form von 7—8 Fuß langen Stäben erhält; aber auch jetzt hat es noch nicht die Form erreicht, in welcher es verkauft wird. Eine mächtige Scheere gibt nun allen Stäben eine gleiche Länge, bildet lauter Häufchen von je sechs solcher Stäbe und bringt diese abermals in einen Ofen, wo sie zusammengeschweißt, d. h. einem Hitzegrad ausgesetzt werden, der eben hinreicht, die sechs einzelnen Stangen in eine einzige Masse zu verwandeln, ohne sie flüssig zu machen. Zu diesem Verfahren ist, wie sehr leicht begreiflich, die größte Vorsicht nöthig, da das Eisen sogleich verliert und spröde wird, oder „verbrennt", wenn es nur wenige Minuten zu lange im Ofen bleibt. Auch hierbei fließen von dem gesenkten Herd Schlacken ab und das Eisen wird leichter.

Nach dem Zusammenschweißen werden die Haufen einzeln aus dem Ofen genommen und erhalten nun endlich durch mehrere Walz- und Schneidewerke, welche noch zu passiren sind, die zu den verschiedenen Zwecken erforderliche Form.

Tritt man in eine solche Werkstätte, so sieht man sich von dem regsten Leben und der unermüdlichsten Thätigkeit umgeben: das große, 200 Centner schwere Schwungrad, welches sich mit einer Schnelligkeit von einer halben Meile in der Minute umdreht, so daß man die Speichen nicht mehr zu erkennen vermag, — die corpulenten Walzen, die in entgegengesetzter, langsamer Bewegung das noch röthliche Eisen dehnen, die mächtigen Scheeren, die das harte Metall so leicht zerschneiden, wie ein Kind Papier schnitzelt, — der schwere, unerbittliche Hammer, welcher mit derselben Kraft auf den Kopf eines Mannes schlagen würde, legte man ihm einen solchen unter, wie er jetzt auf den glühenden Eisenball fällt, — die erhitzten Männer, von denen die schweren, glühenden Eisenmassen mit Leichtigkeit und Gewandtheit gehandhabt werden, und die Knaben, die ihnen dienstfertig zur Seite stehen, das Eisen in Empfang nehmend, wenn es die Walzen verläßt, u. s. w. — alle diese Dinge kann man nicht ohne Interesse mit ansehen, wenn auch das Ohr dabei durch die verschiedenartigsten Töne bestürmt und zerrissen wird. Wenden wir uns jedoch dem Gießhause zu, wo eine nicht minder belebte Scene unserer wartet.

Das zum Gießen bestimmte Pig-Eisen wird entweder durch das bereits erwähnte Reverberationsfeuer oder in Oefen mit einem Gebläse geschmolzen; jene Schmelzweise liefert ein sehr hartes, diese ein sehr zähes Metall; um den Gußwaaren indeß beide Eigenschaften zu geben, mischt man gewöhnlich beide Arten in einander, welches auch außerdem noch den Vortheil hat, die geschmolzene Masse dünnflüssiger zu machen.

Ist der zu gießende Gegenstand so leicht, daß ihn zwei Werkleute noch bequem tragen können, so wird das zu ihm erforderliche flüssige Metall in einem kesselartigen Gefäß durch zwei Leute bis zur Form geschafft. Sie bedienen sich zum Transport dieses Gefäßes, welches mit Feuerthon gefüttert ist und eine Tille hat, eines eisernen Ringes, der hinten mit einer Stange und vorn mit einer Gabel versehen ist. Sind sie bei der Form angelangt, so läßt der Mann vorn in der Gabel den der Form zugekehrten Zinken los, wodurch sich das Gefäß natürlich nach dieser Seite hin senkt und sein flüssiges Metall durch die von dem hintern Mann dirigirte Tille in die Oeffnung der Form gießt. Bei größeren Gegenständen, z. B. bei Cylindern von 7 Fuß im Durchmesser

und 180 — 190 Centner Schwere, die in einem Stück gegossen werden, müssen die Krahnen die Beförderung der flüssigen Masse vom Ofen bis zur Form übernehmen. Die dazu bestimmten großen Gefäße hängen an drei Haken; sind sie zur Oeffnung der Form gelangt, so wird einer von den Haken ausgehakt, das Gefäß senkt sich nach dieser Seite, und die Masse fließt durch die Tille in die colossale Form.

Man kann ein Gießhaus in keinem günstigeren Momente besuchen, als im Augenblick des Gießens selbst, und geschieht dies zur Nachtzeit, so hat man noch einen erhöhten Genuß: Männer und Buben laufen in scheinbarer Verwirrung durch einander und hin und her, — Flüche, Ermunterungen und Schimpfwörter werden ausgestoßen, — dem Ofen entströmt das leuchtende Metall und droht Verderben, während es durch Menschenhände und Maschinenkraft nach allen Richtungen zu den Formen geschafft wird, überall die dunkeln Räume mit Glanz erfüllend und ohne den geringsten Schaden anzurichten, — die Formen dampfen, prasseln und knistern, wenn sie gefüllt werden, und aus ihren Fugen brechen blaue Flammen hervor, die den Gruppen der Arbeiter ein geisterbleiches Ansehen geben; — diese Dinge vereinigt liefern ein Bild, welches wohl die Bemühungen eines jeglichen Pinsels verhöhnen möchte.

Kein Zweig der Eisen-Industrie hat wohl durch die Anwendung der Dampfmaschine mehr gewonnen, als die Gießerei, ja die Dampfmaschine ist eigentlich erst die Schöpferin derselben geworden. Als man sich noch der Holzkohle zum Ausschmelzen des Eisensteins bediente, wurde theils das zum Gießen bestimmte Metall in dem Ofen nicht dünnflüssig genug, theils aber klagte man über die Sprödigkeit der gegossenen groben Gegenstände, die, wenn sie einen mäßigen Stoß erhielten, oder dem Feuer ausgesetzt wurden, sehr leicht sprangen. Mit der Einführung des Dampfgebläses wurde diesen Uebelständen abgeholfen. Zunächst hatte man nun die großen und schweren Eisenmassen zu gießen, die zur Zusammensetzung der Dampfmaschinen selbst erforderlich waren, welche Watt aufstellte. Wie sehr muß dies allein schon die Eisengießereien belebt haben, als die Einführung der Gasbeleuchtung die Thätigkeit in denselben noch mehr steigerte und die Anlegung von Eisenbahnen mit gegossenen Schienen sie aufs höchste trieb! Seit jener Zeit hat das Gußeisen angefangen, dem theuren Holz und

Stein den Krieg anzukündigen und es aus einer Position in die andere zu drängen. Eiserne Brücken schwangen sich über die breitesten Ströme, und zwar in so kühnen Bogen, daß sie den berühmten Rialto zu Venedig und alles hinter sich zurückließen, was man der Art bisher aus Stein aufgeführt gesehen hatte. * Anfangs machten sie den Gegenstand der Bewunderung in allen Reisebeschreibungen, jetzt sind sie — natürlich in kleinerem Maßstabe — in dem Park jedes Privatmannes anzutreffen. In der Form von eleganten Säulen und Gittern ersetzte das Gußeisen die Mauern; gothische Zierrathen, die sonst nur für Kirchenfenster aus Stein mühsam gehauen wurden, selbst Fensterrahmen, genug alle Gegenstände wurden allmählig aus diesem Metall angefertigt, die dauerhaft und solid, wohlfeil und nützlich seyn sollen, und man behauptet, London enthalte gegenwärtig so viel Eisen, daß man ganz Paris, so wie es liegt und steht, damit bezahlen könnte.

Man blieb jedoch nicht bei der Produktion grober Gegenstände von Gußeisen stehen, sondern lieferte von jetzt an unter der Benennung „hohler Waaren" fast alle Gefäße, die man in den Haushaltungen bisher von Kupfer, also von einem viel kostspieligeren, ungesunderen Metall hatte. Der plumpe dreibeinige Topf, wie ihn die Eisengießereien von alten Zeiten her geliefert, machte sehr bald leichten, inwendig verzinnten, auswendig schwarz geglätteten Gefäßen von eleganter Form Platz, die nicht schwerer sind, wie die kupfernen, und viel wohlfeiler als diese. Endlich ging man auch zu den saubersten Gallanteriesachen über, wie man sie in den Salons und auf den Nipptischen der Damen findet, und ersetzte Bronce und andere Metalle durch Eisen. Der Speculation wurde ein weites Feld eröffnet, und während der Verstand sich abmühte, die Formen zu erfinden, um so mannigfaltige Gegenstände zu gießen, verwandelte er die Eisengruben Englands in Goldgruben.

So viel vom Eisen. Es bleiben nur noch einige Worte über die Steinkohle, den Kalk und den Feuerthon hinzuzufügen, die ebenfalls in dem bergmännischen Bezirk zwischen Birmingham und Wolverhampton bearbeitet werden.

---

* Der mittelste Bogen der Southwark-Brücke in London hat eine Spannung von 240 Fuß, während der Rialto nur eine von 73 Fuß, also 167 Fuß geringere hat.

Was die Steinkohlen anbelangt, so ist das Meiste, was hier anzuführen wäre, bereits in einem Aufsatz über „Steinkohlengebilde“ im ersten Heft der Viertel-Jahrsschrift den Lesern bekannt gemacht worden, wir begnügen uns daher mit einigen wenigen, an Ort und Stelle gemachten Bemerkungen.

Die Steinkohlenschichten streichen in der Richtung von Nordost nach Südwest, in einer Breite von etwa 6, und einer Länge von 22 engl. Meilen. Diese Dimensionen wurden früher viel geringer angegeben, da man noch weniger Steinkohlen brauchte, also auch weniger Minen bearbeitete, und später werden sie bedeutend größer werden, wenn die immer wachsende Consumtion die Einschlagung neuer Schachte und die Ausdehnung des Kohlenfeldes nöthig macht; denn wie weit sich die Kohlenschichten nach allen Richtungen hin erstrecken, ist noch nicht genau ermittelt worden.

Etwa in der Mitte des Kohlenfeldes befindet sich eine Sandschicht, die das Ganze von Wolverhampton über Wildenhall nach Walsall hin in zwei Theile, einen nördlichen und einen südlichen zerlegt. Die Steinkohlenschichten des nördlichen Theiles sind nur schwach, und werden nach Norden hin immer schwächer, doch liegen sie der Oberfläche sehr nahe und sind daher auch leicht zu gewinnen; die Schichten des südlichen Theiles sind im Durchschnitt 30 Fuß dick, wonach sie Zehn-Yard-Kohle genannt werden, und nehmen nach Süden hin an Mächtigkeit zu; doch liegen sie sehr tief unter der Oberfläche und sind daher schwieriger zu Tage zu fördern.

Das Einfahren in einen Kohlenschacht ist nicht mit der geringsten Gefahr oder Beschwerde verknüpft und doch höchst interessant; unterließe man es, so wäre man in Rom gewesen, ohne den Papst gesehen zu haben. Während die geringen Vorkehrungen zur Reise in eine andere Welt getroffen werden, hat man Gelegenheit, zu bemerken, daß sich in der Nähe des Schachtes eine mächtige Dampfmaschine bewegt, die damit beschäftigt ist, das Wasser aus der Tiefe emporzuheben. Oft muß sie ihre ganze Kraft auf diese Verrichtung verwenden, und zum Emporheben der Kohlen befindet sich alsdann noch eine kleinere daneben aufgestellt. Der Schacht ist zugedeckt; über ihm steht ein Gerüst, welches eine Welle mit aufgewickelten Ketten oder Stricken trägt. An ihnen hängt ein großer flacher Kasten, der den Neugierigen schnell, aber

sanft hinabführt. Wenn er ihn bestiegen hat, wird die Decke vom Schacht genommen; ein grauer Nebel steigt aus ihm empor, und während der Kasten in die Tiefe sinkt, blickt man unwillkürlich nach dem hellen Tageslicht empor, das sich zuletzt nur noch als ein kleiner weißer Punkt zeigt. So schwer der Kasten mit den Passagieren auch seyn mag, so ist er doch nicht im Stande, das Seil oder die Kette straff zu halten: je tiefer man sinkt, je mehr sich von der Welle abwickelt, desto mehr schwankt es hin und her, desto schlaffer wird es. Die sonderbare Reise führt bis zum tiefsten Punkt des Kohlenlagers, nach welchem hin von den entferntesten Punkten aus bergab oder „heimwärts" gearbeitet wird, um einen leichteren Transport für die mit Kohlen gefüllten Wagen bis zur Winde zu haben. Unten angelangt, befindet man sich in einem freien, schwarzen Raume, von dem mehrere Gänge von 6 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe ausgehen, und wo man nur mit Mühe athmet. Hier wird der Fremde mit einem Grubenlicht versehen und erhält dazu die Weisung, es nicht zu hoch zu halten, weil sich entzündbare Luftarten vorfinden möchten, welche durch die von oben herbeigeführte *gesunde* Luft stets in die Höhe gedrängt werden, da sie leichter als diese sind. An den Wänden, ziemlich nahe der Decke, bemerkt man von 12 zu 12 Fuß eine Reihe von Löchern; sie stehen mit den zu Tage führenden Luftröhren in Verbindung, welche durch einen fortwährenden Zug den Gang von den ungesunden und gefährlichen Dämpfen reinigen sollen. Dies gelingt ihnen jedoch nur zum Theil, denn es ereignen sich trotz dieser Vorrichtung, ja trotz der *Sicherheitslampe*, immer noch Unglücksfälle genug in den Gruben.

Am Boden befindet sich eine Eisenbahn, auf deren Schienen die kleinen Wagen laufen, welche die Kohlen bis zum Schacht führen. Hat die Sohle des Ganges so viel Abfall oder Senkung, daß die Wagen durch ihre eigene Schwere getrieben den Weg von hinten, wo gearbeitet wird, nach vorn bis zum Schacht zurücklegen können, so werden sie, wenn sie leer sind, durch ein Seil und eine Winde wieder zurückgeführt; wo dies nicht der Fall ist, befinden sich zwei oder mehrere Pferde in der Grube, welche diese Arbeit verrichten. Sind diese Thiere einmal hinabgelassen, so dauert es oft drei oder vier Jahre, ehe sie das Tageslicht wieder erblicken. Es fehlt ihnen zwar in den Gruben an keiner Bequemlichkeit, doch

leben sie fortwährend in einer ängstlichen, drückenden Atmosphäre.

Um den leeren oder beladenen Wagen ausweichen zu können, haben die Wände der Gänge von Entfernung zu Entfernung Einschnitte; von ihnen aus kann man das Thun und Treiben in diesen unterirdischen Regionen mit aller Ruhe und Sicherheit beobachten. Schwarze Gestalten und trübe Grubenlichter zeigen sich nah und fern, — die Bergleute rufen sich unter einander Worte zu, die man nicht versteht, — sie machen Bemerkungen über den fremden Gast, und nennen ihr Geschäft in seiner Nähe ein „sehr durstiges,“ um ihn zur Spendung eines Trinkgeldes zu veranlassen, welches gern gereicht wird. Von ihrer übrigen Unterhaltung zu profitiren, ist jedoch rein unmöglich, denn sie wird in einem sonderbaren Dialekt und in der den Bergleuten dieses Distrikts eigenen Weise geführt, die keinem Dinge seinen ursprünglichen Namen läßt. An Decke und Wänden fallen die wehenden Spinnengewebe auf, die überall wie Festons hängen; — man begreift nicht, was sich hier unten in den aufgestellten Netzen fangen soll und wovon die Spinnen leben.

Endlich gelangt man zu dem Ort, wo die Bergleute, bis an den Gürtel von jeglicher Kleidung entblößt, die Steinkohlen brechen; die erhöhte Temperatur in den Kohlenbergwerken und die angestrengte Bewegung bei der Arbeit selbst macht, daß sie nicht frieren. Hier werden nun große Massen von 2000—6000 Centner Schwere rings herum von der Schicht allmählig abgelöst, doch so, daß man hin und wieder einen sogenannten Spern (wohl das deutsche Sporn) stehen läßt, der die Verbindung des loszulösenden Stückes mit der Schicht noch festhält. Alsdann nehmen die Bergleute lange Stangen zur Hand und stoßen damit die Sporen vorsichtig und so lange ab, bis die schwere Masse mit Gekrach herunterstürzt. Jetzt wird sie zerschlagen und auf den kleinen Wagen zum Schacht befördert. Die beim Loslösen und Zerschlagen zerbröckelten Steinkohlen werden durch die Knaben an den nächsten freien Platz geschafft und hier angehäuft, wenn nach dieser Gattung weiter keine Nachfrage seyn sollte. Damit das Erdreich nicht nachstürzt, bleiben an den geeigneten Punkten starke Steinkohlenpfeiler stehen, welche die Decke tragen.

Ist in den Kohlengruben alles eng, schwarz, düster und unreinlich, so ist in den Kalksteinbrüchen alles geräumig, frei und reinlich; denn sie haben in der Regel Licht von oben, der Stein wird in großen Massen mit Pulver losgesprengt, und es wird alles benutzt, sogar der kleinste Abfall. Die Steinkohlenschichten und Eisensteinadern ruhen auf einem bedeutenden Lager von Kalkstein, welches durch Feuersgewalt oder durch die Spannung mächtiger Dämpfe im Innern der Erde an schwachen Stellen zu Hügeln emporgehoben und an noch schwächeren Stellen von Basaltmassen durchbrochen worden ist. Eine solche Reihe von Kalkhügeln findet sich z. B. zwischen Sedgeley und Dudley in einer Ausdehnung von einer deutschen Meile, und der bedeutendste Basaltkegel in der Nähe von Walsall. Die vielen Versteinerungen von Seethieren in dem harten Kalkstein berechtigen zu der Vermuthung, daß das ganze Lager, welches 600 Fuß unter der Kohle und dem Eisenstein liegt, früher Meeresgrund gewesen. Ueberhaupt sind es die Kalksteinbrüche, in welchen sich die verschiedenen Bildungsepochen der Erde am besten studiren lassen. Ganz besonders geeignet dazu ist ein 6000 Fuß langer unterirdischer Kanal in den Kalksteinbrüchen von Lord Dudley, der eine Verbindung dieser Brüche mit andern Kanälen des bergmännischen Distrikts herstellt und so die Fortschaffung und den Absatz des schweren Materials sichert. Dieser Kanal läuft 600 Fuß unter dem Steinkohlenlager in wagrechter Linie fort, und indem er die schrägstreichenden Schichten sämmtlich durchbricht, zeigt er natürlich ihre Bildung und Textur.

Endlich findet sich hier auch noch der Feuerthon (leucargillum), der deßhalb im Stande ist, dem heftigsten Feuer zu widerstehen, weil er fast frei von Kalk- und Eisentheilen ist, die sehr leicht durch jenes Element angegriffen werden. Er liegt in den Schichten von Sand und Erde, welche die Kohlen vom Sandstein trennen, und zwar 40 — 50 Fuß unter jenen. Am meisten wird seiner Güte und Reinheit wegen der in der Nähe von Stourbridge geschätzt. Man unterscheidet drei Qualitäten: die reinste und beste wird zu den großen Gefäßen benutzt, in denen man in den Glashütten das Glas schmilzt, — aus der zweiten formt man die Schmelztiegel, deren man sich bei der Verfeinerung des Stahles und zu andern Zwecken bedient, — aus der dritten Qualität

macht man die großen Ziegelsteine, mit denen die hohen Oefen gefüttert werden; auch bedient man sich desselben bei dem Aufmauern des Ofens selbst als Cement. Der Feuerthon wird nach allen Theilen von England, ja sogar nach Westindien verführt, woselbst man die zur Zuckerbereitung nöthigen Gefäße daraus anfertigt.

Führen wir noch an, daß das Kohlenfeld auch einige Salzquellen enthält, die ihren Ursprung unter der Kalkschicht haben und von denen sich die bedeutendste in der Nähe von Cradley findet, so ist aller Vorkommenheiten des bergmännischen Distrikts in Süd-Staffordshire Erwähnung geschehen.

A. v. T.

Ueber die Negerſklaverei
in den
Vereinigten Staaten und in Texas.

Die zwei großen Schattenſeiten der amerikaniſchen Freiſtaaten ſind die Negerſklaverei und die unbarmherzige Vertilgung der Indianerſtämme. Erſtere wurde den Amerikanern von der Handelspolitik Englands aufgedrungen, letztere iſt eine nothwendige Folge ihrer fortſchreitenden Civiliſation. — Was die Aufhebung der Sklaverei betrifft, ſo thun der Paſcha von Aegypten, die Franzoſen in Algier und die Engländer in Bengalen mehr für ſie, als die Abolitioniſten von Neu-England und Neu-York, welche merh auf Auflöſung der Union hinſtreben — die ihren Kandidaten die Ausſicht auf die Präſidentenſtelle des Nordens gewährt — als auf politiſche Gleichheit zwiſchen den Weißen und Schwarzen. Letztere iſt in der That eine Chimäre, durch das Elend der freien Neger im Norden hinlänglich widerlegt, und zwiſchen zwei gänzlich verſchiedenen Racen, wovon die eine aus dem hochciviliſirten, ſich ſelbſt über alles liebenden England, die andere aus den barbariſchen Sklavenſtaaten Afrika's ſtammt, gar nicht denkbar. Das Daſeyn der Sklaven im ſüdlichen und ſüdweſtlichen Gebiete der Union iſt die unerläßliche Bedingung ihrer Civiliſation. Denn die peſtartigen, jährlich wiederkehrenden Fieber, welche den einheimiſchen wie den einwandernden Weißen auf gleiche Weiſe gefährlich ſind, machen ihren Anbau durch Europäer ſchlechterdings unmöglich, und der hohe Preis aller Lebensmittel und das Klima ſelbſt weiſen

den Landeigenthümer auf den Baumwollenbau hin, dessen Gewinn allein hinreicht, seine großen, mit allen andern Theilen der **Union** im Mißverhältniß stehenden Ausgaben zu decken. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß der Baumwollenbau — mithin die südlichen Staaten — den Amerikanern jährlich vier Fünftel ihres Handelskapitals liefern, denn man rechnet auf die Ausfuhr von 100 Mill. Thalern für circa 80 Mill. Thaler Baumwolle. Dieser Theil der Industrie ist somit der bedeutendste der Vereinigten Staaten und die große Basis ihres europäischen Handelskredits. Das Fortkommen des commerziellen Nordens und der südlichen Agrikulturstaaten ist daher gleich stark an die Existenz der Negersklaverei geknüpft, und wo der Wohlstand eines ganzen Volkes gegen die Macht der Ideen ankämpft, da dürfen letztere nicht leicht auf Sieg hoffen. Aber selbst wenn der Baumwollenbau des Südens durch Weiße möglich wäre, so würde doch von den Landeigenthümern kein Gewinn davon zu hoffen seyn. — Ein Neger in Südkarolina kostet seinem Herrn nicht mehr als 20 Thaler und dies mit Einschluß seiner Kleidung, bestehend aus einer einfachen grauen Hose und Jacke, und der weiße Taglöhner im Süden hat während seiner Arbeitszeit im Winter (im Sommer lassen die Weißen jede Art von Arbeit liegen) täglich 3—4 Thlr. Lohn.

Bei dem jetzigen niedrigsten Baumwollenpreis von 8 Cents oder circa 20 kr. pr. Pfund kann ein südlicher Pflanzer noch immer 30 Thlr. für den Morgen unbebauten Landes bieten und mit seinen Negern 20 pCt., also 6 Thlr. auf dem Acker verdienen; ohne Sklaven würde dasselbe Land kaum 1 Thlr. pr. Acker werth seyn, und in diesem Verhältniß sind wirklich die Preise aller Ländereien in Ostindien binnen 10 Jahren herabgegangen. Pflanzungen auf Jamaika und in Demerara, welche sonst einen jährlichen Ertrag von 10,000 Pfund Sterling lieferten, sind jetzt für diesen Kaufschilling feil, und selbst für diesen Preis finden sich kaum Käufer. Darf man unter solchen Umständen hoffen, daß die Amerikaner, mit dem Beispiel der westindischen Pflanzer vor ihren Augen, die Sklaverei aufheben, und dadurch den Werth ihrer Güter auf ein Zehntel herabsetzen werden? Würden die englischen Kolonisten auf Jamaika, wenn die Sklavenfrage ihnen überlassen gewesen wäre, wohl nach Art des englischen Parlaments darüber entschieden haben? — Und welche Entschädigung haben wohl die

nördlichen Staaten den südlichen für den Verlust ihrer Neger zu bieten? Und worin würde der Norden Ersatz für den Verlust seines Handels und Absatzes seiner Manufakturen finden? Die Frage über die Negersklaverei entscheidet nothwendigerweise über das Besitzthum und die politische Existenz der Pflanzer, die sie selbst nach den Grundsätzen ihrer Verfassungen zu verwahren verpflichtet sind. In vielen der südlichen Staaten übersteigt die Sklavenbevölkerung die Zahl der Weißen, so daß bei einer einzuführenden politischen Gleichheit (Wahlfreiheit) letztere von ersteren überstimmt zu werden fürchten müßten.

Ueberdies ist die Sklaverei das Band, welches die südlichen Staaten unter sich zu einem politischen Ganzen verbindet, und sie fähig macht, der Handels- und Manufakturpolitik der neuenglischen Staaten die ihres Agrikulturvereins entgegenzusetzen. Daher verwahren sie sich auch gegen den geringsten Eingriff des Nordens in ihre Rechte, als ob der Norden sie selbst zu Sklaven machen wollte, und drohen, wie Calhoun, Senator des Staats von Südkarolina, mit Auflösung der Union. Für die südlichen Staaten ist die Negersklaverei jetzt zum Losungswort ihrer individuellen Freiheit geworden, und die Garantie derselben durch die executive und legislative Gewalt der Union zur nothwendigen Bedingung des Fortbestandes des amerikanischen Staatenvereines. „Wir wollen kein weiteres Räsonnement über diesen Gegenstand," rufen die Staatsmänner des Südens dem unruhigen Norden zu; „wollt ihr uns unsere häuslichen Einrichtungen (domestic institutions) — mit diesem milden Namen belegen sie die Sklaverei der Neger — nicht gönnen, so trennen wir uns von der Union und sind unter uns vereint stark genug, unsere Grenzen gegen eure widerrechtlichen Angriffe zu vertheidigen." Und der Norden, welcher mit seinen Fabriken und seinem Handel viel zu sehr beschäftigt ist, irgend ein Uebel im Staate anders als moralisch anzugreifen, fügt sich willig in die ihm vorgeschriebenen Bedingungen.

Uebrigens ist es eine irrige Meinung, obwohl selbst in den Vereinigten Staaten gäng und gebe, daß nach den Grundgesetzen der Union der Congreß nicht das Recht hat, über die Sklavenfrage zu entscheiden. Gewisse Rechte und Funktionen sind in der Constitution der Vereinigten Staaten allerdings den einzelnen

Staaten, das heißt ihren Gouverneurs und gesetzgebenden Versammlungen zugestanden; aber worin diese eigentlich bestehen, darüber sind seit der Verwaltung Georg Washingtons die Parteien getheilt gewesen. Die einzelnen Staaten sind zwar souverän, dürfen aber weder ein eigenes Heer noch eine eigene Marine unterhalten, dürfen mit keiner andern Nation einen Handelsvertrag schließen, kein eigenes Geld prägen und keine den Gesetzen der Union widerstrebenden inneren Einrichtungen treffen. Dagegen ist der Congreß verpflichtet, sich nicht in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten zu mischen und kein Gesetz zu erlassen, welches ihre Unabhängigkeit vernichten könnte. Ein in so allgemeinen Ausdrücken abgefaßter Vertrag ist natürlich vielen Mißdeutungen ausgesetzt: die Abolitionisten meinen, daß der Fortbestand der Sklaverei in den südlichen Staaten den Wohlstand und die Dauer der Union bedrohe und daher vor das Forum des Congresses gehöre. Der Congreß, behaupten sie, muß nothwendigerweise eine höchste Gewalt besitzen, alles, was in den einzelnen Staaten den Zwecken der Union zuwider besteht oder nach und nach eingeführt wird, wieder daraus zu verbannen, und dies um so mehr, da der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten jedes vom Congreß gegen einen einzelnen Staat gerichtete Gesetz, sofern dasselbe constitutionswidrig ist, auf Antrag des letztern zu verwerfen das Recht hat. Dies ist auch zum Theil die Meinung der National-Republikaner — namentlich der Herren Webster und Clay — gewesen, bis die Manufakturpolitik des erstern für die Fabriken des Staats Massachusetts dieselben uneingeschränkten Rechte reklamirte, die der Süden für seine Sklaven zu behaupten suchte, und die Bank und die Verbesserungstheorie des letzteren von General Jackson über den Haufen geworfen wurde.

Gegen diese Partei, die durch ihre inneren Spaltungen und die verschiedenen Interessen ihrer Anführer sich nie zu einem mächtigen politischen Körper vereinigen konnte, hat seit Thomas Jeffersons Administration, die sogenannte States right-party (Staatenrecht-Partei) mit nur kurzen und theilweisen Unterbrechungen stets den Sieg davon getragen, so daß die Föderalisten, die National-Republikaner, die Whigs, die Demokraten und die Locofocos von Zeit zu Zeit genöthigt waren, durch die verschiedenartigsten Concessionen ihre Stimme zu erkaufen.

Jackson, van Buren, Webster, Clay, Calhoun, King, Salis Wright, Everett waren einer nach dem andern Staatsrechtsmänner (State rights-men) und die letzte Entscheidung des Congresses in Bezug auf das Petitionsrecht der Weißen zur Abschaffung der Sklaverei im Distrikt von Columbien, welche mit einer Mehrheit von beinahe 100 Stimmen zu Gunsten der Sklavenbesitzer entschieden wurde, liefert einen neuen Beweis von der Unbereitwilligkeit der Vertreter aller Sekten und Faktionen, offen gegen sie zu Felde zu ziehen. Diese Einigkeit verdankt der Congreß einzig und allein der Sklavenfrage, die für sich allein die Hälfte der Nation und drei Viertheile des ganzen Nationalvermögens in Anspruch nimmt; gegen die daher kein Parteiführer anstoßen darf, der im Hause des Präsidenten oder im Rathe der Nation einen Sitz sucht. Mit Wahrheit bemerkte Dr. Tocqueville in seinem unschätzbaren Werk de la Démocratie en Amérique, daß in allen Streitsachen des Congresses mit einem einzelnen Staat die gesetzgebende Versammlung des letzteren gegen die Union den Sieg davon trug; aber er überging dabei den Umstand, daß bei jeder solchen Streitfrage die persönliche Popularität des Präsidenten mit einer der mächtigsten Parteien der Union Gefahr läuft, und daß dieselbe Staatsrechts-Partei im Congresse sich jeder Erweiterung der executiven Gewalt, um den widerspenstigen Staat zum Gehorsam zu zwingen, entgegensetzt.

General Jacksons Proklamation gegen den aufrührerischen Staat von Südcarolina bildet hievon die einzige Ausnahme; aber man muß die Angelegenheiten eines Volkes nicht nach einzelnen Fällen und am allerwenigsten nach dem Erfolg einzelner außerordentlicher Männer beurtheilen. Diese Aufopferung der Rechte des Congresses, wenn sie mit den Freiheiten einzelner Staaten im Widerspruch stehen, scheint die Kraft der Union zu schwächen, und aus diesem Gesichtspunkte hat sie auch de Tocqueville beurtheilt; im Grunde aber ist sie nichts anderes, als das Bestreben aller Parteien, alles zu vermeiden, was die Union in Gefahr setzen könnte. Die Union liegt den Amerikanern mehr am Herzen, als ihre persönliche Freiheit; denn sie sind ein unternehmendes und, wie ihre kurze Geschichte beweist, eroberungssüchtiges Volk, welches unter der Anführung eines Diktators eher sein Ziel erreicht, als in der Anarchie einer Unzahl unabhängiger Republiken. So könnte

denn die Sklavenfrage selbst und der dadurch einem Theile der weißen Bevölkerung nöthig gewordene, und nur durch Aufhebung aller freien Discussion mögliche Schutz, zum Consulat und vielleicht zur Diktatur führen. Der Süden, dessen weiße (wahlfähige) Bevölkerung nicht im Verhältniß zur wachsenden Zahl der Einwohner des Nordens zunimmt, wird am Ende sein Heil in einer förmlichen Trennung oder in der Diktatur suchen müssen, welche in einer demokratischen Republik allein die Kraft besitzt, den schwächeren Theil des Volkes gegen den stärkeren oder gegen die Mehrzahl in Schutz zu nehmen. Setzen wir z. B. voraus, daß alle Parteien jetzt damit einverstanden sind, daß die Sklavenfrage in den südlichen Staaten (mit Ausnahme des Gebietes von Columbien, welches unmittelbar unter der Jurisdiktion des Congresses steht) vor das Forum der einzelnen Staaten gehöre, und daß dieser wichtige Punkt als in der Constitution der Vereinigten Staaten enthalten anzusehen sey. Nehmen wir ferner an, daß sich die nördlichen Staaten, wie sie dies in der jetzigen Congreßsitzung thaten, des Petitionsrechts — dieses unerläßlichen Privilegiums eines freien Volkes — freiwillig begeben, welche Bürgschaft haben dann die südlichen Staaten, daß in weniger als dreißig Jahren, wann ihre Bevölkerung und die Zahl ihrer Repräsentanten im Congresse weniger als ein Drittel derjenigen des Nordens seyn wird, die Constitution selbst nicht geändert wird, daß die nördlichen und westlichen sklavenfreien Staaten nicht von einem Rechte Gebrauch machen, welches ihnen in der Verfassungsurkunde selbst vorbehalten ist? *

Daß die Sklaverei nicht bloß ein moralisches, sondern auch ein physisches Uebel ist, welches dem Wachsthum und der materiellen Ausbildung einzelner Staaten enge Grenzen setzt, wird von den Sklavenbesitzern selbst zugestanden; daß sie die schnelle Zunahme der weißen Bevölkerung hindert und auf die Sitten und Erziehung derselben nachtheilig einwirkt, wird ebenfalls nicht geläugnet; nur fehlt es ihnen an den Mitteln, erstens die Neger ohne Verlust ihres Eigenthums frei zu machen, und zweitens sich, wo es nöthig ist, ihrer Gegenwart zu entledigen. Dessen ungeachtet darf man erwarten, daß die stets zunehmenden Nachtheile der Sklaverei, hauptsächlich aber die durch den geringen Preis der Kolonialprodukte

* Bei einer vorgeschlagenen Abänderung der Constitution ist es nöthig, daß zwei Drittheile der Staaten ihre Zustimmung geben.

erlittenen Verluste die Bewohner von Kentucky, Maryland, Virginien und Nordkarolina* veranlassen werden, ihre Sklaven gegen fleißige europäische Arbeiter zu vertauschen; denn da diese Staaten nicht genug südlich liegen, um Baumwolle zu bauen, und die übrigen Sklavenstaaten, deren Produkte einen bessern Markt finden, den Preis der Schwarzen höher treiben, als die nördlich gelegenen dafür bezahlen können, so steht der Nutzen der Sklaverei zu ihrer Gefahr, zu ihrem nachtheiligen Einflusse in einem viel zu ungünstigen Verhältnisse, als daß selbst die hartnäckigsten Vertheidiger derselben sich mit der Aussicht schmeicheln könnten, sie könnte in jenen Staaten noch länger als ein halbes Jahrhundert lang fortbestehen. Wenn aber diese Staaten einmal sklavenfrei sind, verhalten sich die freien zu den Sklavenstaaten wie folgt:

freie Staaten:		Sklavenstaaten:
Maine	Delaware	Südkarolina
New-Hampshire	Maryland	Georgia
Vermont	Virginia	Alabama
Massachusetts	Nordkarolina	Mississippi
Rhode Island	Kentucky	Louisiana
Connecticut	Ohio	Tennessee
New-York	Indiana	Missouri
New-Jersey	Illinois	Arkansas
Pennsylvania	Michigan	
Totalsumma 18.		Totalsumma 8.

Das Verhältniß der freien zu den Sklavenstaaten, im Falle, daß Texas, wie jetzt wahrscheinlich ist, nicht in die Union aufgenommen wird, wird daher wie 18 : 8 = 9 : 4 d. h. größer als 2 : 1 seyn. Es wird sodann in der Macht der ersteren stehen, die Constitution dahin abzuändern, daß der Congreß auch über die Sklaverei zu entscheiden das Recht hat. Bis dahin werden die Sklavenstaaten sich gegen jeden gewaltthätigen Einfluß des Nordens zu vertheidigen wissen; aber einmal in der Minorität oder gar in offenem Aufruhr gegen die Majorität der übrigen Staaten, dürfte selbst ihre Vorliebe für politische Gleichheit sie zur Monarchie führen.

* In Maryland, Virginia, Nordkarolina und Kentucky kommt die Arbeit der Negersklaven bereits höher zu stehen, als die der einwandernden Deutschen. Ganze Grafschaften dieser Staaten sind von Rheinländern und Würtembergern angesiedelt, welche die Sklaverei stets weiter nach Süden drängen.

Was der Sklaverei am meisten entgegenarbeitet, sind daher, vor der Hand, nicht die Abolitionisten und wahnsinnigen Freiheitsprediger, sondern der geringere Werth der Kolonialprodukte und der Fleiß der sich nach allen Richtungen ausdehnenden Europäer, und zwar hauptsächlich der im Südwesten der Vereinigten Staaten sich niederlassenden Deutschen. Wer etwas für die Aufhebung der Sklaverei thun will, der schreibe kein Buch gegen dieselbe, sey kein Aufruhrprediger, und nöthige hiedurch die Sklavenbesitzer zur Grausamkeit gegen die Neger, * sondern ziehe nach Aegypten oder nach Algier und baue Baumwolle. Will er zur Erleichterung des Looses der Neger in Louisiana beitragen, so wandere er nach Ostindien oder Brasilien aus und pflanze Zuckerrohr oder Kaffeebäume; — oder er gehe selbst nach Amerika, kaufe in Nordcarolina oder in Virginien Grundstücke und bebaue sie nach europäischer Art mit rüstigen, wackern Deutschen.

Inzwischen scheint die wachsende Zahl der Sklaven in den südlichen, und ihre schnelle Abnahme in den nördlichen Staaten eine allgemeine Krise vorzubereiten; denn im Verhältniß, als die Negerzahl im Süden zunimmt, vermehrt sich der Werth ihres Besitzthums, und bei übrigens gleichbleibenden oder gar steigenden Preisen der Baumwolle, der Gewinn der Pflanzer; aber in demselben Verhältnisse wächst auch die Gefahr der Sklaverei und die Zahl der gegen sie erbitterten Abolitionisten, und es ist vielleicht ein Glück für die Vereinigten Staaten, daß sie über so viele andere, nicht minder wichtige Gegenstände ihrer Verwaltung, wie z. B. über die Bank und die Finanzen, unter sich uneins und dadurch verhindert sind, diesem wichtigsten Gegenstande ihres Staatenvereins die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken.

Folgende Tabelle gibt eine

* Ehe die Abolitionisten den Süden mit aufrührerischen Schriften überschwemmten, gab es in Südcarolina Negerschulen, christliche Prediger wurden auf Pflanzungen geduldet und die Neger eines Pflanzers durften die der andern besuchen. Jetzt ist sogar den Weißen verboten, farbige Kinder im Lesen und Schreiben zu unterrichten; Prediger, welche ohne Erlaubniß der Pflanzer ihren Negern das Evangelium predigen, werden davongejagt, und wenn sie verdächtig, wohl gar aufgehenkt, und die Neger sind Gefangene auf dem Gebiet ihres Herrn.

Uebersicht über die Ab- und Zunahme der Sklaven in den verschiedenen Staaten der Union, vom Jahr 1789—1830 (dem letzten in Amerika gemachten Census) inclusive.

Name des Staates.	1790.	1800.	1810.	1820.	1830.
Maine . . .	0[1]	0	0	0	0
New-Hampshire	158[2]	8	0	0	0
Vermont . .	17	0	0	0	0
Massachusetts	0	0	0	0	0
Rhode Island	952	381	103	48	17
Connecticut .	2,759	951	310	97	25
New-York . .	21,324	20,343	15,017	10,088	75
New-Jersey .	11,423	12,422	10,851	7,657	2,254
Pennsylvania .	3,737[3]	1,706	795	211	403
Delaware . .	8,887	6,153	4,177	4,509	3,292
Maryland .	103,036	105,635	111,502	107,398	102,294
Virginia . .	203,427	345,796	392,518	425,153	469,757
Nordkarolina .	100,572	133,296	168,824	205,017	245,601
Südkarolina .	107,094	146,151	196,365	258,475	315,401
Georgia . .	29,264	59,404	105,218	149,656	217,531
Alabama . .	....	....	....	41,879	117,549
Mississippi .	....	3,489	17,088	32,814	65,659
Louisiana . .	....	....	34,660	69,064	109,588
Tennessee . .	3,417	13,584	44,535	80,107	141,603
Kentucky . .	11,830	4,034	80,561	126,732	165,213
Ohio . . .	....	....	....	....	0
Indiana . .	....	135	237	190	0
Illinois . .	....	....	168	970	747[5]
Missouri . .	....	....	3,011	10,222	25,081[6]
Distrikt von Columbia .	....	3,244	5,395	6,377	6,119
Gebiet Florida	....	....	....	....	15,501
Michigan . .	....	....	24[4]	....	32
Arkansas . .	....	....	....	1,617	4,576
Totalsumma	697,897	893,041	1,191,364	1,558,064	2,009,031
Die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug in diesen Jahren . .	3,929,827	5,305,925	7,239,814	9,638,131	12,866920

(Vergleich derselben mit der Totalbevölkerung der einzelnen Staaten siehe Grund „Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und socialen Verhältnissen.“)

---

[1] Maine war zu dieser Zeit Ein Staat mit Massachusetts, in welchem die Sklaverei schon früher abgeschafft war.

[2] Bei der Abschaffung der Negersklaverei in diesem Staate übrig geblieben; dasselbe gilt von der Sklavenzahl aller übrigen nördlichen Staaten abwärts bis auf Maryland.

[3] [4] [5] [6] siehe neben.

Bei aufmerksamer Berücksichtigung dieser offiziellen Datas, ergeben sich als Schlußfolge folgende Resultate:

Erstens: daß die Sklaverei in den nördlichen Staaten klimatischer und Agrikultur-Verhältnisse wegen nie allgemein war, daß daher ihre Aufhebung ohne großen Verlust für die Pflanzer möglich war, daß die Sklaven zum Feldbau dieser Landstriche nie geeignet gewesen, daß sie daher stets einen äußerst geringen Theil der Bevölkerung ausmachten, und daß dieser Theil, sobald er selbstständig erklärt und sich selbst überlassen wurde, in wenigen Jahren umkam, und den Weißen das Feld frei ließ.

Der Staat New-Hampshire z. B. hatte im Jahr 1790 141,899 Einwohner *, und unter diesen bloß 150 Sklaven, welche in 10 Jahren auf 6 zusammenschmolzen, und kurze Zeit hierauf ausstarben. — In diesem Staat, so wie in den meisten andern, nördlich vom Connecticutfluß gelegenen, dauert der Winter 8 Monate, vom Anfange Oktobers bis Ende Mai's, die größte Kälte ist 15 bis 20 Grad unter Null Fahrenheit (von 21° bis 23° und darüber Reaumur). Die größte Hitze im Monat Juli und August kommt der von Ost- und Westindien gleich, und übersteigt oft 100 bis 110 Grade Fahrenheit (43° bis 45° und darüber Reaumur); der Wechsel der Temperatur ist schnell und häufig. und der Unterschied zwischen Mittag und Abend oft mehr als 20°

---

[3] In diesem Staate wandten die Quäcker und Deutschen, schon vor dem Ausbruche des Revolutionskrieges, Alles an, die Anzahl der Sklaven durch freiwilliges Entsagen und Selbstthätigkeit der Weißen zu vermindern.

[4] Durch Ansiedlung von südlichen Sklavenbesitzern.

[5] Dies sind eigentlich keine Sklaven, sondern bloß auf eine gewisse Zeit gedungene Neger (indented Coloured servants). In Ohio, Indiana und Illinois sind es hauptsächlich Deutsche, welche die Einführung von Negersklaven durch eigene Thätigkeit unnütz machten. Die meisten Deutschen in Pennsylvanien sind Abolitionisten.

[6] Dieser mehr als doppelten Vermehrung in einem Zeitraum von zehn Jahren haben in neuerer Zeit die Einwanderungen von Deutschen ebenfalls engere Grenzen gesetzt.

* Diese Zahl, wie die vorausgeschickte Tabelle, ist aus den officiellen Angaben, wie sie im Staatsarchive zu Washington eingetragen sind, entnommen.

Fahrenheit oder 8 Grad Reaumur. In diesem Klima sind Negersklaven ein höchst kostspieliges und precaires Eigenthum, und die Interessen desselben (da sie nur zum Anbau von Welschkorn zu verwenden sind) geringer als jene der auf Handel und Manufakturen verwendeten Kapitalien. Die Aufhebung der Negersklaverei in diesen Staaten war daher eine natürliche Folge ihres geringen Nutzens und der Unabhängigkeitserklärung der Union, welche, den nachtheiligen Einfluß der englischen Navigationsakte vernichtend, dem Kaufmannsgeist der Amerikaner freies Spiel ließ,* und die früher auf Agrikultur verwendeten Kapitalien auf einen andern Zweig der Industrie lenkte.

Zweitens: daß die Anzahl der Sklaven im Staate Maryland, wo die Sklaverei jetzt noch existirt, jedes Jahr abnimmt, und dies hauptsächlich durch die im Westen dieses Staates sich niederlassenden Deutschen. Im Jahr 1790 nämlich bestand die Bevölkerung von Maryland aus 319,728 Seelen, worunter 103,036, also ungefähr ein Drittel, Sklaven waren. Im Jahr 1830 belief sich aber die Einwohnerzahl dieses Staates auf 447,040, und die Zahl seiner Sklaven nur auf 102,294. Das Verhältniß der Sklaven zur ganzen Bevölkerung war daher wie 102,294 : 447,040 oder weniger als 1 : 4. — Das Klima und der Boden dieses Staates eignen sich nicht zum Baumwollenbau, und noch weniger zum Anbau von Reis oder Zucker. Hauptprodukte sind Mais und Tabak. Die Preise des letztern werden durch den Ertrag der Tabakspflanzungen in Kentucky, Ohio und Virginien täglich mehr und mehr hinabgedrückt, und im Osten bleiben ungeheure, vom Tabaksbau gänzlich ausgesogene und jetzt zu jeder andern Kultur untaugliche Strecken brach liegen.

Drittens: daß die absolute Sklavenzahl im Distrikt von Columbien zwar in 30 Jahren von 3,244 auf 6,119 stieg, also sich verdoppelt,** daß sie aber doch im Verhältniß zur weißen

* Noch ist zu berücksichtigen, daß kurz nach dem Frieden von Gent, in welchem England die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannte, die Kriege der französischen Revolution den Amerikanern den Zwischenhandel zwischen England und dem Continent von Europa offen ließen.

** Im Jahr 1790 existirte der Distrikt von Columbien noch nicht; er wurde erst später von den Staaten Virginien und Maryland, die ihn

Bevölkerung sich verringert hat. Im Jahr 1800 nämlich betrug die Bevölkerung des Gebiets von Kolumbien 14,093 Seelen. Die Zahl der Sklaven zur ganzen Bevölkerung war daher im Verhältnisse von 3:14 = 1:4⅔. Im Jahr 1830 hingegen belief sich die Bevölkerung auf 39,834 oder circa 40,000 Seelen. Die Zahl der Sklaven war 6,119, so daß dieselbe zur ganzen Bevölkerung sich nur ungefähr wie 6:40 = 1:6⅔, also weniger als 1:6 verhielt. Das Verhältniß der Weißen zu den Sklaven ist daher von 4⅔ auf 6⅔, also nahe um die Hälfte gestiegen, und hat sich seit dem Jahr 1830 noch mehr zu Gunsten der Weißen verbessert.

Viertens: daß kein neuer im Norden vom Potomakfluß gelegener Staat, wie z. B. Illinois, Indiana, Michigan 2c., obwohl den Einwohnern das Recht hiezu freistand, die Sklaverei einführte, daß aber alle im Süden gelegenen Staaten, wie z. B. Tenessee, Alabama, Missouri, Arkansas u. s. w. hierin ihr schnelles Aufblühen fanden, und daß sich die Negerbevölkerung dieser Staaten schneller als die der Weißen vermehrt hat. — So verhielt sich die Negerzahl in Virginien zur Totalbevölkerung im Jahr 1790 wie $1:3\frac{3}{4}=1:\frac{15}{4}=4:15$; im Jahr 1830 aber, wo die Einwohnerzahl von 748,308 auf 1,211,405 gestiegen war, wie 470:1200, oder nahe wie $1:2\frac{3}{5}=1:\frac{13}{5}=5:13$. Ihr Verhältniß zur Bevölkerung des Staats stieg daher von $\frac{4}{15}$ auf $\frac{5}{13}$, oder von weniger als einem Drittel auf mehr als dasselbe. Hierbei ist zu bemerken, daß die ganze Sklavenbevölkerung dieses Staates diesseits der Alleghanygebirge zusammengedrängt ist, indem beinahe alles Land westlich von denselben von Deutschen oder unternehmenden Nordländern angebaut wird. Dieser Staat liefert die meisten Neger zur Ausfuhr nach Mississippi, Missouri und

---

unter sich theilten, der Centralregierung abgetreten, damit diese in ihren Funktionen nicht mit der Regierung eines einzelnen Staates, oder den Magistratspersonen einer Stadt, in welcher der Congreß seine Sitzungen zu halten gezwungen wäre, in Collision kommen konnte. Ein Hauptgrund, welcher Thomas Jefferson gegen den Sitz des Congresses in Philadelphia anführte, war der: „daß große Städte große Uebel seyen“ (great cities are great evils), in welchen der Pöbel oder einzelne Faktionen einen zu großen Einfluß auf die Berathungen der vom Volke ernannten Legislatoren haben könnten.

Alabama, wohin jährlich mehr als 15 bis 20,000 Neger verpflanzt werden. Seit der Unabhängigkeitserklärung von Texas ist der Preis derselben bedeutend gestiegen, so wie vor 3 Jahren nach dem Ausbruch der Cholera, welche in Louisiana, Alabama und Missisippi mehr als die Hälfte der Sklaven auf den Zucker- und Reispflanzungen hinweggrafften. — Das Klima von Virginien ist vielleicht das gesündeste in den Vereinigten Staaten, und der äusserst fruchtbare, aber durch Tabakspflanzungen hie und da entnervte Boden des Anbaues durch Weiße fähig. Wäre die Einfuhr von Sklaven aus Afrika erlaubt, so würde Virginien vielleicht längst die Sklaverei, als seinem Aufblühen entgegen, aufgegeben haben. So aber ist es zur Wiege der Sklaverei (Cradle of slavery) geworden, die seine Industrie und seinen Handel lähmt, und seine durch Talent, Beredsamkeit und Tapferkeit gleich ausgezeichneten Einwohner zu Sklavenmäklern macht. Im Fall eines Gesetzes, welches die Ausfuhr von Sklaven aus einem in den andern Staat verbietet, würde Virginien gezwungen seyn, einen Theil seiner Neger frei zu lassen; denn ihr Unterhalt ist kostspielig, und die Pflanzer wissen sie nicht zu beschäftigen. Ein gesunder Neger von 20 bis 30 Jahren wird im Durchschnitt mit 300 Dollars bezahlt, Kinder gelten ungefähr die Hälfte. Als das Pfund Baumwolle 30 Cents (1 fl. 15 kr.) werth war, bezahlte man einen gesunden Neger mit 6 bis 700, auch 1000 Thalern; dasselbe gilt von den Negersklaven in Kentucky. **Das Klima dieses** Staates gleicht dem von Ohio, worin bereits tausende von Deutschen ihr Fortkommen finden, und dessen Fruchtbarkeit der europäischen Industrie hinlängliche Ausbeute gewährt. Die Sklavenbevölkerung von Kentucky ist seit 1790 von 11,830 bis auf 165,213 angewachsen, hat sich also in einem Zeitraum von 40 Jahren (bis zum Jahr 1830) beinahe vervierzehnfacht. Die ganze Bevölkerung dieses Staates betrug im Jahr 1790 73,077 und im Jahr 1830 687,917 Seelen. Die Anzahl der Sklaven betrug daher im ersteren Jahr circa $^5/_{31}$ oder nahe $^1/_6$, im Jahr 1831 aber circa $^6/_{25}$, also mehr als $^1/_5$ der ganzen Bevölkerung. Hätten die neuen, im Süden gebildeten Staaten nicht die Negersklaverei unter sich eingeführt und hiedurch den Preis der Neger gesteigert, so würde auch Kentucky, welches die Uebel der Sklaverei an sich selbst und die heilsamen Folgen ihrer Verbannung in seinem

Nachbarstaat (Ohio) sieht, ein seinem Wohlstande so sehr entgegenstrebendes Institut schon längst aufgegeben haben.* Die Bildung der neuen südlichen Staaten begünstigt daher die Sklaverei in den nördlichst gelegenen Sklavenstaaten; die der nördlichen Staaten aber wirkt ihrer Ausbreitung entgegen.

Fünftens: ergibt sich als Resultat obiger Tabelle, daß die Sklavenbevölkerung in den fruchtbarsten und zum Baumwollenbau geeignetsten neuen Staaten des Südens sogar schneller fortschreitet, als die der Weißen, und daher die politische Herrschaft der letzteren über die erstern nöthig macht. — Alles Land, alles Vermögen, alle politischen Rechte gehören ausschließlich der Minorität an, einer Minorität, die jährlich fühlbarer wird, und die daher nur durch ihr großes moralisches Uebergewicht sich im Besitz derselben behaupten kann. Von diesen Staaten gilt daher, was de Tocqueville im Allgemeinen von dem Zusammenleben der weissen und schwarzen Racen sagt: „Wo die Weißen das Uebergewicht haben, reduziren sie die Neger zu Sklaven; wo die Neger ihrer Kraft bewußt werden, empören sie sich gegen die Herrschaft der Weißen und morden und vertreiben dieselben.“ Diese Staaten kämpfen für die Sklaverei, wie für die Aufrechthaltung ihrer Rechte und Privilegien, und zwar nicht nur in Bezug auf die Neger, sondern in Beziehung auf die andern Staaten und auf ihre eigene staatsbürgerliche Existenz. Als der Norden die Sklaverei aufhob, bildeten die Neger eine geringe Minderzahl, nicht mehr als $\frac{1}{10}$ und in einigen Staaten kaum $\frac{1}{20}$ der ganzen Bevölkerung. Von dieser hatten sie keine Beeinträchtigung ihrer Rechte, keine Ueberstimmung bei den Ballotkästen zu fürchten. Das Klima im Norden ist der weißen Race günstiger, als der schwarzen, und es war daher vorauszusehen, daß sie sich schneller als die letztere vermehren und die Minorität der Neger jedes Jahr fühlbarer machen müsse. Man überließ ihnen daher ohne Furcht das

* Daß die Negersklaverei in diesem Staate, um mich eines amerikanischen Ausdrucks zu bedienen, „weniger populair“ ist, als tiefer in Süden, erhellt aus dem Umstand, daß Henry Clay, der berühmte Senator dieses Staates und Candidat für die Präsidentenstelle, dem unitarischen Prediger Channing in Boston die Erlaubniß gab, eine gegen Texas und die Negersklaverei gerichtete Flugschrift, welche unlängst in Boston erschien, ihm zuzueignen.

Stimmrecht, und um sie in jeder Hinsicht zufrieden zu stellen, konnte man ihnen ohne Gefahr dieselben politischen Rechte mit der Masse der weißen Bevölkerung einräumen. Wie kann aber dies von Staaten geschehen, deren ganzes Besitzthum, deren physische und bürgerliche Existenz auf Sklaverei beruht? Die Minorität bildet dort den Staat, die Majorität ist bloß Eigenthum desselben. Es handelt sich hier nicht bloß um Rechte, welche einem Theil der Bevölkerung zuzugestehen sind, Rechte, welche sich die niederen Klassen einer und derselben Race durch mühsames, Jahrhunderte langes Streben nach und nach erworben haben, nachdem der Unterschied ihrer Conditionen längst faktisch aufgehoben war; es handelt sich hier darum, eine Sache, ein Objekt zum Subjekt zu machen, zum ebenbürtigen Bürger einer demokratischen Republik; das Eigenthum des Staats in solche umzuschaffen, die sich hierein theilen, eine gänzlich rohe, auf der niedrigsten Stufe menschlicher Ausbildung stehende Race einem auf der höchsten Stufe politischer Ausbildung stehenden Volke einzuverleiben. — Und diese Race, dieses Eigenthum der Weißen, wächst mit jedem Jahre, und vermehrt hiedurch ihren Gewinn und ihre Eifersucht. Der Staat Südkarolina z. B., welcher die beste und feinste Baumwolle liefert, hatte im Jahr 1790 nur 249,073 Einwohner, worunter 107,094 Sklaven. Im Jahr 1830 war diese Bevölkerung auf 581,185 angewachsen, und es befanden sich unter ihr 315,401 Sklaven. Im Jahr 1790 verhielt sich daher die Sklavenbevölkerung zu der des ganzen Staates wie $1:2\frac{1}{7}$; das ist, die Sklaven bildeten bloß $\frac{7}{15}$, weniger als die Hälfte der ganzen Einwohnerzahl. Im Jahr 1830 hingegen belief sie sich auf nahe $\frac{3}{5}$ der ganzen Bevölkerung. — Die Zahl der Weißen in diesem Staate hat sich in einem Zeitraum von 40 Jahren von 141,979 auf 265,784, also um circa 87 Procent vermehrt; die der Schwarzen hingegen stieg von 107,183 auf 315,401, vermehrte sich daher um beinahe 200 Procent; die Zunahme der Schwarzen verhielt sich daher zu der der Weißen wie 200:87, oder nahe wie $2\frac{3}{10}:1$. Im Staat Tenessee bildeten die Schwarzen im Jahr 1790 kaum den zwölften Theil der Bevölkerung, im Jahr 1830 hingegen schon mehr als den fünften Theil derselben. Die weiße Bevölkerung hatte sich in diesem Zeitraum um mehr als 1805 Procent (von 35,791 auf 681,904) vermehrt;

aber ungeachtet dieser außerordentlich schnellen Zunahme der Weißen, stieg die Zahl der Neger in diesem Zeitraum dennoch um circa 4045 Procent. Die Neger vermehrten sich daher ungleich schneller als die Weißen (im Verhältniß wie 40:18), und dies, wie erwiesen ist, nicht so sehr durch Zufuhr neuer Neger, obwohl nicht zu läugnen ist, daß während dieses Zeitraums und selbst in neuester Zeit eine bedeutende Anzahl Neger aus Afrika in New-Orleans und andern im mexikanischen Meerbusen gelegenen Staaten eingeführt wurde, sondern durch Krankheit und größere Sterblichkeit unter den Weißen und durch die größere Zahl von Geburten unter den Schwarzen; und ähnliche Verhältnisse zwischen der Bevölkerungszunahme der Weißen und Schwarzen finden sich in allen baumwollpflanzenden Staaten des Südens. Endlich ergibt sich

Sechstens: daß die Zahl der Sklaven in der ganzen Union, ungeachtet 10 Staaten die Sklaverei aufgehoben und 4 neue dieselbe gar nie eingeführt haben, dennoch von circa 700,000 auf 2,000,000 anwuchs, welche Zahl sich nach glaubwürdigen Angaben in den letzten 8 Jahren noch um weitere 800,000 vermehrt hat, so daß man die gegenwärtige Zahl der Sklaven in der ganzen Union als nahe an 3 Millionen annehmen darf. Die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug im Jahr 1790 ungefähr 3 Millionen, wovon die Negersklaven etwas weniger als den vierten Theil bildeten. Im Jahr 1830 war sie bis auf beinahe 13 Millionen angewachsen, wovon die Zahl der Neger etwas weniger als $1/6$ betrug, und in neuester Zeit kann man die Totalbevölkerung der Vereinigten Staaten auf 15,000,000 schätzen, wovon nahe an 3 Millionen, also beinahe $1/5$ Sklaven sind. In der Union hat daher die Zahl der Sklaven zu den Weißen im Ganzen abgenommen, aber keineswegs im Verhältniß zur zunehmenden Industrie, zum Handel und Reichthum des Staates, zu den Fortschritten der Civilisation und zur vermehrten weißen Bevölkerung. In einem Zeitraum von 40 Jahren, während welcher die Zahl der Einwohner sich mehr als vervierfachte, fiel die Sklavenzahl nur vom vierten zum sechsten Theil der ganzen Bevölkerung, nahm also, im Verhältniß, nur um ein Zwölftel ab und ist in neuester Zeit wieder auf ein Fünftel der ganzen Bevölkerung gestiegen. Und während derselben Zeit haben die Vereinigten Staaten die Sklaverei auf ein fremdes Land verpflanzt, aus dem sie

bereits verschwunden war; denn in Texas rechnet man jetzt auf 65,000 Seelen 30,000 Sklaven. Wohin sich die Amerikaner nach Süden hin ausbreiteten, haben sie Freiheit und Sklaverei verpflanzt; denn die Mexikaner, obgleich sie sich durch die Emancipation ihrer Neger um die Menschheit verdient machten, hatten doch nie einen klaren Begriff von einem politischen Gemeinwesen, und die Vermischung der Racen in den spanischen und portugiesischen Kolonien von Amerika hat bis jetzt nur zu ihrer Entartung und zum Untergang ihrer Nationalität beigetragen. Welche schreckliche Ironie der Geschichte liegt nicht in der Aeußerung der virginischen und südkarolinischen Patrioten, „daß die Sklaverei der beste Dünger ihrer Freiheit sey," und daß ohne die Demokratie und den Reichthum der südlichen Staaten die nördlichen Provinzen längst aristokratische Formen aus England eingeführt hätten, oder die bleibenden Schuldner Europa's geworden wären. „Wir sind frei und gleich unter uns," sagen die Südländer; „wir bilden zwar eine Aristokratie in Bezug auf die Neger; aber unter uns selbst gibt es nur Einen Stand — den der Pflanzer. Wir bilden die reinste Demokratie, welche je gewesen, und sind, da wir zu gleicher Zeit consumiren und (durch unsere Sklaven) produziren, ganz allein im Stande, zu Gunsten der arbeitenden Klassen des Nordens, welche nie mit uns in Konkurrenz treten können, Gesetze zu machen. Der Fabrikant und Kaufmann des Nordens, welcher zu Gunsten des Arbeitslohns spricht, welcher die Armen vertheidigt, spricht gegen sein eigenes Interesse. — Der Demokrat des Südens fürchtet nicht, durch zu große Liberalität sich mit den arbeitenden Klassen zu vermischen, oder wohl gar von ihnen überstimmt zu werden. Die Producenten des Südens sind stumm, und ihr Lohn wächst nur im Verhältniß zu ihrem Gehorsam. Bis jetzt haben nur Südländer zu Gunsten der Freiheit gewirkt, und mit Ausnahme van Burens und der beiden Adams, welche letztern die Republik, ohne die Opposition des Südens, in wenigen Jahren zu Grunde gerichtet hatten, waren alle Präsidenten von Amerika Südländer, ja was noch mehr ist, die eigenthümlichen Helden der Revolution und der Demokratie, George Washington, Thomas Jefferson und Andrew Jackson, waren Sklavenbesitzer. — Ihr arbeitenden Klassen des Nordens — wer zahlt euch euren Lohn, als die Sklavenstaaten? —

wer vertheidigt euch gegen Taxen und Monopolien als wir? — und wenn ihr an unserer Aufrichtigkeit zweifelt, so kommt zu uns und überzeugt euch, daß unsere Sklaven ein glücklicheres und zufriedeneres Leben führen als eure Taglöhner und Fabrikarbeiter, welche zwei Drittheile ihres Lebens arbeiten, daß sie im letzten Drittel nicht verhungern. Auf unsern Landsitzen sind wir Patriarchen, im Congresse die Vorkämpfer uneingeschränkter Freiheit. Ohne uns wäret ihr längst zu Sklaven eurer Banken und Spekulationscompagnien herabgesunken. Das Fabrikwesen des Nordens ist ein größerer Feind der Freiheit als die Sklaverei der Neger. Unter uns ist kein Haß wie der der armen, arbeitenden Klassen gegen die Reichen; unsere Sklaven sind so zu sagen Glieder unserer Familie, und wir sorgen für sie als einen Theil unseres Selbst. Ihr, die ihr 14 bis 15 Stunden täglich arbeitet, und dann ermüdet zu Bette sinkt, kennt den Werth der Freiheit nicht: — ihr *fühlt* bloß, wenn ihr *unterdrückt* seyd, wenn es euch an dem Nöthigsten gebricht. — Wir kennen den ganzen Werth derselben, wir, die über Sklaven zu gebieten haben, und ohne Freiheit bis zu ihnen herabsinken würden. Wir, die nie mit euch in Competenz treten, die euch nicht wie die Mäller von New-York und Boston kärglichen Lohn für saure Mühe reichen, die euch gerne gleiche Rechte mit uns selbst gönnen, *wir* sind die besten Bewohner eures republikanischen Gemeinwesens. — Wir brauchen uns nicht mit dem Schweiß eurer Arbeit zu bereichern — wir *Sklavenbesitzer* sind die einzigen uneigennützigen Demokraten der Union."

Aus der von Hrn. Levi Woodbury, Sekretär der Schatzkammer, mit vieler Sorgfalt gesammelten und am 23. Oktober vorigen Jahrs im „Washington Globe" bekannt gemachten Statistik der Baumwollenproduktion, dieses Haupt-Aliments der Sklaverei in den Vereinigten Staaten,* ergibt sich Folgendes:

Vom Jahr 1802 bis zum Jahr 1811 war die Baumwollenproduktion wie folgt:

1802	. . . .	55,000,000 Pfund
1803	. . . .	60,000,000 „

* Für weitere Data zur Geschichte der Baumwollenproduktion und Manufaktur, siehe Grund's „die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und sociellen Verhältnissen."

1804	65,000,000	Pfund
1805	70,000,000	„
1806	80,000,000	„
1807	80,000,000	„
1808	75,000,000	„
1809	82,000,000	„
1810	85,000,000	„

sie stieg also im Durchschnitt jährlich um ungefähr 3¾ Millionen Pfund.

Wenn man diese Angaben mit der vorausgeschickten Sklavenzunahme vergleicht, so wird man die Vermehrung der Baumwollenproduktion mit der der Sklaven in den baumwollpflanzenden Provinzen ungefähr proportional finden. Der Reisbau, obwohl die zwei Karolinas die beste Art liefern, hat im Ganzen eher ab- als zugenommen, dafür aber ist die Produktion des Tabaks noch immer steigend, obwohl er im Staate Ohio von Deutschen und nicht, wie in Virginien, Maryland und Kentucky, von Sklaven gebaut wird.

Vom Jahr 1792 bis 1800 nahm die Baumwollenproduktion jährlich um etwas mehr als 4,000,000 Pfund zu. — Die Ursache des späteren Abfalls ist im Embargogesetz zu suchen, welches dem Handel mit England und dadurch der Produktion des amerikanischen Stapelartikels bedeutenden Eintrag that.

Im Jahr 1811 war die Baumwollenproduktion auf der ganzen Erde wie folgt:

Die Vereinigten Staaten	80,000,000	Pfund.
Brasilien	35,000,000	„
Westindien	12,000,000	„
Aegypten	84,000	„
Die übrigen afrikanischen Staaten .	44,000,000	„
Ostindien	170,000,000	„
Die übrigen Staaten Asiens . . .	146,000,000	„
Mexiko und die übrigen südamerikanischen Staaten, mit Ausnahme Brasiliens	57,000,000	„
Die übrigen Länder	11,000,000	„
Total Summa	555,084,000	Pfund.

Die Vereinigten Staaten lieferten allein $^{16}/_{111}$ aller auf der Erde produzirten Baumwolle, und Aegypten damals kaum $^{1}/_{12}$ einer Million Pfund.

In den Jahren von 1811 bis 1821 war die Baumwollenproduktion in den Vereinigten Staaten wie folgt:

1812	75,000,000	Pfund
1813	75,000,000	„
1814	70,000,000	„
1815	100,000,000	„
1816	124,000,000	„
1817	130,000,000	„
1818	125,000,000	„
1819	167,000,000	„
1820	160,000,000	„

Die jährliche Zunahme bis 1819 beträgt ungefähr $11^{5}/_{7}$ Mill. Pfund, also circa $23^{1}/_{2}$ Procent pr. annum, welche Angabe ebenfalls mit der Sklavenzunahme so ziemlich übereinstimmt. — (Die Jahre 1813 und 1814 weisen zwar keine Zunahme nach; aber diese Jahre folgten unmittelbar der Kriegserklärung gegen England, und im Jahr 1820 erfror und verfaulte ein großer Theil der Baumwollenernte im Nord- und Südkarolina und in Alabama.)

Die Baumwollenproduktion auf der ganzen Erde war im Jahr 1821 wie folgt:

Die Vereinigten Staaten . . .	180,000,000	Pfund*
Brasilien	32,000,000	„
Westindien	10,000,000	„
Aegypten	6,000,000	„
Die übrigen Staaten Afrikas . .	40,000,000	„
Ostindien	175,000,000	„
Die übrigen Staaten Asiens, Mexiko und Südamerika mit Ausschluß Brasiliens	44,000,000	„
Die übrigen Länder	8,000,000	„
Total Summa . .	630,000,000	Pfund.

* Diese ungeheure Zunahme von 20 Millionen Pfund in einem Jahre war von einer bedeutenden Zufuhr Neger aus Afrika begleitet.

Die Vereinigten Staaten lieferten in diesem Jahre allein $^{18}/_{65} = ^{2}/_{7}$, also mehr als ein Viertel aller auf der Erde erzeugten Baumwolle.

Die Produktion derselben hatte in allen andern Ländern, mit Ausnahme von Aegypten und Ostindien, abgenommen, und der Zuwachs in den englischen Kolonien betrug in 10 Jahren (vom Jahr 1811 bis zum Jahr 1821) 5 Millionen Pfund, nicht mehr als $^{5}/_{7}$ Procent pr. annum. Die Produktion in den Vereinigten Staaten stieg während dieses Zeitraums von jährlichen 80 auf 180 Millionen, vermehrte sich daher um mehr als das Doppelte, oder jährlich um 23 Procent, welches mit der Zunahme der vorher gegangenen zehn Jahre, ungeachtet des dazwischen fallenden Krieges, beinahe vollkommen übereinstimmt. Die Zunahme in Aegypten während derselben Zeit belief sich auf 5,916,000, oder um ein Pauschquantum anzunehmen, auf 5,900,000 Pfund; jährlicher Zuwachs 590,000 Pfund, oder nahe an 703 Procent. — Die Baumwollenproduktion in Aegypten dürfte daher der Sklaverei in den Vereinigten Staaten am meisten entgegenwirken, besonders wenn, wie französische Berichte verkünden, die in Aegypten produzirte Qualität der von Alabama und Georgien (Upland-Cotton) gleichkommt. *

Brasilien, das mit dem glücklichsten Klima gesegnete Land, bringt, ungeachtet der beständigen Zufuhr von Sklaven, nur wenig Baumwolle, und im Verhältnisse zu seiner Größe selbst eine geringe Quantität anderer Kolonialprodukte nach den europäischen Märkten.

In den folgenden zehn Jahren erlitt die Baumwollenproduktion in den Vereinigten Staaten durch eine Reihe auf einander folgender Mißjahre, und durch die große Handelsrevolution im Jahr 1825 (welche der vom Jahr 1830 ähnlich) einen bedeutenden Stoß; dies hatte jedoch auf die Negersklaverei selbst nur einen unbedeutenden Einfluß. Diese beständigen Fluktuationen im

* Die sogenannte Sea-Island-Baumwolle, welche auf den kleinen, nahe an der Küste Südkarolinas und Georgiens gelegenen Inseln wächst, und besonders in Frankreich zur Fabrikation seidenartiger Stoffe verwendet wird, dürfte wohl nicht leicht in Afrika oder Ostindien fortkommen.

Handel, wie in den Naturprodukten Amerikas, hängen mit dem unstäten Werth des Papiergeldes und mit dem beständigen Ueberzeugen, Ueberfabriziren und Ueberhandeln (over planting, over-manufacturing and over-trading) innig zusammen.

Die Baumwollenproduktion in den Vereinigten Staaten von 1822 bis 1830 war wie folgt:

1822	 210,000,000	Pfund
1823	 185,000,000	"
1824	 215,000,000	"
1825	 255,000,000	"
1826	 350,000,000	"
1827	 270,000,000	"
1828	 325,000,000	"
1829	 365,000,000	"
1830	 350,000,000	"

Der jährliche Zuwachs belief sich daher im Durchschnitt noch immer auf circa 15⁵/₉ Millionen Pfund, ungeachtet der außerordentlichen Unglücksfälle dieser Jahre, stieg daher jährlich um nahe an 7½ Procent. Junge aufblühende Staaten scheinen mit Kindern das gemein zu haben, daß sie, ehe sie regelmäßig gehen lernen, hundertmal niederfallen können, ohne ein Bein zu brechen.

Im Jahr 1831 war die Baumwollenproduktion auf der ganzen Erde wie folgt:

Die Vereinigten Staaten	385,000,000	Pfund.
Brasilien	38,000,000	"
Westindien	9,000,000	"
Aegypten	18,000,000	"
Die übrigen Staaten Afrikas . . .	36,000,000	"
Ostindien	180,000,000	"
Die übrigen Staaten Asiens . . .	115,000,000	"
Mexiko und Südamerika, mit Ausnahme Brasiliens	35,000,000	"
Andere Länder	4,000,000	"
Total Summa	820,000,000	Pfund.

Im Jahr 1831 hatte daher die Baumwollenproduktion in den Vereinigten Staaten allein um 35 Millionen Pfund (ungefähr die ganze Produktion von Brasilien) zugenommen. Die von Ostindien stieg von 1821 bis 1831 ganz in demselben Verhältniß der

vorhergegangenen zehn Jahre, nämlich um 5,000,000 Pfund, die von Aegypten hingegen stieg von 6 auf 18 Millionen Pfund, hatte sich also in einem Zeitraum von zehn Jahren verdreifacht. Die Baumwollenproduktion der ganzen Erde stieg vom Jahr 1811 bis 1831 von 555,000,000 auf 820,000,000 Pfund, vermehrte sich daher in einem Zeitraum von 20 Jahren um circa 265,000,000 Pfd. Der Zuwachs in den Vereinigten Staaten allein betrug aber während dieser Periode 305 Millionen Pfund, also mehr als der aller Länder der Erde zusammengenommen. Wenn wir von dieser Zunahme in der Produktion eines einzigen Stapelartikels auf die Dauer und Vermehrung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten schließen wollen, so müssen wir nothwendig zwei Punkte berücksichtigen; erstens: ob diese Produktion nicht durch Weiße möglich ist, und zweitens: ob sie im Verhältniß zur ab- oder zunehmenden Consumtion steht und den Pflanzern eine hinlängliche Verinteressirung ihrer Kapitalien sichert. Der erste Punkt ist durch das Vorausgeschickte bereits hinlänglich beantwortet, und ist hier nur noch zuzufügen, daß selbst in dem Fall, daß der Baumwollenbau durch Weiße möglich wäre, die Kosten desselben doch viel zu groß wären, als daß die amerikanischen Pflanzer mit der Produktion in Bengalen und Aegypten Preise halten, oder einen so großen Theil ihrer Kapitalien auf diesen Zweig der Industrie verwenden könnten. Was den zweiten Punkt betrifft, so läßt sich hierauf Folgendes erwidern: Wenn man die ganze Bevölkerung unseres Erdballs, wie von den meisten englischen Statistikern angenommen wird, auf 800 Millionen schätzt, so reicht die Baumwollenerndte des Jahres 1831 gerade hin, jedem Bewohner desselben 1 Pfund zu seiner Kleidung zu geben. Wenn wir aber auf die verschiedenen Klimate und die Gebräuche der Menschen Rücksicht nehmen, in Folge welcher nicht mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung unserer Erde sich in Baumwolle kleidet, so kommen auf jeden, Kleider aus Baumwolle tragenden Menschen zwei Pfund. In allen in der Nähe des Aequators gelegenen Ländern reicht 1½ Pfund Baumwolle zur Kleidung eines einzelnen Menschen hin; aber im Verhältniß der Entfernung von demselben consumirt jeder Mensch jährlich von 4 bis 8, und in der Nähe der Pole sogar 12 Pfund Baumwolle. Da nun der größte Theil der Bevölkerung unserer Erde in der Nähe des

Aequators und zwischen den Wendekreisen lebt, so kann man annehmen, daß im Durchschnitt jeder Mensch zu seiner Kleidung jährlich zwei Pfund Baumwolle nöthig hat. Es war daher die Baumwollenproduktion des Jahres 1831 noch immer im Verhältniß zur Consumtion. Nehmen wir ferner an, daß nach und nach die übrigen 400 Millionen sich in Baumwolle kleiden, oder doch wenigstens einen Theil ihrer Kleidungsstücke aus Baumwolle verfertigen werden, so ergibt sich, daß die Produktion dieses Artikels in den Vereinigten Staaten, wenn die andern Ländern hierin keine größeren Fortschritte als bisher machen, bis auf 2000 Millionen Pfund gesteigert werden kann, ohne mit der möglichen Consumtion in Mißverhältniß zu stehen. Bei einer jährlichen Zunahme von 20 Procent reichen 9, bei einer Zunahme von jährlichen 10 Procent, etwas mehr als 17 Jahre hin, dieses Quantum zu erzeugen,* und bis dahin dürfte daher, ungeachtet aller dagegen aufzubietenden Kräfte, die Sklaverei ebenfalls im Zunehmen seyn. Erst nachdem die Sklavenarbeit aufgehört hat, den Pflanzern größern Nutzen zu bringen, als die freie Arbeit der Weißen, darf man hoffen, daß die südlichen Staaten selbst auf die Mittel sinnen werden, das Loos ihrer Neger zu erleichtern, und sie durch gedungene Arbeit zu größerer Thätigkeit anzuspornen.

Der Reisbau, welcher sonst hauptsächlich die Neger mit in Anspruch nahm, ist durch die vermehrte Baumwollenkultur in den meisten Staaten, mit Ausnahme von Süd- und Nordkarolina, so ziemlich vernachlässigt, welches eher als ein günstiger Umstand für den Zustand der Sklaven zu betrachten ist, da der Reisbau nicht nur äußerst beschwerlich und ermüdend, sondern durch die nothwendige Feuchtigkeit selbst für die Neger gefährlich ist. — Man berechnet die Sterblichkeit der Neger auf Reispflanzungen zu

---

* Der Mißwachs von 1836 in den nördlichen Staaten, der hierauf eingetretene hohe Preis aller Getreidearten, welcher viele Pflanzer veranlaßte, statt Baumwolle, Welschkorn zu pflanzen. Die Handelsrevolution von 1837, und die Einstellung aller Baarzahlungen von Seiten der Banken, wird der Baumwollenproduktion der Jahre 1838, 1839 und 1840 bedeutenden Eintrag thun, und dieselbe vielleicht um viele Millionen Pfund verringern.

beinahe 10 Procent; auf Zuckerpflanzungen nur zu 7 bis 8. Diese von den Pflanzern jährlich erlittenen Verluste werden zwar durch die höheren Preise dieser Erzeugnisse wieder eingebracht, aber hiedurch der Werth der Sklaven selbst vergrößert, welches in den nördlichen Sklavenstaaten zur förmlichen Negerzucht Veranlassung gibt, und die geheime Einfuhr von Negersklaven aus Afrika begünstigt.

Was den Tabaksbau betrifft, der in den Vereinigten Staaten von Anfang an von Negersklaven betrieben wurde, so erhellt aus den verschiedenen, von Zeit zu Zeit in Amerika und England bekannt gemachten Berichten,* daß die ganze Tabakserndte vom Jahr 1622, nach amtlichen Angaben des damaligen Gouverneurs und Rathes von Virginien, sich nur auf 60,000 Pfund belief, daß aber die Kultur desselben binnen 17 Jahren (bis zum Jahr 1639) so überhand nahm, daß die gesetzgebende Versammlung (the Grand Assembly) es für nöthig fand, ein Gesetz zu erlassen, welches die ganze Tabakserndte des Jahres 1639 und des darauf folgenden Jahres mit Ausschluß von 120,000 Pfd. den Flammen überlieferte, um die Qualität und den Preis eines für die amerikanischen Kolonien so wichtigen Stapelartikels aufrecht zu erhalten. Ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregel erhellt aus späteren Berichten, daß die Ausfuhr dieses Artikels im Jahr 1709 28,858,666 Pfd. betrug, wovon 11,260,659 Pfd. in England und der Rest auf dem Kontinent verbraucht wurden. In den Jahren von 1744 bis 1776 (das ist bis zum Ausbruch des Revolutionskrieges) belief sich der jährliche Ertrag der Tabakserndte in allen brittischen Kolonien von Amerika zusammengenommen auf 40,000,000 Pfund, wovon 7 Millionen in England und die übrigen 33 Millionen auf dem Festlande von Europa verbraucht wurden. In den vier dem Revolutionskriege unmittelbar vorhergegangenen Jahren (von 1772 bis 1775 incl.) betrug die jährliche Ausfuhr 90,300,000 Pfd.

Die Tabaksausfuhr in den Jahren von 1776 bis 1782 und die Consumtion desselben in Europa war wie folgt:

* Wir verweisen unsere Leser hier vorzüglich auf die Angaben in der „National Gazette von Philadelphia" vom 6. Oktober 1836.

Jahr.	Zahl der ausgeführten Pfunde.	Zahl der in England consumirten oder von dort ausgeführten Pfunde.	Zahl der auf dem Festlande von Europa verbrauchten oder aufbewahrten Pfunde.
1776 . . .	14,498,500	*	14,498,500
1777 . . .	2,441,214	**	2,441,214
1778 . . .	11,961,533	7,520,550	4,440,783
1779 . . .	17,155,907	10,982,899	6,173,008
1780 . . .	17,424,267	11,474,791	5,950,176
1781 . . .	13,339,168	7,600,296	5,738,672
1782 . . .	9,828,244	6,364,813	3,463,431
Total=Summa	86,649,533	43,913,549	42,705,984

Die ganze Ausfuhr während dieser 7 Kriegsjahre belief sich daher im Durchschnitt jährlich nur auf 12,378,504 Pfund, und von den 86,649,533 ausgeführten Pfunden wurden 33,974,949 von den Engländern auf hoher See weggenommen.

Die Tabaksausfuhr in den Jahren 1787, 1788 und 1789, welche der Annahme der gegenwärtigen Constitution folgten, verhielt sich wie folgt:

Jahr.	Zahl der ausgeführten Pfunde.	Zahl der nach England ausgeführten und dort consumirten oder aufbewahrten Pfunde.	Zahl der nach andern europäischen Ländern geführten oder dort consumirten oder aufbewahrten Pfunde.
1787 . . .	90,041,000	45,379,795	44,661,205
1788 . . .	88,595,000	39,600,404	48,995,186
1789 . . .	88,675,000	48,831,232	39,843,768
Total=Summa	267,311,000	133,811,431	133,500,159

Jährliche Ausfuhr im Durchschnitt 89,103,666 Pfund. Welches neue Leben weckte nicht die Freiheit in den Vereinigten Staaten! welche vermehrte Thätigkeit — unter den Sklaven!

Folgende Tabelle gibt eine

* In diesem Jahre führte England noch 20,000,000 Pfunde seines alten Vorraths nach dem Continent aus.

** In diesem Jahre führte England noch 60,000,000 Pfunde seines alten Vorraths nach dem Festlande von Europa aus.

Uebersicht über die Ausfuhr von rohem und fabrizirtem Tabak vom Jahre 1790 bis 1835 inclusive.

Jahr.	Zahl der Fässer rohen Tabaks.	Zahl der Pfunde fabrizirten Tabaks.
1790[1]	118,460	0
1791	111,272	81,122
1792	112,424	117,874
1793	59,947	137,784
1794	72,958	19,370
1795	61,050	20,263
1796	69,018	29,181
1797	58,167	12,805
1798	68,567	142,269
1799	96,070	406,076
1800	78,686	457,713
1801	103,758	472,282
1802	77,721	233,591
1803	86;291	152,415
1804	83,341	298,139
1805	71,251	428,460
1806	83,186	381,753
1807[2]	62,236	274,952
1808[3]	9,576	36,332
1809	53,921	550,835
1810[4]	84,134	539,285
1811	35,828	752,553
1812[5]	26,094	588,618
1813[6]	5,314	283,512
1814[7]	3,125	79,377
1815[8]	85,337	1,034,045
1816	69,241	576,246
1817	68,365	1,115,874
1818	84,337	1,486,240
1819	69,427	926,833
1820	83,940	593,358
1821	66,858	1,332,949
1822	83,169	1,414,424
1823	99,000	1,987,507
1824	77,883	2,477,990
1825	75,984	1,871,368
1826	64,098	2,179,774
1827	100,025	2,730,255
1828	96,278	2,637,411
1829	77,131	2,619,399
1830	83,810	3,199,151

[1] Ungewöhnliche Ausfuhr. Ausbruch der französischen Revolution.
[2] Dekret von Berlin und Mailand. [3] Embargo=Gesetz.
[4] Dekret von Rambouillet. [5] Kriegserklärung an England.
[6] Krieg mit England. [7] Krieg mit England. [8] Friede mit England.

Jahr.	Zahl der Fässer rohen Tabaks.	Zahl der Pfunde fabrizirten Tabaks.
1831	86,718	3,639,856
1832	106,806	3,456,071
1833	83,153	3,790,310
1834	87,979	3,956,579
1835	94,353	3,817,854

Es ist hier zu bemerken, daß früher ein Faß Tabak bloß 600 Pfund wog, später aber vergrößert wurde, bis es im Jahr 1770 im Durchschnitt 1000 Pfund enthielt. Seit jener Zeit hat sich dieses Maß neuerdings vergrößert, so daß ein Faß von virginischem, kentuckyschem oder Maryländer Tabak jetzt im Durchschnitt nicht weniger als 1200 Pfund wiegt. Nach diesem betrüge die jährliche Ausfuhr der letzten 21 Jahre ungefähr 99,300,000 Pfunde, also gerade so viel als in den Jahren von 1772 bis 1775. Die Ausfuhr des rohen Tabaks hat daher in 60 Jahren weder zu- noch abgenommen. Die jährliche europäische Consumtion scheint nie 100 Millionen Pfund überstiegen zu haben; denn wenn die Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten in manchen Jahren dieses Quantum überstieg, so folgte doch gleich darauf, wie aus der vorausgeschickten Tabelle ersichtbar ist, eine verhältnißmäßige Abnahme. Die Revolutionskriege scheinen der Tabaksausfuhr der Vereinigten Staaten einen Stoß versetzt zu haben, von dem sie sich seither nicht wieder erholten. Vor dem Ausbruch der Revolution nämlich hatte die Ausfuhr mit jedem Jahre regelmäßig zugenommen. In den Jahren von 1763 bis 1770 war sie z. B. um 37,780,000 oder nahe an 38 Millionen Pfunde größer, als in den Jahren von 1744 bis 1746, und in den Jahren von 1772 bis 1775 stieg sie neuerdings um mehr als 31½ Millionen Pfunde. Bis zum Ausbruch der Revolution nämlich versahen die amerikanischen Kolonien ganz Europa mit Tabak; durch den Krieg mit England aber wurde diese Ausfuhr unterbrochen, und es legten sich die Europäer selbst auf den Tabaksbau. Frankreich allein lieferte in den Jahren von 1818 bis 1820 30,933,000 Kilogr. = 77,332,500 engl. Pfunde. Die Tabaksernte hatte sich in diesen drei Jahren beinahe verdoppelt; denn der Ertrag derselben war,

im Jahr 1818 nur . .	7,418,000	Kilogr.
„ „ 1819 aber schon .	10,360,000	„
„ „ 1820 endlich .	13,155,000	„
Summa in drei Jahren	30,933,000	Kilogr.

Die Jahre 1832 — 35 zeigen daher, nach der officiellen Angabe des Registrators der Schatzkammer vom 4. Juli 1836, eher eine Abnahme als Zunahme in der Ausfuhr von Tabaksblättern; denn es wurden ausgeführt

im Jahr 1832	106,806	Fässer im Werth von	5,999,769 Thlr.
„ „ 1833	83,153	„ „ „ „	5,755,968 „
„ „ 1834	87,979	„ „ „ „	6,595,305 „
„ „ 1835	94,353	„ „ „ „	8,250,577 „ *

und es dürfte die Ausfuhr derselben durch die unglücklichen Ereignisse der Jahre 1836 und 1837 noch mehr gelitten haben.

Die europäische Produktion scheint daher von dieser Seite aus der Ausdehnung der Negersklaverei Grenzen zu setzen. Wäre doch das europäische Klima auch zum Baumwollenbau geeignet! Das von Spanien und Neapel ist es vielleicht, und könnte unter andern Umständen mehr als alle Bemühungen von Seiten der Regierungen und Privaten zur Abschaffung des Negerhandels beitragen.

Wenn aber gleich die Consumtion des europäischen Tabaks die Ausfuhr des amerikanischen beschränkt, und hiedurch dem

* Die Ausfuhr nach Deutschland war in diesen Jahren wie folgt:
a) nach Preußen:

1832	229	Fässer im Werth von	7500 Thlr.
1833	8	„ „ „ „	1164 „
1834	21	„ „ „ „	1966 „
1835	58	„ „ „ „	4118 „
Summa	315	Fässer im Werth von	14,748 Thlr.

b) nach den Hansestädten:

1832	27,930	Fässer im Werth von	1,192,024 Thlr.
1833	21,408	„ „ „ „	1,091,426 „
1834	20,611	„ „ „ „	1,126,728 „
1835	27,989	„ „ „ „	1,539,362 „
Summa	97,938	Fässer im Werth von	4,949,550 Thlr.

Nach Preußen hat sie daher auffallend abgenommen, nach den Hansestädten ist sie sich aber gleich geblieben.

Tabaksbau von dieser Seite aus Eintrag gethan hat, so hat doch die fast unglaubliche Zunahme der Tabaksconsumtion in den Vereinigten Staaten selbst diesen Schaden für die Pflanzer mehr als gut gemacht, und den Preis dieses Stapelartikels, wie aus obiger Tabelle hervorgeht, eher gesteigert als vermindert. Amerikanische Statistiker schätzen die jährliche Tabaksconsumtion in den Vereinigten Staaten auf nicht weniger als 100 Millionen Pfunde, ein Verbrauch, welcher dem Maximum der ganzen Ausfuhr gleich kommt. Nach dieser Angabe kommen auf jeden Einwohner (mit Einschluß der Weiber und Kinder) sieben Pfund Tabak; wonach die Consumtion, die Fabrikationskosten mit eingerechnet, auf 20 Millionen Thlr. zu stehen kommt. In der Stadt New-York allein wurden im Jahr 1810 um 80,000 Thlr. Cigarren verbraucht, und im Jahr 1835 hatte sich dieser Theil der Tabaksconsumtion allein in dieser einzigen Stadt der Union um 120,000 Thaler vermehrt. Ein New-Yorker Blatt, the Commercial advertiser, schätzt die ganze Tabaksconsumtion dieser Stadt auf 3,650,000 Thaler, wonach auf jeden Tag 10,000 Thaler kommen. Der Werth der jährlichen Brodconsumtion, wenn man 13 Unzen Brod auf jeden Einwohner, und das Fäßchen Mehl auf 10 Thlr. rechnet, beträgt bloß 3,493,050 Thlr., und es gibt daher dieser Haupthandelsplatz der Union mehr Geld für Tabak als für Brod aus.*

---

* In demselben und in einem noch größeren Verhältnisse scheint die Tabaksconsumtion auf den west- und ostindischen Inseln gestiegen zu seyn. Man rechnet die tägliche Consumtion in der Havannah allein auf etwas mehr als 8000 Thaler. Die ungeheure Tabaksproduktion auf den manillischen und philippinischen Inseln, von welchen nur äußerst wenig nach England und den Vereinigten Staaten ausgeführt wird, wird fast gänzlich von den Einwohnern und Sklaven verbraucht, und man schätzt die jährliche Consumtion von Cigarren allein auf mehr als 40 Millionen. Auf der Insel Cuba braucht jeder freie Neger täglich für 12½ Cents = ⅛ spanischen Thaler (ungefähr 30 kr.) Tabak, eine Summe, die sich in einem Zeitraum von 30 Jahren mit Einschluß der Interessen auf circa 7000 Thaler (17,500 Gulden) beläuft. — Ein großer Theil des in den Vereinigten Staaten produzirten Tabaks wird zum Kauen verbraucht, wovon die in den Sälen der gesetzgebenden Versammlungen und in der großen Rotunda zu Washington aufgestellten riesenhaften, öffentlichen Spuckkästen den auffallendsten Beweis liefern.

Im Ganzen kann man annehmen, daß die Tabaksconsumtion der Vereinigten Staaten, im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung, achtmal so groß ist als in Frankreich und dreimal so groß als in England.

Diese vermehrte Tabaksconsumtion in der Union selbst hat eine große Menge Pflanzer veranlaßt, ihre Plantagen zum Tabaksbau einzurichten, so daß in neuester Zeit nicht nur Maryland und Virginien, sondern auch hauptsächlich Kentucky, Missouri, Tennessee und weiter nördlich Ohio, Pennsylvanien, Indiana und Connecticut tabakpflanzende Staaten geworden sind. Es beschäftigen sich daher jetzt vier freie und fünf Sklavenstaaten mit der Tabakskultur; aber das Verhältniß der Produktion dürfte wie 5 : 1 zu Gunsten der letztern seyn. Nimmt man nun noch auf die schnelle Vermehrung der Bevölkerung, und auf die große Menge einwandernder Europäer (in New-York allein jede Woche im Durchschnitt 1000, wovon nicht ganz ein Drittel Deutsche) Rücksicht, so ist vorauszusehen, daß die Produktion des Tabaks in den Vereinigten Staaten noch Jahrhunderte lang zunehmen kann, ohne mit der Consumtion in Mißverhältniß zu treten, obgleich die zur Ausfuhr bestimmte Quantität nach und nach abnehmen dürfte. Daß übrigens die Tabaksconsumtion auch in Europa bedeutend gestiegen ist, erhellt aus dem Umstand, daß die Vereinigten Staaten dahin noch immer ihr altes Quantum ausführen, obwohl Deutschland und Frankreich jedes Jahr mehr und mehr Tabak bauen. So belief sich z. B. die Ausfuhr nach Frankreich im Jahr 1832 auf 5779, im Jahr 1835 aber auf 6312 Fässer, und es wurden in demselben Jahr (was früher nie geschah) sogar 25 Fässer nach Triest ausgeführt.

Von dieser Seite wäre daher für die Aufhebung der Sklaverei durch freie Arbeit der Weißen wenig zu hoffen, wenn man nicht voraussehen könnte, daß die westlichen freien Staaten nach und nach Tabak pflanzen und dadurch den Preis desselben in den südlichen Staaten hinabdrücken werden. Uebrigens kann sich der Menschenfreund damit beruhigen, daß der Baumwollen- und Tabaksbau die Zahl der Reis- und Zuckerpflanzungen vermindert, und dadurch Tausenden von Negern Gesundheit und Leben rettet. Auch ist es vielleicht hier an seinem Platz, zu bemerken, daß eine Gesellschaft von Philanthropen im Staate Illinois sich mit der

Fabrikation von Runkelrübenzucker beschäftigt, und zur Erlernung der Manipulation bereits bezahlte Agenten nach Frankreich und Deutschland gesandt hat. Das Loos der Sklaven im Staate Louisiana, wo der meiste Zucker gebaut wird, ist das beklagenswertheste aller Neger in den Vereinigten Staaten; es ist daher zu wünschen, daß die Bemühungen dieser und ähnlicher im Norden gebildeten Gesellschaften bald das Ihrige beitragen werden, dieser in einem sumpfigen Landstrich mit so vielen Beschwerden verbundenen Kultur engere Grenzen zu setzen.

Bisher sprach ich hauptsächlich von den Gründen, welche der Aufhebung der Sklaverei, als den pecuniären Interessen der Pflanzer zuwider, entgegenstehen; jetzt wäre es vielleicht an seinem Platz, die nothwendigen moralischen und politischen Uebel zu schildern, welche die Emancipation der Neger in den Vereinigten Staaten zur Folge haben müßte. Die meisten Abolitionisten des Nordens, so wie die liberalen Engländer und Irländer, mit O'Connel an der Spitze, scheinen das Eigenthumsrecht der Pflanzer — ein Recht, ohne welches jedes andere politische Privilegium weiter nichts als ein schöner Traum ist — gar nicht in Betracht zu ziehen. — Sie vergessen gänzlich, daß jede den Negern zuzugestehende Freiheit den Weißen zuerst geraubt werden muß, und daß die Rechte der Schwarzen in den Vereinigten Staaten (so lange diese ihre republikanischen Formen beibehalten) nur durch den Untergang der weißen Race gesichert werden können. Es ist sonderbar, daß diese Menschenfreunde, denen das Wohl der Neger so sehr am Herzen liegt, den Zustand und die Gefahren ihrer weißen Brüder so gänzlich unberücksichtigt lassen und in ihrem Werke fortschreiten, als ob es sich bloß darum handelte, Ideen zu realisiren, denen weiter nichts als die Halsstarrigkeit und Rangsucht der Pflanzer entgegenstehen, wie etwa der Emancipation der niedern Klassen Englands die Privilegien des höhern Adels. Sie vergessen gänzlich, daß die erste Pflicht jeder Regierung Schutz des rechtmäßig erworbenen Eigenthums ist, und daß jedes Eigenthum als rechtmäßig erworben zu betrachten ist, welches den bestehenden Gesetzen gemäß von einem Bürger auf den andern übertragen worden. Ein solches Expropriationsgesetz, wie die Aufhebung der Negersklaverei, ohne Entschädigung der Pflanzer, würde ein Drittheil der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten zu Bettlern machen,

ohne den Schwarzen selbst ein Besitzthum zu verschaffen, ja sogar diese der Mittel berauben, sich durch Arbeit einen hinlänglichen Erwerb zu sichern; denn die Pflanzer, ihres Vermögens beraubt, würden die freien Neger nicht zu beschäftigen wissen. Woher aber soll diese Entschädigung den Pflanzern werden? Hundert Millionen Thaler (20 Millionen Pfund Sterling) wurden den englischen Pflanzern in Westindien für ihre Sklaven geboten; wer aber bietet den amerikanischen Pflanzern 1000 Millionen Thaler als eine verhältnißmäßige Entschädigung für die ihrigen? Und ohne Entschädigung der Weißen den Schwarzen gleiche Rechte mit ihnen einräumen, was wäre dies anders als eine Vernichtung der Souveränitätsrechte der südlichen Staaten, eine Unterjochung der Pflanzer, ein politischer, ja sogar faktischer Mord derselben durch die Majorität des Congresses?

> „Nay, take my life and all, pardon not that:
> You take my house, when you do take the prop
> That doth sustain my house; you take my life,
> When you do take the means whereby I live.“
>
> Shakespeare.

Die Sklaverei in den Vereinigten Staaten kann auf gesetzmäßige Weise — ohne Verletzung der Constitution — nur durch die Sklavenstaaten selbst aufgehoben werden; wie aber sollen sich diese zu einem Schritte bestimmen, welcher, mit so vielen Gefahren verknüpft, ihr Besitzthum und ihr Leben auf gleiche Weise bedroht? Wenn die Minorität der Majorität gleiche Rechte mit sich selbst einräumt, wenn sie diese Majorität bewaffnet, wenn sie einem, bis jetzt noch immer auf der niedersten Stufe menschlicher Cultur stehenden Volke gesetzgebende Gewalt einräumt — wer verbürgt ihr dann ihre eigenen Rechte? — die Herrschaft der Intelligenz über die rohen Massen einer fremden, eingewanderten, gänzlich von ihr verschiedenen Bevölkerung? Und welche Überzeugung haben denn die Menschenfreunde in Europa, daß die Aufhebung der Negersklaverei den Negern selbst zum Heil gereicht? „In jenen Ländern,“ meint de Tocqueville, „deren Klima dem Fortkommen der schwarzen Race günstig ist, werden die Weißen nach und nach gänzlich von den Negern verdrängt werden; wo aber das Klima der Gesundheit der Weißen zuträglich ist, erhalten sich die Neger bloß durch die Sklaverei, da sie, sich selbst überlassen, mit der

freien Arbeit der Weißen nicht concurriren können." Diese Behauptung wird durch den Zustand der Schwarzen in den freien nördlichen Staaten der Union vollkommen gerechtfertigt. Dort erhielten sich die Neger wirklich nur durch die Sklaverei, so wie die Aufhebung derselben ihre Unterdrückung durch die Weißen jetzt nur noch fühlbarer macht und den gegenseitigen Haß vermehrt, welcher beiden Racen gleichsam zum Instinkt geworden ist.

Wer nicht in Amerika oder in Kolonien gelebt hat, kann sich von diesem Haß gar keine Vorstellung machen; er wird von beiden Racen schon mit der Muttermilch eingesogen, und ist eben so tief und mächtig im Greisenalter wie in der zartesten Kindheit. — Keine andere Leidenschaft kann ihm widerstreben, kein Gebot, kein Gesetz, keine Religion. „Ich bin so weiß als du," krächzt der beleidigte Spanier in der Havannah. „Ich bin ein rechtschaffener Weißer" (I am a decent white man), schreit der amerikanische Pflanzer seinem Gegner zu und greift nach seinen Waffen. In Boston und Philadelphia, wo die Neger frei sind, und nach den Gesetzen von Massachusetts und Pennsylvanien sogar Wahlfreiheit haben, werden sie, wenn sie sich bei öffentlichen Wahlen den Ballotkästen nähern, mit Fußtritten über ihre politischen Rechte belehrt. In der ganzen Union nimmt kein Weißer einen Neger bei sich auf, wäre auch der erste ein Taglöhner und der letzte, wie vor mehreren Jahren der Fall war, ein reicher, naher Verwandter des Präsidenten der haytischen Republik.

In den Schauspielhäusern wird kein Neger ins Parterre oder in die Logen und Sperrsitze gelassen; nur eine kleine oberste Galerie ist bestimmt für diesen Auswurf der Gesellschaft, und es gibt jetzt Theater, von welchen die Schwarzen gänzlich ausgeschlossen sind. — Will ein Neger von einem Ort zum andern reisen, so muß er im schlechtesten Wetter oben auf sitzen; denn kein Weißer setzt sich mit ihm in den Wagen. Geht er auf ein Dampfboot, so erhält er für sein ganzes Vermögen keinen Platz in der Kajüte. Wenn die Neger Sonntags in New-York in Broadway spazieren gehen, so schließen sich die Weißen ein, damit sie nicht die Luft einathmen, die von den Schwarzen verpestet wird. Alles dies lassen sich die freien Neger in den nördlichen Staaten gerne gefallen; denn das geringste Murren wäre das Losungswort ihrer

Niedermetzelung durch die Weißen. In einer Grafschaft Pennsylvaniens haben die Neger, den bestehenden Gesetzen gemäß, bei der Wahl eines Sheriffs mitgestimmt; sogleich aber rotteten sich die Weißen zusammen, erklärten den Schwarzen, daß sie ungestraft diese Frechheit sich nicht wieder gefallen lassen würden, und protestirten bei der gesetzgebenden Versammlung gegen diese Wahl. Zu New-York wird ein Tempel, in welchem Abolitionspredigten gehalten werden, vom Volke rein ausgeplündert, die Schwarzen ausgetrieben und die Kanzel in Stücke gerissen und verbrannt, während die weißen Prediger, welche der Abschaffung der Sklaverei entgegen sind, ruhig zusehen, und sogar ihren Beifall ausdrücken, daß diese Aufruhrprediger endlich ihren Lohn ernten.

Wer einen Neger niedersitzen heißt, begeht ein Verbrechen gegen die Majestät der Weißen; der Neger aber — sey er frei oder Sklave — der sich im Zimmer eines Weißen niedersetzt, ist des Hochverraths schuldig. — „Weich aus!“ schreit ein betrunkener Weißer einem Neger in Philadelphia zu. — „Und warum das?“ anwortet der Neger. — „Schlagt ihn nieder!“ schreit ein halb Dutzend Weißer; „den eingebildeten, entlaufenen Sklaven!“ — „Bravo!“ klatscht der Haufen. und der Neger liegt ausgestreckt auf dem Pflaster. In Boston will ein freier Neger sein Kind in die öffentliche Schule schicken, zu deren Erhaltung sein bürgerlicher Erwerb hart besteuert ist. „Nein,“ sagt der Schulmeister, „ich bin nicht dazu da, eure schwarze Brut zu lehren; erzieht sie, wie ihr wollt; es sitzt kein weißes Kind neben einem schwarzen in meiner Schule.“ Derselbe Neger geht jetzt zum Privatlehrer und ist bereit, den Unterricht seines Sohnes zu bezahlen: „Was fällt euch ein?“ sagt dieser, „wozu braucht euer Sohn Lesen und Schreiben zu lernen? es kann ja doch nichts aus ihm werden, außer ein Bedienter oder ein Haarkräusler! Wenn ihr aber durchaus darauf besteht, so erwartet nicht, daß ein Weißer sich zu euch herabwürdigt. Schickt euern Sohn nach Europa; die Franzosen thun so etwas für Geld, aber kein Amerikaner. Welcher weiße Knabe könnte es beim Gestank eurer Kinder aushalten?“ — „Aber ich bin der Sohn eines Weißen,“ ruft der Mulatte. — „Mein Vater, Großvater und Urgroßvater waren Weiße!“ ächzt der Quarteron. — „Das kann euch nichts nützen, so lange

ihr Negerblut in euern Adern habt. Wo wäre denn der Unterschied zwischen den weißen Kindern und euch Wollhärigen? Wir Weiße theilen zwar manchmal das Bett mit euern Müttern, nie aber den Tisch oder unsere Rechte!“

So lange dieses die Grundsätze der Weißen in den freien Staaten der Union sind, was läßt sich da für die Emancipation der Neger in den Sklavenstaaten hoffen? Wodurch unterscheiden sich denn die emancipirten Neger des Nordens von den Sklaven in Süd- oder Nordkarolina? Welchen Vorzug genießen sie denn vor diesen in ihrer Stellung zu den sie umgebenden Weißen? Welche Eigenthumsrechte sind ihnen denn geworden, seit sie aufgehört haben, erbliche Knechte der Weißen zu seyn? Wo ist der Negerjunge, der eine weiße Schule betreten darf? Welcher Handwerker nimmt ein farbiges Kind in die Lehre? Welcher Weiße beschäftigt einen Schwarzen anders als mit Bedientendiensten? An welchen politischen Verhandlungen dürfen denn die Neger Antheil nehmen? Wo dürfen Sie mit den Weißen zusammen an einem Tisch essen? wo mit ihnen in einem Hause wohnen, ohne sie zu bedienen? wo mit ihnen zusammen in einem Wagen reisen? wo neben ihnen im Theater stehen? wo mit ihnen gemeinschaftlich das Wort Gottes hören? Wo endlich dürfen ihre Gebeine mit denen der Weißen auf einem Gottesacker ruhen? — Die Freiheit der Neger in den nördlichen Staaten der Union besteht in weiter nichts, als dem Privilegium, sich selbst ernähren zu dürfen, und in der Aufhebung der Pflicht der Weißen, für den Unterhalt der Schwarzen zu sorgen. Würde der Süden ein Gleiches thun, so wäre wohl nicht zu erwarten, daß sich die Majorität der Schwarzen so leicht hierein finden, und der Minorität, wie zuvor, das Regierungsrecht über sich einräumen würde. Hierin besteht der unglaubliche Unterschied zwischen den südlichen Pflanzern und den Einwohnern der nördlichen Staaten und der englischen Kolonien in Westindien. In den zwei Karolinas z. B. müßten die Sklavenbesitzer, welche nur zwei Fünftheile der ganzen Bevölkerung ausmachen, der Mehrzahl Rechte zugestehen, von welchen diese wirklich zum Nachtheil der erstern Gebrauch machen könnte, während die nördlichen Staaten, so wie England in Bezug auf seine Kolonien, nie etwas Aehnliches zu befürchten haben. Im Süden wäre die Emancipation der Sklaven kein bloßes Gaukelspiel, oder

es könnten sich die Schwarzen fürchterlich an den Spielern rächen. Dies wissen die Pflanzer, und darum verwahren sie sich auch gegen jeden Eingriff in ihre Rechte als gegen einen Mordanschlag auf sie selbst.

Bildeten die Vereinigten Staaten eine Monarchie, oder wären sie in verschiedene Fürstenthümer getheilt, wie z. B. die englischen Kolonien in Ostindien, so wäre die Aufhebung der Sklaverei ein Leichtes. Vom Negersklaven bis zum freien, in Kasten auferzogenen Indier gäbe es nur Einen Schritt. Aber welche Kluft liegt nicht zwischen einem in Knechtschaft geborenen rohen Afrikaner und dem europäisch gebildeten freiheittrunkenen Amerikaner! Gäbe es in Amerika eine andere Macht als die des Volkes, so wäre diese vielleicht im Stande, jeder der verschiedenen Klassen ihren bestimmten Rang anzuweisen und die schwächern gegen die stärkern zu vertheidigen; so aber gibt es in Amerika nur zwei Klassen, die der Herrschenden und die der Unterjochten. An eine politische Gleichheit (welche in Amerika mit politischer F r e i h e i t so ziemlich gleichbedeutend ist) ist daher zwischen der weißen und schwarzen Race gar nicht zu denken, viel weniger an die Möglichkeit, diese Gleichheit, wenn sie wirklich einzuführen wäre, zwischen so ungleichen Zahlen und mit so verschiedenen Fähigkeiten ausgestatteten Racen lange aufrecht zu erhalten. Die Aufhebung der Negersklaverei in den südlichen Staaten führte diese in wenigen Monaten zur Diktatur oder Monarchie, unter deren Einfluß allein ein günstigerer Zustand der Schwarzen, ohne augenscheinliche Gefahr der Weißen, denkbar ist.

Es ist daher die Fortdauer der Sklaverei mit der Aufrechthaltung der republikanischen Regierungsform, wie ich früher bemerkt habe, so innig verknüpft, daß die eine durch die andere bedingt zu seyn scheint. Die weiße Bevölkerung bildet im Süden wie im Norden den Staat, kann sich aber im Süden nur durch die Sklaverei gegen die Mehrzahl der Schwarzen behaupten. Die Neger frei lassen, hieße ihr einen fremdartigen Bestandtheil aufdringen, der sich nie mit ihr vereinigen kann, dem ihr ganzes Wesen widerstrebt und gegen den sie nur mit Gewalt oder List den Besitz ihrer Rechte sichern könnte. Beides führte über kurz oder lang zum Bürgerkrieg, welcher früher oder später mit Ausrottung einer oder der andern Race endigen müßte. Wäre eine

Amalgamation der Weißen mit den Schwarzen möglich, dann stünden einer gradativen Emancipation der letztern verhältnißmäßig nur wenig Hindernisse im Wege. Der Haß der Racen würde sich nach und nach in ehelichen Verhältnissen auflösen und die Kinder beider gleichsam den Vereinigungspunkt bilden, welcher das eine Geschlecht mit dem andern versöhnte. Diese Vermischung scheint jedoch dem natürlichen Gefühl beider Racen zu widerstreben, und in den Vereinigten Staaten ist sie durch die öffentliche Meinung mit Schimpf und Schande gebrandmarkt. In den Sklavenstaaten werden jährlich mehr Mulattenkinder geboren als in den freien Staaten des Nordens: der Herr vergißt sich manchmal mit seiner Sklavin; aber der freie Amerikaner entwürdigt sich höchst selten, selbst im rohesten Sinnengenuß, mit einer Negerin.

Die spanische und portugiesische Bevölkerung von Südamerika, welche ungeachtet ihrer Verachtung für die Neger, von Leidenschaft gedrungen, sich dennoch mit ihnen vermischte, hat durch diese Amalgamation ihre europäische Energie und Nationalität verloren. In Mexiko sind jetzt nur noch 800,000 aus reinem spanischen Blut abstammende Bürger, in Brasilien kaum 200,000 Portugiesen. Die Amerikaner behaupten, daß der Mulatte von dem Europäer bloß die List und Verschlagenheit ererbt, daß er aber dagegen noch feiger ist, als der eingeborne afrikanische Neger. Mehrere Aerzte in Südkarolina, wie Hr. C*** versichert, haben sogar den Eierstock bei Mulattinnen kleiner gefunden als bei Negerinnen, und behaupten, daß er bei Terzeronen, Quarteronen stets kleiner werde, bis das fünfte und sechste Glied endlich völlig unfruchtbar sey, daß also die Natur selbst der weiteren Vermischung der Geschlechter Grenzen setze. Ich will diese Behauptung hier dahin gestellt seyn lassen, oder sie der Untersuchung europäischer Aerzte überlassen; so viel aber ist gewiß, daß nur wenige Quarteronen Kinder haben, obgleich dieser Umstand durch ihren ausschweifenden Lebenswandel (beinahe alle Quarteronen in New-Orleans sind Freudenmädchen) hinlänglich erklärt werden kann.

Wenn wir alles das, was sich gegen die Abschaffung der Negersklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika sagen läßt, kurz zusammenfassen, so stehen ihr vor der Hand folgende ernstliche, fast unüberwindliche Hindernisse im Wege:

1) Die Unmöglichkeit, die südlichen Staaten ohne Hülfe der Neger zu kultiviren.
2) Das Besitzthum der südlichen Pflanzer, welches nur durch die Sklaven seinen Werth erhält.
3) Das schnelle Wachsthum dieses Besitzthums und die Verbreitung der Sklaverei in den neu sich bildenden südlichen Staaten.
4) Die Einführung der Sklaverei in Texas und vielleicht ihre allmählige Wiederbelebung in Mexiko.
5) Die vermehrte Baumwollen- und Tabaksconsumtion, welche den Werth der Sklaven erhöht und dadurch eine stets größere Prämie auf die frische Einfuhr von Negersklaven aus Afrika setzt.
6) Das Interesse der freien weißen Arbeiter des Nordens, welches von den Sklavenbesitzern des Südens am besten vertreten wird.
7) Die republikanische Verfassung der einzelneu Staaten und der Föderativrepublik selbst.
8) Der wechselseitige Haß der weißen und schwarzen Racen.
9) Die Unmöglichkeit ihrer Amalgamation durch Heirathen.
10) Die Unmöglichkeit, die zu emancipirenden Sklaven der südlichen Staaten auf den Genuß der wenigen politischen Rechte zu beschränken, welche den freien Negern im Norden zu Theil werden.
11) Die hohe Summe der von den Pflanzern für den Verlust ihrer Sklaven anzusprechenden Entschädigung; und endlich
12) die große Anzahl von Schwarzen in den südlichen Staaten und ihre in einzelnen Staaten gebildete Majorität über die Weißen, welche die Herrschaft der letzteren nur durch die Sklaverei möglich macht.

Der Sklaverei und gewissermaßen der Union in ihrer republikanischen Verfassung entgegen wirken:

1) Die Macht der Ideen in den nördlichen Staaten und in Europa.

2) Der Einfluß Englands. Die Sklavenstaaten nämlich sind durch die Aufhebung der Sklaverei in Westindien zu natürlichen Feinden Englands und zu Verbündeten der westindischen Pflanzer geworden. Gelingt es nämlich den Amerikanern, die Sklaverei im

Süden trotz aller Anstrengung Großbritanniens aufrecht zu erhalten und dieselbe allmählig nach Texas und Mexiko zu verbreiten, so werden die freien Negerstaaten von Westindien nach und nach ganz von ihnen eingeschlossen, so daß die Amerikaner im Fall eines Aufruhrs, als natürliche Schutzherren der Weißen, sich ohne Mühe derselben bemächtigen und die Engländer gänzlich aus Westindien vertreiben könnten. Wie auch jetzt England Canada und Jamaika einzeln durch die Macht der Waffen zum Gehorsam zwingen mag, so bleibt doch der Bruch zwischen diesen Kolonien und dem Mutterlande unheilbar. Die Engländer könnten jetzt, wie einst die Franzosen unter Frontignac, ihre Festungswerke vom Lorenzflusse bis nach Prairie du chien und New-Orleans ausdehnen; der erste Krieg mit den Freistaaten würde doch, wie einst der mit Frankreich, in dem gänzlichen Verlust ihrer amerikanischen Kolonien endigen. * Daher wendet denn auch eine gewisse Klasse alles an, durch die beständige Anrührung der Sklavenfrage die Gemüther in den Vereinigten Staaten selbst aufzuregen und zu entzweien, und es hegen einige hochkirchliche philanthropische Gesellschaften Londons sogar den christlichen Plan, Abolitionsmissionäre und Freiheitsprediger nach Amerika zu senden. Die in England eingelaufenen Nachrichten von den Kanzelstürmern scheint jedoch diesen menschenfreundlichen Eifer etwas abgekühlt zu haben.

3) Der Einfluß der amerikanischen, mit jedem Jahre zunehmenden Geldaristokratie. Diese, in so fern sie im Kaufmannsgeiste ihren Grund hat, stützt sich zwar großentheils auf die Baumwollen-Produktion des Südens, ist aber doch viel zu sehr von dem englischen Kastengeiste beseelt, um selbst das Interesse derer zu bewahren,

---

* Wenn die jetzige liberale Partei am Ruder bleibt, so ist es sogar wahrscheinlich, daß England aus eigenem Antrieb seine amerikanischen Kolonien in unabhängige Staaten verwandeln wird, um der Ausbreitung der Macht der amerikanischen Union durch auf ähnlichen Grundsätzen beruhende Staaten Grenzen zu setzen. In diesem Falle aber würde sich Jamaika an die Vereinigten Staaten anschließen, von welchem die Weißen ganz allein Schutz gegen die Neger hoffen könnten. In einem Kriege zwischen England und Amerika käme es nicht so sehr auf die absoluten Streitkräfte dieser Mächte an, als auf die öffentliche Meinung, welche sich zu Gunsten des einen oder des andern Theils erklärte.

die am meisten zu ihrer Erhebung beitragen. Die aus England abstammenden Kaufleute der nördlichen Staaten sehen in den Sklavenstaaten die Wiege der amerikanischen Demokratie und den Untergang ihres eigenen politischen Einflusses. So lange es in Amerika Sklavenstaaten gibt, die durch ihr gemeinschaftliches Interesse innig an einander geknüpft sind, so lange wird die Eifersucht derselben auf die freien Staaten des Nordens es diesen unmöglich machen, einen Präsidenten aus ihrer Mitte zu wählen, der sich nicht im Voraus den Interessen der Pflanzer verpfändet. Die Pflanzer von Virginien und den zwei Karolinas z. B. sind, wie bereits oben bemerkt worden ist, demokratisch gesinnt, und durch ihr liegendes Besitzthum an den Boden ihrer Freiheit geknüpft; die Kaufleute von New-York hingegen sind entweder selbst englische Agenten oder betreiben ihren Handel mit englischen Kapitalien. Zwischen ihnen und dem alten England besteht noch immer das freundschaftliche Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner, so daß zwar die Engländer, wenn es den Amerikanern schlecht geht, mit ihnen sympathisiren, ihnen jedoch nicht weiter beistehen, als gerade nöthig ist, die Rückzahlung ihrer vorgeschossenen Summen zu sichern.

Dieses Abhängen der Amerikaner von England und dieser nothgedrungene Antheil, welchen England an dem Schicksal der Vereinigten Staaten nimmt, hat in den meisten atlantischen Städten einen anti-nationalen brittisch-kolonistischen Geist eingeführt, der sich in honigsüßen Schmeicheleien gegen „das alte Mutterland" ergießt, die von diesem auf ächt mütterliche Weise mit elterlicher Würde zurückgegeben werden. Dieser Geist, welcher dem nationalen Aufstreben Amerikas am meisten entgegensteht, würde sich nach und nach über das ganze Gebiet der Freistaaten verbreiten, wenn ihm nicht die Demokratie des Südens und der Unabhängigkeitstrieb der mittlern Klassen des Nordens das Gleichgewicht hielte. Ohne die Sklavenstaaten würden aber die Oligarchen von New-York, Philadelphia und Boston gar bald mit der von ihnen abhängigen arbeitenden Klasse fertig werden; es ist daher hauptsächlich der Süden, gegen welchen der Geldadel des Nordens zu Felde zieht, so wie umgekehrt der Süden dem Kolonistengeiste des Nordens den durch den Besitz von Sklaven gehobenen esprit de propriétaires entgegensetzt. Die Bewohner des Südens sind überdies

bessere Politiker und geschicktere Parteigänger, als die der nördlichen Staaten; denn sie haben nicht nur mehr Zeit, sich politisch auszubilden, sondern werden auch durch kein anderes Streben und Treiben von dieser ihrer Lieblingsbeschäftigung abgelenkt. Der Südländer, dessen Sklaven ihn der Nahrungssorgen überheben, kennt kein höheres Ziel seines Ehrgeizes als einen Sitz im Congreß der Nation. Der arme Nordländer, dem dieser Sitz jährlich nicht mehr als 700—800 Thlr. einträgt, * und der als Advokat, Kaufmann oder Fabrikant leicht das Doppelte und Dreifache dieser Summe gewinnt, ist oft gezwungen, diese Ehre andern, in diesen Fächern weniger glücklichen Unternehmern zu überlassen. Diesem Umstande verdankt der Süden hauptsächlich sein politisches Uebergewicht im Congreß; — ein Uebergewicht, auf welches der Norden von jeher eifersüchtig war und welches, ungeachtet der eifrigsten Opposition der nördlichen Staaten, den Nationalgeist der Amerikaner selbst im Kriege gegen England zu bewahren wußte.

„Welchen Gegensatz," ** sagt der berüchtigte Abolitions-

---

* Jeder Senator und Repräsentant des Volks im Congreß der Vereinigten Staaten bezieht während der Sitzung des Congresses täglich 8 Thaler.

** What a contrast does the South form with the divided and slumbering North! There, one strong, broad distinction exists, of which all the members of the community have a perpetual consciousness; there a peculiar element is found which spreads its influence through the mass; and impresses itself on the whole constitution of society. Slavery is not a superficial distinction. Nothing decides the character of a people more than the form and determination of labour. Hence we find a unity at the South unknown at the North. *At the South, too, the proprietors, released from the necessity of labour, and having little of the machinery of associations to engage their attention, devote themselves to politics with a concentration of zeal, which a Northern man can only comprehend by residing on the spot.* Hence the South has *professional politicians*, a character *hardly known in the free states.* The resultat is plain. The South has generally ruled the country. It must always have undue power. *United, as the North cannot be, it can always link with itself some discontented portion of the North*, which it can liberally reward with the patronage which the possession of the government confers.

prediger Channing aus Boston in seinem Briefe an Henry Clay, über die Aufnahme von Texas in die Union (A letter to the Honourable Henry Clay on the annexation of Texas to the United States, by William E. Channing. Boston, 1837), „bildet nicht der Süden mit dem in Ruhe versenkten, in sich selbst getheilten Norden! Dort (im Süden) existirt eine starke, Alles um sich her in Anspruch nehmende Auszeichnung, dort gibt es ein eigenes Element, dessen Einfluß auf die Masse des Volks sichtbar ist und sich tief der ganzen Organisation der Gesellschaft einprägt. Die Sklaverei bildet kein oberflächliches Unterscheidungszeichen. Nichts bestimmt den Charakter eines Volkes so sehr, als die Art und Bestimmung seiner Arbeit, darum finden wir eine Einigkeit unter den südlichen Staaten, die wir hier im Norden gar nicht kennen. Im Süden, wo der Landeigenthümer nicht zu arbeiten braucht, wo seine Aufmerksamkeit nicht durch die Maschinerie von Associationen in Anspruch genommen wird, kann sich derselbe mit einem concentrirten Eifer auf die Politik legen, von welchem ein Mann des Nordens, ohne in den südlichen Staaten gelebt zu haben, sich gar keine Vorstellung machen kann. Darum hat der Süden Politiker von Profession — ein Charakter, der in den freien Staaten gar nicht anzutreffen ist. Der Süden hat bis jetzt das Land regiert und wird stets eine ungebührliche Macht besitzen. Unter sich vereint, wie es der Norden nie seyn kann, kann er stets einen unzufriedenen Theil der Bevölkerung des Nordens für sich gewinnen, den er dann großmüthig mit denjenigen Begünstigungen belohnt, welche ihm der Besitz der Regierung in die Hände gibt."

Dies ist ein klar ausgesprochenes Tory-Argument, und gereicht einem, nur in den höchsten Gesellschaften Bostons figurirenden fashionablen unitarischen Prediger zur Ehre. Er gesteht hierin aufrichtig ein, daß der Norden in politischer Beziehung schläfrig und in sich selbst getheilt ist, daß die durch englische Kapitalien geweckte und unterhaltene Thätigkeit in Handel und Gewerben und die vielfältigen, hieraus entstehenden Relationen mit dem Mutterlande und andern Reichen Europas keine allgemeine nationale Ausbildung zulassen; daß hingegen der Süden kräftig, vereint und sich seiner Macht bewußt dasteht und dem schwachen

Norden, indem er die arbeitenden Klassen in Schutz nimmt, Gesetze vorschreibt.

Der politische Eifer — mit diesem Namen pflegen die höhern Klassen von Boston, New-York und Philadelphia die Liebe zum Vaterlande zu bezeichnen, welche die südlichen Pflanzer auszeichnet — meint der in Göttingen erzogene amerikanische Philosoph, von dem das Edinburgh Review sagt: „daß sie ihn deßwegen nicht höher schätzt, weil er ihre eigenen Gedanken nachschreibt,“ übersteigt selbst die Fassungskraft der Geldmänner des Nordens.

An einem andern Ort sagt derselbe Friedensprediger: *

„Der Süden hat bis jetzt einen ununterbrochenen und ihm gleichsam aufgedrungenen Einfluß auf die Conföderation ausgeübt. Die Sklavenstaaten besitzen ohnedies Vortheile, die sie zusammenhalten lassen und ihnen die Herrschaft über das Land in die Hände geben, Vortheile, welche den andern Staaten fehlen. Die freien Staaten haben kein allgemeines, sie zu einem Ganzen verbindendes Interesse wie das der Sklaverei. Sie unterscheiden sich von einander in Bezug auf Charakter, Gesinnung und Beschäftigung. Sie haben mit einander nur das negative Merkmal

---

* The South has exerted, and cannot help exerting, a disproportionate share of influence on the confederacy. The Slave holding states have already advantages for cooperation and for swaying the country, which the others do not possess. The free states have no great common interest, like slavery, to hold them together. They differ in character, feelings and pursuits. They agree but on one point, and that a *negative* one, the absence of slavery, and this distinction, as is well known, makes no lively impression on the consciousness, and in no degree counteracts the influences which divide them from one another. To this may be added the well-known fact that in the free states the subject of politics is of secondary importance, whilst, at the South it is paramount. At the North every man must toil for a subsistence, and amidst the feverish competions and anxieties of the eager and universal pursuits of gain, political power is sought with little comparative avidity. In some districts it is hard to find fit representatives for Congress, so backward are superior men to forego the emoluments of their vocation — the prospect of independence for the uncertainties of public life. *Channing's letter to Henry Clay.*

der Abwesenheit der Sklaverei gemein. Man weiß ja aber überhaupt, daß ein solches Moment keinen großen moralischen Einfluß hat, und auf keine Weise hält es den Einflüssen das Gegengewicht, welche sie von einander abscheiden. Hiezu kommt noch die wohlbekannte Thatsache, daß in den freien Staaten die Politik nur ein Ding zweiter Ordnung ist, während sie im Süden unter allen menschlichen Bestrebungen die erste ist. Im Norden arbeitet Alles um Unterhalt und Lohn, und in der fieberischen Concurrenz und Aengstlichkeit, welche die allgemeine Begierde nach Reichthümern begleiten, trachten verhältnißmäßig nur Wenige nach politischem Ansehen und Einfluß. In mehreren Bezirken hält es schwer, competente Volksrepräsentanten für den Congreß zu finden, so abgeneigt sind ausgezeichnete Männer, den Ertrag ihres Gewerbes und die Aussicht auf ein unabhängiges Vermögen mit der Ungewißheit einer politischen Laufbahn zu vertauschen."

Was heißt das anders als: „Unsere Geldmänner im Norden schätzen nichts höher als das Geld. Da aber Alles nach Geld hascht, so trennen wir uns wieder in so viele verschiedene Kasten, als es Arten gibt, Geld zu machen; daher gibt es unter uns keine Einigkeit, weil Einer mehr Geld zu machen sucht als der Andere. Wir haben keinen andern Vereinigungspunkt, als daß jeder für sich selbst Geld macht; dies aber ist nicht genug, uns zu vereinen, und darum regiert uns der, durch seine Sklaven dem Geldsuchen enthobene Süden. Unter uns steht die Politik stets dem Gelde nach, im Süden geht sie allen andern Dingen voran. Wollen wir daher den Süden bezwingen, so müssen wir ihn zwingen, seine Sklaven aufzugeben und selbst Geld zu machen. Dann wollen wir schon sehen, wer damit am besten fertig wird. Im Norden arbeitet Alles um Geld, und da die Politik in Amerika, wie in andern Ländern, kein besonders einträgliches Gewerbe ist, so wollen unsere ausgezeichneten (geldmachenden) Männer nichts damit zu thun haben; denn sie ziehen die Aussicht auf Geld der Aussicht auf Staatswürden eben so sehr vor, als das Geld dem Staate selbst."

Es ist daher hauptsächlich die im Norden sich hebende Geldaristokratie, welche im Streben nach politischem Ansehen der Negersklaverei in den südlichen Staaten entgegenarbeitet.

4) Der in Amerika stets zunehmende Einfluß der Geistlichkeit. Dieser Einfluß erstreckt sich zwar hauptsächlich auf die Weiber; da aber, wie bekannt, die meisten Amerikaner von ihren Weibern regiert werden, so erstreckt sich derselbe mehr oder weniger auf alle Klassen der Gesellschaft, und sogar auf die Sklavenbesitzer selbst. Die Prediger (hauptsächlich der Methodisten und Presbyterianer) sind die Inquisitoren der öffentlichen Meinung, vor denen selbst die Günstlinge des Volkes zittern, und denen nur das Genie Jeffersons sich entgegen zu stellen wagte. „Um ein Volk zu regieren," meint Washington Irving, „braucht man sich bloß bei Weibern, Kindern und Narren Popularität zu verschaffen; denn diese bilden in jeder menschlichen Gesellschaft die Majorität."

5) Der wahre Religionseifer, hauptsächlich der Quäker im Staate von Pennsylvanien. Die Sklavenfrage, das heißt die Frage, ob sich der Gouverneur und die höchsten Beamten dieses Staats an die Abolitionisten anschließen sollen oder nicht, wird wahrscheinlich die Wahl des künftigen Gouverneurs entscheiden; und es ist hier wieder zu bemerken, daß die demokratische (Jackson-van Burensche) Partei der Aufhebung der Sklaverei entgegen ist.

6) Die beständigen Einwanderungen der Deutschen in den westlichen und südwestlichen Staaten. Durch diese wird die Aufhebung der Sklaverei, wie bereits oben angeführt, in den Staaten Missouri, Kentucky und Virginien physisch möglich gemacht, zugleich aber auch der Gewinn der Sklavenarbeit vermindert und ein großer Theil der westlichen Ländereien mit Weißen bevölkert.

7) Die schnelle, gefährliche Zunahme der Schwarzen in Südkarolina, Mississippi, Louisiana, Georgia ꝛc., welche die höchste Wachsamkeit auf dieselben nöthig macht und den Werth ihres Besitzthums vermindert. Die Einwohner von Charleston (Südkarolina) haben bereits eine Citadelle als Zufluchtsort für die Weiber, im Fall eines Negeraufruhrs, aufgeführt, und ähnliche Vorsichtsmaßregeln sind von den Bewohnern anderer Städte getroffen worden. Die Pflanzer halten auf dem Lande wie in den Städten jede Nacht regelmäßig Wache, und verhaften jeden Neger, welcher ohne schriftliche Erlaubniß seines Herrn nach 9 Uhr außer seiner Hütte angetroffen wird. Andere Städte besolden Truppen

oder erbitten sich vom Congresse eine Truppenabtheilung des stehenden Heeres u. s. w. Der schnelle Zuwachs von Sklaven in mehreren der südlichen Staaten hatte schon unter brittischer Regierung die theilweise Aufhebung der Sklaverei durch die Provinzial-Assembleen zur Folge, deren Entscheidung jedoch damals von dem englischen Parlamente gemißbilligt wurde.

8) Die Aufhebung der Sklaverei in Westindien, welche dem Negerhandel engere Grenzen setzt und den entlaufenen Sklaven des Südens ein sicheres Asyl bietet.

9) Der in Europa eingeführte Tabaksbau und (obwohl nur in geringem Grade) die Fabrikation des Runkelrübenzuckers.

10) Die vermehrte Baumwollen-Cultur in Ostindien und Aegypten.

11) Die stets zunehmende Baumwollen-Cultur in den Vereinigten Staaten selbst, welche den Werth derselben bereits um mehr als die Hälfte gegen die früheren Preise herabgesetzt hat. Diese dürften sich zwar in neuester Zeit wieder heben, aber doch schwerlich den früheren in den Jahren 1833—35 gleich kommen; und endlich

12) die Aufhebung der Erstgeburtsrechte in den südlichen Staaten, welche, wie sehr sie auch die Industrie des Nordens begünstigt, dennoch den nachtheiligsten Einfluß auf den Werth der Pflanzungen und der Neger ausübt. Die Theilung der Grundstücke in kleine Parzellen, wie in Frankreich und in den nördlichen Staaten der Union, ist nur der freien Arbeit günstig, ja für dieselbe sogar unerläßlich, wenn, wie in Amerika der Fall ist, der Arbeitslohn der Tagelöhner im Mißverhältniß zur Produktion des Eigenthümers steht.

Große Besitzthümer im Norden der Vereinigten Staaten werfen höchst selten einen zu ihren Preisen im Verhältniß stehenden Gewinn ab; nur die mit eigenem Fleiße gebauten Grundstücke, wie z. B. die der Deutschen in Pennsylvanien, sind einträglich, das heißt Landeigenthum von 30—50 Morgen; was darüber ist, muß entweder vernachlässigt werden oder kostet, wenn mit gemietheter Arbeit Anderer bestellt, mehr als der ganze Ertrag. Im Süden hingegen ist das Verhältniß umgekehrt. Der Unterhalt einer kleinen Pflanzung von 16 — 20 Negern kostet beinahe eben so viel als der einer Pflanzung von 100 Negern, während der

Ertrag derselben kaum ein Zehntel der letzteren beträgt. Wenn 16 Neger mit Mühe und Schweiß, und vielleicht mit Aufopferung ihrer Gesundheit (welches für den Sklaveneigenthümer ein großer Verlust ist) 8 Ballen Baumwolle erzeugen können, so können 32 Neger mit weniger Mühe auf einem doppelt und dreifach größeren Raum 20—25 Ballen bauen. Der Werth von 20 Ballen ist 2½mal größer als der von 8. 32 Neger aber kosten nur 320 Thaler jährlich mehr als 16. In diesem Falle stehen daher die vermehrten Kosten zum vermehrten Ertrag ungefähr wie 1 : 3.

Bei einer größeren Anzahl von Negern ist das Verhältniß noch günstiger; und man kann annehmen, daß eine Pflanzung mit 100 Negern ungefähr 40mal so viel erzeugt, als eine kleinere derselben Gattung mit 10 Negern, und daß die Kosten derselben kaum das Dreifache der letztern übersteigen. Daher hat auch die Vertheilung der Ländereien in Südkarolina unter die Kinder zahlreicher Familien so nachtheilig auf das Eigenthum der Pflanzer eingewirkt, ja in manchen Fällen die schönsten Pflanzungen so zerstückelt, daß die Trümmer mit den so vertheilten Negern bei öffentlichen Versteigerungen kaum für den zwanzigsten Theil ihres ursprünglichen Werthes losgeschlagen wurden. Jetzt wissen die Pflanzer diesem Uebelstande kein anderes Mittel entgegenzusetzen, als alle Grundstücke mit den darauf befindlichen Negern dem ältesten Sohne zu überlassen, welcher sich dann mit seinen Brüdern und Schwestern mit Geld abfindet. Dadurch gerathen aber die meisten Pflanzer in Schulden, und verfallen hierdurch dem Geld- und Bankadel des Nordens, der ihnen in jedem Augenblicke beistehen oder sie zu Grunde richten kann.

Der jetzige amerikanische Gesandte in Petersburg, Hr. D***, liefert hievon ein auffallendes Beispiel. Hr. D*** war vor seiner Ernennung zum Gesandten Senator im Congresse der Vereinigten Staaten; sein Vermögen, welches aus einer großen Sklavenpflanzung in Georgien bestand, wurde von seinen Freunden auf 200,000 Thlr. (circa eine Million Franken) geschätzt, worauf ihm die Bank der Vereinigten Staaten 60,000 Thlr. (300,000 Franken) vorgestreckt hatte. Bei der Debatte über die Bank schloß sich Hr. D*** an die Regierungspartei an, welches Verfahren Hr. Niclas Biddle, Präsident der V. St. Bank, mit der Aufkündigung seines Kapitals

bestrafte. Die dem Herrn D*** vergönnte Zeit bestand aus sieben Tagen. Nach Verlauf derselben wurde seine Pflanzung öffentlich versteigert, und, wie zu erwarten war, um wenig mehr als 60,000 Thlr. losgeschlagen. Hierdurch seines Vermögens beraubt, blieb ihm nur in der Aussicht auf Staatsdienste die Hoffnung auf einen anständigen Unterhalt übrig. General Jackson belohnte seinen Patriotismus durch seine Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in St. Petersburg, welchen Posten er auch noch jetzt, unter van Buren, bekleidet.

Ich habe hier nur einen einzigen Fall angeführt; aber dasselbe Schicksal droht fast jedem einmal in Schulden gerathenen Pflanzer. In der Nähe von Charleston, dem Stammsitze der ältesten amerikanischen Familien, sind jetzt (im Jahr 1838) nur noch drei Pflanzungen, welche Gliedern der Familie * ihrer ehemaligen Eigenthümer angehören; alle übrigen sind in fremde Hände gerathen.

Die Aufhebung der Erstgeburtsrechte in den südlichen Staaten wirkt daher mehr als alles Uebrige der Ausbreitung der Sklaverei entgegen, indem sie durch die Zerstückelung und Verschuldung der Pflanzungen den Interessen der Baumwollenpflanzer entgegenwirkt, oder die ältesten Söhne der Pflanzer zwingt, mehr an ihre jüngeren Brüder und Schwestern hinauszuzahlen, als durch den Ertrag der Pflanzungen gedeckt ist. Die mit Apanagen abgefundenen Geschwister legen ihr Vermögen auf Zinsen, das heißt kaufen damit Bankaktien, und vermehren hierdurch die Industrie und den Handel des Nordens auf Kosten der Agrikulturinteressen der südlichen Staaten.

Man kann annehmen, daß im Durchschnitt jeder Todesfall eines Pflanzers drei Viertel seines Vermögens dem Ackerbau entzieht, oder daß dasselbe durch die gleiche Vertheilung unter seine Kinder den vierten Theil seines frühern Werthes verliert, und in demselben Verhältniß müßte der Preis der Sklaven fallen, wenn die Ansiedelung von neuen Staaten im Westen und Südwesten der Union nicht stets neue Sklavenmärkte offen ließe, wohin

* Südkarolina war die einzige Kolonie, welche zur Zeit der englischen Herrschaft einen erblichen Adel anerkannte.

die in den alten Sklavenstaaten unbrauchbar gewordenen Neger verpflanzt werden können.

Fassen wir alle bis jetzt angeführten Ursachen, welche entweder die Sklaverei begünstigen, oder derselben entgegen wirken, kurz zusammen, so läßt sich aus ihnen leicht der Schluß ziehen, daß ohne das Eintreffen unvorhergesehener Umstände die Dauer derselben noch immer auf viele Jahre hinaus begründet ist, und daß nur die von ihr unzertrennlichen und im Verhältniß zu ihrer Dauer wachsenden Uebel ihrer weiteren Verbreitung Grenzen setzen können. Alle unzeitigen und constitutionswidrigen Versuche des Nordens, dieselbe mit Gewalt zu vertreiben, haben bis jetzt nur schlimmere Behandlung der Neger und schärfere Aufsicht zur Folge gehabt, und können wohl zum Bruch der Union, nicht aber zur gesetzlichen Aufhebung der Sklaverei führen, welche ohne Blutvergießen nur durch den freien Willen der Pflanzer möglich ist. — „Wir wollen über diesen Gegenstand keinen weiteren Streit mit dem Norden,“ sagen die Pflanzer der südlichen Staaten, „der Norden hat hierin keine Stimme; es ist eine Angelegenheit, die uns ganz allein angeht, in welcher wir die ganze Verantwortlichkeit auf uns nehmen, und worin der geringste Mißgriff uns um Eigenthum und Leben bringen kann. Zwar wächst die Gefahr mit jedem Tag, zwar wird das Uebel von Jahr zu Jahr unheilbarer; aber dieses Uebel, fürchterlicher als es Euch im Norden und euren Freunden in Europa erscheinen mag, ist dennoch die einzige Bedingung unseres Daseyns; denn ohne Sklaven müssen wir den von unseren Vätern ererbten Boden den Negern überlassen. Ihr, die ihr uns eher bemitleiden, als den Schwarzen verrathen solltet, die ihr weder unser Besitzthum noch unser Leben, noch das unserer Weiber und Kinder in Schutz nehmen wollt, ihr habt nicht das Recht, auf einem Vertrag zu bestehen, welcher beiden Theilen wechselseitige Hülfe zugestand. Von dem Augenblick an, wo ihr die Partei der Neger ergreift, brecht ihr selbst die Union, die unser historisches Seyn begründet, und zwingt uns, uns von euch loszusagen, wenn wir nicht gleich unseren Sklaven zu Untergebenen herabsinken wollen.“

Den Pflanzern der südlichen Staaten geht es wie Kranken, welche an ihren Zustand so gewöhnt sind, daß sie sich, so fern

sich derselbe nicht verschlimmert, für gesund halten und lieber hierin verharren als eine Radikalkur unternehmen, welche ihr Leben in Gefahr setzen könnte. — Uebrigens darf man die Sklavenfrage in Amerika als kein von vorn herein zu behandelndes Thema betrachten. Es ist nämlich die Frage, ob die Sklaverei erlaubt, ob sie gesetzlich sey, ob überhaupt ein Mensch Eigenthum des Andern seyn könne u. s. w.? Alle diese Fragen können nicht anders als verneinend beantwortet werden, und doch läßt sich von ihnen kein gültiger Schluß auf den Zustand der Neger in den Vereinigten Staaten fällen. Die Amerikaner haben die Sklaverei nicht eingeführt; sie wurde ihnen aufgedrungen. Die Sklaverei existirt einmal in den Vereinigten Staaten; sie ist ein Element des Nationalreichthums, ein Bindungsmittel zwischen zwei verschiedenen, unter jeden andern Verhältnissen sich feindlich gegenüberstehenden Racen, eine höchstwichtige Stütze der Freiheit und Nationalität der südlichen Staaten und der ganzen Union, der einzige Erwerbszweig der Pflanzer, das Mittel ihrer geistigen Ausbildung und Behauptung ihrer Stellung zum geldreichen, spekulirenden Norden. — Die Negersklaverei ist so innig mit dem amerikanischen Staatengebäude verwebt, daß der ganze politische Zustand der Union mit der Abschaffung der Sklaverei sich ändern müßte. Ein Drittheil der ganzen weißen Bevölkerung von Amerika würde durch sie an den Bettelstab gebracht, und der dünnbevölkerten Republik zwei Millionen träger, unbemittelter, roher, in Sitten und Gebräuchen gänzlich von den Amerikanern verschiedener, durch nichts an den Staat gebundener, und, wie das Beispiel des Nordens beweist, durch nichts an den Staat zu bindender Neger einverleibt. Diese eingeschobene Bevölkerung könnte sich nie mit den Amerikanern vermischen, wie dies bei den Deutschen, Engländern, Franzosen, Spaniern und sogar theilweise bei den Indianern geschieht, stünde also stets als ein abgesonderter, durch kein gemeinschaftliches Interesse, und am wenigsten durch patriotischen Aufschwung an die übrigen Bürger geknüpfter Theil da, der sich noch dazu schneller vermehrte, als die den eigentlichen Staat bildenden Weißen. In jedem Falle würde die Abschaffung der Negersklaverei (da die Schwarzen in viel zu großer Anzahl vorhanden sind, als daß man sie verbannen oder aus dem Lande schaffen könnte) die innere und äußere Kraft der Union schwächen und gewisser

Maßen die Cohäſion zerſtören, durch welche jetzt die verſchiedenen Staaten des Südens unter ſich verbunden ſind.

Daß die eigentliche Demokratie der Vereinigten Staaten aus dem Süden ſtammt, iſt ſchon oben bemerkt worden; nur iſt noch hinzu zu fügen, daß bei einer ſo großen Ungleichheit der Stände, wie die der Einwohner der nördlichen Staaten, welche ſich mit jedem Jahre mehr und mehr dem alten England nachbilden, ſelbſt der republikaniſche Eifer im Streben nach Reichthümern erkalten müßte, wenn ihm nicht die neuen Anſiedelungen im Weſten, hauptſächlich aber der demokratiſche Geiſt der ſüdlichen Staaten das Gleichgewicht hielte. Daher heißen denn auch die Virginier ſpottweiſe „metaphyſiſche Politiker“ (metaphysical politicians), weil ſie generaliſiren, und die einmal anerkannten Grundſätze der Freiheit auf alle Weiſe ohne Unterſchied der Conditionen angewandt wiſſen wollen. Die Aufhebung der Negerſklaverei würde daher nachtheilig auf die politiſche Ausbildung der niederen weißen Klaſſen wirken, ohne vielleicht die der Schwarzen ſelbſt mächtig zu befördern. Was hätten am Ende die Schwarzen von der Concurrenz und Eiferſucht der Weißen mehr zu erwarten, als Bedientendienſte? So lange die Weißen im Beſitz der oberſten Gewalt der Regierung ſind, — und in der That nur ſo lange läßt ſich von einer amerikaniſchen Föderativ-Republik eine Idee faſſen — müſſen die Neger natürlich von allen Staatsämtern ausgeſchloſſen bleiben; wie kann man ſie aber davon ausſchließen, ohne ſie zu Sklaven zu machen? — In den nördlichen Staaten beſitzen die freien Neger das Privilegium, eigene für ſie beſtimmte ſchmutzige Stadttheile zu bewohnen, ſich für Geld ſchöne Kleider anzuſchaffen, und des Abends, wenn es ihnen gefällig iſt, ſpazieren zu gehen, aber dabei ja keinem Weißen zu nahe zu treten, wenn ſie nicht an ihren früheren Sklavenzuſtand auf eine etwas rohe und fühlbare Art erinnert werden wollen. Im Uebrigen werden ſie als Ausſätzige behandelt, mit welchen kein Weißer Umgang pflegt, und kein Königreich verſchaffte einem Neger Eintritt in ein anſtändiges Wirthshaus. — Würden ſich aber die Neger der ſüdlichen Staaten, wenn man ſie bis auf dieſen Grad frei ließe, dieſe Behandlung lang gefallen laſſen? Würden ſie dort, wo ſie die Mehrzahl bilden, ſich geduldig in die Geſetze der Minorität fügen? Und welche Mittel ſtünden dann den Pflanzern zu Gebote,

die einmal losgelassenen Sklaven zum Gehorsam zu zwingen? — Läßt sich von freigelassenen Sklaven dieselbe freiwillige Unterwerfung unter die Gesetze erwarten, welche die Amerikaner vor allen andern Völkern auszeichnet? Und welchen Einfluß müßte die Abschaffung der Sklaverei auf den Zustand der Pflanzer selbst ausüben? Würden die ihres Eigenthums, ihrer politischen Vorzüge beraubten Weißen mit derselben Liebe am Vaterlande hängen? Würden sie nicht lieber dasselbe verlassen und nach Norden auswandern, wo sie wenigstens gegen das Uebergewicht der Schwarzen gesichert sind? Was wäre daher die Abschaffung der Negersklaverei in den südlichen Staaten anders, als die Aufgebung dieses ganzen Landstriches zu Gunsten der Schwarzen? — eine Verifikation der de Tocqueville'schen Prophezeihung, daß alle jene in der Nähe der Wendekreise gelegenen Länder, wo die Neger jetzt die Mehrzahl bilden, endlich ganz von diesen werden bewohnt werden, und daß die Weißen nach und nach auf ihr ursprüngliches Klima zwischen dem Wende- und Polarkreise sich zurückziehen müssen?

Wenn man von der Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten spricht, so vergesse man doch ja nicht, daß hier von einem bloßen Versuch zu Gunsten einer rohen, fremden, noch nie zu regelmäßigen Staaten organisirten Menschenrace die Rede ist, und daß man dem gebildeteren Geschlecht, dem diese rohe Masse gleichsam bloß als physische Unterlage ihrer Gestaltung dient, zumuthet, diesen Versuch, welcher ihre eigene Existenz bedroht, der das Innerste ihrer Staatenorganisation erschüttert, und sie zwingt, von reichen Besitzern zu armen Arbeitern herabzusteigen, und ihr mit Blut errungenes Vaterland mit ihren Sklaven zu theilen, der Realisirung einer Idee willen zu wagen, welche noch dazu bloß in den Köpfen der Weißen ihren Ursprung hat. — Die Neger, selbst in den freien Staaten, kennen noch immer nicht den Werth der Freiheit;* wie können sie aber, ohne von dem Gefühl ihres Werths durchdrungen zu seyn, taugliche Bürger einer demokratischen Republik werden? Ihr Daseyn, ihre Geschichte ist nicht

* Ueber die physische und moralische Verschiedenheit der Neger von den Weißen, siehe Grund „die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und socialen Verhältnissen." Stuttgart, in der Cotta'schen Buchhandlung.

in Amerika, für sie gibt es in Amerika keine Vergangenheit, keine Gegenwart, und leider keine Zukunft; sie schleppen sich nur mit der weißen Bevölkerung mit fort, und bewegen sich am leichtesten und mit wenigster Gefahr für den Staat als blinde Werkzeuge in den Händen der Weißen. Der mit Riesenschritten fortschreitende Amerikaner zieht den Schwarzen nur dann mit sich fort, wann er sein Eigenthum ist, wenn er einen Theil seines Selbst bildet; der Neger, in Amerika wie in Afrika Sklave seines Naturtriebes, folgt dem raschen Amerikaner nur, wenn er gebunden ist.

Zwei Jahrhunderte sind beinahe verstrichen, seit die Franzosen in Canada mit den brittischen Kolonisten zusammenwohnen, und dennoch können sich diese zwei befreundeten Stämme zu keinem politischen Ganzen vereinen. Wie sollte eine solche Vereinigung zwischen Amerikanern und Negern möglich seyn? Miß Martineau, in ihrem neuesten Werk: „Society in America," bemerkt sehr richtig, daß eine Nation durch die Verschiedenheit der Elemente, aus denen sie sich bildet, nur gewinnen kann. Wäre nicht England der Tummelplatz und Jahrmarkt der ganzen Welt gewesen, so hätte es vielleicht nie einen Shakespeare oder Cromwell gegeben; aber es können hier nur solche Elemente verstanden werden, welche wirklich einer gegenseitigen Vermischung fähig sind, zwischen welchen eine chemische Anziehung, nicht aber ein wechselseitiges Zurückstoßen bemerkbar ist. Hätten sich nicht die Normänner und Sachsen nach der Schlacht von Hastings in Sprache und Sitten nach und nach zu einem Ganzen verbunden, so hätte es nie ein brittisches Reich, und noch weniger brittische Kolonien gegeben. Aber auf welche Art ist diese Vermischung zwischen den aus England und Schottland stammenden Kolonisten und den aus Afrika nach Amerika geschleppten Schwarzen möglich? Die Neger in Amerika sind kein erobertes Volk, sie sind bloß Waare. Sie sind erst nach der Kolonisation von Amerika eingeführt worden, und hatten dort nie einen höhern Rang als den der Sklaven. — Sie wetteifern bis jetzt in keinem Zweige menschlicher Industrie mit den sie beherrschenden Weißen, machen ihnen daher nirgends den Rang streitig, und sind zufrieden mit der Befriedigung der niedersten Bedürfnisse des Lebens. Keine der äthiopischen und oceanischen Menschenracen scheint eine historische

Entwicklung zu haben, und wenn die Neger in Amerika einer solchen theilhaftig zu werden scheinen, so verdanken sie dieses der Verwickelung ihres Schicksals mit dem der Weißen. So lange die freien Neger in den Vereinigten Staaten als losgelassene Sklaven behandelt werden, so lange ihnen kein anständiger Erwerb gesichert ist, so lange sie von allem Antheil an Politik, von allen Civil- und Militärdiensten, und selbst von der niedrigsten weißen Gesellschaft — der der Tagelöhner — ausgeschlossen bleiben; so lange sie von den Weißen physisch und moralisch getrennt leben, so lange selbst ihre Todten von denen der Weißen abgesondert bleiben: so lange ist an eine Verbesserung ihres Schicksals durch die Aufhebung der Sklaverei nicht zu denken. Die Neger in den Sklavenstaaten führen noch immer ein zufriedeneres Leben, als ihre freien Brüder im Norden. Sie sind wenigstens gegen Hunger und Kälte geschützt, und sind weniger ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung. Die Neger frei machen, ohne ihnen eine Gelegenheit zu verschaffen, Besitzthum und Ehre zu erwerben, ohne ihnen die Aussicht auf eine allmählige Vermischung der Geschlechter zu gewähren (diese ist, wie ich früher bemerkt habe, sogar dem Instinkt der Racen zuwider) — das heißt bloß sie den Gesetzen verantwortlich machen, welche sie nicht zu schützen im Stande sind, und den Gesetzen selbst Hohn sprechen, die sie auf einer Seite den weißen Bürgern gleich stellen, während auf der andern noch der ganze Fluch der Knechtschaft auf ihnen ruht. Für die Neger kann die Fürsprache der ganzen Welt, und das Raisonnement aller Philosophen nicht mehr gewinnen, als das Mitleid der Amerikaner; aber dieses Mitleid selbst führt zu ihrer Verachtung. Warum verachten die Amerikaner nicht die Indianer, von denen sie doch unglaublichen Schaden erlitten? die noch jetzt ungeheure Strecken Landes verwüsten, Weiber und Kinder in Gefangenschaft schleppen oder morden, und deren theilweise Besiegung (noch dazu durch Verrath) den Amerikanern in den letzten drei Jahren allein mehr als 20 Millionen Thaler kostete? Die nach Washington gekommenen Häuptlinge der Sioux- und Fuchs-Indianer, mit denen der Congreß einen Vertrag abschloß, wurden im Triumph in alle Gesellschaften geführt, zu Theatern und Conzerten zugelassen und mit Gunstbezeugungen von Damen überhäuft, deren kaum der Präsident der Vereinigten Staaten

theilhaftig geworden wäre. Schreiber dieses hörte eine der reizendsten amerikanischen Schönen sagen, daß der Häuptling der Sioux der schönste Mann sey, den sie je gesehen, und es wußte dieser Indianer mit seiner imposanten männlichen Gestalt wirklich zu cokettiren. Herr R** aus Virginien, früher Gesandter in Petersburg, der mit einem englischen Lord Händel bekam, rief diesem zu, daß das Blut eines Indianerhäuptlings in ihm fließe, und daß deßwegen der Lord sich mit ihm schießen müsse. Major H***, der in der Schlacht von Chippawa ein Bein verlor, fuhr den ihn bemitleidenden Neger mit den Worten an: D—n your pity (Gott v—e dein Mitleiden)! schwur aber hoch und theuer, daß der Indianer, der ihn verwundet, ein braver Kerl gewesen sey. Diese und ähnliche Anekdoten geben ein Bild von der Stellung der verschiedenen Racen in den Vereinigten Staaten: die Indianer verschmähen die Civilisation der Weissen; den Negern, die sich geduldig in Alles fügen, werden nur die ekelhaften Reste derselben vorgeworfen. — In einer Republik, wie die der Vereinigten Staaten, geschieht nichts aus Mitleid; die Majorität herrscht mit der Macht eines Despoten, die Minorität kennt bloß den Gehorsam. Einer Majorität, die nie regieren kann, gleiche politische Rechte einräumen, wäre dem Geist der amerikanischen Institutionen und dem Fortbestande der Republik gleich gefährlich. Eine solche untergeordnete Stellung der Majorität könnte nach Freilassung der Neger nur durch ein stehendes Heer gehandhabt werden, welches die Amerikaner mehr fürchten als die Sklaverei. Fassen wir daher alle moralischen, politischen und physischen Gründe, welche der Aufhebung der Sklaverei entgegenwirken, zusammen, so ist es einleuchtend, daß es hauptsächlich die Freiheit — das heißt die Republik — ist, welche der Emancipation der Schwarzen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt, so wie daß umgekehrt eben die Sklaverei ein Mittel ist, das aus England nach Amerika verpflanzte Staatssystem bis zur vollkommensten Demokratie zu liberalisiren. Die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten ist die Folie der Freiheit, die man, wie man auch dahin arbeiten mag, dennoch nicht zum Edelsteine erheben kann. Alle diesfälligen Bemühungen des Nordens können nur dem Staatenvereine selbst gefährlich werden und die Grundlage erschüttern, auf welcher mehr oder

weniger der Wohlstand aller Klassen beruht. — Der Zustand von Amerika liefert einen neuen Beweis von der Unmöglichkeit, auf die allgemeinen Rechte der Menschheit einen Staat zu bauen, und dem unwiderstehlichen Fatalismus, welcher das Entstehen und Fortschreiten von Nationen begleitet. Es wird den Amerikanern mit der Sklaverei wie andern Völkern mit Abschaffung von Mißbräuchen ergehen: wenn sie einmal eingewurzelt sind, vertilgt man mit ihnen einen Theil des Nationalcharakters, und oft die Nation selbst.

„Aber was soll denn aus den 3 Millionen Sklaven, die in wenigen Jahren auf 5 Millionen anwachsen müssen, endlich werden?“ fragen die Abolitionisten. „Sklaven können sie doch nicht ewig bleiben, das widerstreitet der Vernunft, den Grundsätzen der Religion, den Gefühlen der Menschheit. — Ihr werdet sie nicht immer bewachen können, und wenn ihr sie nicht los laßt, so werden sie sich selbst frei machen.“ Hierauf läßt sich freilich wenig oder nichts erwidern. Daß die Macht der öffentlichen Meinung, daß die in allen Welttheilen gegen die Pflanzer sich bildende Opposition diese endlich zur Emancipation der Neger zwingen, daß die mit der Vermehrung der Sklaven den Weißen drohende Gefahr endlich diesen Schritt nöthig machen wird, daran zweifelt gewiß Niemand, und am allerwenigsten die Pflanzer selbst. Ob aber dieser Schritt nicht ein Schritt der Verzweiflung seyn, und den südlichen Staaten zum Verderben gereichen werde, das ist die Frage, von deren Entscheidung jetzt das Schicksal der Neger abhängt. Wenn die Emancipation der Neger einmal von den Pflanzern ertrotzt seyn wird, wenn die Weißen einmal gezwungen seyn werden, ihren Sklaven einen Theil ihrer eigenen politischen Rechte einzuräumen, dann wird auch der Wohlstand und die Macht dieser Staaten zu Ende seyn; aber auf den Trümmern der Weißen werden die Schwarzen schwerlich einen neuen Staat bauen. Man werfe nur einen Blick auf St. Domingo! Welche Fortschritte in der Kultur haben denn die freien Neger auf dieser mit dem glücklichsten Klima gesegneten und von Freistaaten umringten Insel gemacht? — Ist der Handel, ist der Ackerbau, sind die Künste, sind die Wissenschaften, ist die Volkserziehung fortgeschritten, seit der Empörung der Neger gegen die französische Regierung? Welchen Staat haben denn die von den Vereinigten Staaten mit

Geld, Waffen und Kriegsvorräthen unterſtützten Schwarzen auf der ihnen geſchenkten Kolonie in Liberia gebildet? Was iſt aus den freien Negern in den nördlichen Staaten geworden? und welchen Antheil nehmen ſie an dem Schickſale ihrer Brüder im Süden?

Der für die Neger ſchwierigſte Umſtand iſt, daß ſie einem republikaniſchen Volke beigegeben ſind; denn die Republik iſt eine Verfaſſung, die ihrem Charakter und ihrer Lebensweiſe am wenigſten entſpricht. Unter jeder andern Regierung wäre wenigſtens der Verſuch ihrer Freilaſſung mit weniger Gefahren für ſie ſelbſt und die Weißen verknüpft. Es geht den Negern mit der Freiheit, wie den Blindgebornen mit dem ihnen plötzlich aufgethanen Sonnenlichte: ſie werden durch daſſelbe erſt vollkommen blind. Es können ſich Völker, wie einzelne Menſchen, nur allmählig von einem niedern Standpunkte zu einem höhern erheben; und es ſtehen beide nur dann ſicher, wenn ſie dieſe Erhöhung ihren eigenen Anſtrengungen verdanken. Das den Negern angebotene Geſchenk der Freiheit hat für ſie keinen Werth, ſo wie ihre Gleichſtellung mit den Weißen das moraliſche Uebergewicht der letzteren erſt recht fühlbar macht. Wenn ſich daher auch gleich ein bis auf einen gewiſſen Grad civiliſirter Negerſtaat denken läßt, ſo iſt doch vorauszuſehen, daß es nie einen civiliſirten gemiſchten Weißen- und Negerſtaat geben kann, daß ſich zwei ſo heterogene Elemente nie zu einem politiſchen Ganzen vereinigen können. Die Neger müſſen auf eine oder die andere Weiſe den Weißen untergeordnet ſeyn, oder es müſſen die Schwarzen, ihrer phyſiſchen Uebermacht ſich bewußt, die Weißen aus dem Lande jagen. Die Geſchichte aller Kolonien bis auf den heutigen Tag beweist, daß zwiſchen den weißen und gefärbten Racen kein anderes Verhältniß möglich iſt, und doch wollen engliſche Staatsmänner zwiſchen den zwei entgegengeſetzteſten Menſchenarten, zwiſchen den potenzirten Engländern in Amerika und ihren Negerſklaven, einen auf allgemeine Menſchenrechte gegründeten politiſchen Vertrag ſchließen.

Aber könnte man nicht eine Art Feudalſyſtem einführen, welches den Pflanzern den Beſitz des Bodens ſicherte, und den Negern doch Gelegenheit gäbe, nach und nach ſich ein eigenes, unabhängiges Vermögen zu erwerben? Dieſer Vorſchlag hat

allerdings viel Plausibles, und scheint beinahe der einzige Ausweg zu seyn, welcher über kurz oder lang den Pflanzern offen bleiben wird. Wenn wir aber denselben genau betrachten, so zeigt sich bald, daß er nur ein sehr schwaches Palliativ gegen die Sklaverei ist, und in seinen Folgen der Union und den Pflanzern gefährlicher werden kann, als die Sklaverei selbst, ohne das Schicksal der Neger bedeutend zu verbessern.

Erstens wäre die Einführung eines Feudalwesens ein gefährlicher, für die niedern Klassen der weißen Bevölkerung selbst verderblicher Schritt. Abgesehen davon, daß ein solches Beispiel leicht im Norden selbst, unter den vermöglichen Klassen, willige Nachahmer fände, daß die reichen Gutsherrn des Südens aufhören würden, die natürlichen Beschützer der arbeitenden Klassen zu seyn, und daß dieses Mittel im Grunde doch nichts Anderes wäre, als eine gesetzliche Verewigung der Sklaverei, würde die wechselseitige Stellung der Pflanzer zu einander selbst eine wesentliche Veränderung erleiden. Jetzt, wo die Sklaven gar keine politischen Rechte besitzen, wo sie der weißen Bevölkerung bloß als Diener zugegeben sind, gibt es keine eigentlichen Rangunterschiede zwischen den Pflanzern; würden hingegen die Neger Vasallen derselben, so würden die reichen Magnaten oder Lehensherren, unterstützt von drei Fünftheilen der ganzen Bevölkerung der südlichen Staaten, gar bald für die ärmeren, unbegüterten Klassen Gesetze machen können. Dies fürchten die niedern Klassen im Norden und Süden der Union, und darum widersetzen sie sich noch mehr als die übrigen jedem Versuch zur Aufhebung der Sklaverei, und verfolgen die Abolitionsprediger mit solcher Wuth. In Cincinnati z. B., der Hauptstadt des Staates Ohio, wo die Sklaverei nie eingeführt war, wurden die Abolitionisten härter mitgenommen, als irgend anderswo; und das gute Einverständniß zwischen den Bürgern dieses Staates und den Sklavenbesitzern von Südkarolina kann durch die zwischen Charleston und Cincinnati zu eröffnende Eisenbahn, an welcher bereits gearbeitet wird, nur noch vermehrt werden.

Ein zweites Hinderniß gegen die Einführung mildernder Institutionen besteht in der Unmöglichkeit, die Neger der südlichen

Staaten freizügig zu machen. Dieser Umstand ist zwar bei der Freilassung der Sklaven in den nördlichen Staaten gänzlich übergangen worden, ist aber von entscheidender Wichtigkeit im Süden, wo der Anbau des Landes nur durch die Schwarzen möglich ist. Die Neger, ihrem eigenen Willen überlassen, hassen nichts mehr als den Ackerbau. In dem ganzen nördlichen Gebiet der Union gibt es kein einziges Beispiel eines sich mit Agrikultur beschäftigenden Negers, und auf St. Domingo liegen die früher blühendsten Pflanzungen der Franzosen brach. Es ziehen die ärmeren freien Neger dieser Insel vor, in das Innere der Wälder zu ziehen und sich mit den zu allen Zeiten reifenden Früchten zu nähren. In Amerika verdingen sie sich am liebsten als Bediente, Aufwärter in Wirthshäusern und Köche an Bord von Handelsschiffen; nur im Süden werden sie manchmal als Matrosen gebraucht; denn ihre körperliche Constitution verträgt weder Nässe noch Kälte. Bei einer einzuführenden Freizügigkeit der Neger würden daher die südlichen Pflanzungen bald die zum Ackerbau nöthigen Hände entbehren. Es müßten daher die Pflanzer Anstalten treffen, das heimliche oder offene Entweichen ihrer Neger zu verhindern, was schon jetzt mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Nach den jetzt bestehenden Gesetzen der Vereinigten Staaten muß nämlich ein entlaufener Neger, selbst wenn derselbe nach einem freien Staat entwischt seyn sollte, auf Anforderung seines früheren Herrn, demselben ohne Vergütung zurückerstattet werden, und es sind die Gerichte aller Staaten angewiesen, den so zur Habhaftwerdung ihrer Sklaven einschreitenden Pflanzern jeglichen Vorschub zu leisten. Dieses Gesetz wird zwar im Süden durch das gegenseitige Interesse der Pflanzer aufs strengste vollzogen, im Norden hingegen arbeiten ihm religiöse und Abolitionsgesellschaften auf jede mögliche Art entgegen. Im Norden, wo die Neger diejenigen Dienste verrichten, wozu sich eingeborne Amerikaner selten willig gebrauchen lassen, nämlich die unterwürfiger Diener, fänden sie daher ein leichteres Fortkommen als im Süden; und der Lohn, den ihnen die Pflanzer reichen könnten, stünde noch überdies im Mißverhältnisse zu den von ihnen geforderten größeren Anstrengungen. Wenn man gegen alle diese Besorgnisse der Pflanzer, von der möglich scheinenden Emancipation der Neger in Westindien (siehe die von Lord Brougham, in Bezug auf die Abschaffung der Negersklaverei vor Kurzem gehaltene

Rede) * auf die der Sklaven in den südlichen Staaten des Festlandes schließen will, so bemerke man zuerst die geographische

---

* Lord Brougham sagt: „Mein Freund (Lord Sligo) hat die Sache untersucht, und unter 10 Staaten sind 9, wo die Pflanzer ohne Schwierigkeit die Arbeit der Schwarzen miethen können (in nine states out of ten there is no difficulty whatever in getting labourers for hire).“ Wenn er also selbst zugesteht, daß diese Schwierigkeit in einem Zehntel aller Kolonien in 3 Jahren nach der proklamirten Emancipation fühlbar ist, was sollen da die Pflanzer der Vereinigten Staaten von ihren Negern hoffen, die, wenn sie freigelassen würden, nicht mit Bajonetten umgeben, nicht auf Inseln eingeschlossen seyn würden, welche durch die größere Industrie der Vereinigten Staaten nicht nothgedrungen zum Ackerbau ihre Zuflucht nehmen müßten. In Westindien gibt es für die Neger keine andere Beschäftigung, als die Kultur des Bodens, und im Fall sie nach dem Festlande von Amerika entwischen wollten (wenn ihnen nämlich ein solcher Ausweg übrig bliebe), würde sie das amerikanische Gesetz zu Sklaven verdammen. Unter solchen Umständen bleiben die Neger der brittisch-westindischen Inseln freilich den Pflanzern getreu. Die Phrase „nine out of ten“ ist aber nur das angenommene Pauschquantum eines geschickten, zu Gunsten der Emancipation sprechenden Parlamentsredners, und kann eben so gut $^1/_5$ oder $^1/_4$ übersetzt werden. Wenn aber nur ein Zehntel aller nordamerikanischen Sklaven zu arbeiten sich weigerte, wie wären denn diese 300,000 Sklaven ($^1/_{10}$ von 3 Millionen) zum Gehorsam und zur Thätigkeit zu zwingen? Das Klima und die Urwälder der Vereinigten Staaten wären ihre Festungen, hinter welchen sie der ganzen Streitmacht der Vereinigten Staaten Trotz bieten könnten. Ungefähr 600 Indianer führen jetzt mit abwechselndem Glück gegen 6000 Mann amerikanischer Truppen Krieg, und in drei Feldzügen haben die letzteren nicht mehr als ungefähr 100 Indianer zu Gefangenen gemacht. Und wenn nun die Indianer mit den widerspenstigen Negern sich vereinigten, welchen Schutz könnten die im Innern der Staaten Tennessee, Alabama, Missouri, Mississippi 2c. wohnenden Pflanzer in dem Beistand oder dem guten Willen der Centralregierung suchen? Wenn die Negeremancipation in Westindien bis jetzt (in 3 Jahren) auf keine unübersteiglichen Hindernisse gestoßen ist, so ist damit noch gar nicht bewiesen, daß die Weißen im Besitz ihrer Ländereien bleiben werden, oder daß sie durch ihre eigene Kraft, ohne die Unterstützung des stehenden Heeres und die sie schützenden Flotten Englands, der Neger Meister bleiben könnten. Dies ist es hauptsächlich, worauf es in den Vereinigten Staaten ankömmt. — Dort sind souveraine Staaten, die unter sich zusammenhängen, in welchen die Neger die große Masse der

Verschiedenheit des Terrains, welche die Auswanderung der Neger aus den brittischen Inseln unmöglich macht. Die brittischen Häfen Westindiens sind befestigt und mit wohldisciplinirten europäischen Truppen versehen, eine zahlreiche Marine, auf Kosten des Mutterstaates unterhalten, beschützt die Küsten und setzt den Gouverneur der einzelnen Inseln in den Stand, von der geringsten Bewegung der Neger Kunde zu erhalten, und wo es nöthig ist, schnelle Hülfe angedeihen zu lassen. Alles dies fehlt in den Vereinigten Staaten. Auf einem Flächenraum von vielen tausend Quadratmeilen gibt es keine einzige Festung, keine mit Mauer oder Gräben umgebene, keine einzige mit einer Garnison versehene Stadt. Während z. B. Lord Brougham im englischen Parlamente die Folgsamkeit der Neger in Westindien rühmt, haben die seit vielen Jahren freien Neger von Boston in den Vereinigten Staaten die wegen Polizeivergehungen gerichtlich eingezogenen Neger mit Gewalt befreit; bloß weil sie wußten, daß keine bewaffnete Macht da war, sie im Zaume zu halten. In Baltimore gab es vor weniger als 5 Monaten einen Negeraufstand, in Virginien einen andern u. s. w. Der schnelle Uebergang von Sklaven zu freien Männern, den Lord Brougham so sehr anrühmt, kann in keinem Lande, selbst unter Weißen, gedeihen. Bis jetzt haben die Neger in Westindien noch keine politischen Rechte. Wenn sie aber einmal als unabhängige Bürger an den Wahlen Antheil nehmen und ihre Stimme gegen die der Weißen erheben werden, dann bleibt es noch immer dahin gestellt, ob sie sich so willig in die Gesetze der Weißen fügen werden, als Lord Brougham und seine Freunde meinen. Bis jetzt hat die Emancipation der Neger in Westindien für die Pflanzer keine andern Folgen gehabt, als den Preis ihrer Ländereien zu verringern, und viele derselben zur Auswanderung nach den Vereinigten Staaten zu bewegen. Von politischem Einfluß — der in den Vereinigten Staaten am meisten zu fürchten ist — konnte sie nicht seyn; denn die verschiedenen Provinzial-Assembleen der brittisch-westindischen Inseln sind eben so

---

Bevölkerung bilden, Staaten, die nach der Constitution der Vereinigten Staaten kein eigenes Heer unterhalten dürfen, und die nur in dringenden Fällen auf die langsame Hülfe des Congresses rechnen könnten.

von einander unabhängig, als sie dem Ausspruche des englischen Parlaments unterworfen sind. Die Neger können daher durch ihre Majorität nirgends den Staat regieren, und am allerwenigsten auf die höchste Entscheidung Englands zurückwirken; in Amerika hingegen würden die Pflanzer, von den Negern gedrängt, sich kaum gegen dieselben behaupten können, während die nördlichen Staaten, dieser Bürde größtentheils enthoben, in ihrer Opposition gegen den Süden fast immer den Sieg davon tragen würden. Bei der Wahl der Repräsentanten in den südlichen Staaten ist jetzt den Pflanzern erlaubt, ihre Neger mit in Anschlag zu bringen, so daß 40,000 Einwohner, gleich viel, ob Sklaven oder Weiße, einen Deputirten zum Congreß senden dürfen. Da nun die Neger von allen politischen Funktionen ausgeschlossen sind, so gibt dies den Pflanzern, welche ihre Stelle vertreten, ein condensirtes Uebergewicht über die der Zahl nach mächtigere weiße Bevölkerung des Nordens, wodurch es ihnen allein möglich ist, sich im Congresse gegen die Opposition der nördlichen Staaten zu behaupten. Diese Rücksichten fallen bei den Pflanzern auf den brittisch-westindischen Inseln gänzlich weg; denn zum englischen Parlament senden die Pflanzer keine Deputirte, und brauchen daher nicht zu befürchten, daß ihnen der Einfluß der Neger in den gesetzgebenden Versammlungen selbst gefährlich werden könnte.

Nach dem Vorausgeschickten lassen sich demnach die der theilweisen Emancipation der Negersklaven entgegenstehenden Besorgnisse und Gründe der Pflanzer kurz so zusammenstellen:

1) Wäre die Einführung eines eigenen Feudalwesens ein mißlicher, durch keinen historischen Vorgang begründeter Versuch.
2) Würde dieselbe den Zusammenhang und die innere Kraft der südlichen Staaten schwächen.
3) Würde sie den Schwarzen die Aussicht auf die Unterstützung des auf den Süden eifersüchtigen Nordens offen lassen, so oft ihre Interessen mit denen der Pflanzer in Collision kämen.
4) Könnten die Pflanzer die Freizügigkeit der Neger nicht verhindern, welche im Norden besser bezahlte und ihrem Naturel mehr zusagende Arbeit finden würden.
5) Könnten sie die Bewaffnung der Neger nicht verhindern, die, durch den Handelsgeist des Nordens begünstigt, einem beabsichtigten Aufruhr vorangehen könnte.

6) Haben die südlichen Staaten kein von ihnen angeworbenes stehendes Heer, und dürfen nach der Constitution der Vereinigten Staaten kein solches unterhalten.

7) Ist die Armee der Vereinigten Staaten, in einzelnen Forts an den Extremitäten des Staats vertheilt, und beständig mit der Unterwerfung der Indianer beschäftigt, nicht im Stande, eine so dünne, über einen ungeheuern Flächenraum ausgedehnte Bevölkerung zu beschützen.

8) Könnten die freien Neger mit den Indianern leicht gemeinschaftliche Sache machen.

9) Wäre zu erwarten, daß die den Negern einmal gemachten Concessionen dieselben zu größeren Forderungen reizen würden.

10) Würde das Wahlrecht der Pflanzer und ihre Stellung zu den nördlichen Staaten, und dadurch die Constitution der Vereinigten Staaten selbst durch die Sklavenemancipation eine gänzliche Aenderung erleiden; und endlich

11) Ist noch sehr zu befürchten, daß die den Negern geschenkte Freiheit nur ihren eigenen Untergang beschleunigen helfen würde.

Die allgemeinen Grundsätze der Staatsökonomie wenden die Sklavenbesitzer auf die gemischte Bevölkerung der Vereinigten Staaten an wie folgt:

Es ist als ausgemacht anzusehen, daß die Einwohnerzahl jedes Landes durch die Lebensmittel bedingt ist, welche dieses Land, sey es durch den Reichthum seines Bodens, oder durch den seines Handels und seiner Fabriken, zu liefern im Stande ist. Es ist ebenfalls klar, daß im Verhältniß, als die Bevölkerung zunimmt, die Lebensmittel selbst abnehmen müssen, so wie daß, sobald die Lebensmittel selbst nicht mehr hinreichend sind, Alle zu ernähren, und im Verhältniß zum Mangel derselben, ein Kampf unter der Bevölkerung entstehen muß, und daß, wenn diese Bevölkerung aus zwei ungleichen Theilen besteht, der schwächere über kurz oder lang weichen muß. Wenn nun dieselben Ursachen fortwirken, so muß endlich ein Zeitpunkt eintreten, wo die eine Partei ihr Maximum, die andere ihr Minimum an Lebensmitteln bezieht, und hiedurch untergeht. Wenn daher bewiesen werden kann, daß die freien Neger weniger als die Weißen diesen verderblichen Wirkungen der zunehmenden Bevölkerung zu widerstehen vermögen, und wenn bewiesen ist, daß diese Wirkungen im Verhältniß der Zeit zunehmen,

so folgt der Untergang der freien Neger als eine unvermeidliche Folge ihrer Coexistenz mit den Weißen.*

Werfen wir nun einen Blick auf die Sterblichkeitslisten der großen Städte und zum Theil der kleineren Ansiedlungen (obwohl die freien Neger meistens nur in Städten wohnen), so ergibt sich die größere Sterblichkeit der freien Neger auf auffallende Weise.

In Baltimore z. B. war die Sterblichkeit im Jahr 1836 wie folgt:**

Allgemeine Sterblichkeit	wie	$1:39\frac{1}{2}$	der ganzen Bevölkerung.
Sterblichkeit der Weißen	„	$1:43$	„ „ „
„ der freien Schwarzen	„	$1:28\frac{3}{4}$	„ „ „
„ „ Sklaven	„	$1:46$	„ „ „

In dieser Stadt ist daher die Sterblichkeit der freien Neger am größten und die der Sklaven am geringsten, und ähnliche Verhältnisse finden sich auf allen größeren Niederlassungen des Staates Maryland.

In New-York, nach den Tabellen des Doktors Lee,*** war die mittlere Sterblichkeit in den letzten sieben Jahren:

unter den Schwarzen wie $1:21\frac{3}{10}$
„ „ Weißen „ $1:36$.

Die der Schwarzen zu den Weißen also nahe wie 4:3.

In Philadelphia, dessen Klima im Ganzen gesünder ist, als das von New-York,† war die mittlere Sterblichkeit in den letzten 14 Jahren:

unter den Weißen wie $1:58\frac{3}{5}$
„ „ Schwarzen „ $1:19$.

Die Sterblichkeit der freien Schwarzen (Pennsylvanien hat keine Sklaven) war daher mehr als dreimal so groß als die der Weißen.

In den nördlicheren Staaten, wo das Klima noch gesunder ist, ist die Sterblichkeit der Schwarzen noch größer, und in einigen Städten des Westens und in Neu-England sind dieselben gänzlich ausgestorben. — Welche Aussichten eröffnen sich wohl nach diesen Thatsachen den emancipirten Sklaven der Vereinigten Staaten?

---

* Dasselbe Argument findet bereits eine praktische Anwendung in der Vertilgung und dem natürlichen Untergange der Indianerstämme.

** Siehe „New-York Journal of Commerce."

*** Siehe „American Journal of medical Sciences." — November 1836.

† Nach der Meinung des Doktors Emmerson.

„Aber," könnte man einwenden, „wenn die Sklaven, wie aus obigen Tabellen hervorgeht, nicht nur länger leben, als ihre freien Brüder, sondern selbst länger als die Weißen, so muß endlich ein Zeitpunkt eintreten, wo ihre Macht den Pflanzern gefährlich werden muß." Hierauf läßt sich erwidern: daß dieser Fall allerdings eintreten müßte, wenn ihm nicht ein neues Princip entgegen träte, welches nicht nur der Sklaverei engere Grenzen setzt, sondern in seinen endlichen Wirkungen dieselbe vernichten muß. Dieses Princip, auf welches schon oben, wo von dem Baumwollen- und Tabaksbau die Rede war, hingedeutet wurde, ist die nothwendig über kurz oder lang eintretende Verminderung des Werthes der Sklaven. Der Werth eines Schwarzen nämlich ist der Unterschied zwischen den Kosten seiner Auferziehung und seines Unterhalts und dem Lohn oder Werth seiner Arbeit. In Kolonien und jungen Ländern, wo die Arbeit theuer ist, steht der Werth derselben zu den Kosten der Neger in einem vortheilhaften Verhältnisse; mit der größeren Bevölkerung und der mit ihr Hand in Hand gehenden größeren Industrie nimmt jedoch dieses Verhältniß nach und nach ab, bis es sich endlich gänzlich umkehrt. In Irland z. B. könnte jetzt Niemand Sklaven halten, weil ihr Unterhalt mehr kostete, als ihre Arbeit werth wäre. Wenn aber dieser Zustand einmal eingetreten ist, folgt die Emancipation von selbst; das heißt: es nehmen die Kapitalien eine andere Richtung, und die unnütz oder werthlos gewordenen Sklaven werden, wie dies im Staate Delaware geschah, und jetzt schon theilweise in Kentucky geschieht, nach und nach von ihren Eigenthümern freigelassen. Erst wenn die Emancipation faktisch erfolgt ist, kann man diese von den Pflanzern gesetzlich erwarten. Dies beweist die Geschichte der Negeremancipation in allen Staaten der Union. — Wie weit aber dieser Zeitpunkt noch entfernt ist, und welche Folgen sein Eintritt endlich nach sich ziehen muß, wollen wir nach dem Vorausgeschickten dem Urtheil unserer Leser überlassen.

VII.

Welche Früchte
hat bisher die deutsche
gewerbwissenschaftliche Literatur
getragen?

Indem wir die Beantwortung dieser Frage auf wenigen Blättern versuchen, schwebt uns dabei eine zweifache Bedeutung derselben vor. Unsere Absicht ist nämlich zuerst: die Produkte der genannten Literatur in einem gedrängten Ueberblicke zu betrachten, und dann: über deren erfahrungsmäßigen Einfluß auf die Beförderung des Gewerbsbetriebes und der Gewerbskenntniß zu sprechen. In der ersten dieser beiden Beziehungen soll nicht sowohl eine Kritik einzelner Schriften gegeben werden (womit wir unsern Lesern auch wohl keinen angemessenen Dienst leisten würden), als vielmehr eine Klassifikation und Beurtheilung der verschiedenen, zu Tage getretenen Tendenzen, wir möchten fast sagen Manieren, der Schriftsteller, und wenn hierbei die Reihenführer mehr als ihre Nachtreter, die Vielschreibenden mehr als die minder Produktiven ins Auge gefaßt werden: so lasse sich dies, glauben wir, durch die Natur der Aufgabe rechtfertigen, oder, wo nöthig, entschuldigen.

Die gewerbwissenschaftliche Literatur, welche, angeregt durch das Hinstreben der Zeit nach materiellen Zielpunkten, in den letzten Jahrzehnten einen Rang sich erworben hat, ist — in Deutschland wie überhaupt — eine ziemlich neue Schöpfung. Vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte sie nur einzelne, in keiner als

der historischen Hinsicht bemerkenswerthe Erscheinungen aufzuweisen. Die Gewerbsamkeit jener frühen Zeit blieb still auf sich beschränkt, und so wenig man überhaupt ihre Kunstfertigkeit und ihre Hülfsmittel einer schriftlichen Mittheilung fähig oder würdig halten mochte, so wenig war man geneigt, einerseits das von den Vorfahren Erlernte oder selbst mühsam Erdachte und Beobachtete weiter zu verbreiten, anderseits sich mit dem gering geachteten Gewerbstande in den hierzu erforderlichen Verkehr zu setzen. Die Bürgschaft des Gelingens seiner Arbeiten suchte und fand man noch mehr in individueller Fertigkeit und möglichst geheimgehaltenen Kunstgriffen, als in umsichtiger Anwendung allgemeiner Prinzipien und gegenseitiger Vervollkommnung durch offene Mittheilung seiner Erfahrungen. Der in unsern Tagen unbestrittene Einfluß der Mathematik und der Naturwissenschaften auf die Gewerbe war noch nicht anerkannt, wohl auch in der That nicht in dem jetzigen Maße vorhanden, in so fern der Betrieb sich fast ausschließlich auf das eigentliche Handwerk beschränkte. Vergessen wir dabei nicht, daß auch die geringere Thätigkeit des damaligen Buchhandels das Ihrige dazu beitrug, die Resultate der Technik von literarischer Mittheilung fern zu halten.

Als im Jahr 1761 die Pariser Akademie der Wissenschaften anfing, eine Sammlung ausführlicher Beschreibungen der verschiedenen Gewerbsbetriebe, von vielen und guten Abbildungen begleitet, erscheinen zu lassen (Descriptions des arts et des métiers, faites ou approuvées par MM. de l'Académie), konnte dieses Unternehmen, welches in den meisten Theilen unbedingten Lobes werth ist, nicht verfehlen, große Aufmerksamkeit zu erwecken und Anregung zu ähnlichen Werken zu geben. Die Deutschen, deren Thätigkeit hier ein offenes und noch ganz unbebautes Feld vor sich fand, ließen die Veranlassung nicht vorbeigehen; aber da war keine Akademie, welche mit großen Mitteln an Geld und praktischer Beobachtung eine Sammlung tüchtiger Original-Monographien hätte schaffen können; es war schon ein gewagtes Beginnen, das fremde Werk durch Uebersetzung auf den einheimischen Boden zu verpflanzen. Diese Uebersetzung (Schauplatz der Künste und Handwerke, 21 Bände, 1762 — 1805) mochte in der That keine glänzend lohnende Unternehmung seyn; denn sie zog sich durch mehr als 40 Jahre hin, ohne je mehr als Bruchstück zu werden,

und wandelte von Verleger zu Verleger. Sie fiel dabei bald in mehr, bald in weniger geschickte Hände, und im Ganzen wurde nur wenig gethan, um das für Frankreich Geltende, auf Deutschland aber oftmals nicht Passende umzuarbeiten oder durch das Geeignete zu ersetzen.

Einige Versuche aus jener Periode, auf deutschem Boden Originalwerke nach dem Muster der Descriptions des arts et des métiers zu Stande zu bringen, verdienen volle Anerkennung, wiewohl sie — als die Arbeit Einzelner, und in ihrer Ausführung der Vermittelung des, die Kosten und den Ertrag abwägenden Verlegers bedürftig — nicht immer die wünschenswerthe Vollkommenheit erlangen, und nur in ärmlicher Ausstattung auftreten konnten. Den Ehrenplatz hierunter nimmt Sprengels, von Hartwig fortgesetztes, Werk (Handwerke und Künste in Tabellen, Berlin, 17 Theile, 1768—1795) ein, welchem man ein redliches und meist erfolgreiches Streben, sich nur auf das Ergebniß eigener Anschauung zu stützen, nachrühmen muß. Berücksichtigt man die damaligen Zeitumstände und würdigt man das Geleistete mit dem Maßstabe, welchen die Billigkeit an die Hand gibt, so kann man nicht umhin, dieses literarischen Produkts mit Achtung zu gedenken. Es umfaßt eine große Anzahl der damals im preußischen Staate getriebenen Gewerbe, und ist fast durchaus eben so klar als praktisch genau geschrieben.

Wenn das Studium ausführlicher und umfangreicher Monographien der Gewerbe den Absichten vieler Wißbegieriger nicht entsprechen konnte, so lag der Gedanke nahe, eine abgekürzte Darstellung derselben in geringem Raume zu concentriren. Den ersten Versuch, die Beschreibung einer gewissen Anzahl von Gewerben in gedrängter Kürze in einem Lehrbuch zu vereinigen, machte Beckmann in Göttingen (Anleitung zur Technologie, zuerst erschienen 1777), von dem auch zuerst der Name Technologie gebraucht wurde. Wäre damit schon die Wissenschaft selbst geschaffen gewesen, so würde Beckmann's Verdienst unsterblich seyn. Aber sein Lehrbuch umfaßte nur eine sehr mäßige Zahl von Gewerbsbetrieben (zum allergrößten Theile bloß chemische), beschrieb sie sehr kurz und ohne erhebliche Berücksichtigung praktischer Details, deren Hinzufügung dem mündlichen Vortrage vorbehalten blieb. Von

einem wissenschaftlichen Plane des Ganzen, so wie von wissenschaftlicher Behandlung oder Darstellung einzelner Operationen und technischer Hülfsmittel, von Vergleichung und Kritik, findet sich keine Spur. Alles ist rein historisch, und selbst in dieser Beziehung, mit wenigen Ausnahmen, dürftig. Trotz dem war dadurch eine neue Bahn gebrochen, die fruchtbringend genug geworden ist; und wie sehr das Buch einem Bedürfnisse der Zeit entgegenkam, scheint schon daraus hervorzugehen, daß dasselbe im Laufe von 25 Jahren fünf Auflagen erlebte, auch überdies durch Nachdruck verbreitet wurde. Die Neuheit des Unternehmens ließ dessen Unvollkommenheit übersehen, und dient ihr zu gerechter Entschuldigung. Daß es übrigens Beckmann späterhin gelang, eine geistigere Ansicht des Gegenstandes zu gewinnen, zeigte dessen „Entwurf der allgemeinen Technologie (Göttingen, 1806)“, welcher — obwohl an Umfang unbedeutend — desto mehr inneres Verdienst besaß, denn es war darin eine schöne Idee lebendig geworden, die nur noch der Ausbildung bedurfte, um mannigfach Interesse zu erwecken und Nutzen zu stiften.

Von da an war specielle Technologie und allgemeine Technologie zu unterscheiden. Die erstere macht sich zur Aufgabe, den Gang des Verfahrens zu beschreiben, welcher beobachtet wird, um ein bestimmtes rohes Material in vollendetes Fabrikat zu verwandeln; sie muß also die Mittel, Werkzeuge und Maschinen hierzu in ihrer Aufeinanderfolge angeben und erklären, die verschiedenen Zustände, welche der Urstoff bis zu gänzlich beendigter Verarbeitung durchläuft, der Reihe nach betrachten, und gewährt somit ein lebendiges Bild von dem Entstehen des Fabrikates. So wird — um ein Beispiel anzuführen — zu beschreiben seyn, wie die Wolle des Schafes, aus welcher Tuch dargestellt werden soll, durch Waschen, Auflockern, Einfetten und Kratzen vorbereitet, dann durch das Vorspinnen und Spinnen in Garn verwandelt; wie dieses nach einigen Nebenarbeiten auf dem Webstuhl verwebt; wie dem Gewebe in der Walke die eigenthümliche Filzdecke verschafft; endlich durch Rauhen, Scheeren, Pressen 2c. die äußere Schönheit des Tuchs hervorgebracht wird.

Die allgemeine Technologie dagegen ordnet die Gesammtheit der in den verschiedensten Gewerben vorkommenden einzelnen Verfahrungsarten nach der Aehnlichkeit ihres Zwecks in Rubriken, deren jede eine Zusammenstellung verwandter Bearbeitungsmittel darbietet,

wobei die Art der Materialien, auf welche die Bearbeitung angewendet wird, nur eine Nebenrücksicht begründet. So werden also alle Mittel und Verfahrungsarten zur Zertheilung oder Zerkleinerung der Stoffe (durch Spalten, Zerschneiden, Zerreißen, Zerreiben und Zerdrücken, Zerschlagen, Schaben 2c.) zusammengestellt, beschrieben und verglichen; ferner alle Methoden der Vereinigung oder Verbindung (als: Binden, Zusammendrehen, Flechten, Weben, Nähen, Leimen, Nageln, Schrauben, Nieten, Löthen, Schweißen u. s. f.); alle Formungs- und Gestaltungs-Prozesse (Behauen, Hobeln, Drechseln, Biegen, Schmieden, Treiben, Pressen, Gießen) 2c. Es springt in die Augen, welch großes Interesse eine gelungene Ausführung dieser Art durch Ergründung der innern Aehnlichkeit scheinbar ganz heterogener Arbeiten und Werkzeuge, durch Aufdekkung neuer Gesichtspunkte gewähren muß; welch eine fruchtbare Uebung des Verstandes und der Beobachtungsgabe hieraus hervorgehen kann; wie auf diesem Wege selbst der praktische Gewerbtreibende eine Masse von Kenntnissen zu erlangen vermöge, die ihn fähig macht, die Hülfsmittel anscheinend weit entlegener Kunstzweige sich anzueignen und mit Nutzen in sein Fach einzuführen. Ohne Zweifel erfordert allerdings die tüchtige Bearbeitung der allgemeinen Technologie eine große Summe von Kenntnissen nicht nur, sondern auch die nicht übermäßig häufige Gabe, den Vorrath derselben streng planmäßig zu ordnen, und in dieser Gestalt stets lebhaft gegenwärtig zu haben.

Beckmann, wie gesagt, gab nur den Fingerzeig zur Aufschließung dieser neuen Welt voll praktischer Schätze; Andere gingen noch lange nach ihm den weit leichtern Weg, eine bloß historische Beschreibung der Gewerbsbetriebe, nach dem Grundsatze der speciellen Technologie, in Lehr- und Handbüchern zusammenzustellen. So entstanden zu Ende des vorigen und im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Menge technologischer Compendien, von welchen bei weitem die meisten gar nicht des Nennens werth sind, weil sie immer Eins aus dem Andern abgeschrieben, oder aus den nämlichen, wenig zahlreichen, gedruckten Quellen compilirt waren. Jung (1785, 1794), Cunradi (1785), Lamprecht (1787), Rössig (1790), Beck (1792, 1807), Brodhagen (1792, 1799), Müller (1796), Walther (1796), Göttling (1797), Möller (1804, 1810), Gotthard (1804), Maurer (1805),

Brosenius (1806), Kunz (1807), Petri (1807), Hinterlang (1810), Stemler (1815) mögen hier nur Beispiels halber angeführt werden. Die große Mehrzahl der Verfasser solcher Schriften arbeitete theils für untergeordnete Zwecke (z. B. für den niedern Schulunterricht), theils schienen sie gar keine Ahnung davon zu haben, daß man eine Sache selbst kennen und verstehen müsse, um mit Ehre und Erfolg über dieselbe zu schreiben. Der oben genannte, aus dem Französischen übersetzte „Schauplatz" und Sprengel-Hartwig's Originalarbeit waren und blieben fast überall die allgemeine Zuflucht, wurden benutzt und wieder benutzt; aber der lebendige Geist der Selbstanschauung, welcher in jenen Werken wehte, wurde an dem Studirtische jener Nachbeter getödtet. Man vergaß zum Unglück, daß die Zeit ihren gewaltigen Schritt nicht geht, ohne die Dinge in ihr mit sich fortzureißen; man schien zu glauben, die Gewerbsindustrie des Jahrs 1760 sey in dem Jahrhundert der allgemeinen Aufklärung allein noch unverändert geblieben; man hielt nicht für nöthig, in die Werkstätte des Nachbars zu treten, um mit eigenen Augen zu sehen, daß auch er nicht stehen geblieben war in einer Zeit, wo alles den ruhigen Standpunkt des Althergebrachten verlassen hatte. Es ist in Wahrheit eine Satire zu nennen, aber nichts desto weniger buchstäblich Thatsache, daß unglückliche Compendienschreiber Kenntniß der Gewerbthätigkeit zu verbreiten gedachten, ohne nur jemals die Atmosphäre der Werkstätten statt des Qualms der Studirlampe eingeathmet zu haben. Wenige ehrenwerthe Ausnahmen treten uns aus jener Periode entgegen; zu selten war noch der Fall, daß unterrichtete Gewerbtreibende selbst ihre Erfahrungen mittheilten, oder sie durch Vermittelung wahrhaft wissenschaftlicher Männer zum Gemeingut machten. Darum bestand fortwährend eine hohe Scheidewand zwischen den Praktikern und denen, welche angeblich die Schätze der Praxis zu Markte brachten, aber in der That nur unhaltige oder verrufene Münze ausgaben. Sieht man gleich sich genöthigt, eine solche Richtung der gewerblichen Literatur unwillig zu bedauern, so gilt doch dieselbe, in aller ihrer Verkehrtheit, als ein sprechendes Zeugniß des allgemeinen Strebens, Kenntniß von und Liebe zu den Gewerben als ein Element in die Volksbildung einzuführen, beurkundet somit eine bemerkbare Hebung der Ansichten über die Würde und Wichtigkeit des Gewerbstandes.

Unter dem Schwalle der technologischen Schriftsteller, welche dieses Fach der Literatur nach dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts bearbeiteten, tauchen zuerst zwei Namen auf, die eine ausführlichere Würdigung erheischen, weil sie einen dauernden Ruf sich erwarben: wir meinen Hermbstädt und Poppe, Ersterer nun seit einigen Jahren in hohem Alter verstorben, Letzterer noch jetzt rüstig und ohne Aufhören thätig.

Hermbstädt (in Berlin) verdient in jeder Hinsicht das Lob aufrichtiger, der Sache mit wahrer Liebe geweihter Bestrebung. Eigentlich Chemiker, bearbeitete er vorzüglich den chemischen Theil der Technologie, dabei auf vielfältige eigene Versuche sich stützend. Seine Werke über Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Lederfabrikation, Färberei 2c. sind bekannt. Sie haben nicht selten, und wohl mehrmals mit Grund, die Nachrede der Unzuverlässigkeit darin enthaltener praktischer Angaben sich gefallen lassen müssen. Aber man muß, um Hermbstädt nicht falsch zu beurtheilen, wissen, daß er es bloß darin versah, die Ergebnisse einzelner, im Kleinen angestellter Versuche mit bester Ueberzeugung als Vorschriften für die Ausführung im Großen aufzustellen. Man darf es wiederholen: ihm war es warmer Ernst um die Sache, und so verdient er Ehre und Anerkennung. Offenbar zu weit wagte er sich jedoch, als er die Ausarbeitung eines technologischen Lehrbuchs (Berlin, 1814) und darin die Behandlung vieler, ihm sichtbar ganz fremder technischer Fächer unternahm. In der That ist dieses Buch, in Beckmanns Weise ausgeführt, mit großen Unvollkommenheiten behaftet. In seinen letzten Jahren noch veranstaltete Hermbstädt eine neue Auflage desselben (1830), die — obwohl in mancher Hinsicht verbessert — doch in den Theilen, deren praktische Bekanntschaft der Verfasser entbehrte, viel Unklares und selbst Unrichtiges enthält.

Poppe (ein Schüler Beckmanns, gegenwärtig in Tübingen) trat in der ersten Zeit seines schriftstellerischen Wirkens in einer Weise auf, die zu Erwartungen einigermaßen berechtigte. Seine „Geschichte der Technologie (Göttingen, 1807 — 1811)“ enthält eine sehr schätzenswerthe Masse von Daten über die Geschichte der Erfindungen, und ist sicherlich das Resultat eines anhaltenden Fleisses und großer Sorgfalt, wobei allerdings die Reichhaltigkeit der Göttinger Bibliothek den Verfasser trefflich unterstützte. Ungefähr

gleichzeitig erschien ein „Handbuch der Technologie (Frankfurt, 1806—1810)“, welches, wenn gleich ohne Eigenthümlichkeit hinsichtlich des Stoffes, doch in der Darstellung Lob verdient. Sehr verdienstlich war ferner das Unternehmen, die von Beckmann fast nur angedeutete allgemeine Technologie weiter auszubilden und in einer vervollständigten Gestalt vorzutragen. Dies geschah zuerst (1809) in dem „Lehrbuche der allgemeinen Technologie“, später noch mehr in der „ausführlichern Anleitung zur allgemeinen Technologie (Stuttgart, 1821)“, einem Werke, welches einen ehrenwerthen Platz in der technologischen Literatur einnimmt, wenn gleich man dabei bedauern muß, daß der Verfasser sichtlich nicht die erforderlichen praktischen Detail-Kenntnisse besitzt, um die interessante Seite des reichen Stoffes gehörig herauszukehren und auszumalen. Es ist hier recht bemerklich, daß Poppe den eigentlichen Kern der Gewerbe nicht aus eigener gründlicher Anschauung kennt und auch des Sinnes dafür entbehrt. Seine Thätigkeit ist rein literarisch; und wohin das in einem, mit der Praxis so innig verwachsenen Fache führen müsse, kann man leicht erachten. Unter diesen Umständen konnte es um so leichter geschehen, daß er später durch Veranlassungen, denen er nicht hätte nachgeben sollen, zu einer über alles Maß gehenden Steigerung seiner Produktivität fortgerissen wurde. Die Gründlichkeit der Ausarbeitung litt darunter mehr und mehr; veränderte Wiederholungen des schon oft Mitgetheilten waren die Folge; die Eiligkeit des Produzirens erlaubte nicht, den aus gedruckten Werken gesammelten Stoff gehörig zu assimiliren, ja nur überhaupt alle guten Quellen zu studiren und zweckmäßig zu benutzen; zu Einsammlung praktischer Beobachtungen und Erfahrungen fehlte Zeit, Gelegenheit oder Neigung. Selbst die Darstellung verlor an Bündigkeit; nicht selten drohte Gefahr, daß Redensarten ohne eigentlichen Gehalt oder seichte historische Bemerkungen die Stelle gründlicher Auseinandersetzungen zu vertreten hätten. Die Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit erreichte, mit Einem Worte gesagt, fast ihr höchstes Ziel.

Ein so strenges Urtheil sind wir zu unserm Bedauern genöthigt, über die Werke eines Mannes auszusprechen, der — weil er im Genusse eines bedeutenden Rufes unter den Laien, und häufig als Autorität geltend — die Technologie, ihre Literatur und ihren Einfluß auf das Leben hätte zu einem hohen Standpunkte

heben können, statt dessen aber mehr als viele Andere zu grenzenloser Verflachung und zur Herabsetzung der Wissenschaft in den Augen praktischer Techniker beitrug. Die spätern Arbeiten dieses Gelehrten geben den vollgültigsten Beweis hiervon. Das „technologische Lexikon (1816—1820)", das „Lehrbuch der speciellen Technologie (1819, 1838)", die „ausführliche Volks-Gewerbslehre (1833—1834)", das noch nicht beendigte „technologische Universal-Handbuch" — entsprechen sehr wenig dem jetzigen Zustande der Gewerbsindustrie, und sind leider nur zu reich an wesentlichen Auslassungen, Nachlässigkeiten und Irrthümern. Die Unkenntniß des gegenwärtigen Betriebes in Fabriken, Manufakturen und Werkstätten tritt an zahlreichen Stellen auf eine betrübende Weise zu Tage. Wo die Chemie mit dem Technischen in Berührung kommt, wird man genöthigt zu glauben, daß der Verfasser sich auf völlig fremdem Felde bewegt. Solche Aussprüche, deren Begründung im Einzelnen (wiewohl wir dazu völlig im Stande sind) ein unangenehmes Geschäft und hier nicht am Orte seyn würde, erfordern von Seite desjenigen, der sie thut, die gewissenhafte Losreißung von Allem, was die Person angeht, und ein reines Interesse für die Sache der Wissenschaft. Wir sind uns beider bewußt und haben, nur mit Widerstreben, unsere Ueberzeugung darum ausgesprochen, weil wir glauben, daß durch kraftlose Duldung eine kränkelnde Literatur nicht von ihrem Siechthume genesen kann. Es liegt weit von uns zu fordern, daß in der erdrückenden Masse von Thatsachen, welche den Stoff der Technologie bilden, niemals einzelne einem Schriftsteller entgehen oder von ihm mißverstanden werden sollen. Dem Umsichtigsten und Thätigsten können — und müssen fast — zuweilen Versehen zustoßen, wenn er die Bearbeitung des ausgedehnten Faches unternimmt, dessen Einzelnheiten nicht Ein Mensch alle aus eigener Anschauung zu kennen im Stande ist. Aber solche Unrichtigkeiten dürfen nur in kleiner Anzahl vorfallen, dürfen nur geringfügigere Nebenumstände betreffen, und niemals mit anerkannten Grundsätzen und Wahrheiten der Mathematik oder der Naturwissenschaften im Widerspruche stehen.

Poppe hat auch eine Anzahl Schriften über einzelne Gewerbe herausgegeben, früher namentlich über Uhrmacherkunst, neuerlich über Seifensiederei, Stärkefabrikation, Runkelrübenzucker rc. Alle

diese sind ohne Ausnahme ebenfalls bloße Compilationen, fast sämmtlich ohne eigentliche Bekanntschaft mit dem Gegenstande abgefaßt, und daher von keinem wahren Werthe, zum Theil sogar völlig unbrauchbar.

Die Bücherfabrikation, der Tod aller Gründlichkeit, hat sich im Fache der gewerbwissenschaftlichen Literatur noch einige andere Hauptausgangspunkte geschaffen. Wir müssen hier vorzugsweise der Brüder Leuchs in Nürnberg und der Basse'schen Verlagshandlung in Quedlinburg gedenken. Durch die Thätigkeit der Ersteren sind eine Menge Werke über die verschiedensten Industriezweige geschaffen worden. Vielen davon kann eine verständige oder mindestens sehr fleißige Zusammenstellung des in den gedruckten Quellen Deutschlands, Englands und Frankreichs Enthaltenen nicht abgesprochen werden; Weniges aber erhebt sich einigermaßen über den Rang bloßer Compilation, und wenn stellenweise praktische Vorschläge versucht werden, so sind sie oft mißglückt und streifen zuweilen ans Komische. Wir erinnern in letzterer Beziehung nur daran, daß in einem der Leuchs'schen Werke alles Ernstes eine Verbesserung des Tuchscheerens vorgeschlagen wird, welche darin bestehen soll, das Tuch gleich einem Barte einzuseifen, und es dann mit messerartigen Klingen zu scheeren.

Aus Basse's Verlag sind (nebst wenigen wirklich guten technischen Werken) in großer Zahl Schriften über die mannigfaltigsten gewerblichen Gegenstände hervorgegangen, welche als auf der untersten Stufe stehend bezeichnet werden müssen. Sehr gewöhnlich bestehen dieselben aus einer Masse von, dem Gegenstande nach verwandten Artikeln, welche ohne Ordnung, ohne Plan und Zusammenhang, ohne Sachkenntniß und Kritik, den deutschen technischen Zeitschriften wörtlich entlehnt und zusammengedruckt sind. Man hat sich dabei in der Regel die Mühe einer eigentlichen Redaktion ganz erspart; noch mehr: die Quellen pflegen nicht genannt zu werden, und einem solchen Machwerke wird, um den ununterrichteten Käufer durch einen Anstrich von Originalität zu täuschen, irgend ein erdichteter englischer oder französischer Name vorgesetzt! So erschien 1825 ein Büchelchen von 82 Seiten in Oktav mit dem Titel: „Joseph Hought, Schlossermeister und Mechaniker in London: die Sicherheitsschlösser nach den neuesten Erfindungen. Aus dem Englischen.“ Der Inhalt desselben

besteht aus sieben Artikeln, von welchen fünf (größtentheils reine Originalarbeit) den Jahrbüchern des polytechnischen Instituts in Wien, und zwei dem Dingler'schen polytechn. Journale wörtlich entnommen sind. Ein nicht minder arges Plagiat ist das „Handbuch der Posamentirkunst, Bandfabrikation und Drahtspinnerei, von Jacquard, 1835“, welches fast nichts als einen getreuen Abdruck des Textes und der Zeichnungen von drei großen Original-Artikeln aus der in J. G. Cotta'schem Verlage erscheinenden „technologischen Encyklopädie“ enthält. Ist es nicht eine Schmach zu nennen, wenn gründliche, ganz auf deutschem Boden erzeugte literarische Arbeiten von einem deutschen Verleger nachgedruckt und als das Produkt eines Ausländers verkauft werden? Gibt es einen Namen, der entehrend genug wäre für ein solches Verfahren?

Die übertriebene Produktivität, deren bedauernswerthes Resultat wir bereits anzudeuten uns genöthigt sahen, hat auch einen Schriftsteller ergriffen, dessen Leistungen — wären sie weise auf das rechte Maß beschränkt geblieben, wobei Sorgfalt und Gründlichkeit noch möglich ist — vielleicht eine ehrenwerthe Stelle hätten einnehmen können, weil es dem Verfasser nicht an praktischen Kenntnissen in einigen Fächern zu gebrechen scheint: wir meinen C. Hartmann (in Braunschweig). Wenn gleich aber derselbe entschlossen scheint, sich mit dem Ruhme des Compilators zu begnügen, so gebührt ihm doch bisher mindestens das Verdienst, in der Auswahl seiner Quellen umsichtiger zu Werke zu gehen, als die meisten seiner Concurrenten; nur kann er dem gerechten Vorwurfe nicht entgehen, sich — um es gelinde zu bezeichnen — zu genau Schritt für Schritt an seine Vorbilder anzuschließen. Gerade deßhalb sind seine Hauptarbeiten: „Das Lehrbuch der Eisenhüttenkunde (Berlin, 1833—34)“ und die „praktische Metallurgie (Weimar, 1837)“ recht brauchbare Werke. Das „encyklopädische Wörterbuch der Technologie (Augsburg, 1837)“ und das „encyklopädische Handbuch des Maschinen- und Fabrikenwesens (Darmstadt, 1838)“, beide erst begonnen, bieten eben so wenig Eigenthümliches dar, indem ersteres wesentlich auf die von Prechtl herausgegebene „technologische Encyklopädie“ gegründet, letzteres zum größten Theile Uebersetzung ist.

Wir können bei dieser Veranlassung nicht umhin, im Allgemeinen der in Deutschland ziemlich verbreiteten, die Literatur

erniedrigenden Unsitte entgegenzutreten, zufolge welcher beim Erscheinen fast eines jeden guten, vom Verfasser vielleicht mit jahrelangem Fleiße vorbereiteten Buches schon zehn fingerfertige After-Schriftsteller bereit stehen, um die Früchte sorgsamer und selbstständiger Arbeitsamkeit dem Eigenthümer zu entwenden und, allenfalls in etwas veränderter Einkleidung, als eigenes Produkt zu Markte zu tragen. Gewöhnlich glauben diese Sammelhelden schon ein Ueberflüssiges und Großes gethan zu haben, wenn sie etwa gewissenhaft genug sind, einmal im Vorbeigehen mit halbem Worte zu erwähnen, wessen Federn es sind, mit welchen sie ihre kahle Haut geschmückt haben. Recht oft gibt das Erscheinen Eines tüchtigen Buches die Losung zum eiligen Zusammenflicken zweier oder dreier anderer Werke desselben Faches, die wesentlich ganz auf jenes gegründet sind. Es könnten solche Herren genannt werden, welche es nicht verschmähen, sich um die Bogen einer noch unter der Presse befindlichen Arbeit zu bemühen, in der Absicht, mit deren Inhalt ihr eigenes Produkt aufzustutzen, und die eben dadurch den Verfasser des Originals in die Gefahr versetzen, sein Buch schon vor dem Erscheinen nachgedruckt zu sehen.

Wenn die große Mehrzahl technologischer Schriftsteller, namentlich der neuesten Periode, theils an Oberflächlichkeit und unpraktischer Richtung, theils an urtheilsloser und oft wenig gewissenhafter Nachschreiberei kränkelt, so wird auf der andern Seite ein Gefühl von Befriedigung dadurch erweckt, daß man auch auf erfreuliche Ausnahmen stößt. Es kann hierauf die Hoffnung gestützt werden, daß nach und nach dieser Zweig der Literatur sich immer mehr zu innerer Kraft und Vollendung erheben dürfte. Die nicht mehr kleine Zahl vorzüglicher polytechnischer Lehranstalten hat in dieser Beziehung schon viel gewirkt, und wird hoffentlich noch ihren Einfluß vortheilhaft erweitern. — Wir nennen zuerst Chr. Bernoulli (in Basel), der in mehreren industriellen Fächern die gründlichsten praktischen Kenntnisse besitzt. Seine Schriften über Baumwollenmanufaktur und verwandte Gegenstände sind ausgezeichnet; so wie sein „Handbuch der Technologie (Basel, 1833 bis 1834)“ sehr ehrenvoll genannt zu werden verdient. Die Werke über Dampfmaschinenwesen empfehlen sich durch Inhalt und Darstellung gleich sehr. Lob verdienen auch die übrigen, in das technische Maschinenwesen einschlagenden Schriften dieses Verfassers.

Das Fach der ökonomischen Technologie ist neuerlich von Otto in Braunschweig („Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe, 1838“) auf treffliche Weise bearbeitet worden.

Gründlich praktische Darstellung der Gewerbe, in Verbindung mit jenem Grade von Wissenschaftlichkeit, welcher allein klare Einsicht in das Wesen derselben verschafft, ohne der Gemeinverständlichkeit zu schaden, hat sich in der neuesten Zeit vorzugsweise und im größten Umfange durch ein Unternehmen Bahn gebrochen, welches der Thätigkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung seine Gründung verdankt, und seitdem von derselben mit unverminderter Sorgfalt und Aufwendung bedeutender Mittel fortgeführt wird. Es ist die „technologische Encyklopädie“, herausgegeben von Prechtl in Wien, der — nebst Altmütter und Karmarsch — den meisten Antheil an der Bearbeitung nimmt. Wenn gleich nicht zu verkennen ist, daß einzelne Artikel in den bisher erschienenen acht Bänden (1830 — 1837) minder vollkommen einer strengen Beurtheilung genügen, so liegt doch am Tage, daß die übergroße Mehrzahl eine unter deutschen Literatoren seltene Bekanntschaft mit dem Praktischen der Gewerbs- und Fabriksbetriebe beurkundet, und einen nicht hoch genug anzuschlagenden Schatz von Originalmittheilungen, in klarer und lebendiger Ausführung, darbietet. Die Masse der Kupfertafeln, welche schon jetzt nahe an 200 steigt, enthält großen Theils eigenthümliche, früher nirgend noch mitgetheilte Abbildungen. Das Ganze wird für eine Reihe von Jahren solchen Schriftstellern, welche nicht produziren, sondern immer nur reproduziren, als eine erwünschte Quelle dienen, wie denn bereits einige schmählige Beispiele dieser Art beobachtet und zum Theil oben von uns angedeutet sind.

Von den zwei schon erwähnten Hauptmitarbeitern an der technologischen Encyklopädie sind einige Schriften außerdem erschienen, nämlich von Altmütter eine „Beschreibung der Werkzeugsammlung des polytechnischen Instituts in Wien (Wien, 1825)“, welche viele in praktisch-gewerblicher Hinsicht sehr interessante Gegenstände enthält; — von Karmarsch (einem Schüler Altmütters) eine „Einleitung in die mechanischen Lehren der Technologie (Wien, 1825)“ und ein „Lehrbuch der Technologie (Hannover, 1837).“ Die erste der beiden eben genannten Schriften ist in

Hinsicht der theoretischen Mechanik, von welcher darin ein kurzer Abriß gegeben wird, unbedeutend, kann jedoch das Verdienst vielfältiger Beziehungen auf praktische technische Gegenstände ansprechen, und liefert im zweiten Bande eine nicht uninteressante, mit vielem Fleiße zusammengestellte Aufzählung und Charakteristik der technischen Maschinen. Dem Lehrbuch der Technologie liegt ein eigenthümlicher Plan zu Grunde, der auf möglichste Verschmelzung praktischen Details mit wissenschaftlicher Darstellung berechnet ist.

Ein anderer Schüler Altmütters, Rüst, ist kürzlich mit einem „Lehrbuche der mechanischen Technologie (Berlin, 1838)“ aufgetreten, welches als erstes literarisches Produkt des Verfassers Lob verdient, wiewohl es zum Theil mit sehr specieller Benutzung der Arbeiten Altmütters abgefaßt ist, und auch das Lehrbuch von Karmarsch, besonders hinsichtlich des Anlageplans, vorgeschwebt zu haben scheint.

Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß durch die Art, wie am polytechnischen Institute in Wien Altmütter in Lehre und Schrift die Behandlung des technologischen Faches aufgefaßt, er einen großen Fortschritt in der Wissenschaft hervorgebracht, und mittelst der Verbreitung dieses Geistes durch Schüler einen erheblichen, vortheilhaften Einfluß ausgeübt hat. Sorfältigeres Forschen nach den praktischen Einzelnheiten der Gewerbe, als man sonst gewohnt war; genaueres Eingehen auf die mechanischen Hülfsmittel (Werkzeuge), welche so sehr den Erfolg technischer Arbeiten bedingen: dies sind hauptsächlich die Umstände, welche die Leistungen der Wiener Schule charakterisiren. Die Anlegung einer höchst bedeutenden Werkzeugsammlung, welche Altmütter zuerst unternahm und eben so umsichtig als glücklich durchführte (worin er seither manche Nachahmung gefunden hat), gab die vortrefflichste Gelegenheit zu gründlichem Studium dieses, bis dahin zu sehr vernachlässigten Zweiges der Gewerbwissenschaft.

Wir haben im Bisherigen nur solche Schriftsteller berücksichtigt, welche entweder die Technologie als Gesammtwissenschaft abhandeln, oder doch eine größere Anzahl von Gewerben in ihren schriftlichen Darstellungen umfassen. Es erübrigt uns noch, einige Worte über die speciellen, einzelne Industriezweige betreffenden Werke, und über die technologische Journalistik zu sagen.

In ersterer Beziehung besitzen wir eine ansehnliche Zahl trefflicher und sehr schätzbarer Ausarbeitungen von sachkundigen Verfassern; zugleich aber allerdings auch nicht wenige Schriften, die von Halbkundigen oder ganz schlecht Unterrichteten mit einer staunenswerthen Leichtfertigkeit in die Welt gesandt worden sind. Wie weit dieses eben genannte Uebel zuweilen geht, davon sey nur Ein charakteristisches Beispiel angeführt, welches wir in einer ganz neuerlich erschienenen Brochüre gefunden haben. Dem Titel nach handelt dieselbe von der Bereitung des Zinks; der Inhalt gibt aber auch nicht ein einziges Wort hierüber, sondern lehrt mit einer ziemlich scheinbaren Ausführlichkeit die Darstellung einer Mischung aus Blei und Spießglanz, welche von dem Verfasser höchst treuherzig als Zink bezeichnet wird. Sollte man es nun wohl für möglich halten, in der ganzen technischen Welt ein Individuum zu finden, dem es nicht bekannt wäre, daß Zink ein eigenthümliches einfaches Metall, und keine Metallmischung ist?

Wenn wir uns einer speciellen Nachweisung und Kritik derjenigen Schriften enthalten, welche über einzelne Gewerbszweige handeln, so gehorchen wir einerseits nur der Nothwendigkeit, welche Kürze gebietet; anderseits liegt es weder in unserer Absicht, noch in dem Charakter der gegenwärtigen Zeitschrift, den Standpunkt, von wo aus ein allgemeiner Ueberblick möglich ist, zu verlassen. Eine namentliche Würdigung der hierher gehörigen Schriften würde nämlich nicht nur sehr viel Raum in Anspruch nehmen, sondern eben durch die nöthige Ausführlichkeit unsern Gesichtspunkt wesentlich verrücken. Doch dürfen wir ein durch großen Umfang, und also wenigstens quantitative Bedeutsamkeit, hervorragendes Sammelwerk nicht übergehen, nämlich den „neuen Schauplatz der Künste und Handwerke (Ilmenau, Weimar).“ Unter den vielen hier vereinigten Monographien von Gewerben sind mehrere Originalarbeiten, welche bedeutendes Lob verdienen; ein nicht geringer Theil besteht aber in Uebersetzungen oder Bearbeitungen ohne großen Werth, und Einiges ist durchaus verfehlt.

Von den gegenwärtig bestehenden technischen Zeitschriften gedenken wir der vorzüglichsten in kurzer, allgemeiner Andeutung. Hier gebührt wieder der J. G. Cotta'schen Buchhandlung das Verdienst, in Deutschland eine periodische Schrift gegründet zu haben, wie sie in so umfassendem Plane kein anderes Land

aufzuweisen hat. Das polytechnische Journal (herausgegeben von Dr. Dingler) ist ein höchst schätzbarer Sammelplatz alles dessen, was in ganz Europa im Fache der Gewerbe Neues und Bemerkenswerthes auftritt. Daß es bei dieser seiner Bestimmung verhältnißmäßig wenig Originalaufsätze darbieten kann, liegt eben so sehr in der Natur der Sache, als der andere Umstand, daß der größte Theil des Stoffes England angehört, wo durch die eigenthümliche Beschaffenheit des dortigen Patentwesens alle Erfindungen bald bekannt werden. Schnelligkeit und Vollständigkeit der Mittheilungen müssen als große Vorzüge des polytechnischen Journals hervorgehoben werden; wir können aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß es der Redaktion gelingen möge, noch mehrere nicht nur sprach-, sondern auch völlig sachkundige Uebersetzer zu gewinnen.

Das „polytechnische Centralblatt (Leipzig)“ hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits auch gehoben, daß es eine würdige Stelle unter den periodischen Schriften einnimmt, da die Redaktion für einen, mit dem Umfange des Blattes vereinbaren Grad von Vollständigkeit eben sowohl, als für tüchtige Auswahl und umsichtige Bearbeitung der Artikel Sorge zu tragen scheint.

Das „Magazin der neuesten Erfindungen (Leipzig)“, den beiden vorigen an Ausdehnung und Zweckmäßigkeit des Planes weit untergeordnet, scheint sich neuerlich, der Hauptsache nach, fast auf Uebersetzungen aus einer einzigen englischen Zeitschrift (dem Mechanic's Magazine) einschränken zu wollen, was an sich keinen Tadel verdient, aber der allgemeinen Nützlichkeit wohl nicht förderlich seyn wird.

Die „Jahrbücher des polytechnischen Instituts in Wien“ erscheinen seit den letzten Jahren spärlich, enthalten aber immer eine gewisse Anzahl schätzbarer, theils rein wissenschaftlicher, theils technischer Original-Abhandlungen.

Eine besondere Erweiterung hat die periodische Literatur der Technologie in der neuesten Zeit durch die Gründung zahlreicher Gewerbvereine erhalten, von welchen fast jeder seine eigene Zeitschrift herausgibt. Wir glauben unter letzteren als die vorzüglichsten bezeichnen zu dürfen: die „Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen“ (gleich großartig dem Inhalte wie der Ausstattung nach); die „Mittheilungen für

Gewerbe und Handel", herausgegeben von dem Vereine zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen; die „Mittheilungen des Industrievereines für das Königreich Sachsen"; die „Mittheilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover"; das „Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen Vereins für Bayern." Durch diese und andere verwandte Zeitschriften wird eine Masse von Kenntnissen in Umlauf gesetzt, die dem Gedeihen der Gewerbe im Ganzen nur sehr förderlich seyn kann, und es ist nicht zu verkennen, daß auf diesem Wege bereits viel Nutzen gestiftet wurde, sowohl durch Erregung einer größern intellektuellen Thätigkeit unter dem gewerbtreibenden Stande im Allgemeinen, als durch Verbreitung mancher guten Erfindungen im Besondern.

Endlich nennen wir als gediegene Zeitschriften aus einzelnen gewerblichen Fächern: das „Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde" von Karsten (Berlin); das „Journal für Buchdruckerkunst" von Meyer (Braunschweig); das „Journal für Möbelschreiner und Tapezirer" von Kimbel (Mainz).

Bei der Untersuchung der Frage, welchen Nutzen bisher die technologische Literatur gehabt habe, muß man berücksichtigen, daß dieser Nutzen der Absicht und dem Erfolge nach von zweierlei Art seyn kann; indem diese Literatur theils die Kenntniß der Gewerbe unter den Nicht-Gewerbtreibenden zu verbreiten, theils den praktischen Betrieb durch Belehrung der Gewerbtreibenden selbst zu vervollkommnen bestimmt ist. Beide Zwecke sind wichtig und der Erörterung werth.

Eine Kenntniß von dem Zustande und der Betriebsweise der Gewerbe ist jetzt nicht mehr bloß dem Staatsbeamten, zu dessen Fach das Gewerbwesen gehört, unentbehrlich, sondern in gewissem Grade jedem Gebildeten fast nothwendig. Dieses letztere wird von Tag zu Tag mehr gefühlt, und wäre es nicht so, man würde nicht zu begreifen vermögen, wie eine Menge oberflächlich gearbeiteter technologischer Schriften noch immer Käufer finden. Der technologische Unterricht auf Lehranstalten wirkt mehr oder weniger in diesem Sinne. In der That, berücksichtigt man, daß alle Stände in größerem oder geringerem Maße mit Gewerbtreibenden in Berührung kommen, um von denselben eine Menge der nothwendigsten Haus- und Leibes-Bedürfnisse zu erlangen, so muß

einleuchten, daß es höchst vortheilhaft sey, von der Verfertigung derjenigen Gegenstände, für die man sein Geld hingibt, wenigstens so viel Kenntniß zu haben, als dazu gehört, um beurtheilen zu können, in wie fern die Forderungen durch das von dem Gewerbsmanne Gelieferte erfüllt werden, oder in wie fern sie zu erfüllen möglich ist. Die bloße Wißbegierde macht auch ihre Ansprüche und erstreckt sich nicht mehr ausschließlich auf die Natur und auf die Produkte, welche sie uns bietet, sondern nicht minder auf das, was der Mensch durch Veränderung der Naturerzeugnisse hervorbringt. Die eben so oft getadelte als gerühmte, jedenfalls aber unbestreitbar faktische Hinneigung der Gegenwart auf materielle Interessen leistet dieser Geistesrichtung großen Vorschub. Man fühlt, daß der so zahlreiche gewerbtreibende Stand den allgemeinen Lebensverhältnissen nicht so wie früher ferne steht; daß er sich vielmehr den übrigen Klassen geistig angenähert hat, und eben darum erkennt man das Bedürfniß, auch seinerseits demselben näher zu treten. Die Tendenz der neuern Zeit nach Gewerbsbetrieben von großartigem Umfange (Fabrikwesen) hat ganz natürlich einen Stand geschaffen, welcher — als Verbindungsglied zwischen den wissenschaftlich gebildeten Klassen und jenen, deren Hauptberuf materiell-praktische Thätigkeit ist — von den Ersteren nicht ausgeschlossen werden kann, und doch zugleich den Letzteren seinem Wesen nach angehört. In dieser Beziehung ist das Fabrikwesen ein kraftvolles Mittel zur Beförderung des allgemein menschlichen Verkehrs, so wie zur ausgedehntesten Verbreitung geistiger und sittlicher Bildung geworden. Wie man auch die übrigen Seiten desselben ansehen möge, den eben genannten sehr wohlthätigen Einfluß wird man nicht in Abrede stellen können.

Unter diesen Umständen ist die Frage leicht zu beantworten, welcher Art die Kenntniß der Gewerbe seyn könne und müsse, welche sich zur Verbreitung unter den nicht gewerbtreibenden Ständen eignet. Sie muß, so viel möglich, in eine Form gebracht werden, welche sich der der übrigen als allgemeine Bildungsmittel anerkannten Wissenschaften gleichstellt oder nähert, damit sie in den Kreis derselben passe. Es muß eine Gewerbs-Wissenschaft geschaffen werden, wenn sie noch nicht da ist. Daß wir sie noch nicht haben, geht wohl aus dem entworfenen Ueberblicke der technologischen Literatur zur Genüge hervor. Denn eine oberflächliche,

ohne innere Sachkenntniß bearbeitende, rein beschreibende oder historische Darstellung der Gewerbe kann nicht hinreichen, weil sie den Geist unbefriedigt läßt und kaum dem Gedächtnisse nothdürftige Nahrung bietet. Wenige mit hinreichender Muße und energischer Wißbegierde beglückte Individuen mögen sich, im Gefühl dieser Unzulänglichkeit, hingezogen fühlen zum Studium ausführlicher praktischer Werke; die große Mehrzahl dagegen wird den Kern der Sache ungenutzt lassen, weil ihr das Kleid nicht behagt, oder wird sich, wie die leidige Erfahrung zeigt, in einem traurigen Halbwissen ergehen, was oft schlimmer ist als Nichtwissen, weil es zu Dünkel und Ansprüchen verleitet.

Auf der andern Seite hat man sich vor dem Irrthume zu hüten, als bestehe die von uns angedeutete Gewerbs-Wissenschaft in einer Zusammenstellung jener Lehren der Mechanik, Physik und Chemie, welche eine unmittelbare Anwendung auf die Gewerbe gestatten. Wir halten vielmehr dafür, daß die Gewerbe selbst einer allgemein verständlichen, auf geistige Aneignung berechneten Darstellung fähig seyen, in welcher das Praktische den ihm gebührenden Rang behauptet, ohne überwiegend zu seyn und dem Charakter der Wissenschaftlichkeit hindernd entgegen zu treten. Was man allgemeine Technologie genannt hat, ist zwar dem von uns Gedachten verwandt, aber noch lange nicht identisch damit. Wir finden vielleicht Veranlassung, uns anderswo weiter darüber auszusprechen. Ist aber die hier dargelegte Ansicht nicht ganz irrig, so begreift man nach dem oben Gesagten leicht, daß bei allem Drange nach Gewerbskenntniß, doch nur sehr wenig davon unter den wissenschaftlich Gebildeten zu spüren ist. Die Lösung der Aufgabe bleibt also noch vorbehalten, und bis dahin mag der in technologischen Lehrbüchern bis jetzt eingeschlagene Weg einen theilweisen Ersatz darbieten, wenn vor Allem die Verfasser sich nach der nöthigen Kenntniß des Thatsächlichen umsehen wollen, um ihren Lesern wenigstens nicht Unrichtiges oder Mißverstandenes vorzutragen, wodurch jedem Besserunterrichteten ein Lächeln abgelockt wird.

Der Einfluß, welchen die technologische Literatur auf die Gewerbtreibenden haben könnte, ist sehr groß und mannigfaltig, muß aber auf andere Weise, durch andere Mittel ausgeübt werden. Eine Behandlung des Gewerbwesens im Ganzen, nach einem

wissenschaftlichen Systeme, würde hier wenig fruchten. Wenn der Praktiker lesen soll, so muß ihm der thatsächliche (nicht bloß rein geistige) Nutzen davon in nahe und gewisse Aussicht gestellt seyn. Bei dem raschen Fortschreiten der Gewerbs-Industrie, welches unsere Zeit charakterisirt, und bei den vielfältigen Beziehungen, in welchen die Naturwissenschaften und die Mathematik zu den Gewerben stehen, kann es an Stoff und Veranlassung nie fehlen, den praktischen Technikern Neues mitzutheilen, oder sie über Bekanntes aufzuklären und auf rationelle Begründung ihrer Verfahrungsarten hinzuführen. Man muß jedoch leider gestehen, daß zum großen Theile diese Zwecke sehr unvollkommen oder auch gar nicht erreicht werden, und die Schuld davon liegt einerseits an den Gewerbtreibenden selbst, anderseits (und unleugbar am meisten) an den Schriftstellern. Jene haben in der Regel eine gewisse Scheu vor Gedrucktem, die — sofern sie nicht etwa in unrühmlicher Bequemlichkeit ihren Grund hat — ihnen nicht eben sehr zu verdenken ist, weil Manche von ihnen schon oft genug durch literarische Mittheilungen irre geführt worden sind, und weil täglich zu bemerken ist, daß Schriftsteller von Mitleid erweckender Unkenntniß praktischer Dinge sich herausnehmen, den Praktiker belehren zu wollen. Hierzu kommt noch, daß die dem Letztern karg zugemessene Zeit demselben nicht erlaubt, das für ihn Nützliche auf weiten Wegen zusammenzusuchen, so wie, daß sehr oft auch seine theoretischen Vorkenntnisse nicht hinreichen, um gewisse, übrigens gute, aber durch Sprache und Einkleidung zu hoch stehende Werke zu benutzen.

Unter diesen Umständen wird die Nothwendigkeit einleuchtend, jeder einzelnen Klasse von Gewerbtreibenden das für sie Brauchbare möglichst getrennt von ganz Fremdartigem, in gehörig faßlicher Weise, darzubieten, vor Allem aber das Unrichtige, Untaugliche mit äußerster Sorgfalt fern zu halten. Selbst bloße Vorschläge, die noch nicht durch die Erfahrung sanktionirt sind, dürfen nur mit Behutsamkeit zugelassen werden, und dies muß desto umsichtiger geschehen, je niedriger der Standpunkt des gewählten Leserkreises in allgemeiner und wissenschaftlicher Bildung ist. Sehr nützlich würde ohne Zweifel, hinsichtlich der Concentrirung gleichartigen Stoffes, die Gründung mehrerer Fach-Journale für die Hauptzweige der Gewerbsthätigkeit seyn, wie wir deren bis jetzt leider nur sehr wenige besitzen.

Der ausübende Techniker, dem in seiner Jugend eine wissenschaftliche Vorbildung versagt war, wird sich jederzeit nur durch solche Schriften angezogen fühlen, welche ihm bewährte praktische Resultalte ohne allen rednerischen und gelehrt aussehenden Schmuck an die Hand geben: er wird daraus oft wesentlichen Nutzen ziehen; aber seine Einsicht in das Wesen der Sache muß natürlich beschränkt und unvollkommen bleiben, was das eigene Fortschreiten und Verbessern ungemein erschwert. Dieser Mangel muß mit der Zeit mehr und mehr dadurch verschwinden, daß durch Gewerbeschulen und die verwandten höhern (polytechnischen) Lehranstalten dem Gewerbestande eine größere Anzahl wissenschaftlich vorgebildeter Individuen zugeführt wird. Die technologische Literatur selbst wird dann erst im Stande seyn, mit allgemeinerem Erfolge auf einen höhern Standpunkt sich zu erheben. Die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt verdienen die genannten Lehrinstitute, damit sie dahin wirken, ihre Zöglinge durch gründliche, praktische Einsicht und wissenschaftliche Behandlung vereinigende Methode und dieser entsprechende Schriftwerke (deren nur, leider, noch sehr wenige vorhanden sind) in allgemeiner technischer Beziehung auszubilden, in ihnen jene praktische und zugleich wissenschaftliche Geistesrichtung zu erwecken, aus welcher allein der vollendete Techniker hervorgeht, und wenn auf einer solchen Grundlage dann durch Aneignung und Betrieb eines speciellen Faches fortgebaut wird, so können nur die wohlthätigsten Folgen für das Gedeihen der Gewerbsindustrie entstehen. Dann erst wird eine heilbringende Verbindung zwischen Praxis und Theorie weniger selten, und der Einfluß einer gediegenen Literatur gesichert seyn; letzteres besonders auch darum, weil, häufiger als jetzt, Mitglieder des Gewerbstandes selbst vermögend seyn werden, den Schatz ihrer Erfahrungen zu allgemeinerer Verbreitung mitzutheilen, und hoffentlich die Feder den ungeweihten und anmaßenden Händen planloser Halbwisserei entrissen werden wird.

X.

Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. *

Seit ungefähr zehn Jahren bedient man sich in Paris verschiedener erdharziger Stoffe zur Bildung von Fußpfaden und Ueberzügen von hölzernen terrassenartigen oder steileren Dächern, und solcher Gewölbe, welche, unter dem Boden liegend, eines Schutzes gegen die unausbleibliche Durchsickerung des Regenwassers oder der Feuchtigkeit im Allgemeinen bedürfen.

Jene Stoffe sind von zweierlei Art, nämlich: nachgeahmtes Erdharz (Bitume factice) und natürliches Erdharz von Seyssel (Asphalte de Seyssel).

Die Anwendung des nachgeahmten Erzharzes hat bis jetzt im Allgemeinen keine ganz zuverlässigen Resultate gegeben, indem in den meisten Fällen, wo man sich dessen bediente, die daraus verfertigten Ueberzüge, theilweise oder im Ganzen, durch den Frost

---

* Den Inhalt dieses Aufsatzes verdanken wir in seinen Hauptbestandtheilen den Mittheilungen des Architekten Herrn Hittorff in Paris.

gelitten haben, welcher mehr oder weniger Risse, Sprünge oder Blasen verursacht hat; in einigen, aber seltenen Fällen, widerstanden sie der Kälte.

Jene Uebelstände zeigten sich besonders auf den Fußpfaden der Boulevards in Paris, die großentheils mit nachgeahmtem Erdharze im verflossenen Jahre ausgeführt wurden und überall Ausbesserungen nöthig gemacht haben.

Die Ueberzüge aus natürlichem Erdharze (Asphalte) hingegen sind ohne Unterschied gut ausgefallen; nicht bloß bei Terrassen, Dächern, Gewölben und bei Fußpfaden von mittlerer Ausdehnung, wie die, welche zu Anfang d. J. 1835 auf dem Pont-Royal ausgeführt wurden, * sondern diese Ueberzüge haben sich in größerer Ausdehnung, indem eine Oberfläche von mehr als dreitausend zweihundert Quadratmeter damit bedeckt wurde, eben so gut erhalten. Dieser Fall ereignete sich bei der in regelmäßigen Feldern bewerkstelligten Bedeckung des Concordeplatzes, zu welcher Asphalt verwendet wurde, und wo weder die Hitze des letzten Sommers, noch die strenge Kälte des verflossenen Winters die geringste Beschädigung verursacht hat.

In Betreff der Festigkeit und Dauerhaftigkeit verdient also unbezweifelt der Asphalt den Vorzug vor dem nachgeahmten Erdharze.

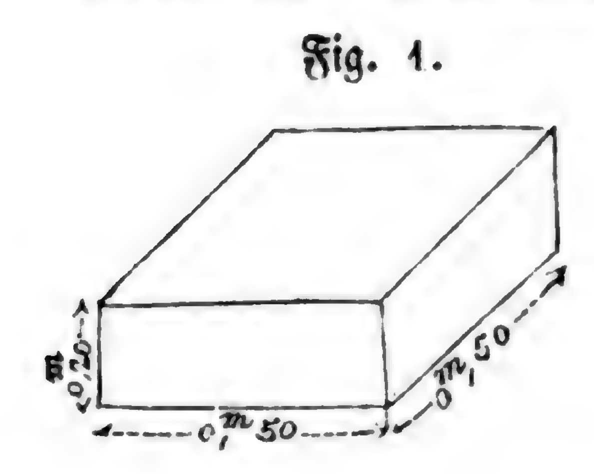
Die Verschiedenheit beider Stoffe besteht darin, daß der Asphalt, welcher auf dem Concordeplatz, und seitdem fast in allen wichtigen Fällen angewendet wurde, als natürliches Erdharz in den Minen von Seyssel im Departement de l'Ain gewonnen wird. Das nachgeahmte Erdharz hingegen ist ein Theer, wie man ihn aus Steinkohlen bei Bereitung des Gases ꝛc. erhält, ** welcher sodann in dem Verhältniß von 30—40% mit gepulverten, kreidigen Kalksteinchen gemischt, als Würfel von verschiedenen Größen gegossen und in dieser Gestalt an den Ort der Verwendung gebracht wird.

---

* Diese Fußpfade in einem der besuchtesten Theile von Paris, zeigen nach Verfluß von zwei Sommern und zwei Wintern auch nicht die leichteste Spur von Einwirkung der Witterung.

** Ueberall, wo Gasbereitung statt findet, kann man sich also diesen Stoff leicht verschaffen.

Fig. 1.



Diese Würfel wirft man sodann beim Gebrauch, in kleine Stücke zerschlagen, in Kessel, um darin flüssig gemacht zu werden; die Masse erhält einen neuen Zusatz, in demselben Verhältniß von 30—40 %, von grobem Flußsand oder Kiessand. Diese Mischung geschieht unter beständigem Umrühren des geschmolzenen, flüssigen Stoffes und Sandes, vermittelst großer eiserner Löffel.

Das natürliche Erdharz bringt man meistens in Stücken herbei, wie sie aus dem Bergwerk kommen; diese Stücke werden dann in Pfannen von Backsteinen oder Eisenblech durch die erforderliche Wärme zu Staub gebrannt. Dieser Staub wird sofort in einen Kessel gebracht (wie das nachgeahmte Erdharz) und in gleichem Verhältniß mit Flußsand gemischt. Nur ist hierbei zu beobachten, daß, wenn der rohe Stoff mehr oder weniger Kalktheile oder fette Substanzen enthält, man demselben mehr oder weniger natürlichen Theer zusetzt, um ihn geschmeidiger zu machen.

Nach dieser Vorbereitung findet für den einen wie für den andern Stoff ein ähnliches Verfahren statt.

Soll z. B. ein Fußpfad gemacht werden, so stampft man zuerst den Boden eben und gibt ihm den nöthigen Fall für den Ablauf des Wassers; diesen Boden bedeckt man mit einer Schichte von Béton,* $0^m,10$ oder $0^m,15$ dick,** nach Maßgabe der Sorgfalt,

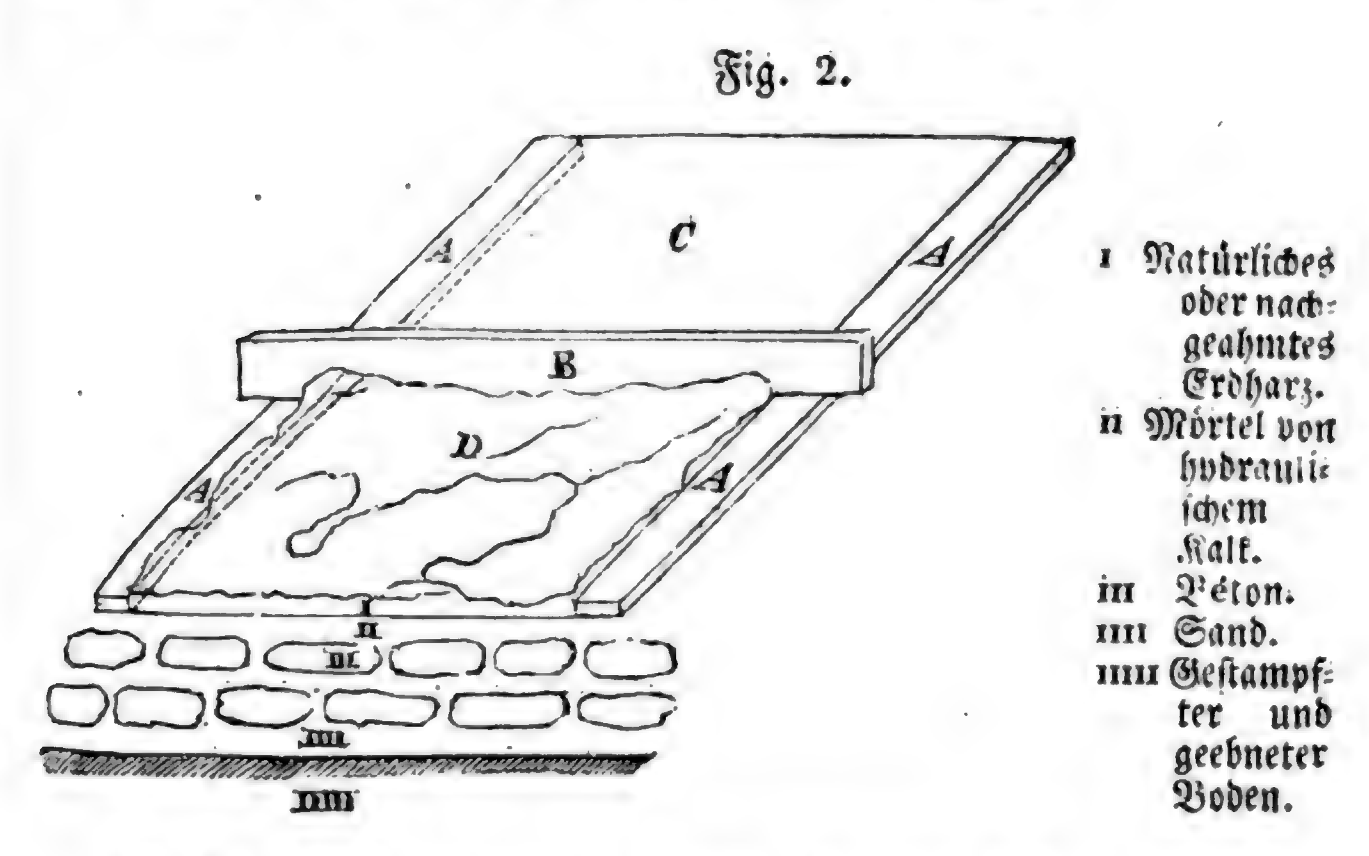
* Béton ist bekanntlich ein Mörtelguß, der in Frankreich sehr häufig als allgemeine Unterlage bei zerklüftetem Baugrunde, dann als Gewölbeüberzug, als innere Masse von sehr dicken Mauern u. s. w. angewendet wird. Man sehe darüber: Borgnis, Traité élémentaire de construction, appliqué à l'architecture civile.

** Diese Dicke richtet sich danach, ob das Erdreich gewachsen oder aufgefüllt ist. Will man ein befriedigendes Resultat erreichen, so muß

die man darauf verwenden will. Dieser Béton wird seinerseits wieder geebnet durch Auftragung eines aus hydraulischem Kalk und Flußsand bereiteten Mörtels bis auf die Höhe von 0m,010 oder 0m,012 unterhalb des Niveau der beabsichtigten Bodenfläche; auf diese also vorbereiteten Unterlagen gießt man das nachgeahmte oder natürliche Erdharz mit Sand gemischt 0m,010 bis 0m,012 dick.

Dieser Guß geschieht gewöhnlich in Abtheilungen von 1 Meter Ausdehnung in der Breite und nach beliebiger Länge:

Fig. 2.

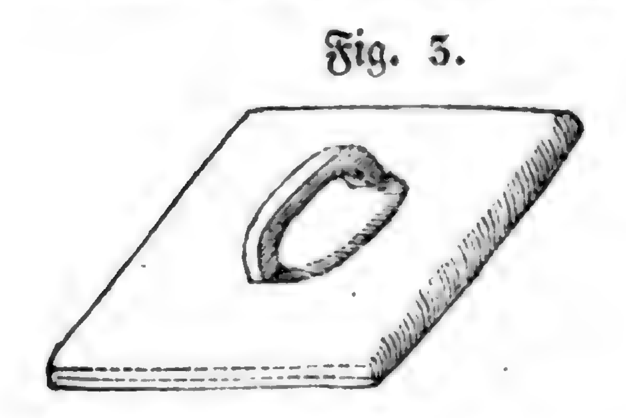


I Natürliches oder nachgeahmtes Erdharz.
II Mörtel von hydraulischem Kalk.
III Béton.
IIII Sand.
IIIII Gestampfter und geebneter Boden.

Der Guß wird zwischen eisernen Schienen **A A** aufgetragen, welche so dick sind als der beabsichtigte Ueberzug von Erdharz, der durch eine andere eiserne Schiene **B** geebnet wird, die man über jene beiden hinstreift; sodann bestreut man die ganze Oberfläche des noch heißen harzigen Ueberzuges mit gewärmtem Fluß- oder Kiessande, der zuvor gesiebt worden ist, und um diese Bestreuung inniger mit dem Harze zu verbinden, schlägt man die Oberfläche stark mit einem hölzernen Scheibbrete,

der Boden vor allem fest geschlagen werden, um den Mörtelguß darauf zu bringen, der in einer Dicke von 0m,15 angewendet, einen äußerst festen Ueberzug geben wird. Auf dem Concordeplatz beträgt dessen Dicke nur 0m,10 und die Erfahrung des vergangenen Jahres hat sie als genügend bewährt.

Fig. 3.



das mit einem Handgriffe versehen ist, so lange, bis sie vollkommen eben ist; dieses ergibt sich, wenn der Sand ganz in sie eingedrungen ist. * Dieses Verfahren gibt dem Ueberzuge ein graues Ansehen, durch die gelblich weiße Farbe des Sandes und die Zwischenräume des schwarzen Harzes hervorgebracht.

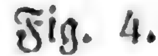
Da dieser Anblick ermüdend einförmig ist, so versuchte man es auf dem Concordeplatz, ** diesem Uebelstande abzuhelfen, zu

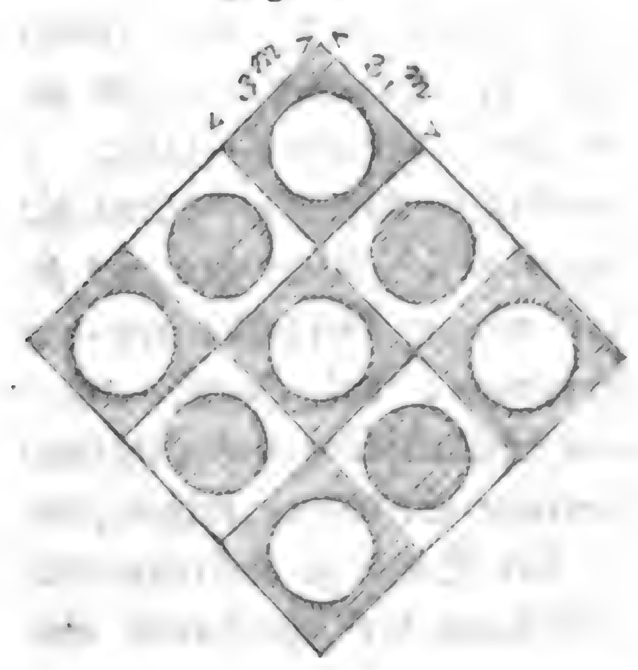
---

* Man hat auf den Boulevards andere Versuche mit nachgeahmtem Erdharze gemacht, das man, $0^m,40$ dick, unmittelbar auf den geebneten und mit einer Sandschicht überschütteten Boden goß; allein der Erfolg hat dieses Verfahren nicht bewährt, das zwar schneller zu bewerkstelligen ist, aber dem Froste nicht widerstand, der häufige Spalten und Risse darin verursacht hat.

** Sämmtliche Verschönerungen des Concordeplatzes sind dem Architekten Herrn Hittorff in Paris übertragen; dahin gehört das Piedestal des Luxor-Obelisken, die beiden großen, mit allegorischen Bildwerken reich verzierten Springbrunnen zu beiden Seiten desselben, das Mosaikpflaster des Platzes, die Aufstellung von Statuen, Rostralsäulen, Candelabern u. s. w. Bei Gelegenheit der Aufstellung des Obelisken, dessen Spitze sehr rauhe Flächen bietet, im Widerspruche mit den glatt geschliffenen Seitenflächen dieses Monumentes, kam die Art, wie dieser Mangel zu ergänzen sey, zur Sprache, und Herr Hittorff zeigte in einer eigenen kleinen Schrift (Précis sur les Pyramidions en bronze doré, par Hittorff, Paris, Paul Renouard, 1836) durch die interessantesten Nachweisungen, daß die Spitzen der Obelisken (Pyramidion) ursprünglich vergoldet oder mit einem Ueberzuge von vergoldetem Metall versehen gewesen sind, und daß dieser Umstand die mangelhafte Gestalt des steinernen Gipfels, der dadurch bedeckt wurde, besonders bei dem erwähnten Obelisken vollkommen erkläre. Er beantragte deßhalb auch für dieses Monument eine ähnliche Ergänzung, welche in jeder Beziehung wünschenswerth erscheinen mußte; sein Vorschlag wurde jedoch damals nicht genehmigt, und man zog es sonderbarerweise vor, die Spitze durch eine Mastixmasse zu ergänzen. Der Erfolg dieser, nicht

welchem Zwecke es darauf ankam, einen sehr dunkeln, nämlich schwarzen, Ueberzug zu bewerkstelligen. Die Absicht wurde erreicht, indem man den zum Bestreuen bestimmten Sand im flüssigen und mit einigen Säuren versetzten Asphalt schwärzte; die mit solchem geschwärzten Sande bestreuten Felder gewinnen dadurch ein durchaus schwarzes Aussehen, das gegen die graue Farbe der übrigen sehr gut absticht, und dem ganzen den Anblick einer schönen geplatteten Mosaik gewährt; die beistehende


Fig. 4.



gibt ein Muster der dazu gewählten Feldereintheilung.

Seitdem hat man auch Mittel gefunden, vielfarbigen Asphaltboden auszuführen. Vor den Haupteingängen des Börsengebäudes wurden Versuche im Freien gemacht, die vollkommen gut ausfielen. Diese Verbesserung ist von Wichtigkeit, weil man nun im Stande seyn wird, sehr reiche und dauerhafte Fußboden auszuführen, besonders im Innern großer Gebäude und mit mäßigen Kosten. Will man eine Nachahmung verschiedenfarbiger Steinplatten, felderartig abgetheilt und mit einfachen Rahmen oder Friesen eingefaßt, anwenden, so kostet der Flächenmeter nur 6 bis 7 Franken; für den doppelten Preis aber könnte man die reichsten und mannigfachsten Mosaikboden nachahmen lassen.

---

befriedigend zu erklärenden Maßregel war nicht glänzend; der Frost des vorigen Winters übernahm den Richterspruch, indem er das Mastir-Pyramidion zerstörte, dessen herabfallende Bruchstücke fast einen Arbeiter am Fuße des Monumentes erschlagen hätten. Nach dieser Erfahrung wird man vielleicht geneigter seyn, den Vorschlag des Herrn Hittorff zur Ausführung zu bringen.

Die beste Jahrszeit, um Erdharzpflasterungen vorzunehmen, sind die schönen Frühlingstage; auch Sommer und Spätjahr sind ganz günstig; nur hat der Sommer die Unbequemlichkeit, die Arbeiter sehr zu ermüden, da sie nicht nur der Sonnenhitze ausgesetzt sind, sondern auch derjenigen der Schmelzpfanne und der im geschmolzenen Zustande zu verwendenden Stoffe. Uebrigens wurde auf dem Concordeplatze in der stärksten Hitze, wie beim Eintritte des Frostes, ohne Nachtheil gearbeitet.

Ein Flächenmeter Fußpfad von Asphalt oder natürlichem Erdharz in zweierlei Farben, mit Inbegriff der Ebnung des Bodens, des Béton, der Handarbeit, wird mit 6 bis 8 Franken, einfarbig mit 6 bis 7 Franken bezahlt. Dieselbe Fläche mit nachgeahmtem einfarbigen Erdharze würde für 5 bis 6 Franken, und gegenwärtig sogar noch billiger gemacht werden.

Es bedarf bei diesem Geschäfte des Zusammenwirkens von wenigstens drei Arbeitern: des einen, um das Harz stets im Fluß zu erhalten und umzurühren; des andern, um die geschmolzene Masse an die betreffende Stelle zu tragen; des dritten, um das Harz auszubreiten, mit Sand zu bestreuen und zu schlagen. Eine große Schwierigkeit bestand bis jetzt darin, eine hinreichende Anzahl Arbeiter zu finden, welche dem sehr anstrengenden Geschäfte körperlich gewachsen sind und dasselbe mit Sorgfalt und Fleiß ausführen.

Das wichtigste Erforderniß ist die Anwesenheit eines Mannes, der die nöthige Erfahrung besitzt über den Grad der Geschmeidigkeit, deren das Erdharz bei der Anwendung bedarf, um im Sommer nicht zu weich zu werden und im Winter nicht zu bersten. Die Uebung allein kann solche Männer bilden.*

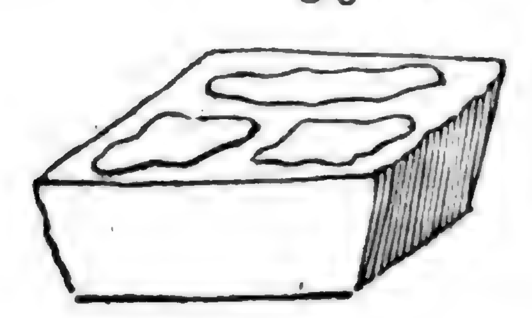
Der Erdharzüberzug für Fußpfade und Terrassen wird auch auf eine Schichte gewöhnlicher Backsteine aufgetragen, die auf die

* Da die Uebung und Erfahrung bei dieser Arbeit das Gelingen mehr als bei einer andern zu bedingen scheint, so ist daraus zu schließen, daß eine Nachahmung in andern Ländern, wenn sie glücken soll, entweder durch Arbeiter von Paris oder durch solche ausgeführt werden müßte, die in Paris die Manipulation erlernt haben; denn es bedurfte selbst in jener Stadt einer Reihe von Jahren und mißlungener Versuche, um nur einigermaßen befriedigende Ergebnisse zu erhalten.

breite Seite gelegt, und deren Fugen, des Verbandes wegen, mit geschmolzenem flüssigen Erdharze ausgegossen werden. Die ganze Oberfläche wird sodann mit Erdharz überzogen, und dieses Verfahren gibt sehr gute Resultate, nur ist es kostspieliger.

Endlich hat man noch eine Pflasterung auf dem Concordeplatz versucht, und zwar mit nachgeahmtem Erdharz, deren Ergebniß bis jetzt sehr befriedigend gewesen ist. Zu diesem Zwecke ließ man viereckige hohle Formen machen, von fünf Seiten geschlossen,


Fig. 5.



die obere Fläche offen, jede lange Seite $0^m,32$ lang (etwa 1 Fuß Pariser Maß), mit einer Höhe von $0^m,16$ (6 Zoll); sie verjüngen sich nach unten (bilden also den untern Theil einer abgestumpften Pyramide). In diese Formen legte man Kieselsteine, etwa drei oder vier, so viel es bedurfte, um etwa zwei Drittel des Raumes einer Form auszufüllen, und auf eine Weise, daß sie eine obere rauhere Fläche bildeten. Der übrige Raum des Models wurde mit Erdharz ausgegossen. Die also geformten Blöcke wurden mit verschränkten Fugen auf den Boden gesetzt, der mit Sand bedeckt worden war, die einzelnen Blöcke um etwa $0^m,003$ (1 Zoll) von einander entfernt, und diese offenen Fugen wurden mit flüssiger Harzmasse ausgegossen. Dieses Verfahren, welches eine große Anzahl einzelner Theile zu einem dichten und festen Ganzen verbindet, bildet durch die bogenförmige Anlage der Straße ein sehr starkes Gewölbe.

Wenn dieser Versuch seine Haltbarkeit bewährt, wie es zu vermuthen ist, so bietet diese Constructionsweise außerordentliche Vortheile:

1) In ökonomischer Beziehung; denn der Flächenmeter kostet nur 10 Franken und verursacht keine Unterhaltungskosten, im wesentlichen Gegensatze mit dem üblichen Pariser Straßenpflaster, welches 9 Franken Anfertigung kostet und

unablässige Ausbesserungen erheischt, deren Betrag sich Jahr für Jahr auf wenigstens 3 Fr. belauft.

2) In Beziehung auf Reinlichkeit; denn da das Wasser auf einer also angelegten Masse weder verweilen noch in die Fugen eindringen kann, so verschwinden die nächsten Veranlassungen zur Unreinlichkeit, welche das gewöhnliche Pflaster mit sich bringt.

3) In Betreff des Geräusches und des Schüttelns; beides wird dadurch vermindert.

4) Verringerung des Reibungswiderstandes, durch welche es möglich wird, schwere Lasten durch eine kleine Zahl von Pferden fortzubewegen.

Seit der gelungenen Anwendung des Asphalts aus den Minen von Seyssel * hat man in Frankreich verschiedentlich nachgeforscht, um ähnliche ursprüngliche Stoffe zu finden, und nicht ohne Erfolg. Die Minen von Lobsann bei Weißenburg, Departement des Oberrheins, ** liefern einen Bergtheer, den man zur Verfertigung eines Fußpfades in Paris verwendet hat, den der Frost des verflossenen Winters nicht im Mindesten beschädigte.

Da am Eingange dieses Aufsatzes die Verwendung des Erdharzes zu Dachbedeckungen erwähnt wurde, so wird zum Schlusse desselben eine kurze Beschreibung des dabei beobachteten Verfahrens um so passender seyn, als in der neuesten Zeit die, nach ihrem Erfinder benannte, Dorn'sche Dachbedeckung im Norden von Deutschland sehr häufig in Anwendung gebracht wird, bei welcher der Holz= oder Steinkohlentheer eine große Rolle spielt, jedoch mit andern Substanzen in Verbindung gesetzt.

Als Beispiel diene eine Fall, der in Douai (Dep. du Nord) im Jahr 1832 vorkam, wo eine Dachfläche von 5000 Meter mit

---

* Die Gesellschaft, welche zu Paris diese Anwendung des Asphaltes betreibt, hat ihren Sitz unter der Firma Cogniet et Comp., Rue Hauteville Nr. 35; die Gesellschaft für das nachgeahmte Erdpech (Bitume factice) unter der Firma Dez=Maurel et Comp., Rue Hauteville Nr. 1.

** Außer den Minen von Lobsann, deren Nähe für Süddeutschland die Transportkosten verringert, kommt auch Asphalt oder Erdpech im Val de Travers, im Wallis und bei Orbe vor, ferner im Harzgebirge, am Iberge, bei Wildemann. (Siehe geognostische Uebersicht der deutschen Gebirge von Dr. J. G. Kurr.)

Asphalt gedeckt wurde, die sich vollkommen gut erhalten hat. Das Verfahren war folgendes: Auf die Sparren eines Daches, dessen Neigungswinkel 18° (etwa 0m,32 Fall auf einen Meter) betrug, wurden Latten von Rothtannenholz, 0m,027 dick, 0m,055 breit, 0m,19 von Mitte zu Mitte festgenagelt. Quadratische Plättchen aus gebrannter Erde, von 0m,19 Seitenlänge, mit leicht abgeschrägten Kanten, wurden auf diese Latten gelegt, und deren gute und breitere Fläche nach unten gekehrt, so daß die durch die Kantenschräge sich erweiternden Fugen nach oben gekehrt waren. In diese Fugen wurde der Erdharzkitt gegossen, um die Plättchen unter einander zu verbinden und sie auf die Latten zu befestigen.

Eine leichte, undicht gewebte Leinwand, wie man sie als Unterlage für Papiertapeten verwendet, wurde über diesen Plattenboden ausgespannt, dem Saum (Sahlleiste, Sahlband) entlang mit einigen Nägeln in die Fugen der Plättchen befestigt, die Länge der Leinwand vom Gipfel nach dem unteren Rande des Daches gerichtet.

Ein Erdharzüberzug von 10 bis 12 Millimeter Dicke wurde in Streifen, welche denen der Leiwandbreite entsprachen, über die ganze Dachfläche gegossen. Die Oberfläche dieses Ueberzuges hat man, so lange sie noch flüssig war, mit einer Lage von gesiebtem Flußsande überdeckt, der in einer Pfanne gleichzeitig mit dem Erdharze stark erhitzt und heiß aufgetragen wurde. Endlich ist dieser Sandauftrag, um ihn mit dem Erdharze inniger zu verbinden, mit hölzernen Schlägeln so lange festgeschlagen worden, bis die Oberfläche ganz eben war.

Die Sprachlehr-Methoden
Hamilton's und Jacotot's.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, daß die Wichtigkeit der Jugendbildung immer allgemeiner anerkannt wird, und daß selbst unter gebildeten Laien über die an die Schule zu machenden Forderungen eine selbstständige öffentliche Meinung sich bildet, und die nur zu gern am Alten hängenden Schulmänner zu Concessionen führt, welche für das geistige und das leibliche Gedeihen der heranwachsenden Geschlechter nur wohlthätig werden können. So hoch auch der Werth der klassischen Bildung anzuschlagen ist, und so unverdient auch die neuern Angriffe gegen sie größtentheils sind, so ist sie doch nicht mehr zureichend, da man neben klassischer Gelehrsamkeit auch jene allgemeinere Bildung fordert, welche nur durch eine harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte gewonnen werden kann. Wenn nun die Schule, um diese harmonische Entwickelung der Geisteskräfte zu erzielen, außer den Sprachstudien (welche jedoch in der Realschule wie in der philologischen die Hälfte der Schulstunden einnehmen sollten) andere sehr wichtige Lehrfächer, vor allen aber Naturwissenschaften und Mathematik in den Kreis des Unterrichts aufzunehmen hat, so ist unerläßliche Bedingung des Sprachunterrichts, daß er den andern Lehrfächern, welche in ihrem Kreise gleich gute Bildungsmittel sind, den nöthigen Spielraum nicht versperre. Soll er selbst aber, der bei all diesen Zugeständnissen das erste Bildungsmittel der Schule bleibt (da die Sprache der unmittelbare Ausdruck des

Denkens ist), unter dieser nöthig gewordenen extensiven Beschränkung nicht leiden, so muß er das an Extensität Verlorene durch gesteigerte intensive Bildungskraft ersetzen. Er muß in viel kürzerer Zeit nicht nur eine gründliche Kenntniß der fraglichen Sprache und eine gehörige Fertigkeit im Gebrauche derselben gewähren, sondern auch theils schon durch praktische Stylübungen, theils und hauptsächlich durch die Art und Weise der Construirung der Grammatik möglichst verstandbildend wirken und zur förmlichen Denklehre werden. Diesen Forderungen genügen aber, so weit dem Verfasser dieser Zeilen bekannt ist, nur die Sprachlehr-Methoden Hamiltons und Jacotots, da sie nicht nur in weit kürzerer Zeit als die alte Schule eine selbst gründlichere Sprachkenntniß verschaffen, sondern auch naturgemäßer und formell bildender sind.

Um die Leser dieser Blätter zu einer genaueren Würdigung dieser Methoden aufzumuntern, schicken wir der Darlegung beider glaubwürdige Notizen von den Resultaten derselben voraus, und versuchen sodann zu zeigen, auf welchen Wegen sie zu denselben zu gelangen pflegen. Beginnen wir mit der Hamilton'schen Methode.

Hamilton machte sich im Jahr 1816 in New-York anheischig, seine Schüler in fünfzehn Lektionen so weit im Französischen zu bringen, daß sie mit seiner Hülfe in einer gewöhnlichen Lehrstunde ein Kapitel im neuen Testamente übersetzen könnten. Im Februar hatten sich fünf Klassen gebildet, und unter der bedeutenden Anzahl von Schülern war kein Einziger, der dies nicht in der zehnten Lektion gekonnt hätte. — Eine Anzahl Engländer unterzeichneten später in London eine Summe, um Hamilton in Stand zu setzen, zwölf Knaben von 12 bis 14 Jahren 6 Monate lang zu unterrichten. Es war Bedingung, daß sie keine weitern Vorkenntnisse als die des Lesens und des Schreibens haben durften. Man erhielt statt zwölf nur acht Knaben, und nach sechsmonatlichem Unterricht lieferte ihre Prüfung folgende Resultate, die hier aus dem Morning Chronicle vom 16. Nov. 1825 im Auszuge gegeben sind:

»Hamilton'sches Lehrsystem. Wir wohnten gestern der Prüfung von acht Knaben bei, welche seit dem Monat Mai von Hamilton unterrichtet wurden. — Sie hatten während der sechs Monate Latein, Französisch und Italienisch gelernt, und wurden

gestern im Beiseyn der Herren John Smith, Esq., G. Smith, Esq., J. Mill, Geschichtschreiber von brittisch Indien, Major Carnac, Major Thomson, Cavel und anderer angesehener Männer examinirt. — Zuerst lasen sie verschiedene, von den Anwesenden bezeichnete Stücke des lateinischen Evangeliums Johannis und der Commentare Cäsars. Sie übersetzten mit einer Leichtigkeit, die man von Knaben unserer gewöhnlichen Schulen nach vier, ja fünf Jahren vergeblich erwarten würde. — Sie waren mit dem ganzen Wortschatze gedachter Schriften in hohem Grade vertraut. Ihre Kenntniß der Redetheile war beträchtlich, doch nicht so auffallend, da die Hamilton'sche Methode dem natürlichen Gange der Spracherlernung folgt, und die Knaben erst dann analysiren läßt, wenn sie bereits einen Grad von Vertrautheit mit dem fremden Idiom gewonnen haben. — Dieselben Versuche wurden mit gleichem Erfolg im Französischen und Italienischen gemacht, so daß nach unserer besten Ueberzeugung die Aufgabe als gelöst betrachtet werden kann."

Ein Lehrer in Württemberg, Präzeptor Schmid in Göppingen, jetzt Rektor des Lyceums in Eßlingen, berichtet über einen Hamilton'schen Versuch Folgendes: *

„Ich begann mit einer Abtheilung Anfänger im Griechischen nach Wagner (Aesopische Fabeln mit Hamilton'scher Interlinear-Uebersetzung) einen Hamilton'schen Cursus. Es waren ein paar Schüler dabei mit guten, einige mit ziemlich guten, ein paar mit mittelmäßigen Anlagen. An die methodische Anleitung, in welcher ich die Hamiltonianer selbst von einander abweichen sah, glaubte ich mich eben deßhalb nicht in allen Punkten binden zu müssen, und lehrte daher meine Schüler namentlich gleich von Anfang an aus der wörtlichen Uebersetzung eine andere in richtigem Deutsch bilden und bald auch aus dem vorkommenden Material einzelne Regeln — etymologische und syntaktische — abstrahiren. Der Erfolg war meinen Erwartungen entsprechend: in weniger als Jahresfrist waren die Schüler so weit gekommen, als ich sie sonst

* Vergl. das Schriftchen: „Die Hamilton'sche Frage, untersucht von C. A. Schmid rc. 1838", in welchem derselbe mit viel Scharfsinn und dialektischem Geschick die Gegner der Hamilton'schen Methode zurückgewiesen hat.

in noch einmal so viel Zeit gebracht hatte. Die Knaben durften während der ersten drei Vierteljahre keinen Buchstaben componiren; es wurde keine Minute mit ihnen auf die sonst so peinliche Einübung der Formenlehre durch Composition verwendet; als ich ihnen aber kleine Fabeln, Erzählungen u. dgl. zum Componiren diktirte, machten sie im Durchschnitt weniger Fehler, als die nach der alten Methode unterrichteten, und alle jene Hamiltonianer — es waren fünf junge Theologen darunter — bestanden im Landexamen gut, zum Theil mit Auszeichnung.

„Ein anderes Beispiel ist mir in neuester Zeit vorgekommen, und zwar mit der lateinischen Sprache. Der eilfjährige Sohn des Pf. P. in S., mit welchem sein Vater vor zwei Jahren das Latein nach Hamilton'scher Methode angefangen und den Unterricht dazu noch mit bedeutenden Unterbrechungen fortgesetzt hatte, kam auf eine Woche zur Probe in meine Schule und arbeitete mit meiner zweiten Abtheilung, deren Schüler im Durchschnitt in seinem Alter stehen, also nach der alten Methode 4 — 5 Jahre (im Lateinischen) unterrichtet worden sind. Diesen war aber der junge P. nicht nur an Fertigkeit um ein Gutes überlegen, sondern auch im Componiren, das er noch nicht sehr lange vorher angefangen hatte, den Bessern gleich. In der Zeit bis zum neunten Jahre aber, welche diese großentheils dem Latein hatten opfern müssen, hatte er sich in Geographie, Geschichte u. s. f. Kenntnisse gesammelt, wie man sie von den Andern gar nicht fordern konnte."

Da Hamilton in dem grammatikalischen Unterricht von der alten Schule nur dadurch abweicht, daß er ihn erst später beginnt, derselbe aber auf analytischem Wege in hohem Grade verstandbildend werden kann, so hat Schreiber dieses sogleich zu Anfang der Lektionen bei dem logischen Construiren die von Dr. Becker begründete neue Grammatik auf die unten ausgeführte Weise mit bestem Erfolg in Anwendung gebracht.

Bei einer zu Ende des Monats Juni im vorigen Jahr vor dem königl. Studiendirektor vorgenommenen Prüfung meiner Anfängerklasse * im Französischen lasen die Schüler ein von dem Herrn

* Die Schüler der vierten Gymnasialklasse, welche in dem Normal-Alter von 13 — 14 Jahren stehen, hatten vom November an (nach Abzug der Feiertage und der Ferien) in etwas mehr als sieben Monaten bei

Direktor gewähltes Stück meines zweiten Curses richtig, übersetzten das Gelesene fertig sowohl wörtlich als reindeutsch, und wußten nicht nur die einzelnen Satzglieder, sondern auch die ganzen Sätze nach ihrer logischen Geltung und Bedeutung zu analysiren und nach der neuen Terminologie zu benennen. Das gleiche Ergebniß hat sich auch dieses Jahr wieder herausgestellt und kann von Jedem, der sich für die Methode interessirt und dem Unterrichte beiwohnen will, erhoben werden.

Vor zwei Jahren machte ich mit Realschülern im Griechischen und Hebräischen zwei Versuche, die ich voriges Jahr in einem besondern, zur Vertheidigung der Hamilton'schen Methode geschriebenen Werkchen * näher ausgeführt habe. Ich gab in jeder dieser Sprachen in ungefähr vier Monaten, in denen sie noch ihren Klassenunterricht fortsetzten, je 90 einstündige Lektionen, und absolvirte den ersten Curs des Weckherlin'schen hebräischen Lesebuchs, mein griechisches Lehrbuch und das griechische Elementarbuch von Weckherlin. Da sich ein fremder Lehrer in den Herbstferien in U. befand und gegen mich die Anwendbarkeit der Hamilton'schen Methode auf das Hebräische in Zweifel zog, so lud ich ihn mit einigen Freunden zu einer Prüfung der beiden Schüler ein. In dieser übersetzten die Knaben von den Anwesenden ausgewählte Stücke aus dem griechischen und hebräischen Lesebuch Weckherlins und dem griechischen Evangelium Johannis nicht nur fertig wörtlich deutsch, sondern auch mit ziemlicher Fertigkeit reindeutsch; auch zeigten sie nach dem Zeugnisse der Anwesenden bereits einige Kenntniß der Grammatik, namentlich im Hebräischen. Der Rektor des Gymnasiums, welcher von dem Ergebniß der Prüfung hörte, ließ einen der Knaben zur Probe bei sich in dem zweiten Curs Weckherlins übersetzen, was derselbe, wie er gegen mich äußerte, zu seiner Zufriedenheit that, obgleich er in diesem Buche früher noch nicht übersetzt hatte. Da der Herr Rektor der Ansicht war, daß der

---

3 — 4 Wochenstunden, in denen abwechselnd exponirt, repetirt und logisch analysirt wurde, meinen ersten französischen Kurs ganz und den zweiten etwa zur Hälfte durchgemacht.

* Hamilton und seine Gegner oder Darlegung der Hamilton'schen Sprachlehr-Methode, in welcher diese als vor andern formell bildend und als Zeitbedürfniß erwiesen wird, von Dr. Leonhard Tafel. Stuttgart, bei Beck und Fränkel, 1837.

Schüler dadurch besonders zu diesen Leistungen befähigt gewesen, daß er früher aus dem Gymnasium in die Realschule übergetreten sey, so lud ich ihn mit noch zwei Lehrern zu einer zweiten Prüfung ein, in welcher ich fast ausschließlich einen andern Schüler, der bloß die Realschulen durchlaufen hatte, antworten ließ, und das Resultat war das gleiche.

Gehen wir nun von den Thatsachen zu den Lehrgrundsätzen über, nach denen diese überraschenden Thatsachen gewonnen werden. — Die Hamilton'sche Methode stützt sich, wie die Jacotot'sche, auf das von der alten Schule so wenig beachtete Gesetz der Ideen-Association, und bewirkt ihre Erfolge einestheils dadurch, daß sie den Wörtervorrath sogleich in ganzen Sätzen kennen lehrt und anderntheils die Grundbedeutung der Wörter beibehält, und die Sprache nicht nur nach Wörtern, Wortendungen, Wortstellungen, Satz- und Periodenbildungen, sondern auch nach ihren eigenthümlichen Sprachbildern aufs Sorgfältigste in der Muttersprache abprägt, so daß der Schüler sogleich ein Gesammtbild des fremden Idioms bekommt. Der Grundsatz der Uebersetzung der Wörter in die Grundbedeutung ist für das Sprachstudium von größtem Belang, und noch lange nicht genug gewürdigt worden. Dadurch wird erst die eigentlichste und gründlichste Kenntniß der fremden Sprache angebahnt. Auf diesem Wege erkennen wir, wie das fremde Volk bei dem Ausdruck seiner Gedanken sich auf die Erscheinungen der dasselbe umgebenden Sinnenwelt stützt, und durch die Bilder dieser äußeren Anschauungen seine inneren Anschauungen zu verständlichen sucht.

Nachdem wir die Hauptmomente oder Hauptbedingungen, ohne deren Einhaltung die Methode aufhört, eine Hamilton'sche zu seyn, ins Auge gefaßt haben, untersuchen wir die einzelnen Lehrpunkte, durch die sie sich von der alten Schule unterscheidet, noch im Besonderen.

1. Der Lehrer gibt dem Schüler die Thatsachen, d. h. er spricht ihm die Wörter des Satzes in dem fremden Idiome vor und bildet sie nach Sinn und Form so genau in die Muttersprache ab, daß der Schüler eine vollkommene Anschauung der einzelnen Satztheile erhält, veranlaßt ihn aber, durch eigene Beobachtung aus diesen Thatsachen durch Vergleichung die nöthigen Abstraktionen zu machen. Die Aufgabe des Schülers auf der ersten Lernstufe ist,

eine möglichst große Anzahl der Formen aufzufassen, in welchen die Gedanken in der fremden Sprache in die Erscheinung treten, und dieselben so zu fixiren, daß er sie von allen andern zu unterscheiden vermag. Der Geist der Schüler ist dabei in dem Maße thätig, daß die Begabten, welche das in der letzten Lektion Vorgekommene gehörig repetirten, in den ersten sieben Lehrstunden nicht nur die Aussprache der bereits vorgekommenen Wörter, sondern auch ihre Bedeutung und Form sich so zu eigen gemacht haben, daß sie in der achten Expositionsstunde, ohne daß der Lehrer weiter vorspricht, ohne Schwierigkeit weiter übersetzen, indem sie nicht nur die schon vorgekommenen Wortformen wieder erkennen, sondern auch bekannte Wörter, welche in andern, auch schon bekannten Formen erscheinen, fertig abzuwandeln, und noch nicht vorgekommene Wörter nach der Analogie der bekannten zu pronunziiren wissen, und sich so in kurzer Zeit auf praktischem Wege eine Art von Grammatik, d. h. eine Kenntniß von Wortformen, Formbedeutungen und der Satzverbindungen erworben haben. Außer der schnelleren Erlernung der fremden Sprache gewährt die Methode, weil sie nur mäßige Forderungen an die Schüler macht und diese nur allmählig und stufenweise steigert, den großen Vortheil, daß sie auch den minder Begabten ein sicheres Mittel zur Erreichung des Lernzieles bietet.

2. Durch die fortwährende Uebersetzung der fremden Wörter in ihrer Grundbedeutung und durch die immer wiederkehrenden gleichen Sinnzeichen wird außer einer gründlichern Sprachkenntniß auch die Memorirung der Wortübersetzung erleichtert.

3. Dadurch daß der Lehrer den Schülern die Bedeutung der einzelnen Wörter selbst gibt, überhebt er sie der zeitverderblichen Ausbeutung der Wörterbücher und macht sie zugleich mit der richtigen Aussprache bekannt. Der Laut und der Sinn verschwistern sich und prägen sich um so fester dem Gedächtniß ein.

4. Die Uebersetzung der einen Satz bildenden Wörter und die Aussprache werden am besten in einer Klasse eingeübt. Der große Vortheil eines geordneten Klassenunterrichts hat sich durch lange Erfahrung bewährt. Die Laute werden mehreren Pronunziationsversuchen unterworfen, und die Schüler durch unwillkührlich sich erzeugenden Wetteifer zu größerer Thätigkeit angespornt. Eine solche Klasse besteht am besten aus 5 oder 6 Schülern. Wenn es

mehrere sind, so theile sie der Lehrer wenigstens für den Anfang (d. h. für die sieben ersten Stunden des Exponirens, Repetirens und des logischen Analysirens) in mehrere Klassen, wo er dann den Einen oder den Andern, welcher nicht gehörig aufmerksam war, auch die Stunden der andern Abtheilung besuchen läßt. Geht dies nicht an, so setze der Lehrer die Schwächeren in die ersten Plätze und beginne die Pensen mit diesen, da, wenn sie das Fragliche begriffen haben, auch anzunehmen ist, daß die Fähigeren derselben mächtig sind. An die in den ersten Plätzen Sitzenden kommt gewöhnlich am meisten, da nicht immer Alles zu Allen durchreicht. So wird der Unterricht zwar etwas langsamer vor sich gehen, der Lehrer aber die Freude haben, daß er Alle, oder wenigstens bei weitem die meisten Schüler zu dem gewünschten Ziele führt.

5. Einer der Hauptnerven der neuen Methode ist, wie oben schon bemerkt wurde, daß die Bedeutung der Wörter nicht isolirt, sondern im Zusammenhang in ganzen Sätzen und Perioden erlernt wird, da nur hiedurch und durch die Beibehaltung desselben deutschen Sinnzeichens bei der Uebersetzung der Wörter die so überraschend schnelle Memorirung einer Masse fremder Begriffs- und Beziehungsformen möglich wird. Jeder, der dies in Abrede zieht, kann sich von der Wahrheit des Gesagten selbst überzeugen: er nehme den nächsten besten Satz, die nächste beste Periode und lasse von zwei gleich begabten Schülern den einen die Wörter im Zusammenhang, den andern dieselben Wörter außer dem Zusammenhang memoriren, und er wird finden, daß der erstere seinen Satz oder seine Periode schneller memorirt und länger im Gedächtniß behält.

6. Um die Schüler mit dem Sinn jedes einzelnen Wortes bekannt zu machen, schiebt Hamilton ein gleichbedeutendes in der Muttersprache unter und bildet dessen grammatische Form so genau und unabänderlich nach, daß, wer das Technische der Grammatik kennt, jeden übersetzten Satz, ohne die fremde Sprache zu verstehen, sogleich analysiren könnte.

7. Wesentliches Erforderniß dieser Methode ist, daß die erste Lektion durchaus verstanden ist, ehe man zur zweiten schreitet. Kein dunkler Punkt darf in dem Theil des Lehrfeldes bleiben, das der Schüler im Augenblick vor sich hat.

8. Nächst dem Verständniß der Lektion ist das **Memoriren** derselben Hauptbedingung. Nie wird zur zweiten Lektion geschritten, ehe die vorhergehende vollkommen memorirt ist, was aber aufs Sicherste erzielt werden kann. Bei dem Uebersetzen selbst wird in jeder Lektion eine große Anzahl von Wörtern häufig wiederholt, und da demselben Worte unabänderlich die gleiche Bedeutung gegeben wird, so verbindet sich diese unmerklich, aber unvertilgbar mit demselben. Um die Wiederholung zu Hause möglich zu machen, wird, da der Schüler Einzelnes vergessen könnte, eine wörtliche, zwischen die Zeilen des Textes gedruckte Uebersetzung jedes Wortes gebraucht, welche eine gedruckte Copie des Lehrvortrags enthält. Sehr zweckdienlich ist es ferner, wenn da, wo in der Interlinearübersetzung Wörter, Ausdrücke oder Constructionen nicht aus dem Zusammenhang verständlich sind, unter dem zwischenzeiligen Texte Anmerkungen enthalten sind, welche, wo es nöthig ist, durch Zwischenbedeutungen auf die jeweilige abgeleitete Bedeutung des betreffenden Wortes, oder durch kurze Erklärungen auf die Entstehung der fremdartigen Ausdrücke und auf die Bedeutung der Sätze hinweisen, so daß der Schüler sich bei der Repetition zu Hause selbst orientiren kann. Auch liegt dem Lehrer ob, hin und wieder durch Fragen sich zu versichern, ob der Schüler Alles gehörig verstanden habe, und ihn im andern Falle selbst zu dem Verständniß zu führen.

9. Der Schüler wird sogleich zu logischem Construiren der Sätze angehalten. Wenn die neue Grammatik, deren Begründer der hochverdiente Becker ist, mit Recht mit der Fixirung des Satzes nach seinen verschiedenen Bestandtheilen beginnt, und den Dienst dieser **in** und **an** jenem erkennen läßt, so beginnt also die analytische Methode, welche das logische Construiren zur Vorbedingung aller Lektüre macht, sogleich mit der Grammatik, und es darf diese Richtung nur nach den Bestimmungen der neuen Grammatik, welche nicht von der Lehre über die äußeren Wortformen, sondern von der Geltung und Bedeutung der Sätze und Satzglieder ausgeht, weiter verfolgt werden, um die fruchtbarste formelle Bildung auch sogleich auf dem Boden der Grammatik zu erzeugen. Sobald der Schüler construiren kann, liest er, so viel er Zeit gewinnt, weil er sich nur dadurch eine ausgedehnte Wörterkenntniß erwirbt, den Geist der fremden Sprache erkundet und in ihr **denken** lernt.

Hat der Schüler eine Anzahl Bücher, wo möglich ungleichartigen Inhalts, gelesen (was nach der Hamilton'schen Methode nichts Schwieriges ist und in kurzer Zeit geschehen kann), so muß er eine große Anzahl Wörter, und gerade die nützlichsten, weil sie am häufigsten vorkommen, auswendig wissen, und mit der Wortstellung, dem Satzbau und der Satzverbindung des fremden Idioms sich aufs beste vertraut gemacht haben.

10. Sobald der Schüler sich die Eigenthümlichkeiten der fremden Sprache nach Wortform, Wortstellung, Satzbau und Satzverbindung, einen reichen Schatz von Begriffswörtern und den gewöhnlichen Beziehungsformen sich zu eigen gemacht, und sich auf praktischem Wege bereits eine Grammatik gebildet hat, beginnt Hamilton den grammatischen Unterricht im Sinne der alten Schule. Weil er nicht sogleich mit der Formenlehre und den Regeln der Syntax beginnt, so behauptete man irriger- oder böswilligerweise, daß er überhaupt keinen wissenschaftlichen Unterricht in ihr ertheile. In den höheren Cyrsen der Hamilton'schen Schule wird im Gegentheil die Grammatik in ihrem weitesten Umfange gelehrt. Alles, was der Lehrer weiß, theilt er mit. Der gründlichste Gelehrte kann so auf dem kürzesten Wege den gründlichsten Gelehrten bilden. Auf hohe Gelehrsamkeit aber kann und will nicht Jeder Anspruch machen; Tausende dagegen wünschen, fremde Sprachen fertig lesen, correct schreiben und sprechen zu lernen. Warum will man sie ihnen vorenthalten? — Für diejenigen, denen es für praktische Zwecke nur um gründliche Erlernung der Sprache zu thun ist, wird das höhere grammatische Studium entbehrlich, da sie durch den ganzen Gang der Methode sich bereits selbst eine Grammatik gebildet haben. Am natürlichsten ist es, daß man sich erst mit einer großen Zahl von Erscheinungsformen der fremden Sprach- und Denkweise vertraut macht, ehe man zu etymologischen und syntaktischen Abstraktionen und Klassifikationen schreitet; da man aber mittelst dieser Methode sehr schnelle Fortschritte macht, so kann man ja nach dem Maß der darauf verwendeten Zeit, des Talents und des Fleißes, und nach der Zahl der Schüler, wie die Erfahrung lehrt, derlei Uebungen schon nach einem halben, nach dem ersten, zweiten, dritten Monate beginnen. Die Zeit aber, in welcher der Lehrer der alten Schule seine Schüler, selbst wenn er ihrem natürlichen Entwickelungsgange gemäß erst mit dem Ende

des Elementaralters, d. h. des zehnten Jahres beginnt, die Deklinationen und Conjugationen und eine geringe Anzahl isolirter Wörter mechanisch auswendig lernen läßt, ist für den Hamiltonschen Schüler in materieller und formeller Hinsicht äußerst wichtig geworden. Er hat einen großen Vorrath gründlich erlernter Wörter gewonnen, ist mit der besonderen Wortform, Wortstellung, Wortfügung und Satzverbindung in einer großen Anzahl von Satzanschauungen vertraut geworden und hat die Grundbedeutung der Wörter je nach dem Zusammenhang verschieden modificiren gelernt und seinen Verstand dadurch aufs fruchtbarste in Thätigkeit gesetzt. Er hat auf praktischem Wege selbstthätig dekliniren und conjugiren gelernt und ist sich, da die Grundbedeutung mit demselben Wurzelbild durch Zeitwörter, Substantive, Adjektive, Adverbien sich forterhält, der Verwandtschaft der Wörter weit mehr bewußt geworden. — Einen unberechenbaren Vorzug aber hat die neue Methode vor der gewöhnlichen darin, daß das Erlernen der fremden Sprache der Masse der Schüler, weil sie in so kurzer Zeit Früchte ihres Fleißes sehen, Freude macht und sie zu raschem Fortschreiten ermuntert. Auch kann ein großer Theil der von den Zöglingen der alten Schule verwendeten Zeit theils auf andere in ihrem Theil gleich wichtige Lehrgegenstände, theils auch wirklich schon mit noch günstigerem Erfolg auf die Grammatik verwendet werden. Er sucht jetzt die organischen Gesetze auf, nach welchem sich die fremde Sprache in den verschiedenen Redetheilen entwickelt hat, und erkennt in den einzelnen Worterscheinungen nicht mehr bloß etwas Faktisches, sondern eine Nothwendigkeit an. Ein besonderes Gewicht wird sofort auch auf die Wortbildung gelegt, weil dadurch nicht nur ein genaueres Sprachbewußtseyn, eine gründlichere Sprachkenntniß gewonnen, sondern auch dem Gedächtniß nicht geringer Vorschub geleistet wird.

11. Erst nachdem der Schüler die fremde Sprache nach Form und Inhalt näher kennen gelernt hat, übersetzt er aus der Muttersprache in dieselbe. Mit Recht verläßt Hamilton die gewöhnliche Lehrweise, welche die Deklinationen und Conjugationen durch Compositionen einzuüben pflegt. Ihr materieller Nutzen für die Spracherlernung ist, wie die Erfahrung lehrt, zu gering, und der formelle Gewinn mit dem Verluste der besser zu verwendenden Zeit offenbar zu theuer erkauft, zumal da sie durch die logische

Behandlung der Sprache ein mehr als genügendes Surrogat erhalten. Hamilton läßt seine Schüler erst componiren, wenn sie einen großen Wörtervorrath gesammelt und mit der Ausdrucksweise des fremden Volkes vertraut geworden sind. Dann sind auch dergleichen Uebungen höchst zweckmäßig und sollten in jeder Sprache angestellt werden, da man dadurch in dem Geiste des Volkes, dessen Geschichte und Geisteserzeugnisse man kennen gelernt hat, denken und sich aus dem eigenen Schatz selbstständig ausdrücken lernt.

Nachdem nun die Hamiltonsche Methode nach ihren Lehrgrundsätzen dargestellt worden, soll dem Lehrer, der sie anwenden will, da sie ihren eigenen Weg nach dem vorgesteckten Ziel einschlägt, noch angegeben werden, wie er Schritt für Schritt zu verfahren hat, um die gewünschten Erfolge zu gewinnen. — Wir nehmen des Beispiels wegen die lateinische als die zu erlernende Sprache an. Hamilton legte bei seinem ersten Unterricht das, leichte Sätze und Satzverbindungen enthaltende, dieselben Wörter häufig wiederholende, mit Gesprächen und Geschichterzählungen wechselnde Johanneische Evangelium zu Grund, welches denn auch Schreiber dieses für den ersten Unterricht im Lateinischen, Griechischen, Französischen, Englischen, Italienischen und Spanischen bearbeitet hat. *

Der Lehrer spricht vor einem Auditorium von 8 — 12 Knaben, ** von denen jeder den bloßen Text des Evangeliums vor sich hat, mit lauter Stimme, wie folgt:

Initio im Eingange omnium aller rerum Sachen erat war verbum das Wort, verbum das Wort erat war apud bei Deum

---

* Die Lehrbücher für das Lateinische, Griechische, Französische (erster und zweiter Curs), Italienische, Englische (erster Curs) sind bei Beck und Fränkel, das Spanische (nebst Grammatik) bei S. G. Liesching, der zweite Curs für das Englische in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu haben. Für das Italienische und das Griechische werden gleichfalls nächstens zweite Curse erscheinen. Der Unterricht kann aber auch gleich mit den Gesprächen des zweiten Curses begonnen werden.

** Vergl. den vierten Lehrgrundsatz.

Gott, et und verbum das Wort erat war Deus Gott. Nachdem der Lehrer den ersten Vers zweimal vorgesprochen hat, läßt er denselben von den Schülern der Reihe nach wiederholen. Der Schüler ahmt den Laut und die Betonung des fremden Wortes aufs Genaueste und Sorgfältigste nach, und der Lehrer berichtigt sogleich die gemachten Fehler. Besonders dringt er gleich Anfangs mit allem Nachdruck auf eine richtige Aussprache, weil unzeitige Nachsicht eine Unsicherheit erzeugt, deren Beseitigung später viel Zeit und Mühe kostet. So oft auch der Vers wiederholt werden muß, so darf doch die Klasse nicht weiter schreiten, bis der Lehrer sich überzeugt hat, daß die Schüler jedes Wort völlig inne haben und aussprechen können. Jeder Schüler übersetzt den ihn treffenden Vers so, wie eben angegeben wurde, indem er zuerst das fremde Wort, dann das deutsche Sinnzeichen ausspricht, weil er so die einzelnen Wörter schärfer ins Auge faßt. Eine öftere Erfahrung hat mich überzeugt, daß viel mehr Zeit zum Aussprechen der fremden Wörter erforderlich ist, wenn sie unmittelbar nach einander ausgesprochen werden, als wenn der Schüler auf dem jedesmal nachfolgenden, für die Aussprache nicht schwierigen deutschen Sinnzeichen gleichsam wieder ausruhen kann. Es ist diese Verfahrungsweise auch der Methode mehr angemessen, da zunächst eine Uebersetzung der einzelnen Wörter, nicht des Satzes geliefert werden soll, obgleich meist ihre Beziehung auf einander aus dem Zusammenhang sich ergibt. Wo das Verständniß dieses Zusammenhangs sich nicht sogleich ersehen läßt, wird dasselbe durch das nachfolgende logische Construiren herbeigeführt. Zwar habe ich bisher in der ersten einstündigen Lektion meist zwölf Verse absolvirt; es kann aber gar wohl geschehen, daß, zumal bei einer größeren Zahl, sich unaufmerksame, zerstreute, schwache Schüler finden, mit welchen nur zehn, vielleicht nur acht Verse übersetzt werden können. Dies darf den Lehrer nicht abschrecken, da es für die Resultate und den Werth der Methode von keinem wesentlichen Belange ist, ob das Evangelium in einem oder in zwei Monaten absolvirt wird. Nur muß er darauf halten, daß für den Anfang möglichst viele Stunden in der Woche (in den neueren Sprachen wenigstens vier, in den alten, namentlich der lateinischen, wenigstens acht bis zehn Stunden) ausgemittelt werden. Vor allem sorge er dafür, daß das Vorgesprochene richtig aufgefaßt und memorirt werde,

und mache sich zur Aufgabe, seine Schüler möglichst rasch vorwärts zu führen, so weit es mit der Sicherheit der Leistungen vereinbar ist, und meine ja nicht, die Schüler auf die Flexion der Substantive, Adjektive, Fürwörter oder Zeitwörter aufmerksam machen zu müssen. Dies thut der zehnjährige * Knabe von selbst und unterscheidet sich eben dadurch von der großen Mehrzahl der jüngeren Schüler, welche, wie ich mich durch Erfahrung überzeugt habe, die Wörter zwar memoriren, aber diese selbstthätigen Abstraktionen nicht anstellen, oder nur mit viel Mühe und Zeitaufwand dazu gebracht werden können.

In der zweiten Lektion lasse der Lehrer einzelne, erst einfachere Sätze je von einem der Schwächeren durchübersetzen, sodann construiren, und zwar nach Anweisung der neuen Grammatik. Dies geschieht auf katechetischem Wege. Der Lehrer fragt: Aus wie viel Sätzen besteht der erste Vers? Antw. Aus drei. Durch welche Wörter ist das prädikative Satzverhältniß oder die Verbindung des Prädikats mit dem Subjekte ausgedrückt? A. Erat verbum. Durch welche Wörter ist das objektive Satzverhältniß oder die nähere Bezeichnung des Prädikats ausgedrückt? Erat initio. Welche Wörter drücken das attributive Satzverhältniß oder die nähere Bezeichnung des substantivischen Subjekts, Objekts, Attributs aus? 1) initio rerum, 2) omnium rerum. — Auf diese Weise werden die Sätze in der zweiten Lektion, so weit es geht, durchgefragt. Vorerst werden jedoch nur vollständige d. h. solche Sätze vorgenommen, welche Subjekt und Prädikat vollständig ausgedrückt haben, während verkürzte oder unvollständige Sätze vorerst unberücksichtigt bleiben. Wenn ein Wort in einer abgeleiteten Bedeutung oder in einem fremdartigen Sprachbilde vorkommt, so wird gleichfalls durch Fragen auf den zur Stelle hingehörigen Sinn hingeleitet.

In der dritten Stunde wird das in der ersten Uebersetzte repetirt, weil der Lehrer nicht bei allen Schülern voraussetzen kann, daß sie zu Hause Alles gehörig repetirten. Diejenigen, welche sich bei der Repetition als die Schwächsten zeigen, werden in die ersten

* Bei jüngeren Knaben ist es nicht rathsam, die Methode anzuwenden, es sey denn, daß dieselben besonders gute Gaben hätten; mit solchen dürfte man etwa im neunten Jahre anfangen können.

Bänke gesetzt, um mit ihnen in der vierten Lektion oder der zweiten Expositionsstunde die Sätze vornehmlich durchzumachen. Wo in der Repetitionsstunde ein minder verständliches Wort vorkommt, wird auf die vorbeschriebene Weise auf sein Verständniß hingeführt. Die erste Aufgabe ist also nach dieser neuen Methode, möglichst viele Wörter der fremden Sprache in ihren besondern Formen und Satzverhältnissen kennen zu lernen.

In der zweiten Expositionsstunde verfährt der Lehrer wie in der ersten; nur vermindert er die Wiederholungen, wenn er sieht, daß die Schüler sich mit dem Inhalt und der Aussprache schneller vertraut machen.

In der zweiten Construirstunde wird auf die gleiche Weise, wie in der ersten, verfahren, und der Lehrer fährt auch in den nachfolgenden Construirstunden so lange damit fort, bis die Schüler in der Auffindung dieser drei Satzverhältnisse die erforderliche Sicherheit besitzen. Da es nicht nach Stunden ermessen werden kann, wann bei allen Schülern diese Sicherheit gewonnen ist, so bleibt dies der Beobachtungsgabe des Lehrers überlassen. Doch kann er jetzt schon weiter fragen, ob das Prädikat ausdrücke, **was** das Subjekt sey, oder **wie** es sey, oder was es **thue** oder **leide**. Es wird gleich hier angegeben, in welcher Reihenfolge die logische Grammatik allmählig aus dem vorliegenden Text entwickelt werden dürfte. Drückt das Prädikat eine Gegenwart, Zukunft oder Vergangenheit, **Wirklichkeit** oder Gewißheit, eine bloße **Möglichkeit** oder Ungewißheit, eine nur **angenommene Wirklichkeit** oder Gewißheit, eine **Nothwendigkeit** der Handlung aus? Sind die einzelnen Wörter des Satzes Begriffswörter oder Formwörter, d. h. drücken sie bestimmte Vorstellungen von Gegenständen, Eigenschaften oder Thätigkeiten der Gegenstände, oder bloße Beziehungen dieser Begriffswörter auf einander aus? Ist das Subjekt ein logisches oder ein grammatisches, d. h. kann darunter ein bestimmter Gegenstand gedacht werden oder nicht? Drückt das Subjekt einen oder mehrere Gegenstände aus? drückt es die sprechende, angesprochene, oder die besprochene Person oder Sache aus? Ist das attributive Satzverhältniß durch ein beigefügtes Begriffswort oder Formwort, durch ein Substantiv, Adjektiv oder Pronomen entstanden? Ist die Beziehung der beiden Begriffe durch die Flexion oder durch ein Formwort

bezeichnet? Ist das objektive Satzverhältniß ergänzend oder (bloß) bestimmend, das heißt, drückt das Prädikat ohne das Objekt einen vollständigen (wenn auch andern) Sinn aus oder nicht? Wird die Beziehung des Objekts auf das Prädikat durch Flexion oder durch Formwörter ausgedrückt? Ist der Satz vollkommen oder verkürzt, vollständig oder zusammengezogen? Ist der verkürzte Satz ein Appositionssatz, Infinitivsatz, Supinsatz, Partizipialsatz, Gerundivsatz? Sind die Sätze grammatisch (d. h. durch besondere Wörter) oder logisch (d. h. bloß dem Sinne nach) mit einander verbunden? Ist der Satz x ein Hauptsatz oder Nebensatz, d. h. vertritt er die Stelle eines Satztheils von einem vorhergehenden Satze oder nicht? Ist der Nebensatz ein Subjektsatz, Attributsatz, Objektsatz, d. h. aus einem Subjekt, Attribut, Objekt entstanden, oder ist es ein Modussatz oder Tonsatz, dient er bloß dazu, um den Modus des Prädikats zu bezeichnen, oder ein Satzglied des andern Satzes mehr hervorzuheben? (Opus est, oportet, licet, il faut, bisogna, es menester, χρή, δεῖ, ἔξεστι, c'est mon ami, qui a dit cela.) Ist der Objektsatz ein Ergänzungssatz oder ein (bloßer) Bestimmungssatz des Orts, der Zeit, der Art und Weise, des Grunds oder der Wirkung von dem Prädikat des Hauptsatzes?

Diese logische Construction muß jedoch nicht mit jedem Satze vorgenommen werden, sondern nur mit solchen, bei deren Verständniß die Schüler selbst einige Schwierigkeit finden, oder der Lehrer eine solche glaubt voraussetzen zu müssen. Erst wenn die Schüler von allen Satzverhältnissen die strengste Rechenschaft geben können, darf man annehmen, daß sie derselben vollkommen mächtig sind. Die gewöhnlichen Prüfungen, bei denen man durch das bloße Exponiren und durch Abfragung dieser oder jener Regel auf die geistige Fähigkeit des Geprüften schließen will, täuschen nur zu oft, da gerade die Schwächeren die eingeübte Uebersetzung des Lehrers oft am getreuesten und unverändertsten wieder geben. Doch wir kehren zu der Eintheilung der ursprünglichen Lektionen zurück.

In der zweiten Repetirstunde, d. h. in der sechsten Lektion, wird wieder neben der Repetition über den Sinn einzelner minder verständlichen Wörter oder Constructionen katechisirt, und wenn die Zeit reicht, auch noch ein Theil des vorletzten Pensums durchrepetirt. In den Repetitionsstunden wird unabänderlich auf

diese Weise fortgefahren. In der fünften Exponirstunde oder der dreizehnten Lektion wird der betreffende Vers nur noch einmal vorgesprochen. In der achten Expositionsstunde oder der zwei und zwanzigsten Lektion übersetzen die Schüler, ohne daß ihnen weiter vorgesprochen wird, und der Lehrer berichtigt nur etwaige Fehler in der Aussprache neuer Wörter und gibt ihr deutsches Sinnzeichen an. In der zwölften Expositionsstunde oder in der sechsunddreißigsten Lektion wird das aus 21 Kapiteln bestehende Evangelium, wenn nicht zu schwache Schüler da sind, oder der Lehrer nicht zu ängstlich war, unfehlbar durchübersetzt seyn. *

Mit der Fixirung der Flexionsformen kann je nach dem Belieben der Lehrer bälder oder später angefangen werden. In der Grammatik meines i. J. 1837 erschienenen spanischen Lehrbuches habe ich möglichst bald, gleich nachdem die Schüler eine Fertigkeit im Fixiren des prädikativen Satzverhältnisses erlangt hatten, mit der Lehre der Flexionsformen und zwar zunächst des Zeitworts angefangen. Nur muß dann für diese Uebungen eine besondere, also vierte Lektion eingeschoben werden. Am besten aber ist es immerhin, damit erst zu beginnen, wenn die Schüler die oben bezeichnete Sicherheit und Fertigkeit im Auffinden der logischen Satzverhältnisse gewonnen haben, und sollte auch (bei wenigeren, d. h. 4—5 Wochenstunden) ein ganzes halbes Jahr darauf verwendet werden müssen. Hauptsache dabei ist, daß der Lehrer nicht lehre, nicht erkläre, sondern die Schüler erst die logische Bedeutung des Satzgliedes aus der Satzanschauung selbstthätig erforschen und sodann erst die besondere Form, durch welche diese am Worte selbst oder durch besondere Formwörter ausgedrückt ist, fixiren lasse. Es wird mit dem Zeitwort angefangen und nach Anleitung der vorerwähnten Grammatik erst ein Tempus in einem Modus durchgemacht und die folgenden Zeitwörter, wie sie sich im Zusammenhange zur Hand geben, darnach abgewandelt, und wenn die Schüler hierin gehörig versirt sind, zu etwas Neuem geschritten. Haben sich die Schüler durch diesen Lehrgang, der ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und ihnen Freude macht, selbstthätig die verschiedenen Redetheile sowohl nach Form als nach Inhalt abstrahirt, so können

---

* Einzelne begabte Schüler haben dasselbe in neueren Sprachen schon in 10 Lektionen übersetzt.

sie zu einer weiteren Lehrstufe übergehen, sobald sie das hier näher zu bezeichnende Material gewonnen haben.

Wenn der logische Theil der Grammatik gehörig eingeübt ist, so wird die dafür ausgesetzte Lektion dazu verwendet, bereits wörtlich übersetzte und sodann auswendig * gelernte Dialogen und prosaische (später auch dichterische) Stücke möglichst verschiedenartigen Inhalts nebst musterhaften Uebersetzungen derselben abzuhören, so aber, daß dieselben Stücke mit dem Neugelernten immer von Neuem wiederholt werden, weil sie nur so bleibend im Gedächtniß haften und zu beliebiger Verfügung stehen. Wenn so viel memorirt ist, daß neben dem Neugelernten nicht alles in einer Stunde abgehört werden kann, so theilt der Lehrer das Ganze so ab, daß immer wenigstens an einen größeren Theil davon die Reihe kommt. Ist in der für die Einübung der Wortformen ausgesetzten Lektion das Erforderliche geleistet, was nicht viele Zeit erfordert, so wird auch sie zum Abhören des Memorirten verwendet. Ist auf diese Weise das nöthige Material gewonnen, so können die später bei der Jacotot'schen Methode näher beschriebenen mündlichen und schriftlichen Stylübungen im Nachbilden, Umbilden u. s. f. vorgenommen werden, was um so leichter geschieht, da die Schüler bereits nicht nur den gehörigen Vorrath an gründlich erlernten Wörtern und Ausdrücken, sondern auch eine zu vollem Bewußtseyn gelangte, durch selbstthätige Anstrengung gewonnene Kenntniß der Sprachgesetze besitzen. Die Regeln der Grammatik kommen jetzt in beständige Anwendung und werden, da sie sich auf bestimmte Satzanschauungen stützen, sobald gegen sie gefehlt wird, aus und nach denselben berichtigt werden.

Wird der Unterricht auf die vorbeschriebene Weise gehandhabt, so haben die Schüler am Ende des Semesters bei 12 Wochenstunden für das Lateinische in 36 Lektionen, d. h. drei Wochen, den ersten Curs absolvirt; sodann in 6 Wochenstunden die zwei

---

* In den ersten Stunden wird den Schülern durch besondere Uebungen gezeigt, wie man am leichtesten auswendig lernt. Der Lehrer spricht den ersten Satz vor, und läßt die Schwächeren so lange nachsprechen, bis sie es mit leichter Mühe thun, dann fügt er ein paar Worte des zweiten Satzes hinzu und läßt beides nachsprechen u. s. f. Hiemit zeigt er ihnen, wie selbst ein ungeübtes Gedächtniß, zweckmäßig in Anspruch genommen, Bedeutendes leisten kann.

ersten Curse der in Württemberg eingeführten lateinischen Chrestomathie wörtlich übersetzt und repetirt, in 6 weiteren Stunden aber den logischen und den etymologischen Theil der Grammatik eingeübt und noch überdies zwei Drittel des ersten Curses nebst Uebersetzung auswendig gelernt. Das Resultat des bisherigen Unterrichts ist aber Folgendes:

Sie haben durch selbstthätige Abstrahirung der Erscheinungsformen der Denkweise des fremden Volkes ihre Denkkraft geübt, einen reichen Schatz von Sprachmaterial in sich aufgenommen, eine philosophische Kenntniß der in der Sprache gegebenen Wörter erlangt, die Sprache selbst nach ihren Wortformen, Wortfügungen, Wortstellungen, Satz- und Periodenbildungen, ihren eigenthümlichen Sprachbildern kennen gelernt. Sie haben durch die logische Behandlung der Sprache vor der alten Schule einen weiteren Vorsprung formeller Bildung gewonnen, und durch Abwandlung der verschiedenartigen Wortformen die erforderliche Uebung gehabt, durch die memorirten Stücke aber endlich den nöthigen Apparat sich verschafft, um von jetzt an auf Jacotot'schem Wege, wie wir weiter unten zeigen werden, analytisch und synthetisch mit gutem Erfolge fortzuschreiten.

Findet ein Lehrer diese Jacotot'schen Uebungen nicht nothwendig, weil sie bei öffentlichen Prüfungen nicht gefordert werden, oder auch für sich zu schwer, so fährt er auf Hamilton'schem Wege fort. Da jedoch die Schüler durch vieles Lesen und die vorgenannten grammatischen Uebungen mit der Etymologie und der Satzlehre schon vertraut sind, so sind Compositionen zum Behufe der Einübung der fremden Sprachformen überflüssig und man kann sogleich mit ganzen erweiterten Sätzen und Perioden beginnen. Diese Uebungen werden aber nicht eher angestellt, als bis die Schüler einen reichen Schatz von Wörtern und Ausdrücken gewonnen und durch Lektüre sich in die Denk- und Sprechweise des fremden Volkes eingelebt haben. Sie gehören also auf keinen Fall in das erste Jahr. Sind auf dem oben angegebenen Wege diese Bedingungen erfüllt, so diktire der Lehrer, wenn er keine seinem Zweck entsprechende Uebersetzung eines bereits gelesenen lateinischen Werkes hat, eine reindeutsche, aber die einzelnen Sätze möglichst getreu wieder gebende Uebersetzung bereits wörtlich übertragener Stücke, sehe aber darauf, daß die ersten Aufgaben nicht zu

schwer sind. Während die Schüler ihr Auge auf den reindeutschen Text gerichtet haben, drückt der Lehrer denselben nach der lateinischen Sprechweise und Wortstellung, wie solche in der zwischenzeiligen Uebersetzung gegeben werden, aus; sodann übersetzt er den Satz oder die Periode lateinisch. Beides spricht er zweimal vor und läßt die Schüler nach der Reihe nachübersetzen, bis Alles richtig und ohne viel Mühe nachgesprochen wird. Nachdem der Lehrer mehrere Stunden auf diese Weise fortgefahren, versucht er, ob alle Schüler, selbst die schwächeren, nachzuübersetzen vermögen, wenn er den Satz nur einmal vorgesprochen hat. Ist dieses der Fall, so fahre er eine Zeitlang damit fort, bis auch die letzteren dies mit Leichtigkeit thun. Jetzt spricht einer der fähigeren Schüler selbst zuerst den Satz lateinisch-deutsch, sodann lateinisch vor, und einige der Schwächeren wiederholen. Ist eine Anzahl von Stücken auf diese Weise ins Lateinische übersetzt, so schreiben die Schüler einen Theil des Uebersetzten nieder, und jeder Fehler bietet Stoff zu einer grammatischen Lehre, und der Lehrer sorgt dafür, daß die Regeln von den Schülern gehörig eingehalten werden. Er gibt sodann ein leichtes Hebdomadar, bei welchem bisher vorgekommene Wörter und Redensarten in Anwendung kommen. Sobald der Schüler hierin die gehörige Sicherheit und Fertigkeit besitzt, ist die erste Hälfte des synthetischen Curses beendigt, und die zweite Hälfte wird zu Uebersetzungen klassisch-deutscher Schriftsteller benützt.

Das zweite Jahr bildet eine weitere Lehrstufe. Die Schüler haben sich jetzt die gewöhnlichen Wörter und Redensarten der fremden Sprache bereits so zu eigen gemacht, daß sie zu Hause selbst weiter lesen, ohne der Beihülfe des Wörterbuchs viel zu bedürfen. Vier bis fünf Seiten in ihrem Schriftsteller zu Hause sorgfältig zu lesen, nimmt nicht mehr als eine Stunde weg. Der Lehrer läßt von den Schülern den Inhalt des Gelesenen angeben, fragt über neuvorgekommene Wörter und Ausdrücke, nimmt schwierigere Stellen heraus, läßt sie erst wörtlich, dann reindeutsch übersetzen und gibt die nöthig befundenen Erläuterungen. In der Hälfte der Lektionen werden die vorbenannten synthetischen Uebungen Hamiltonisch vorgenommen.

Jacotots Sprachlehr-Methode.

Wenn wir von einer Sprachlehr-Methode Jacotots sprechen, so ist dies nicht in dem gewöhnlichen Sinn zu verstehen. Jacotot lehrt die fremde Sprache nicht, sondern setzt, wie Professor Hoffmann * ganz richtig bemerkt, nur die eigene Kraft des Schülers so in Thätigkeit, daß dieser selbst die fraglichen Kenntnisse sich erwirbt. — Obgleich wir, nach dem uns vorgesteckten Ziele, Jacotots Unterrichts-Methode nur in Beziehung auf die fremden Sprachen zu betrachten haben, so müssen wir dennoch, um die Leser auf den richtigen Standpunkt zu stellen, die Hauptgrundsätze ins Auge fassen, von welchen er bei seiner Methode ausgegangen ist. Jacotot heißt seinen Unterricht Universalunterricht, weil derselbe auf alle Unterrichtsgegenstände bei allen Menschen anwendbar ist und mit bestem Erfolge angewendet wurde. Er wagte es zuerst, auszusprechen, daß seine Methode sich auf alle Zweige des menschlichen Wissens ausdehnen lasse, — daß ferner der Geist des Menschen, indem er überall die nämlichen Kräfte mit den nämlichen Organen anwende, mit gleichem Erkenntnißvermögen den nämlichen Gesetzen sich unterwerfen könne, daß also die Thätigkeit der Intelligenz lediglich von dem Willen des Menschen abhänge. In diesem Glauben an die **Gleichheit der Geisteskräfte** läßt sich Jacotot nicht wankend machen.

---

* Joseph Jacotots Universalunterricht 2c. von Dr. J. A. G. Hoffmann, Professor in Jena, 1835. Dies ist das Hauptwerk für Jacotot, namentlich auch für die Erlernung der fremden Sprachen. Andere Werke sind: Jacotots Lehrmethode oder der allgemeine Unterricht 2c. von Düriez, übersetzt von J. P. Krieger, 1830. Universalunterricht oder Lernen und Lehren nach der Naturmethode von Joseph Jacotot, enthaltend Jacotots sämmtliche Schriften, übersetzt von J. P. Krieger, Professor am Gymnasium zu Zweibrücken, 1833. B. Lützelbergers Reisefrüchte, gesammelt auf der Wanderung in eine Jacotot-Schule. Altenburg, 1837. Vollständiger Cursus von Jacotots allgemeiner Unterrichts-Methode 2c. von Fr. Weingart, Ilmenau, 1830. Universal-Unterricht von J. Jacotot. Muttersprache. Aus dem Franzöf. übersetzt von Dr. Wilh. Braubach, Marburg, 1830. Eine Anleitung zur Kenntniß des Universalunterrichts für die Sprachen gibt Dr. C. E. Loßnitzer, mit den sieben ersten Capiteln des Vicar of Wakefield, Leipzig, 1836. Anleitung zur praktischen Anwendung der Unterrichts-Methode von Jacotot 2c. von Stiehr, Berlin, 1836.

„Diese Ansicht," sagt Krieger, „welche er mit großer Stärke der Ueberzeugung behauptet, konnte den Tadel gegen sein System bewaffnen. Betrachtet man sie aber, um ihrer glücklichen Ergebnisse willen, als die Willenskraft, welche die Zöglinge über die intellektuellen Grenzen ihres Alters hinaus anregt und erhebt, so läßt sie sich nur noch besser unter einen allgemeinen Gesichtspunkt fassen, und man kann sie durch folgende Behauptung übersetzen: die menschliche Intelligenz ist ohne Schranken. Sagen wir daher den Zöglingen, ihre Erkenntnißkräfte seyen gleich, der Tempel der Wissenschaften sey Allen geöffnet, Niemand, wer es auch sey, habe das Recht erworben, einen Andern öffentlich zum Taugenichts und Dummkopf zu stempeln. So weiß die Methode den gebeugten Muth zu erheben, dem Hochmuth die unverschämte Waffe der Verachtung zu entringen. So bleiben ihre Ergebnisse immerfort das Erbtheil edlen Strebens, unablässiger Arbeit und eines beharrlichen Willens."

Da dieser Grundsatz, den Glauben an gleiche Geisteskräfte bei der Jugend zu erhalten, für die Schule die schönsten Früchte zu tragen verspricht, so verweilen wir länger bei demselben und hören, wie ihn Jacotot gegen seine Gegner zu vertheidigen sucht. *

„Wenn ihr glaubt, dieser oder jener Zögling besitze die Fähigkeit nicht, eine Wissenschaft zu erlernen, so ist's unnütz, ihm Unterricht zu ertheilen; selbst die alten Lehrer dienen ihm zu nichts: er verliert seine Zeit und sein Geld. Glaubet ihr, es fehle ihm am Willen, so ist's ein ander Ding. Ihr versucht, ihm Willen, Neigung, Nacheiferung einzuflößen; ihr werdet nicht müde, ihr stellt ihn nicht dem lieben Vieh gleich, wie man bei der alten Methode thut, wo man ohne Grund mit den erniedrigendsten Ausdrücken um sich wirft, und zwar in der Absicht, zu erniedrigen. Sollte auch das Kind, welches in unsern Anstalten sich befindet, nichts thun, es lernt eine große Wahrheit durch das Beispiel der Andern, nämlich, daß der Mensch alles kann, was er will. Wir sprechen zu ihm, wie sein Bewußtseyn zu ihm spricht. Es weiß wohl, daß es träge ist, und wenn es einmal aus dem Schlummer sich erhebt, so hat es wenigstens den Muth, etwas zu unternehmen, und ich füge hinzu, die Gewißheit des glücklichen Erfolgs. —

* Jacotots sämmtl. Werke a. d. Franz. von Krieger, S. 280.

„„Das laß ich gelten; so gesteh' also, daß du zur Ermuthigung deiner Zöglinge von der Gleichheit der Intelligenz sprichst. Es ist mir gar lieb, daß du nicht daran glaubst. Dieser Widerruf wird dir sehr vortheilhaft seyn; viele Personen, die sich für dich interessiren, dürften so zu deiner Vertheidigung auftreten; aber das Geständniß aus deinem eigenen Munde wird noch mehr Wirkung thun."" — Ich sage euch, daß ich glaube, alle Menschen haben gleiche Intelligenz; ich spreche in diesem Augenblick von der Nützlichkeit dieser Maxime und von der Gefahr der entgegengesetzten Maxime beim Unterricht. Für einige wenige Kinder, die ihr ihrem Stolze schmeichelnd erziehet, opfert ihr Tausende auf, die so gut als jene sind. Ich habe in unsern Anstalten immer den Erfolg im Verhältniß mit der Aufmerksamkeit gesehen. Niemals ist ein aufmerksamer Jüngling unfähig erfunden worden. Keine einzige Erfahrung hat diese sich immer bewährende Thatsache widerlegt. Der gute Erfolg ist eine Thatsache, welche stets von der Thatsache der Aufmerksamkeit begleitet ist. Prüfet, und wenn ihr mir saget, daß die Erfahrung euch das Gegentheil beweist, so haltet euch an eure Erfahrung, und lasset mich an die meinige glauben. Auf diese Thatsache ist die Methode, sind alle unsere Uebungen gegründet; ich fordere Alles, und Alles geschieht, bis auf den Punkt, wo die Aufmerksamkeit abgeht. In diesem Sinne ist meine Methode, d. h. die Folge der Uebungen, ganz dasselbe; aber die Gründe für meine Meinung sind nicht meine Methode." —

Rechten wir hierüber nicht mit Jacotot! Was er behauptet, ist schon vor ihm von vielen verständigen Männern behauptet worden. Nehmen wir auch eine ursprüngliche Gleichheit der Intelligenz oder Geisteskraft an, für die Schule ist diese Frage so ziemlich müßig, da es unbestrittene Thatsache ist, daß wir unsere Schüler bei gleichem Alter auf verschiedenen Stufen der Vorbildung oder Vorübung der Geisteskraft erhalten. Wenn wir auch Jacotot zugeben, daß der junge Weltbürger gleich bei seinem Eintritt in diese Sinnenwelt anfängt, sich selbst zu unterrichten, so kommt sehr viel auf die Umgebungen an, in wie weit dieselben seine Aufmerksamkeit zu fesseln und ihn zum Nachdenken anzuregen vermochten. Waren sie einförmig, so wird auch das unter ihnen aufgewachsene, sich selbst überlassene, anderwärts nicht angeregte

Kind auf einer niedern Stufe der Geistesentwickelung stehen. Einen sprechenden Beleg hiefür gibt ein Landgeistlicher,* welcher in seinem Dorf eine Kleinkinderschule errichtete und sich nicht genug wundern konnte, daß die Kleinen so gar wenig Begriffe hatten. Sollen wir etwa annehmen, daß diese Dorfjugend durchhin aus schlechterem Teige geknetet sey? Haben nicht selbst die Neger Domingo's, obgleich ihre Race früher fast den Thieren gleichgeschätzt wurde, gleiche Bildungsfähigkeit mit ihren weißen Brüdern bethätigt? — Die Kinder aus den Häusern Gebildeter sind mehr entwickelt, als die andern. Sie würden, wenn auch ohne besonderes Zuthun der Eltern, vielfacher zum Reflektiren angeregt. Aber selbst Kinder desselben Familienkreises, also in denselben Bildungsverhältnissen stehend, zeigen, wird man sagen, verschiedene Geisteskraft. Jacotot entgegnet vielleicht: Das Kind A fühlt sich durch die gegebenen Verhältnisse mehr zum Nachdenken angeregt; das Kind B würde im Kreis einer andern Familie und unter andern Einwirkungen des Orts oder der Persönlichkeiten mehr Aufmerksamkeit aufgewendet, und also durch Nachdenken seine Geisteskraft mehr geübt und entwickelt haben.

Dies führt uns auf die auch von Jacotot angenommenen verschiedenen Neigungen verschiedener Individuen. Kind A fühlt sich durch seine Umgebungen besonders angesprochen und zum Nachdenken aufgefordert, während Kind B eben diejenigen Reize vermißt, die seine Geistesthätigkeit aufgestachelt hätten. Auch sie werden bei gleicher Bildsamkeit ungleich vorgebildet die Schule betreten. Aber auch die Schule selbst liefert nach dem Urtheil der Lehrer verschiedene Resultate. Wie oft ist es nicht schon vorgekommen, daß unsere Philologen einen Schüler, weil er ihren Studien keinen Geschmack abgewinnen konnte, für einen Schwachkopf, einen Dummkopf erklärten, der, sobald er das Feld seiner Neigung betreten konnte, sich schnell entwickelte und Ausgezeichnetes leistete! Das eine Mal war er ein Schwachkopf, das andere Mal ein Genie. Aber auch auf demselben Lehrfelde wurde derselbe Schüler von dem Lehrer A bei seiner Methode als Schwachkopf titulirt, während er bei dem Lehrer B bei einer andern Methode das Prädikat eines geordneten, guten Kopfs erhielt. Es kommt also, wie

* Pfarrer Härlen in Heiningen.

jeder unbefangene, verständige Leser zugeben wird, auf die Art und Weise des Unterrichts, d. h. auf die Methode und einen derselben gewachsenen, mit ihr so zu sagen identificirten Lehrer sehr viel, wo nicht Alles an, und diejenige Methode würde die relativ vorzüglichste seyn, welche mit allen ihren Zöglingen das von dem bessern Drittheil der andern Schule ceteris paribus erreichte Ziel erreichen würde. Die im Verlaufe des Unterrichts selbst durch die mangelhafte Methode des Lehrers geschaffenen Unterschiede der Leistungen der einzelnen Schüler fallen bei der bessern Methode zum Theil, bei der besten Methode ganz weg.

Unsere Autodidakten oder die bisher nur durch sich selbst Unterrichteten werden bei ihrem Eintritt in die Schule auf verschiedenen Vorbildungsstufen stehen, und es wird sich immerhin für denjenigen, der seine (wenn auch den Andern ursprünglich nicht überlegene) Geisteskraft mehr geübt hat, ein materielles sowohl als ein formelles Plus ergeben, und dieses Plus wird selbst Jacotot nicht bestreiten. Jacotot behauptet also vernünftigerweise, und dem widerstreiten auch seine Aeußerungen nicht, für uns und seine Methode nur, daß jeder Schüler, wenn er nicht förmlich blödsinnig und somit eine geistige Mißgeburt, d. h. eine höchst seltene Ausnahme von der Regel ist, zu den von ihm anzustellenden Uebungen ein Minimum von Intelligenz mitbringe, und mit diesem Minimum von Intelligenz, wenn er in der von ihm vorgezeichneten Bahn vorwärts schreitet, das vorgesteckte Ziel unfehlbar erreichen werde. Der ungeübtere Kopf A legt z. B. eine bestimmte Strecke des Lehrwegs in einem Tage zurück, wozu sein geübterer Nachbar B vielleicht nur zwei Drittel, das gepriesene Genie C vielleicht nur ein Drittel gebraucht hätte. Jacotot schreitet aber gemessenen Schrittes immer mit Bruder A vor und braucht gar nicht zu eilen, da sie auch so noch überraschend schnell zu dem Ziele gelangen. Schüler B und C werden in dem Kreis ihrer bisherigen Beobachtungen vielleicht tausenderlei Beziehungen zu der vorliegenden Thatsache finden; Jacotot läßt sich aber nicht auf unbestimmte, zufällige und deßhalb unberechenbare Möglichkeiten von Reflexionen ein und will sie mit einer andern, schon bekannten Stelle im Buche selbst verglichen haben, und diese kann Freund A, wenn er aufmerksam ist, so gut als Freund B oder C finden.

Wenn also die Methode die von Jacotot genannten und öffentlich beglaubigten Resultate liefert, so kann der Lehrer immerhin von einer Gleichheit der Intelligenz sprechen, ohne die durch die Methode selbst gezogenen Schranken namhaft zu machen. Der Zögling, von der Gleichheit der Geisteskräfte überzeugt, wird, wie Krieger bemerkt, nicht mehr versucht seyn, sich hinter seine vorgebliche Unfähigkeit zu verschanzen, und muß — er mag wollen oder nicht — mit seinen Schulgenossen gleichen Schritt halten.

Geben wir von den vielen Berichten über die Leistungen des Jacotot'schen Unterrichts nur einen, der die fremden Sprachen betrifft:

„Aus dem Protokoll einer Commission der Gesellschaft zu Poitiers über die Resultate der Methode in den Schulen zu Civray vom 11. Juli 1829. .... J. Malapert und Bourdier sind siebzehnjährige Jünglinge; sie hatten nur bis in die sogenannte Sexta (die zweite Klasse von unten unter sieben) vorrücken können. Malapert hatte es in der fünften versucht, und die Lehrer hatten längst die Hoffnung bei beiden Zöglingen aufgegeben. ..... Ihre Mitschüler hatten ihre Namen mit gewissen Beiwörtern bezeichnet. — Bourdier begann seine Studien nach Jacotots Naturmethode im November 1828, Malapert im Februar. — Jetzt wissen sie das erste Buch der Aeneis und mehrere Kapitel aus Cornelius Nepos auswendig, die sie mit bewundernswürdiger Genauigkeit wiederholen; sie haben mehrere aufs Gerathewohl genommene Abschnitte explicirt, und haben die Sätze construirt und analysirt und alle Regeln der Syntax dabei angegeben. Um zu prüfen, ob diese Uebung nicht vorbereitet sey, begehrte ein Mitglied der Commission die Uebersetzung und Analyse eines in der Aeneis aufs Gerathewohl aufgeschlagenen Satzes; beides gelang mit gleichem Erfolg, wie das Frühere; desgleichen im Cornelius Nepos. Die Zöglinge verglichen selbst die Ausdrücke des Geschichtschreibers mit denen des Dichters, so wie die Situationen der Personen. ..... Malapert und Bourdier lasen hierauf die Analyse einer Stelle aus Virgil: Vix e conspectu Siculae telluris etc. Diese Analyse schien uns bemerkenswerth durch die richtige Würdigung der dichterischen Schönheiten, durch die scharfsinnigen Bemerkungen und das Gefühl der Kunst der Composition. .... Wir zweifeln nicht,

daß sie am Ende des nächsten Jahres ihre lateinischen Studien mit gleich fruchtbarem Erfolge werden beendigt haben, wie die Schüler, die nach siebenjährigen Studien aus der Oberklasse treten u. s. w." *

Der zweite Grundsatz, den Jacotot bei seiner Methode voranstellt und auf den er immer wieder zurückkommt, ist: Alles ist in Allem! Nichts ist in Nichts! Professor Hoffmann erklärt denselben folgendermaßen: ** „Dies will so viel sagen, als: wenn von Reflexionen, von Operationen des Geistes die Rede ist, so kann der menschliche Geist zu Allem und Jedem, was ihm dargeboten wird, gewisse Beziehungen zu dem, was er schon weiß, auffinden; er kann in jedem einzelnen Punkte, der ihm früher bekannt geworden ist, das erkennen, was ihm von Neuem gegeben ist (in Allem ist Alles zu finden, in Jedem — Jedes). Es werden demgemäß gewisse einfache Verhältnisse angenommen, in welchen sich die Thätigkeit des menschlichen Geistes gewissermaßen primitiv offenbart, welche den verschiedenen Erscheinungen im menschlichen Leben zu Grunde liegen und auf welche sich diese Erscheinungen zurückführen lassen, sobald man sie nach ihren einzelnen Theilen auffaßt. — Allein wenn von bestimmten Thatsachen die Rede ist, so ist Nichts in Nichts, so läßt sich das Einzelne nicht auffinden, das heißt mit andern Worten: reingeschichtliche Thatsachen, facta, kann man durch die allgemeine Reflexion nicht suchen, sondern nur in so fern, als sich das Allgemeine im Besondern darstellt, nur in so fern, als sich durch den Verstand die verschiedensten Beziehungen machen lassen, kann man das Allgemeine in dem Besondern wahrnehmen und das Besondere im Allgemeinen erkennen. Ist z. B. die Thatsache gegeben: Kain hat den Abel erschlagen — so können die einzelnen Intelligenzen verschiedene Reflexionen über die Thatsache anstellen, jede dieser Reflexionen

* Jacotots sämmtliche Werke, übersezt von Krieger, S. 750 und 751. Vollständig abgedruckt in der Broschüre: Lettres sur la Méthode Jacotot etc. par Mr. le Duc de Lévis etc. Das Protokoll enthält 14 Druckseiten. Es wurde nur diese Stelle ausgehoben, weil sie mit größerer Umständlichkeit ein ungewöhnliches Faktum constatirt.

** S. 13 des oben angeführten Werkes.

kann wahr seyn (alle einzelnen Intelligenzen mögen einzelne Beziehungen erkennen, aber alle Beziehungen werden sie nicht finden), z. B. der Neid ist die Quelle des Mordes u. dergl.; aber wenn diese bestimmte Thatsache, in welcher zwei bestimmte Personen gegeben sind, aus einer andern Thatsache oder aus einer Reflexion über dieselbe herausgesucht werden sollte, so würde man sich vergeblich abmühen."

Jacotot selbst spricht sich hierüber folgendermaßen aus:

„Unser Gelehrter (der nach unserer Methode Unterrichtete) wird den Horaz erklären, weil er mit Cicero bekannt ist. Sind also die Ideen des Horaz in Cicero enthalten? Horaz rühmt den Adel des Mäcenas; Cicero hat demnach nicht bloß von Jemands Adel gesprochen, sondern er hat ihn auch gerühmt: ohne diese beiden Bedingungen kann Cicero mir zur Erklärung des Horaz nichts helfen, und ich bin meines Lateinischen nicht gewiß, wenn ich das Zeichen des Adels und das Zeichen, mit welchem Cicero etwas Anderes als den Adel rühmt, nach selbstbeliebiger Weise combinire. — Nun glaube ich aber, daß der fragliche Gelehrte den Horaz in sehr gutem Latein erklären würde; folglich ist Alles in Allem. — Das wäre also eine sehr nützliche Uebungsaufgabe: Erkläre mir den Horaz zuvörderst mit dem Latein der Epitome; * z. B. Atavis edite regibus, sprich: e genere regum, weil du kennst e genere Semi; ein andermal sagst du: e stirpe regia. Für diese ersten Versuche reicht es hin, die Epitome zu wissen; bald versuchst du dann den Horaz mit den Zeichen des Cornelius Nepos zu expliciren. Alles ist in Allem. Die Sylben, die Wörter des Horaz finden sich in der Epitome, genau in dem Sinne, welchen Horaz ihnen gibt; eben so liegen alle Grundbestandtheile der Gedanken des Horaz in der Epitome. Horaz spottet über diejenigen, welche auf ihren, in den Spielen errungenen Sieg stolz sind. Jener Sieger, den man kaum unter dem ihn umhüllenden Staub erkennt, seine hochgetragene Stirn, sein stolzer Blick, weil es olympischer Staub ist, — dies Alles macht den Horaz lachen. Dies Factum liegt nicht in der Epitome. Ist die Rede von genau bestimmten Thatsachen, so ist Nichts in Nichts; dieser

* Mit der Epitome historiae sacrae beginnt Jacotot seinen lateinischen Unterricht.

Schein täuscht uns und die Trägheit geht nicht weiter. Aber alle Elemente dieses Gedankens liegen in der Epitome und im Cornelius Nepos rc. — Ist die Rede von Reflexionen, Vergleichungen, Zusammenstellungen, von bemerkten Aehnlichkeiten oder Unterschieden, so ist Alles in Allem. Man hat mich im Namen eines gelehrten Professors gefragt, ob die Epitome sage: Laßt uns Schlittschuh laufen! Ich habe geantwortet, wer ein Buch inne habe, dürfe nicht in Verlegenheit kommen, alles Beliebige zu sagen. Die Epitome kann nicht bloß dazu dienen, zu sagen: laßt uns Schlittschuh laufen! sondern sogar über dieses Thema einen hübschen Aufsatz zu machen, dessen Bestandtheile in unserm Büchlein zerstreut sind und noch weit näher in unserm Horaz liegen; endlich würde man darin Stoff genug finden, sehr gut die Absicht des gelehrten Fragestellers zu charakterisiren."

Nachdem wir in dem Vorstehenden die beiden Hauptgrundsätze der Methode Jacotots betrachtet, die er in den Worten ausdrückt: Apprendre quelque chose et y rapporter tout le reste d'après ces principes: tous les hommes ont l'égale intelligence et tout est en tout; Etwas lernen und alles Uebrige darauf beziehen nach den Grundsätzen: alle Menschen haben die gleiche Intelligenz und Alles ist in Allem, — gehen wir zu dem Mechanismus der Methode über, mittelst dessen

1. die Schüler sich die fremden Sprachen zu eigen machen.

Die Schüler lesen und memoriren in der ersten Stunde mit Hülfe des Lehrers einige Sätze, lösen dann die Wörter des ersten Satzes in Sylben, die Sylben in Laute auf. In der zweiten und der dritten Stunde dasselbe Verfahren wie in der ersten. Nach der dritten Lektion bereiten sich die Schüler allein auf das Lesen vor und lesen auch allein, wenn die Sprache, wie das Englische und Französische, nicht zu viel Eigenthümlichkeiten in der Aussprache hat, welche denselben gegeben oder durch Vorsprechen des Lehrers gelernt werden müssen. Jeden Falls ist es gut, wenn sie immer in übersichtlicher Kürze eine Tabelle mit der Aussprache der einzelnen Buchstaben und Diphthonge vor sich haben. Gleich in der ersten Stunde versuchen die Schüler aber überdies die Schriftzeichen der Wörter, wie sie sie im Buche finden, nachzuahmen. Im Lateinischen und in den neueren Sprachen lasse man in den ersten fünf

bis sechs Lektionen den Text in der Schreibschrift vorlesen, lesen und dann nachahmen.

Man legt also, um ein Beispiel an der lateinischen Sprache zu geben, den Schülern die **Epitome historiae sacrae** vor, sagt ihnen den ersten Satz vor, läßt ihn wiederholen, überzeugt sich durch Prüfung, daß sie alle Wörter, Sylben und Buchstaben unterscheiden. Die Schüler suchen nach der ihnen vorgelegten Schreibschrift die erste Zeile nachzuahmen, und schreiben diese immer wieder durch, bis sie ganz der Vorlage entspricht. Der Lehrer untersucht das Geschriebene und läßt die Schüler durch Vergleichung selbst angeben, welche Buchstaben sie noch nicht vollkommen entsprechend nachgebildet haben. Es ist besondere Pflicht des Lehrers, gleich in den ersten Stunden darauf zu halten, daß die einzelnen Schriftzeichen s c h ö n nachgebildet werden, damit die Schüler bald schön schreiben lernen; denn dazu gehört bloß, wie Jacotot ganz richtig sagt, daß sie eine einzige Zeile schön schreiben können, weil die meisten Buchstaben des Alphabets darin vorkommen werden. Ist der erste Satz memorirt, so geht man zum zweiten Satze über; man läßt dann wiederholen und fügt den dritten Satz hinzu. Der Schüler wiederholt und schreibt wieder von vorn. Der Lehrer prüft, ob derselbe nicht etwas vergessen habe. Er läßt die Orthographie der Wörter aus dem Kopfe repetiren. Sind etwa zwei Seiten auswendig gelernt, so sind die Leseübungen geschlossen. Die Schüler fahren mit dem Auswendiglernen fort und schreiben abwechselnd nach der Vorlage aus dem Gedächtniß. Hier gibt Professor Hoffmann eine sehr zu beherzigende Regel für den Schreiblehrer: „Lasse wenig, aber dies Wenige mit Aufmerksamkeit schreiben und die Vorlage mit aller Aufmerksamkeit nachbilden. Die Beobachtung dieser Vorschrift hat die Folge, daß deine Zöglinge in Kurzem im Schönschreiben weiter seyn werden, als diejenigen, welche, ohne diese besondere Aufmerksamkeit, ganze Jahre darauf verwendet haben. Die häufige Uebung wird dann für deine Schüler nur noch bewirken, daß sie später auch ohne besondere Aufmerksamkeit schön schreiben."

2. Die deutschen und die entsprechenden lateinischen Sätze oder Perioden können, wenn die Uebersetzung nicht gegenüber gedruckt ist, nach jedem Punktum numerirt werden, so daß die Schüler schon gleich am Anfang sich zurecht zu finden wissen.

Die Schüler lernen jetzt jeden Tag ein oder zwei Kapitel nebst der deutschen Uebersetzung auswendig. Das Auswendiggelernte wird täglich von vorn repetirt. So lange noch nicht die Hälfte des Büchleins auswendig gelernt ist, wird täglich wo möglich Alles wiederholt, dann aber täglich so viel davon, daß wöchentlich wenigstens zweimal das Ganze durchrepetirt wird. Dies muß jedoch recht rasch geschehen, daß nicht zu viel Zeit darauf verwendet wird, und die Schüler sagen der Reihe nach her. Bei dem Hersagen müssen die Schüler schon jetzt und auch später sehr oft die Orthographie der Wörter angeben, oder aus dem Kopfe einzelne Stellen niederschreiben, die sie dann einander nach dem Buche durchkorrigiren. „Dieses Auswendiglernen ist, wie Jacotot sagt, das allein Lästige, das die Schüler ermüden könnte; das Uebrige ist bloß ein Spiel. Dies ist die einzige (reine) Gedächtnißarbeit, die man zu verrichten hat, hernach denkt man darüber nach, und die Reflexion vollendet, was das Gedächtniß begonnen hat."

3. Sobald die Schüler einen Theil der Epitome auswendig gelernt haben (das Ganze ist nach Jacotot in zwei Monaten memorirt, es hängt aber natürlich ganz von der Zeit ab, die man darauf verwenden will), so prüft der Lehrer, ob die Schüler die Sätze und Ausdrücke, so wie die Wörter und Sylben des Gelernten nachzuweisen vermögen. Jacotot bemerkt hierüber Folgendes: * „Der Zögling weiß die Epitome nicht bloß, er versteht sie mit Hülfe der Uebersetzung, die er in Händen hat; denn wir erklären Nichts, wir prüfen, ob der Zögling die Lektion weiß und versteht. Man nimmt aufs Gerathewohl einen lateinischen Satz, den soll der Schüler auswendig, und ohne das Lateinische vor Augen zu haben, übersetzen. Die Prüfung ist für Jedermann leicht; man braucht gar nicht gelehrt zu seyn, um sie anzustellen. Seinerseits kann derjenige, welcher lernt, über den Sinn der Sätze sich nicht täuschen, die er mit Hülfe seiner Dolmetscherin, der Muttersprache, versteht. Ich sage, der Zögling kann sich nicht täuschen. Dieser Ausdruck wird vielleicht übel ausgelegt. Ich will nicht sagen, so müsse es geschehen; es ist kein Ergebniß, welches ich nach Vernunftschlüssen oder nach Muthmaßungen voraussage. Ich behaupte eine Thatsache, und um mich selbst zu berichtigen, so

---

* Jacotots sämmliche Schriften, übers. von Krieger, S. 165—167.

erkläre ich, der Zögling wird alle Sätze seines Buches verstehen, und nie einen mit dem andern verwechseln. Zwei Stücke sind in Betracht zu ziehen: die Nothwendigkeit, auswendig zu lernen, und das Ergebniß dieser Arbeit. — Das Ergebniß dieser vorbereitenden Arbeit ist unermeßlich. — Ein Mensch, der die Epitome weiß, spricht Lateinisch, mag es gut oder schlecht seyn, und er studirt doch erst zwei Monate. Er kann nicht nur sprechen, sondern er versteht, was man ihm sagt, wahrscheinlich, weil er die Epitome aus Aller Mund vernimmt, wie sie täglich wiederholt wird, so von Andern, wie von ihm selbst. — Vielleicht enthält die Epitome die ganze lateinische Sprache, und man kann mit den dort befindlichen Zeichen Alles sagen, was man denkt. — Wenn ihr die Epitome inne habt, so versteht ihr Lateinisch." Zuvörderst prüft also der Lehrer, ob die Schüler die Sätze der fremden Sprache und ihre Uebersetzung nicht verwechseln. Er fängt z. B. mit einem Wort eines Satzes, selbst aus der Mitte desselben an, und der Schüler muß fortfahren, den Satz zu recitiren und auch die Uebersetzung dazu zu geben; oder man fragt nach einzelnen Sätzen in der Muttersprache und die Schüler müssen in der fremden Sprache Antwort geben. Z. B. was heißt: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde?" Hierauf gibt der Schüler die lateinischen Worte. „In wie viel Tagen schuf Gott Himmel und Erde?" Antw. intra sex dies.

4. Nächstdem prüft der Lehrer, ob die Schüler auch die einzelnen Wörter verstehen. Der Lehrer läßt die ein oder mehrere Mal vorgekommenen Wörter in den einzelnen Sätzen nachweisen und daraus ihren Sinn erklären. Zwar kann z. B. der Schüler bis jetzt nicht erkennen, welches Wort in dem Satze: Deus creavit coelum et terram intra sex dies, Tagen heißt; allein da er weiß, daß das folgende primo die am ersten Tage heißt, so lehrt ihn die Vergleichung, daß in dem ersten Satze das Wort dies dem Worte Tagen entspricht. „Dies geschieht denn täglich," sagt Jacotot, „in unsern Anstalten, wie auf den Gassen. Wir lernen Latein, wie das Kind die Muttersprache. Die Ereignisse, die sich vor unsern Augen zutragen, sind die Uebersetzung dessen, was wir sagen hören, und sobald wir den Sinn der Sätze verstehen, so läßt uns ihre Vergleichung die Wörter errathen. Die Wörter aber erräth der Schüler, durch ganz einfache Fragen dazu

angeregt, wie: Was hast du gesehen? Was hast du bemerkt? Was denkst du über Dies, über Jenes? Vergleiche dies mit dem und sage dein Urtheil.“

5. Hat der Schüler die Sätze und die Wörter aufgefaßt, so lernt er sie jetzt nach der Bedeutung der Sylben kennen. „Bald öffnet uns,“ sagt Jacotot, „die Vergleichung, welche unser Verstand mit den Wörtern anstellt, die Augen über das Verständniß der Sylben. Der Schüler bemerkt die Stellen, wo das Buch dies, die, diem gebraucht u. s. w. Er stellt sich ohne Lehrer die verschiedenen Umstände vor, und da versteht er denn die Hauptsylben, den Stamm di und die Sylben em, e, es. Diese Beobachtungen, die er in seinem Sinne und ohne zu sprechen macht, reichen hin, ihn im Lesen wie in seinen Reden zu leiten, und so lernt er von sich selbst das Lateinische, wie er die Muttersprache gelernt hat. — So weiß unser Zögling schon die Sätze, die Wörter und die Sylben zu erklären. Indessen muß ich hier, um ehrlich zu seyn, zwei Geständnisse thun: erstens daß der Zögling nicht alle Sylben versteht, und zum andern, daß er gar keine zu verstehen glaubt.“ Erst hat der Schüler bloß ein Gefühl, eine Art von Instinkt von der Geltung und Bedeutung der Sylben, der sich aber allmählig zum vollen Bewußtseyn entwickelt, und dieser Verständigungsprozeß kann durch Fragen des Lehrers noch beschleunigt werden. „Da es, um dies zu erzielen, bloß des Willens bedarf, so erreicht man es bald; indem dieselben Gegenstände sich unaufhörlich einzeln und verbunden darbieten, scheinen sie den Geist gleichsam einzuladen, sie zu vergleichen und über ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zu urtheilen. Dem Gedächtnisse bietet sich z. B. einmal creavit neben vocavit; mehr bedarf es nicht, um den Sinn der Sylbe av zu errathen. — Ein anderes Mal stellt sich terram neben aquas und ich bemerke (das Beziehungsverhältniß von) am und as und habe zwei neue Sylben gelernt. — Ich erinnere mich an coëgit, cogo, ago, coactus; ich sehe ein a in ein e verwandelt, dann ausgefallen; ich bemerke ein g, welches in c übergeht. — In eduxit und duco finde ich alles, was ich brauche, um mir das an die Stelle des c tretende x zu erklären. — Ich bereichere mich jeden Tag, ohne aus meiner Epitome herauszutreten; ich lerne aus ihr, daß sc bisweilen werden bedeutet, noctescit; daß ac den Begriff der Angewöhnung

bezeichnet; os eine Fülle, ventosa etc.; cogo, ago und egi zeigen mir, daß der Stamm derselbe bleibt, obgleich die Vokale ausgefallen oder verwandelt sind. Ago und actum sagen mir, daß die Kehllaute mit einander vertauscht werden. — Das weiß alle Welt, weil man es aus den Büchern gelernt hat; unsere Zöglinge müssen für sich allein lernen; dem Lehrer liegt es ob, sich prüfend nachweisen zu lassen, daß sie es wissen. — Sollte man behaupten, daß dies beim Lehrer wissenschaftliche Bildung voraussetze, so würde ich erwiedern, diese Bildung des Lehrers sey unnütz, weil es der Zögling allein zu thun im Stande sey, und alle Völker unzählige Beweise für meine Behauptung liefern. Freilich sagt ein kleiner Kosack nicht ausdrücklich: dies ist die Bezeichnung des Objekts; allein er bemerkt es, er fühlt es, weil er diese Bezeichnung eben so richtig braucht, als Aristoteles es thun könnte. — Hierauf, nachdem wir zergliedernd verfahren haben, kommen wir wieder auf die zusammengesetzten Begriffsbezeichnungen zurück. Die Lateiner sagen Deus; hier sind zwei Dinge, De und us; wir kennen bereits alle diese einfachen Zeichen durch die mit jedem Wort angestellte Zergliederung. Dieses anatomische Anschauen unterrichtet mich von der Meinung des Redenden; ich erforsche seine Absicht, ich lese in seiner Seele, indem ich die Theile des Wortes studire. Ich fasse Virgils ganzen Gedanken in dehiscentibus undis, wenn ich die Zeichen betrachte: hi Oeffnung, de abwärts, sc werden, ent Particip der Dauer, ibus Ablativ der mehrfachen Zahl. — Gib dir von Allem Rechenschaft. Dies ist der Weg, er ist ohn' Ende."

6. „Mit dem Memoriren des zu Grunde gelegten Buches," bemerkt Herr Prof. Hoffmann (S. 117), „wird täglich fortgefahren, und selbst wenn es ganz dem Gedächtniß eingeprägt ist, so werden noch immer weitere Betrachtungen über die in ihm vorkommenden Wörter, Sylben und Wortverbindungen angestellt." S. 120. „Wir haben noch einige Worte zur Beantwortung der Frage zu sagen, zu welcher Zeit der Lehrer derartige Prüfungen mit seinen Schülern anzufangen habe? Denn dies scheint aus dem bisher Gesagten noch nicht klar zu seyn; ja man möchte daraus vielleicht schließen, daß sie nicht eher angestellt werden dürften, als wenn der Schüler schon sein Normalbuch auswendig gelernt hat.

Allein es scheint nicht zweckmäßig, den Schüler so lange ohne alle Prüfung auswendig lernen zu lassen; vielmehr ist es rathsam (und so verfuhr auch Jacotot selbst in Valenciennes mit einem Knaben, der erst seit einigen Tagen, den Telemach mit deutscher Uebersetzung in der Hand, Deutsch lernte), sogleich prüfende Fragen an die Schüler zu richten, welche freilich nach der Verschiedenheit der Subjekte verschieden eingerichtet und der Entwickelungsstufe der eigenen Intelligenz des Schülers angemessen seyn müssen." Mit dieser Bemerkung fällt ein Haupteinwurf, den man der Jacotot-schen Methode bisher machte. *

7. „Nachdem das erste Buch, die Epitome, auswendig gelernt und auf die oben angegebene Weise behandelt worden ist, geht man zu einem andern über, dessen Inhalt in Bezug auf die Faßlichkeit der darin gegebenen Ideen dem Schüler angemessen seyn muß. Dieses wird mit Hülfe der Uebersetzung gelesen und explizirt. Man dürfte hier der Anordnung der in den würtembergischen Schulen eingeführten Chrestomathie folgen, nur so, daß man bei einzelnen Schriftstellern länger verweilte und nicht bloß die dort aufgenommenen Fragmente studirte, andere dagegen bei Stylübungen sich nicht zum Muster nähme. Im Griechischen will Herr Prof. Hoffmann von Herodot (der jedoch wegen des jonischen Dialekts nicht als Elementarbuch taugen dürfte) oder Xenophon zu einem Redner, z. B. Aeschines, Demosthenes u. dergl.; im Hebräischen von der Genesis zu den Psalmen; im Französischen von Telemach oder Robinson ebenfalls zu einem Redner oder zu einem andern in Prosa geschriebenen Werke übergehen rc. Dieses folgende Buch muß nach ihm eben so häufig wiederholt, wenn auch nicht auswendig gelernt werden, und es müssen dieselben Reflexionen über seinen Inhalt und Vergleichungen mit dem Inhalt des ersten angestellt werden, nur daß man hier noch tiefer geht.

Von diesen leichteren Schriften geht man an das Lesen und Studiren einer schwereren, im Lateinischen zu Tacitus und Horaz,

---

* Auch Schreiber dieses erklärte sich früher deßhalb bedingt gegen das Erlernen fremder Sprachen mittelst dieser Methode, und ließ sich so dasselbe zu Schuld kommen, was Prof. Hoffmann mit der Hamilton-schen Methode begegnete. Gedachten Irrthum theilen aber Viele, und Prof. Hoffmann gibt (S. 111 Nr. 4) selbst dazu Veranlassung.

im Griechischen zu einem Philosophen oder einem Dramatiker, im Hebräischen zum Hiob oder den Propheten über, liest dieselben gleichfalls mit einer Uebersetzung (oder wenigstens einem Commentar) genau durch, ohne jedoch jedes Wort genau zu zergliedern, was man sich nur bei schwereren Stellen vorbehält, sondern geht es cursorisch durch, um es immer wieder von Neuem zu beginnen.

8. Während das Elementarbuch gelesen wird, fange man bereits dieselben theils mündlichen, theils schriftlichen Uebungen an, welche Jacotot mit der Muttersprache anzustellen pflegt.

A. Der Lehrer lasse sich vom Schüler die gelesenen Thatsachen, sodann die vom Schriftsteller darüber gemachten Reflexionen wieder erzählen.

B. Der Schüler versuche Nachbildungen, Imitationen, wobei Personen und Ausdrücke eines Stückes mit andern vertauscht, oder bloß Fakta ähnlich nachgebildet, und in andern, aus der bisherigen Lektüre bekannten Ausdrücken wiedergegeben werden.

C. Damit verwandt sind die Umbildungen oder Traduktionen, durch welche die Reflexionen oder mehr die allgemeinen Beziehungen, die in gewissen Thatsachen liegen, nachgebildet werden, z. B. Darstellung des Grams des Ehrsüchtigen nach dem Gram der Kalypso.

D. Der Schüler stellt Reflexionen über bekannte und vorliegende Thatsachen an, indem er erst die Reflexionen des Schriftstellers aufsucht, diese deducirt, begründet ꝛc. und dann auch über solche Thatsachen reflektirt, welche der Schriftsteller nicht entwickelt hat. Jacotot sagt hierüber Folgendes: * „Jede Entwickelung muß aus den Thatsachen, den Umständen fließen. Suchet einen Gedanken, den Fenelon entwickelt hat; merket darauf, daß er diese Regel befolgt hat, oder vielmehr, daß wir diese Regel geschaffen haben, indem wir über die Rede des Verfassers nachdachten, und ahmet ihm nach. — Fenelon besaß Verstand genug, an diese oder jene Thatsache zu denken, die ihm diese oder jene Reflexion darbot; laß sehen, ob ich nicht Verstand genug besitze, in meinem Gegenstande eine ähnliche oder eine verschiedene Thatsache zu finden, die mir einen ähnlichen oder verschiedenen Gedanken darbiete; forschen

* Jacotots s. W. v. Krieger, S. 274.

wir, ob in dem Schriftsteller eine Vergleichung sich findet, die ich niemals gemacht, auf die nicht jeder gemeine Mann gekommen wäre, wenn er von seinen Interessen handelt, wenn die Leidenschaft spricht, oder der Zorn uns beseelt: ihr werdet nichts Neues sehen. Die Natur liegt in der Kunst, alle Materialien sind in meinem Kopfe vorfindlich; es gibt sogar keine Combination, die ich nicht wenigstens zu zweit gemacht hätte, wenn ich so sagen darf; nur diese und jene Folge von Combinationen insbesondere bilden ein Kunstwerk, etwas wahrhaft Neues. Das Auslassen des kleinsten Umstandes, die Hinzufügung des Geringsten ändert Alles. Aber das Vermögen, welches diese Arbeit leitet, ist dasselbe, welches zwei Gegenstände vergleicht. Anhaltend aufmerksam seyn, immer wieder von vorn beginnen, „„zehnmal dem Webstuhl dasselbe Werk vertrauen,““ das ist Geduld, Ausdauer, Ruhmliebe, Genie, wenn man will, aber es ist kein Vermögen, verschieden von demjenigen, welches allen Menschen verliehen ist.“

E. An diese Uebungen schließen sich diejenigen im Aufsuchen und Zusammenstellen synonymer Gedanken und Schilderungen an.

8. Nachdem diese Uebungen vorgenommen worden, versucht der Schüler, die Grammatik zu verificiren, d. h. die Richtigkeit der in der Grammatik aufgestellten Regeln zu untersuchen und zu bestätigen. Er nimmt eine möglichst vollständige Grammatik zur Hand und durchliest sie. Die Thatsachen, auf welche sie sich stützt, sind ihm bereits bekannt, und er braucht nur die Terminologie oder Kunstsprache des Grammatikers sich anzueignen, um die lebendigste und deutlichste Anschauung der grammatischen Regeln zu besitzen.

9. Auf gleiche Weise, wie die Grammatik, wird auch die Prosodik verificirt. Erst nimmt er einen Dichter zur Hand, über dessen Worten der Lehrer, wenn keine solche Ausgabe vorhanden ist, bei den verschiedenen Versarten die Quantität der Sylben bezeichnet hat. Nun versuche der Schüler selbst zu skandiren, vergleiche und prüfe. Versteht er durch Uebung und Gewohnheit, die Verse zu lesen, so nehme er eine Prosodik zur Hand und durchlaufe ihre Regeln, indem er sie stets nach dem von ihm angeschauten Material prüft.

10. Nach diesen Uebungen kann man in der fremden Sprache selbst zu größeren Arbeiten, Reden, Improvisationen u. dgl. schreiten,

welchen immer ein gründliches Studium der geeignetsten Schriften vorausgehen muß.

Hiemit wäre der zur Anwendung der Jacotot'schen Methode auf die fremden Sprachen geeignete Mechanismus dargelegt. Dasselbe, was bei dem Lateinischen galt, gilt auch für die andern Sprachen. Bei dem Studium der lebenden Sprachen kann der Lernende jedoch mehrere Zwecke haben. Er will die fremde Sprache bloß verstehen, oder bloß sprechen, oder beide Zwecke verbinden, und in ihr zugleich correct und gefällig schreiben lernen.

Will er die fremde Sprache bloß verstehen, so kann er sich darauf beschränken, immerfort ein Buch mit seiner Uebersetzung zu lesen und sich zu üben, die Ausdrücke nach der Uebereinstimmung zwischen Text und Uebersetzung, zu unterscheiden. Durch unaufhörliches Wiederlesen eines so eingerichteten Werkes und durch beständiges Zusammenhalten des Originals mit der Uebersetzung wird er das fremde Idiom bald geläufig verstehen lernen.

„Wünscht aber Einer," bemerkt Jacotot, „die fremde Sprache zu schreiben und zu sprechen, so muß durchaus auswendig gelernt werden. Unsere Epitome (Normalbuch, Elementarbuch) ist gewöhnlich Telemach. Wir lassen das erste Buch desselben lernen, die Uebersetzung desgleichen. Also lernt der Zögling am ersten Tage die erste Seite oder den ersten Absatz, nach Belieben; am zweiten Tage die folgende Seite oder den folgenden Absatz, und so fort, immer bedacht, beim Aufsagen unabänderlich jeden Tag aufs Neue mit dem ersten Absatz zu beginnen." Der Verlauf der Methode ist sodann derselbe, wie bei dem Lateinischen.

Weil es einer großen Anzahl von Schülern, welche die lebenden Sprachen erlernen, hauptsächlich auch um das Sprechen derselben zu thun ist, die Umgangssprache aber aus Telemach oder einem andern der gewöhnlichen Normalbücher nicht gehörig erlernt werden kann, und der Lehrer, ohne den übrigen Unterricht zu beeinträchtigen, seine Schüler durch mündliche Unterhaltung darin nicht weit genug zu führen vermag, so ist es zu wünschen, daß derselbe zugleich mit dem Normalbuch ein gehöriges Material von Gesprächen über die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens, die Bedürfnisse und die Genüsse der Menschen nach und nach memoriren und in einem nicht zu weiten Cyclus täglich theilweise rezitiren

lasse. Solche Sammlungen finden sich in vielen Lehrbüchern, namentlich auch ziemlich vollständig in den von dem Unterzeichneten herausgegebenen zweiten Cursen für das Englische und das Französische, so wie in dem nächstens erscheinenden zweiten Curse für das Italienische, in welchem derselbe die Methoden Hamiltons und Jacotots gegenseitig zu ergänzen versucht.

Dr. Leonh. Tafel.

Ueber die

Versammlung der deutschen Landwirthe.

Wenn ich in Folge an mich ergangener Aufforderung, in einer Zeitschrift, welche dem wissenschaftlichen wie materiellen Fortschreiten in unserm theuern deutschen Vaterlande überhaupt gewidmet ist, und die sich namentlich über Alles verbreiten soll, „was das Reich der Geister bewegt“ — einige Worte über die im vorigen Jahre ins Leben gerufene Versammlung der deutschen Landwirthe ausspreche, so fasse ich dabei zunächst folgende Gesichtspunkte ins Auge: 1) War die Bildung einer jährlich an anderem Orte statt findenden Versammlung deutscher Landwirthe zeitgemäß? 2) Hätte der dabei beabsichtigte Zweck nicht eben so wohl oder noch besser durch die seit einigen Jahren in der Versammlung der Aerzte und Naturforscher gebildete Sektion für Landwirthschaft, Pomologie, Technologie und Mechanik erreicht werden können? 3) Welche Erfolge kann das Fortbestehen der landwirthschaftlichen Wandergesellschaft für die Förderung der deutschen Landwirthschaft, für die Volksbildung und das Volkswohl haben?

Was die Frage betrifft:

1) War die Bildung einer jährlich an anderem Orte statt findenden Versammlung deutscher Landwirthe zeitgemäß?

so hat die im Oktober 1837 in Dresden zu Stand gekommene erste Versammlung genügend darüber entschieden; denn wäre die Veranstaltung nicht zeitgemäß gewesen, so würde sie nicht so vielen

Anklang gefunden haben, daß in Dresden sich gegen 150 Theilnehmer auf den ergangenen Aufruf zusammenfanden; es würde sich namentlich nicht eine bedeutende Zahl unserer landwirthschaftlichen Koryphäen eingefunden haben; es würde wenigstens die Versammlung nicht zur allseitigen Befriedigung, bei dem größten Theile wohl über Erwarten, ausgefallen und ihre Fortsetzung würde nicht beschlossen worden seyn. Wohl nur Wenige haben jene Versammlung verlassen, bei denen obige Frage überhaupt noch eine Frage geblieben ist.

Indessen haben sich vor dem Zustandekommen der Dresdener Versammlung auch achtungswerthe Stimmen vernehmen lassen, welche an der Nützlichkeit, an einem guten Erfolge der Veranstaltung zweifelten, und auch jetzt noch vernehme ich nicht selten von Solchen, welche nicht Theil genommen haben, ähnliche Aeußerungen; eben darum halte ich eine etwas nähere Beleuchtung meiner oben aufgestellten Frage nicht für überflüssig.

Der geistreiche Comitats-Assessor v. Bujanovicz aus Habsan in Ungarn sagte z. B. kurz vor dem Beginnen der Dresdener Versammlung in einem in der landwirthschaftlich-technischen Sektion der Versammlung der Naturforscher zu Prag mit großem Beifall gehörten Vortrage über die „Wechselwirkung der Naturwissenschaften und der Landwirthschaft“ unter anderm: „er verheiße der beabsichtigten allgemeinen Versammlung deutscher Landwirthe, dem Wesen der Sache nach, keinen Erfolg, weil wir mit der Begründung der Agronomie als Wissenschaft noch nicht im Reinen seyen, weil wir, von Lokalverhältnissen befangen, uns noch als glebae adscriptos betrachten müssen, weil sich die Landwirthe in den Ländern deutscher Zunge nicht einmal gegenseitig verständen“ u. s. w. — „Unser Streben,“ meint er schließlich, „müsse seyn, auf die Masse zu wirken, um die Hauptquelle aller Uebel, an denen die Menschheit leide, Mangel an Intelligenz, immer mehr versiegen zu machen.“

Gerade die Gründe, welche Herr v. B. gegen unsere Versammlung angeführt hat, scheinen mir aber sehr vortrefflich für dieselbe zu sprechen; denn welches Mittel kann wohl geeigneter seyn, die Landwirthschaft als Wissenschaft, wenn es daran noch fehlt, vollends zu begründen, die Mißverständnisse und Verwirrungen, welche in Begriffen und Benennungen obwalten, aufzuklären und

zu verbannen, die Intelligenz zu steigern, sich zu berathen, wie zu dem Behufe am geeignetsten auf die Masse zu wirken sey, — als gerade der jährlich sich wiederholende Zusammentritt des intelligenteren, gebildeteren Theils deutscher Landwirthe und anderer Männer, welche in ihrer Stellung zur Förderung der Landwirthschaft beizutragen vermögen, und die auch von warmem Eifer für das Gemeinwohl, wie für Förderung wahrer Wissenschaftlichkeit, beseelt sind, und die Erfüllung ihres Berufs nicht bloß im Geldgewinne erkennen?

Sehr zu achten war Herr v. Bujanovicz, daß er, ohnerachtet seiner vorgefaßten Meinung, an der Versammlung in Dresden thätigen Antheil nahm. Dort entwickelte sich in der That auch ein so schöner Geist, daß Niemand, Hr. v. B. nicht ausgenommen, sich gegen die feste Constituirung der Wandergesellschaft aussprach; dagegen schien eine nicht unbeträchtliche Zahl der norddeutschen Landwirthe (der Lage des Versammlungsortes nach konnte die große Mehrzahl der Anwesenden nur Norddeutschland angehören) bei der Debatte über die Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes sich dazu hinzuneigen, die Versammlungen auch für die Folge im nördlichen Deutschland festzuhalten, wodurch die ursprüngliche Absicht, ganz Deutschland gleichmäßig für die Veranstaltung zu interessiren und daran zu betheiligen, gescheitert seyn würde. Indessen siegte auch hier der schon festgewurzelte schöne Gemeinsinn, und „keine Trennung in Norden und Süden, ein Deutschland, ein Vaterland und ein jährlich wechselnder Vereinigungspunkt für die Landwirthe von ganz Deutschland!“ — dies war der allgemeine Ruf am Schlusse jener Debatte.

Ich füge zur Bekräftigung des Gesagten noch einige Stellen bei aus der herrlichen Rede, welche Professor Schulze, Direktor der staats- und landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena, in der ersten Hauptversammlung zu Dresden hielt. „Förderung der Wissenschaft,“ sprach u. a. Schulze, „muß das Ziel unserer Bestrebung seyn. — Die Landwirthschaft ist keine spekulative Wissenschaft, sondern eine Lebenswissenschaft. Sie hat es nicht bloß mit der erkennenden, sondern auch der handelnden Vernunft zu thun. Bei ihr steht neben der Wahrheit noch Geldgewinn als Zweck der Forschung, und leicht erlangt dieser das Uebergewicht. Auch findet sich im Gebiete der handelnden Vernunft, besonders im gesellschaftlichen

Leben, viel Irriges und Unverständiges, und die Menschen nehmen den Versuch, Irrthümer aufzuklären, mit Widerwillen auf. Hierzu kommt der enge Zusammenhang mit der Politik, wo es jetzt an jener Unbefangenheit und Ruhe des Geistes fehlt, welche zu wissenschaftlichen Forschungen erforderlich sind. — Sinnlicher Materialismus, Selbstsucht, politische Parteisucht, Neuerungssucht, Schlendrian und Schreibseligkeit, dies sind die feindlichen Mächte, mit welchen in der Landwirthschaft der Geist ächter Wissenschaftlichkeit zu kämpfen hat, und nur dann, wenn er in diesem Kampfe siegt, kann die deutsche Landwirthschaft von den Gefahren, die ihr drohen, gerettet werden. — — In der Landwirthschaft kämpft der Mensch mit der Erde, mit den Naturkräften streiten Menschenkräfte. Je mehr Bildung im Volke verbreitet ist, um so mannigfacher sind die Bedürfnisse an irdischen Gütern, um so schwieriger ist jener Kampf. In unsern Zeiten sind die Bedürfnisse so gestiegen, daß die Menschen zur Befriedigung derselben die Natur nur dann zwingen können, wenn sie wissenschaftlich über diesen Kampf nachdenken. — — Durch unsere Versammlungen kann der Geist ächter Wissenschaftlichkeit gehoben und verbreitet werden. Vor Allem kommt es darauf an, daß wir selbst solchen Geist pflegen; damit dies geschehe, muß Jeder hier erscheinen, nicht bloß um sich zu nützen, sondern auch, und vorzugsweise, um das Gedeihen des Ganzen zu fördern. Um die allgemeine Bildung zu fördern, muß Jeder gerne seine Beobachtungen und Erfahrungen hier mittheilen. — Unsere Versammlung muß ihre Bemühungen, aufzuklären, anzuregen, zu verbessern, auf alle Theile des deutschen landwirthschaftlichen Volkslebens ausdehnen. Unsere Versammlung muß der Mittelpunkt werden für alle landwirthschaftlichen Gesellschaften in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes. Wir stellen Preisaufgaben für die wichtigsten Fragen in unserer vaterländischen Landwirthschaft. Der Ruhm, Sieger in dieser Versammlung zu werden, muß das Höchste seyn, was der deutsche Landwirth kennt. Und die, welche sich aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands versammeln, werden gern Alles, was sie sonst trennte, vergessen, und fest in Wissenschaft und Freundschaft sich vereinigen. Die Worte der Weisheit, welche in dieser Versammlung ertönen, die Siegerkränze, welche durch sie ausgetheilt werden,

sollen die deutschen Jünglinge, welche der Landwirthschaft sich widmen, für das Wahre und Gute in dem gewählten Berufe begeistern und zu dem höchsten Ziele ihres Geschäftes hinleiten. Wenn solchen Geist die Versammlungen deutscher Landwirthe pflegen, dann, aber auch nur dann, werden sie der ächten Wissenschaftlichkeit huldigen, und wird sich ihnen, zum Segen des Vaterlandes, ein herrliches öffentliches Leben entfalten.“ — —

Und dieser von Schulze so schön und warm geschilderte Geist ächter Wissenschaftlichkeit begann bereits in der ersten Versammlung Wurzel zu schlagen und zu walten; er wird sich in den folgenden Versammlungen weiter entfalten und befestigen, und wenn auch dereinst die daraus hervorgegangenen Folgen nicht mit Zahlen sich nachweisen lassen, so können sie doch nicht anders als beträchtlich seyn, und werden sich nicht wegdemonstriren lassen, wenn auch hier, wie bei Allem, was neu ist, noch lange Zeit Gegner auftreten werden. Doch von den Folgen spreche ich ja nachher besonders. Hier seyen vorerst nur zwei Einwürfe noch berührt, welche Gegner gewöhnlich noch vorbringen, indem sie von beschränktem Standpunkte aus urtheilen.

Man sagt nämlich häufig: bei der Landwirthschaft beruhe Alles auf Erfahrung und Lokalität; die Lokalverhältnisse in Deutschland seyen aber so verschieden, daß bei einem Zusammentritte von Landwirthen aus allen Theilen Deutschlands, welche ihre Ansichten und Erfahrungen gegenseitig austauschen wollen, nichts herauskommen könne. Solche Sprecher haben aber nicht erwogen oder nicht begriffen, daß die Landwirthschaft als Wissenschaft ein Gemeingut ist; daß sich die aus der Praxis abgeleiteten, der Wissenschaft als Grundlage dienenden Regeln (wohl zu unterscheiden von dem aschgrauen Schwulste theoretischer Stümper) abtrennen in solche, welche als positiv dastehen und überall gültig sind, wie die allgemeinen Grundsätze über Zucht, Veredlung, Pflege und Ernährung der Hausthiere, Behandlung des Düngers u. s. w. — und in solche, welche nur unter bestimmten Voraussetzungen anwendbar sind oder sich bewähren, wie die Kultur der einzelnen Gewächse, die Construktion und Anwendung von Werkzeugen, das erste aller Werkzeuge, den Pflug, mit einbegriffen. An höhere Zwecke, wie Berathung über die Mittel, auf die Intelligenz des Bauernstandes zu wirken, die arbeitende Klasse zu bessern in ihrer

Existenz und ihrem sittlichen Zustande und dergleichen mehr, ist bei Einwürfen jener Art ohnedies gar nicht gedacht worden.

Ein anderer Einwurf, der auch gemacht wird, ist: daß alles das, was bei einer solchen Versammlung verhandelt werde, eben so gut oder noch besser mittelst der landwirthschaftlichen Zeitschriften verhandelt und bekannt gemacht werden könne. — Wer so urtheilt, der kennt aber die Kraft des gesprochenen lebendigen Worts, gegenüber dem todten Buchstaben, nicht. — Mit den Debatten in den landwirthschaftlichen Blättern geht es zudem oft so langsam zu, wie bei der Unterhaltung jenes Engländers mit seinem Jokey, welcher diesen, indem sie über die Themsebrücke ritten, frug, ob er gern Eier äße, aber erst das „yes, sir“ zur Antwort erhielt, als beide nach einem Jahre zufällig wieder dieselbe Stelle passirten.

Daß Viele sich schriftlich gar nicht äußern, während sie durch die mündliche Debatte dazu angeregt werden, ist eben so gewiß, und das Bekanntwerden der Männer vom Fache unter sich ist von so großem Werthe, daß es eine Veranstaltung, welche mehr als jede andere dazu Anlaß gibt, schon allein rechtfertigt.

2) Hätte der bei der Versammlung der Landwirthe beabsichtigte Zweck nicht eben sowohl oder besser noch erreicht werden können durch die in der Versammlung der Aerzte und Naturforscher gebildete Sektion für Landwirthschaft, Pomologie, Technologie und Mechanik?

Diese Sektion wurde bekanntlich in der 12. Versammlung der Naturforscher zu Stuttgart im Jahr 1834 gegründet; es bedurfte, wie Hr. v. Bujanovicz sich in jener schon erwähnten Rede ausdrückt, „der mächtigen Aegide eines königlichen Landwirths, um der Agronomie die lange bestrittene Stelle einzuräumen.“ — War es mir auch wegen amtlicher Reisen, welche mich seither jedes Jahr den Monat September hindurch in Anspruch nahmen, nicht vergönnt, an einer dieser Versammlungen seitdem Antheil zu nehmen, so suchte ich mich doch stets emsig zu bemühen, die für die Landwirthschaft dabei gewonnenen Resultate zu erfahren. Indessen äußerten sich unsere landwirthschaftlichen Blätter meistens nur sehr dürftig darüber. Nur über die letzte Versammlung zu

Prag bringen André's ökonomische Neuigkeiten einen ausführlichen (noch nicht zum Schlusse gelangten) Bericht, welcher zeigt, daß in der dortigen Sektion für Landwirthschaft ꝛc. viel Interessantes vorgetragen und verhandelt ward. Um so weniger erfuhren wir aber über die früheren Verhandlungen zu Stuttgart, Bonn und Jena; namentlich scheint die Zahl der theilnehmenden eigentlichen Landwirthe, zumal aus größerer Entfernung, im Ganzen nur gering gewesen zu seyn. Diese Resultate lagen bis zu Ende des Jahrs 1836 vor, und die Ueberzeugung befestigte sich bei mir immer mehr, daß, wenn ein großartiger Vereinigungspunkt der deutschen Landwirthe zu Stande kommen solle, dies nur in einer dazu ganz eigens creirten, mit dem Orte wechselnden Versammlung möglich sey, indem solche von Landwirthen allein schon so stark besucht seyn müsse, als dermalen die Versammlungen der Aerzte und Naturforscher besucht sind. Land- und Forstwirthschaft, Garten- und Weinbau, die mit der Landwirthschaft in Verbindung stehenden technischen Gewerbe, sind so umfangreich, daß in der kurzen Zeit, welche für eine solche Versammlung der Natur der Sache nach festgesetzt werden kann, nur dann der Einzelne befriedigt und der Erfolg im Ganzen befriedigend seyn kann, wenn die Verhandlungen nur jenem einen Hauptzwecke gewidmet sind, und alle Einrichtungen, Zeiteintheilungen, vorzunehmenden Ausflüge ꝛc. ein und dasselbe Ziel bezwecken.

Dies waren meine Ansichten, als ich seit dem Sommer 1836 an den Verhandlungen Theil nahm, eine allgemeine Versammlung für die Landwirthe Deutschlands zu gründen, und jetzt, nachdem sie ins Leben gerufen ist, bin ich noch weit bestimmter der Ansicht, daß das Bestehen der landwirthschaftlich-technischen Sektion bei den Versammlungen der Naturforscher nie einen so entschiedenen Einfluß auf die Förderung der Landwirthschaft als Wissenschaft und als Gewerbe ausüben kann, als wie dies von einer den höchsten Interessen der deutschen Landwirthschaft ausschließend gewidmeten Versammlung zu erwarten ist.

Aus falschem Gesichtspunkte scheint mir insbesondere die Stellung dieser landwirthschaftlichen Versammlung neben der naturforschenden betrachtet zu werden, wenn ein hochachtbarer landwirthschaftlicher Lehrer, der Professor Nestler aus Ollmütz, in seinem Berichte über die landwirthschaftliche Sektion zu Prag (in den

ökonomischen Neuigkeiten) das Mißrathen der Versammlung der Landwirthe voraussieht und weiter sagt: „Was zwingt uns denn, die landwirthschaftlichen Gesellschaften (die verschiedenen landwirthschaftlichen Vereine in Deutschland) mit ihren Jahres- und Monatsversammlungen aufzugeben und dem Vereine der Naturforscher und Aerzte den kaum erst gestatteten (?) Beitritt auf eine schlecht verhehlte Weise heimzusagen?“ — „Er sehe nicht ein,“ sagt Professor Nestler weiter, „wozu solche Spaltungen führen sollen?“

Von der ersten Aeußerung, daß wegen der allgemeinen Versammlung die bestehenden landwirthschaftlichen Gesellschaften aufgegeben werden könnten oder sollten, sehe ich vorerst ab, indem solche Aeußerung nur auf Mißverständniß beruhen kann. Was aber die Versammlung der Naturforscher betrifft, so soll ihr keineswegs mit Undank gelohnt seyn, vielmehr werden wir Landwirthe es stets uns zur Ehre rechnen, daß wir an jener nun so lange schon bewährten Versammlung Theil zu nehmen eingeladen sind; wir werden und wollen es niemals vergessen, welche große Vortheile, welche wichtige Aufschlüsse uns die Naturwissenschaften schon gewährten und ferner gewähren sollen; wir werden und wollen es für ein großes Glück halten, wenn die Naturforscher einestheils die Erfahrungen der Land- und Forstwirthe berücksichtigen, anderntheils ihre Forschungen dahin richten, daß sie auch der Landwirthschaft vorzugsweise von praktischem Nutzen sind.

Stets möge die Versammlung der Landwirthe sich als die Tochter und die der Naturforscher als die Mutter betrachten! — Es möge doch ja die landwirthschaftlich-technische Sektion bei den Naturforschern fortbestehen! Könnte sie jedoch so organisirt werden, daß in ihr vorzugsweise die für die Landwirthschaft in irgend einer Beziehung wichtigen neuen Entdeckungen und Resultate zur Sprache und Verhandlung kommen, welche im Gebiete der Chemie, der Physik, der Pflanzenphysiologie ꝛc. zu Stande gebracht worden sind; dann, glaube ich, würde diese Sektion ihre Aufgabe am schönsten erfüllen, sie würde von Landwirthen noch weit mehr als seither und mit noch weit größerem Nutzen besucht werden, und von „Spaltung“ würde keine Rede seyn, wohl aber von schöner Harmonie, in welcher die Mutter und Tochter neben einander fortbestehen und wirken.

3) Welche Erfolge kann das Fortbestehen der landwirthschaftlichen Wandergesellschaft für die Förderung der deutschen Landwirthschaft haben, und damit zugleich für die Volksbildung, das Volkswohl?

Zur Beantwortung dieser Frage liegen in dem bisher Gesagten bereits viele Andeutungen. Ich beschränke mich daher darauf, Folgendes theils kurz zu wiederholen, theils ergänzend zusammenzustellen.

Zunächst muß ich zu dem Ende berühren, daß die persönlichen Bekanntschaften und Berührungen der einzelnen Theilnehmer schon unendlich viel dazu beitragen, einseitige Ansichten zu berichtigen, wissenschaftliche Bildung und Gemeinsinn zu heben und zu fördern. Der als landwirthschaftlicher Schriftsteller, wie durch seine praktischen Leistungen allgemein bekannte Amtsrath Koppe aus Wollup sprach sich nach seiner Zurückkunft von Dresden in einem in mehrere öffentliche Blätter übergegangenen Aufsatze unter anderm folgendermaßen hierüber aus: „In der Versammlung zu Dresden war derjenige Sinn vorherrschend, ja fast der allein sichtbare, welcher allezeit eine Folge der Forschung nach Wahrheit ist. Die bösen Leidenschaften der Menschen, wie Neid, Eifersucht, kleinliche Tadelsucht, waren nicht sichtbar. Ein jeder theilte mit, was er wußte und wie er es vermochte &c. — Die alten Bekannten, die sich hier zusammenfanden, freuten sich des Wiedersehens, und Männer, die sich ohne diese Veranlassung nie hätten kennen gelernt, schlössen ein Freundschaftsbündniß &c. — Das einseitige Streben nach Gewinn, welches diesen zum Endzwecke des Daseyns macht, welches allen Sinn für die Förderung des allgemeinen Wohls abstumpft, und den fluchwürdigen Egoismus erzeugt und nährt, wurde von der Versammlung als eine verkehrte Richtung des Zeitgeistes anerkannt. — Darf ich, sagt Koppe weiter, von mir auf andere schließen, so ist der Geschäftsfreund eben so befriedigt von dieser Versammlung zurückgekehrt, als der Vaterlandsfreund und der Mensch. — Manches Mißverständniß, welches durch die beste schriftliche Mittheilung veranlaßt wird, ist durch die mündliche Aufklärung solcher Männer berichtigt worden, welchen eine langjährige Erfahrung über eine Gewerbsangelegenheit zur Seite stand. — Möge die unter uns Deutschen erwachte Neigung zu allgemeinen

Versammlungen, so schließt Koppe, für die Ausbildung eines deutschen Volkslebens recht wohlthätig wirken! Möge Gemeinsinn alle Klassen der Gesellschaft immer mehr durchdringen, damit das Wohl der Menschheit dadurch befördert werde!“

Hierzu wird und muß die jährlich wiederkehrende allgemeine landwirthschaftliche Versammlung das ihre beitragen, sobald der gute Geist, welcher in der ersten Versammlung bereits herrschte, ferner darin gepflegt und erhalten wird. Dazu mitzuwirken, möge ferner das Streben eines jeden Theilnehmers seyn!

Daß durch die Versammlungen in der Feststellung von Begriffen, technischen Benennungen etc. in verschiedenen, zur Zeit gerade wichtigen und in der Entwickelung stehenden landwirthschaftlichen Zweigen Vieles geschehen könne, dazu hat uns schon der im Jahr 1823 von dem seligen Thär veranstaltete Wollconvent Beweis und Vorbild geliefert, welcher ja auch zu der Idee, die landwirthschaftliche Wandergesellschaft ins Leben zu rufen, das Seine beigetragen, also nach 14 Jahren noch gewirkt hat. — Guter Samen, einmal ausgestreut, trägt immer, früh oder spät, seine guten Früchte.

Wie durch solche Versammlungen die volkswirthschaftlichen, die höheren wissenschaftlichen, wie materiellen Interessen des Gewerbes gefördert werden, dafür möge hier noch eine kurze Zusammenstellung des Wesentlichsten der in Dresden gepflogenen Verhandlungen sprechen. Folgende Gegenstände wurden nämlich dort zum Theil sehr ausführlich, und mehrere erschöpfend, erörtert:

a) Die Bildung des Landwirths in den verschiedenen bestehenden Abstufungen; die Wege und Mittel, die Intelligenz und den Zustand des eigentlichen Bauernstandes zu heben, angeregt durch Schulze und Moritz Beyer.

b) Das Zustandbringen einer umfassenden Geschichte und Beschreibung der deutschen Landwirthschaft, angeregt durch Schulze.

c) Grundsätze für agrarische Gesetzgebung, Taxprinzipien, Klassifikation des Bodens, angeregt durch A. Ph. Thär und Dr. Grävell.

d) Zur Förderung der Statik des Ackerbaues wurde eine Commission gegründet, bestehend in Herrn v. Wulffen auf Pitzpfuhl, Landesökonomierath Thär und Amtsrath Block.

e) Zu vergleichenden Versuchen und der getreuen Mittheilung

deren Resultate ward dringend aufgefordert, auf Anregung von Koppe.

f) Ueber Gründüngung, Einstreu trockener Erde in die Stallungen nach Blocks Angabe, gemischte Saaten der Futterkräuter nach Art der Engländer, Drillkultur und mehrere andere den Pflanzenbau betreffende Gegenstände, welche sämmtlich von den Gründern der Versammlung nebst Anderem zur Debatte ausgesetzt waren, fanden sehr ausführliche und belehrende Verhandlungen statt.

g) Eben so wurden mehrere wichtige Züchtungsgrundsätze für die landwirthschaftliche Hausthierzucht abgehandelt; die Wollkunde und hochfeine Schafzucht ward berührt, jedoch mehr den nächsten Versammlungen überwiesen.

h) Ueber Versuche mit ausländischen Kulturgegenständen wurde von Brehme, über Erntemethode von Teichmann Belehrendes mitgetheilt.

i) Der Stand der Runkelrübenzucker-Fabrikation und der Einfluß der Schützenbach'schen Methode darauf wurden erörtert, wobei besonders Hr. v. Ellrichshausen aus Karlsruhe den über jene neue Methode noch wenig unterrichteten Norddeutschen willkommenen Aufschluß gab.

Ueber alles dieses und anderes, von mir hier nicht besonders benannte wird der von meinem geschätzten Freunde und Collegen, Professor Schweitzer zu Tharandt in Bearbeitung genommene und ehestens im Buchhandel erscheinende Hauptbericht genügenderen Ausschluß gewähren. — Erwägt man dabei, daß diese erste Versammlung noch keinen Geschäftsgang kannte, daß sie auf ihre Constituirung, Entwerfung von Statuten ꝛc. einen Theil ihrer Zeit verwendete, so wird von ihr auf noch bedeutendere Erfolge der künftigen Versammlungen zu schließen seyn.

Ein Hauptmittel, auf der Bahn des Fortschreitens sich zu erhalten, erblicke ich besonders darin, daß die Versammlung alle ihr wichtig dünkenden, zwar zur Sprache, aber noch nicht genügend ins Reine gebrachten Gegenstände sogleich wieder öffentlich bekannt gemacht und den nächsten Versammlungen überwiesen hat. Darin liegt einestheils so viel Anregung für den intelligenteren Theil unserer deutschen Landwirthe, sich vorzugsweise mit Förderung und Ermittelung der ausgesprochenen Wünsche und Fragen zu beschäftigen, daß daraus jeden Falls Resultate hervorgehen; anderntheils

liegt darin eine Garantie, daß die nächsten Versammlungen sich wieder mit wichtigen Gegenständen beschäftigen werden.

Eine weitere, sehr beachtenswerthe Folge erblicke ich darin, daß hochherzige deutsche Fürsten und ihre Regierungen durch solche Versammlungen auf bisher noch nicht erkannte weitere Mittel und Wege aufmerksam gemacht werden, die Landwirthschaft ihrer Staaten zu fördern. — Mit wahrem Vergnügen war es in Dresden zu bemerken, daß Se. königl. Hoh. der Prinz Johann von Sachsen die Versammlung mit seiner Gegenwart ehrte, und daß der Herr Minister des Innern, v. Nostiz und Jänkendorf, der Herr Minister der Finanzen, v. Zeschau und andere hohe Staatsbeamte fast immer bei den Versammlungen gegenwärtig waren und ihr Interesse an deren Verhandlungen an den Tag legten. Und welch freudigen Anklang hat es in ganz Deutschland erregt, daß Se. k. Hoh. der Großherzog von Baden der diesjährigen Versammlung zu Karlsruhe so vielfältige Unterstützungen im Voraus huldvoll zugesagt und noch einen besonderen Preis zur Förderung der Zwecke der Versammlung ausgesetzt haben, daß diesem edeln Beispiele die Herren Markgrafen Wilhelm und Maximilian von Baden HH., und diesen Beispielen wieder die hohen Standesherren, die Fürsten von Fürstenberg und von Leiningen DD., und andere hochansehnliche Grundbesitzer, wie Freiherr von Lotzbeck, gefolgt sind.

Zwar sind auch über diese Preisaussetzungen wieder Bedenken von mehreren Seiten geäußert worden, namentlich das Bedenken, daß über die Preisaufgaben in Bezug auf die Bearbeitung der Geschichte der deutschen Landwirthschaft, über die Statik, über den Vergleich der englischen Landwirthschaft mit der deutschen u. s. w. in der kurzen Zeit bis zum nächsten Herbste nicht wohl genügende Arbeiten geliefert werden könnten. Ich gebe dieses in einigen Beziehungen zu; es bleiben aber, wenn eine genügende Lösung zum Theil nicht erfolgt, die Preisaussetzungen für die Folge fortbestehen, und diejenigen; welche jetzt noch nicht gelöst werden, finden für künftige Zeiten fortgesetzte Concurrenz. Es ist also vorerst Nützliches damit angeregt und für die Folge wird auch Nützliches dadurch zu Tag gefördert werden.

Entgegengesetzt den Anregungen, welche für die Regierungen durch die Versammlungen sich erwarten lassen, unterrichten sich auch wieder die auswärtigen Theilnehmer, was in den Ländern,

in denen die Versammlungen statt finden, von deren Regierungen zur Hebung der Landwirthschaft schon geschah, und welche Wege dazu mit Erfolg eingeschlagen wurden. So war es namentlich zu Dresden für uns von hohem Interesse, daß Herr Geheimerath v. Witersheim Excell., Chef der Sektion für die Kultur-Angelegenheiten im Ministerium des Innern, eine gedrängte Uebersicht gab über das, was die k. sächs. Regierung in früherer und in der neuesten Zeit zu Hebung der Landwirthschaft direkt zu wirken gesucht und gewirkt habe. — Aehnliche Mittheilungen wurden von auswärtigen Theilnehmern über ihr Vaterland gemacht.

Hieraus läßt sich nun auch schließen, wie nützlich es für die Vorstände der verschiedenen landwirthschaftlichen Vereine Deutschlands sey, wenn wenigstens ein Mitglied den Versammlungen beiwohnen kann; denn sie lernen dadurch die Einrichtungen, die eingeschlagenen Wege und den Erfolg des Wirkens anderer Vereine am genauesten kennen und sammeln für ihr heimathliches Wirken Stoff der mannigfachsten Art.

Wie wir demnach die Veranstaltung betrachten, so läßt sich jeden Falls in mehrfacher Hinsicht Gutes, in keiner Beziehung Nachtheiliges davon erwarten. Ohne mit allzu sanguinischen Hoffnungen gerade hievon allein eine andere und bessere Gestaltung der landwirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands und ganz außerordentliche Resultate für wissenschaftliche Fortbildung unseres Faches zu erwarten, wird sie doch auf beide immer mehr einen ersprießlichen Einfluß ausüben, je mehr dabei die bis jetzt zu Grund liegende Tendenz, und der bereits darin aufgelebte Geist für ächte Wissenschaftlichkeit und für wahres Volkswohl festgehalten und gepflegt wird.

Darmstadt, Ende Mai 1838.

H. W. Pabst.

Die
Vorsorge- und Versorgungs-Anstalten
der Mittelstände.

Die Wechselwirkung zwischen Leben und Wissenschaft ist nirgend (etwa mit Ausnahme der Technik) so lebendig und auffallend, als in der politischen Oekonomie. Und zwar ist es bald das Leben, von welchem Belehrung und Stoff für die Wissenschaft ausgeht, indem diese bis jetzt noch nicht scharfsinnig genug durchgebildet war, um ein Verhältniß oder Bedürfniß vor seinem wirklichen Eintreten in die Erscheinung zu errathen und zu regeln; bald aber stellt auch die Theorie Sätze auf, welchen vorläufig in der äußern Erscheinung nichts entspricht, die aber durch ihre kräftige, innere Wahrheit vorgefaßten Ansichten und, was noch hartnäckiger ist, langen Gewohnheiten siegreich unterwerfend entgegentreten. In beiden Fällen geht es freilich nicht immer rasch; wofür sich bei einem Voreilen der Wissenschaft eher eine Entschuldigung finden läßt, als wenn das Leben längere Zeit von dem Wissen nicht begriffen und systematisirt wird.

Ein auffallendes Beispiel solchen Zurückstehens der Theorie hinter der lebendigen Wirklichkeit liefert gegenwärtig die Materie der Vorsorge- und Versorgungs-Anstalten des Mittelstandes. Die wirthschaftliche, politische und sittliche Wichtigkeit des Gegenstandes, die durch den steten Zuwachs neuer Anstalten immer steigende Bedeutung desselben für den Einzelnen und für

den Staat, liegt Jedem klar vor Augen, der nur einen Augenblick Aufmerksamkeit schenken will. Millionen von Gulden werden zu diesen Zwecken zusammengeschossen und verwaltet; Hunderttausende von Menschen aus allen gesittigteren Völkern setzen Hoffnungen und Plane auf die in Frage stehenden Einrichtungen; da und dort bricht mit einemmale ein äußerst lebhafter Streit über eine solche Anstalt los, und setzt Federn, Köpfe und Behörden in Bewegung. Allein nichts ist noch geschehen, um diese Masse von Thatsachen und von Verhältnissen zu organisiren und allseitig zu erörtern. Es fehlt freilich nicht an Schriften über die einzelnen Gattungen dieser Anstalten (wir werden Gelegenheit finden, die bedeutenderen unten gehörigen Ortes zu nennen); allein dies genügt nicht, und vergebens sucht man bis jetzt selbst in den neuesten Werken über National-Oekonomie, Politik, Polizei-Wissenschaft eine irgend erschöpfende und gründliche Erörterung der allgemeinen Grundsätze oder umfassende Nachweisungen der Erfahrungen. Ja das wenige bis jetzt Gegebene ist noch in der Regel in ein falsches Licht gestellt, indem von der ganzen Sache nur bei der Armen-Polizei die Rede ist, wohin sie nur zum geringsten Theile, sey es dem Umfange, sey es den Rücksichten nach, gehört; von einigen Einrichtungen sogar bei der Finanzwissenschaft, weil sie bei der Staatsschuld da und dort einschlägig werden. Dieser Mangel an allgemeinen Grundsätzen ist aber nicht nur eine Lücke in dem Systeme der politischen Oekonomie, sondern es gibt auch, was noch weit höher in Anschlag zu bringen ist, nicht selten Veranlassung, daß sich das ununterrichtete Publicum durch unwissende, wenn schon gutmeinende Projectanten, schlaue Wucherer, wo nicht gar offenbare Betrüger zur Theilnahme an Anstalten verleiten läßt, bei welchen es nur Schaden haben kann. Dessen nicht zu gedenken, daß die ganze politische und sociale Bedeutung der Sache dem nicht gehörig aufmerksam gemachten Staatsmanne leicht völlig entgeht.

Es soll nun in dem Folgenden ein Versuch gemacht werden, die Schuld der Wissenschaft an das Leben in der genannten Beziehung wenigstens durch eine kleine Abschlagszahlung um etwas zu vermindern.

Vorerst ist natürlich nothwendig, genau zu bezeichnen, von was die Rede ist und nicht ist. Wir werden uns aber im Folgenden

beschäftigen mit allen jenen gemeinschaftlichen Kassen, in welche die Theilnehmer Einzahlungen machen, um aus denselben in späterer Zeit für sich, oder wohl auch erst für ihre hinterlassenen Familien, solche Bezüge zu erhalten, welche vermittelst der eigenthümlichen Einrichtungen der Kasse bedeutender sind, als sie bei der einfachen eigenen Verwaltung der eingelegten Summen in dem Augenblicke des Bezuges seyn könnten.

Untersuchen wir die Modalitäten dieser Anstalten genauer, so finden wir, daß dieselben in drei Hauptarten mit wesentlich verschiedenen Zwecken zerfallen. Durch die eine Art suchen die Theilnehmer nur eine besonders vortheilhafte Anlegung ihrer Ersparnisse als zinsentragendes Kapital. Dies sind die Sparkassen. Sie scheiden sich wieder in zwei Unterarten, je nachdem die Verwendung des nach und nach angesammelten Kapitales in jedem Augenblicke und zu jedem beliebigen Zwecke dem Eigenthümer frei steht, oder derselbe sie nur zu bestimmten Zwecken und in gewissen Zeiten verwenden darf, wie z. B. zu der Ausstattung einer Tochter, zur Bestreitung von Krankheitskosten und dergl. Erstere können wir allgemeine, letztere aber besondere Sparkassen nennen. Einen weitern Unterschied macht noch, ob regelmäßige und somit zwangsmäßige, oder ganz facultative Einlagen statt finden. — Die zweite Hauptart hat zum Zwecke, gewissen Personen nach dem Tode einer andern Person einen bestimmten Vortheil zu verschaffen, gegen einen während des Lebens der letztern zu bezahlenden regelmäßigen (und natürlich verhältnißmäßigen) Beitrag. Diese Anstalten theilen sich wieder in die Lebensversicherungs-Anstalten, welche ein Kapital auszahlen, und in die Wittwen- und Waisen-Kassen, bei welchen es auf eine Rente abgesehen ist. — Bei der dritten Hauptart ist die Absicht, ein Kapital à fonds perdu anzulegen, um dasselbe in der Form von höheren, als landesüblichen, Zinsen zu genießen, was wieder entweder durch einfache Leibrente oder durch Tontine geschehen kann.

Ergibt diese Aufzählung der Zwecke und Mittel, von was die Rede ist, so zeigt sie zu gleicher Zeit auch klar, von was es sich hier nicht handelt. Offenbar ist nämlich bei diesen Anstalten allen nicht von Armen-Versorgung im engern Sinne die Rede. Wenn auch die eine und die andere dieser Formen gelegentlich dazu gebraucht wird, um vorsorglich gegen künftige eigentliche

Armuth zu wirken, und wenn in solchem Falle an ihnen auch Menschen aus den dürftigen Klassen Antheil nehmen können und nehmen sollen: so ist dies nichts weniger als im Begriffe schon begründet, oder auch nur in der Regel der Fall. Nicht nur setzt bei vielen derselben an und für sich schon die Theilnahme ein bedeutenderes Kapitalvermögen oder laufendes Einkommen nothwendig voraus, so daß Arme an eine Theilnahme gar nicht denken können; sondern bei allen ist es möglich und selbst gewöhnlich, daß die Theilnehmer nur einen, vielleicht verhältnißmäßig kleinen Theil ihres Kapitalvermögens oder Einkommens auf solche Weise verwenden, und es somit lächerlich wäre, sie aus dem Gesichtspunkte der Armen=Versorgung zu betrachten. Es sind vielmehr Anstalten für den mehr oder weniger wohlhabenden Mittelstand, welcher die eigenthümlichen Vortheile derselben zu seiner Bereicherung benützen, höchstens sich und die Seinigen durch sie vor einem Zurücksinken in eine tiefere Klasse der Gesellschaft, nicht aber gerade vor eigentlicher Armuth, bewahren will.

Ehe jedoch zu der Lösung der eigentlich zu beantwortenden Aufgabe geschritten werden kann, nämlich zu der Frage, wie diese Vorsorge= und Versorgungs=Anstalten für den Einzelnen und für das Ganze wirken, und welche allgemeinen Grundsätze den Beitrittslustigen bei der Auswahl, den Staat aber bei der Beaufsichtigung und Gestattung neuer Plane leiten sollen, ist wohl billigermaßen erst die Vorfrage zu untersuchen, ob nicht vielleicht diese sämmtlichen Einrichtungen allzumal Mißbilligung verdienen, und somit einer weiteren Beachtung gar nicht werth sind, als in so ferne eine Warnung vor ihnen für den Staat und die Einzelnen begründet werden müßte?

Auf die Gefahr hin, dafür angesehen zu werden, als stehen wir weit zurück hinter den erweiterten Ansichten der jetzigen Zeit, und seyen unzugänglich den Belehrungen der Erfahrung und Klugheit, wollen wir offen bekennen, daß wir es im Allgemeinen immerhin für den weit vorzüglicheren Zustand ansehen, wenn ein Mann die Verwaltung seines Vermögens frei in seiner Hand behält, dasselbe durch regelmäßigen Ueberschuß seiner Einnahme über seine Ausgabe zu vermehren sucht, und deshalb seinen Stock entweder gegen Zinsen sicher ausleiht, oder ihn zu gewerblichen Unternehmungen irgend einer Art verwendet. Nur so ist er ganz Herr

über sich und sein Vermögen, und nur so genießt er vollständig die Vortheile eines sichern, selbst erworbenen und sich vermehrenden Wohlstandes, nämlich Unabhängigkeit, Freude an seinen Bemühungen, Rüstung gegen möglichen Wechsel der Umstände, Nüchternheit und Genügsamkeit in seinen Lebensplanen und Ansichten. Wer also irgend in der Lage ist, das für seine Zwecke und für seine Familie nöthige Vermögen auf die genannte Weise zu erwerben und zu verwalten, der wird, unsers Bedünkens, wohl daran thun, sich hierauf zu beschränken, und nicht durch Beitritt zu den mannigfachen Gesellschaften, welche den Zweck einer künstlichen Steigerung des Vermögens haben, einen Theil seiner Unabhängigkeit von Andern, seines freien Verfügungsrechtes und seiner sichern Grundlage von Zufriedenheit und Wohlstand aufzugeben. Mag seyn, daß er langsamer in seinem Vermögen vorschreitet; allein es ist dies, die Deckung des Nothwendigen vorausgesetzt, das kleinere Uebel.

Allein wir geben gerne zu, daß keineswegs Alle in dieser günstigen Lage eines gesicherten Anfanges sind, und doch Alle das Bedürfniß einer gesicherten Zukunft haben. Wir räumen sogar ein, daß die Zahl solcher Männer aus den Mittelständen immer bedeutender wird, einerseits bei dem stets steigenden Luxus, andererseits bei den geordnetern und sparsamern Bezügen der öffentlichen Beamten und der durch die große Mitwerbung entstehenden Schwierigkeit eines einträglichen Geschäftes. Haben nun auch Solche die Aufgabe, sich auf ihre geringeren Hülfsmittel zu beschränken, oder ist es nicht für sie räthlich, lieber einem Theile der Vortheile einer ganz unabhängigen Stellung zu entsagen, und dadurch sich und die Ihrigen sicher zu stellen? Kann bei ihnen eigentlich von einem Opfer nur die Rede seyn, da die größte Abhängigkeit doch gerade in einem den äußern Verhältnissen nicht entsprechenden Vermögensstande zu suchen ist? Allerdings ist hier ein Unterschied in der wirklichen Lage der Dinge, somit auch die Möglichkeit einer andern Handlungsweise. Und wenn wir uns auch der Ueberzeugung nimmermehr entschlagen können, daß auch unter den Familien dieser Art eine größere Beschränkung in unwesentlichen Ansprüchen und Genüssen und eine ehrenhafte Einfachheit manche zur eigenen Selbstständigkeit führen würden: so ist eben so einleuchtend, daß diese Forderungen nicht oft werden beobachtet werden, und daß es alsdann immerhin besser ist, ein, wenn auch nicht ganz tadelfreies,

Mittel zum Wohlstande zu gelangen, als gar keine Anstalt hierzu zu ergreifen. Schon die Thatsache der in allen Ländern in steigenden Proportionen sich bildenden Einrichtungen der fraglichen Art ist auch für uns ein unwiderleglicher Beweis ihrer Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit unter den gegebenen Umständen und für die indicirten Fälle.

Von diesem Urtheile kann uns namentlich die, nicht selten gehörte Doppel-Einwendung nicht abbringen, daß durch den Beitritt zu solchen Anstalten man sich fremdem Betruge aussetze, während natürlich bei der eigenen Vermögens-Verwaltung diese Verlust-Chance ganz wegfalle; und zweitens, daß im Falle eines Krieges so große Verwaltungen leicht desorganisirt werden, und somit das Beispiel des Flors der englischen Gesellschaften solcher Art nicht angeführt werden könne, weil diese glückliche Insel schon seit Jahrhunderten kein feindlicher Fuß betreten habe. — Daß Betrug möglich ist, steht nicht zu läugnen; allein eben so wenig, daß gehörige Vorsicht in den Vertrags-Bedingungen und Aufmerksamkeit der Theilhaber die Gefahr sehr vermindern können, so daß sie durch die, im Zweifel größere Geschäftskenntniß der Verwalter solcher Kassen hinlänglich ausgeglichen wird. Und ebenso ist zwar richtig genug, wenn schon nicht immer beachtet, daß aus der angeführten Ursache ein Schluß von dem Erfolge englischer Unternehmungen auf das Schicksal continentaler nicht gemacht werden kann: allein würde der Krieg das Vermögen des Einzelnen weniger bedrohen?

Somit kann von einer gänzlichen Verwerfung von vorne herein nicht die Rede seyn, sondern vielmehr nur davon, die richtigen Grundsätze über die Benützung der in Frage stehenden Anstalten aufzufinden. — Man wird es nun aber, wie wir hoffen, nur billigen, wenn der Untersuchung des innern Wesens der Sache wieder eine Würdigung der verschiedenen möglichen Arten der Verwaltung solcher gemeinschaftlicher Kassen vorangeht, indem natürlich bei der Beurtheilung der Anstalten selbst vorausgesetzt werden muß, daß sie in der möglichst guten Ordnung und Einrichtung sind.

Hier ist denn vor Allem wohl zu unterscheiden zwischen der Verwaltung, welche auf Gegenseitigkeit unter den Theilnehmern

beruht, und der durch Speculation von einem Unternehmer veranlaßten. Im ersten Falle ist die Gesammteinnahme, aus welcher Quelle sie herrühren mag, Eigenthum und Gewinn der Theilnehmer, welche darüber statutengemäß verfügen. Der Gewinn kann, je nach den Vorfällen, größer oder kleiner seyn, unter besonders ungünstigen Umständen sich sogar in Verlust verwandeln, welcher dann ebenfalls die Gesellschaft trifft. Dieselbe hat natürlich, mit einziger Ausnahme der seltenen Fälle einer ganz unentgeldlichen Besorgung aus Liebhaberei oder als Gesellschaftslast, für die Geldverwaltung und die sonstigen formellen Geschäfte regelmäßige Belohnung an Beamte abzureichen. Bei Unternehmungen auf Speculation dagegen werden in dem ausgegebenen Plane den Beitretenden bestimmte Vortheile versprochen und bestimmte Leistungen von ihnen verlangt. Der Unternehmer steht für die Erfüllung des Versprochenen, und bezieht dagegen das Schuldige. Bleibt ein großer oder kleiner Ueberschuß, so ist dieser sein Eigenthum; dagegen hat er auch etwaige Verluste zu tragen. Wenn im ersteren Falle die Betheiligten nicht das Recht haben, nach der Größe des Vortheils zu fragen, so brauchen sie im andern Falle sich auch um die Bedeutung des Schadens nichts zu bekümmern. Von der Ausscheidung eines Gehaltes des Unternehmers aus seinem Eigenthume kann vernünftigerweise nicht die Rede seyn. Möglicherweise sind dagegen diese oder jene Sicherheitsleistungen den Unternehmern auferlegt, was aber in der Hauptsache nichts ändert.

Unbedenklich behaupten wir nun, daß die Verwaltung nach dem Prinzipe der Gegenseitigkeit dem Zwecke der in Frage stehenden Anstalten vorzugsweise entspricht. Neben dem nämlich, daß die durch das Zusammentreten beabsichtigten Vortheile, z. B. die Gewinnung von Zwischenzinsen, die schnelle und sichere Anlegung auch ganz kleiner Kapitalien, die Vererbung von früher versterbenden Mitgliedern, an sich sämmtlich eben so gut genossen werden können, als wenn ein Speculant das Ganze auf eigene Rechnung bietet, kommt hier der ganze Gewinn den Theilnehmern zu Gute, von dem natürlich ein Unternehmer einen mehr oder minder bedeutenden Theil für sich nimmt. An eine Täuschung durch absichtlich verschrobene und unklare Statuten, eine Uebervortheilung in zweifelhaften und zum Voraus nicht entschiedenen Fällen ist nicht zu denken; sind es doch nur die Eigenthümer selbst,

welche zu bestimmen haben und, wie begreiflich, nur in dem gemeinsamen Interesse wirklich bestimmen. Mögen diese auch unter sich vielleicht über die Wahl des besten Mittels nicht einig seyn, so sind sie doch nothwendig über die Grundlage im Reinen, und Niemand hat ein Interesse, absichtlich zu verwirren und zu täuschen. Auch ist der Umstand wohl in Anschlag zu bringen, daß bei einer unvorhergesehenen Wendung der Umstände, welche eine Auflösung der ganzen Gesellschaft und die Vertheilung des vorhandenen Vermögens als wünschenswerth erscheinen lassen, nur die gleichmäßig Betheiligten sich zu entscheiden haben, und nicht der selbstische Wille eines allein gewinnenden Unternehmers zu beseitigen ist. Mit Einem Worte, es sind nicht verschiedene, einander widersprechende Interessen im Waffenstillstande zu halten, sondern nur ein und dasselbe Interesse zu systematisiren, was ein natürlicheres und vernünftigeres Geschäft ist. Von einem Bankrotte der Anstalt kann gar nicht die Rede seyn, sondern höchstens von einer Verminderung der ursprünglich berechneten Vortheile (die leicht zu vermeidenden Fälle groben Betruges von Seiten der Verwalter und gänzlicher Gedankenlosigkeit in der Führung der Anstalt allein ausgenommen). Gegen diese Vortheile sind die, in der Regel allerdings nöthigen, Besoldungen der Verwalter und die Schwankungen in den Bezügen nicht in Anschlag zu bringen. Erstere werden durch die auch hier wirksame Concurrenz auf mäßige Summen herabgesetzt, deren Last dem Einzelnen kaum fühlbar ist; letztere können sich doch nur innerhalb gewisser Gränzen bewegen, und erlauben bald eine erfahrungsmäßige Schätzung. Ebenso mag ganz leicht die Gefahr endloser Prozesse und Ungewißheiten im Falle einer Meinungsverschiedenheit unter den Mitgliedern durch wenige und einfache Bestimmungen des Gesellschaftsvertrages, namentlich durch Einsetzung eines inappellabel sprechenden Schiedsgerichtes, entfernt werden.

Es ist dagegen nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß gerade die umgekehrten Folgen bei der Führung solcher Anstalten durch S p e c u l a n t e n eintreten. Vortheilhaft, wenigstens angenehm, ist allerdings bei dieser Verwaltungsart die Bestimmtheit der Bezüge; auch mag wohl in den meisten Fällen auf Geschäftskunde der Verwalter und somit auf Vermeidung alles bloß aus Nachlässigkeit und Unkenntniß entstehenden Schadens gerechnet werden.

Dagegen ist auf der andern Seite die größere Gefahr gänzlichen Verlustes des gesammten Kapitals und die Gewißheit eines bedeutenden Verwaltungsgewinnes, d. h. einer gleich großen Verminderung des eigentlich den Theilnehmern aus ihrem Gelde gebührenden Nutzens, einleuchtend. Ein gänzlicher Bankerott kann nämlich entstehen theils durch absichtliche Schlechtigkeit des Unternehmers, welcher entweder mit dem ganzen zusammengeschossenen Vermögen sich flüchtet, oder, durch übermäßigen Aufwand veranlaßt, die Gesellschafts=Kapitalien angreift; theils durch Unglück in anderweitigen Handelsgeschäften, in welche ein solcher Speculant sich in der Regel mehr oder weniger einlassen wird. Wie beklagenswerth aber ein solcher Fall ist, vermöchte nur der ganz zu ermessen, welcher die an solchem Gelde hängenden bittern Schweißtropfen, die bei seinem Verluste vergossenen hoffnungslosen Thränen von Wittwen und Waisen, von Gebrechlichen und Versorgern zahlreicher Familien zählen könnte. Die Höhe des dem Speculanten zufallenden Gewinnes aber ist, ganz im Gegensatze mit dem Gewinne aus ehrlichem Handel, sittlich und volkswirthschaftlich zu beklagen: sittlich, weil er nicht denen zufällt, welche ihn durch ihre Arbeit verdienen, und ihn zu einem löblichen Zwecke verwenden würden, sondern Menschen, welche außer einer gewöhnlichen Schreiberarbeit nichts leisten, und vielleicht in Saus und Braus verprassen, was wohlthätig in bessern Händen verwendet würde; volkswirthschaftlich aber, weil die, vorzugsweise so wünschenswerthe, Ansammlung kleiner Kapitalien dadurch vermindert und die Lust zu Ersparnissen verringert wird. Dies ist um so mehr zu erwägen, als trotz aller Erfahrungen immer wieder bei neu auftauchenden Unternehmungen solcher Art die Hoffnung auf einen selbst exorbitanten Gewinn der Unternehmer aus verschiedenen Gründen sehr groß und bestimmt ist. Das Vertrauen der meisten Menschen in ihr Glück ist (weil sie von ihrem Verdienste so sehr überzeugt sind) so unerschütterlich, daß sie sich zu großen Opfern ohne Bedenken entschließen, wenn man ihnen nur lotteriemäßig in der Ferne eine, noch so unsichere, Möglichkeit eines bedeutenden Gewinnes als Lockspeise zeigt. Jeder rechnet dann für sich auf das unter hunderttausend Nieten einzige große Loos, oder auf Methusalems Alter, oder auf ein kaum denkbares Zusammentreffen von Zahlenverhältnissen, und kargt mit der Belohnung für Den, welcher ihm solchen Vortheil verheißt, nimmermehr. Ferner

sind die meisten Menschen träge, sie geben sich nicht die Mühe, Verwickeltes genau auseinander zu suchen, wenn es scheinbar genug aussieht. Falls also nur der Gewinn des Unternehmers nicht mit klaren Worten gesagt, derselbe in verschiedene Posten zersplittert, bloß durch ein langwieriges arithmetisches Verfahren darlegbar ist, so kann man darauf schwören, daß Tausende sich nicht die Mühe geben werden, nachzurechnen. Auch kann man wohl die Worte des Planes einer solchen Anstalt auf Schrauben stellen, sich eine Täuschung erlauben, die nicht dem Strafrichter in die Hände liefert, weil möglicherweise die Sache auch so verstanden werden kann, wie sie später ausgelegt wird. Die Abringung des ungerechten Mammons durch einen Rechtsstreit fügt aber zu dem bereits erduldeten Verdruße noch die Gewißheit weiterer Beschwerlichkeiten und Unkosten, und wird in ihrem Ergebnisse häufig unsicher seyn, da die in Voraussicht solchen Beginnens schlau abgefaßten schriftlichen Bedingungen den Richter leicht nöthigen können, das Recht des Buchstabens gegen die Billigkeit aufrecht zu erhalten. — Nur in dem Einen Falle, wenn der Staat selbst der Unternehmer ist, mag auf eine Gewinnung der spezifischen Vortheile ohne das Gegengewicht der eben geschilderten Nachtheile und Gefahren gerechnet werden. Doch ist ein solches Eintreten des Staates zu den Ausnahmen zu rechnen, und auch aus anderweitigen, unten näher zu besprechenden, Gründen nicht einmal vorzugsweise wünschenswerth.

Verhält es sich aber mit den beiderseitigen Verwaltungs-Arten wie angegeben worden, so folgt wohl unzweifelhaft die Lehre daraus, daß die zum Eintritte in eine Vorsorge-Gesellschaft Lusttragenden vor Allem sich zu bemühen haben, eine ihrer Absicht entsprechende Anstalt aufzufinden, welche auf Gegenseitigkeit gegründet ist, oder in Ermanglung einer solchen die Stiftung einer solchen zu bewerkstelligen. Warum sollten sie mit ihrem, vielleicht so sauer erworbenen und mit so vieler Entsagung den täglichen Bedürfnissen abgemarkteten Sparpfennige Fremde nähren, warum nicht selbst die Vortheile gemeinschaftlicher Kraft genießen?

Ist nun aber vielleicht gar der verhältnißmäßige Nachtheil der auf Gewinn des Unternehmers berechneten Gesellschaften von solcher Bedeutung, daß ein unbedingtes polizeiliches Verbot gerechtfertigt erschiene? Doch wohl kaum im Allgemeinen. Daß die Regierung offenbare Täuschungen des Publikums nicht dulden darf, und daß

sie Scharfsinn genug haben soll, sie aufzufinden, unterliegt freilich keinem Zweifel. Allein wenn kein Betrug versucht wird, sondern die Bedingungen offen und zweifelsfrei vorgelegt werden; wenn zwar weder sittliche, noch materielle Garantie gegeben, allein auch keine fälschlich vorgespiegelt wird; wenn die zur Eingehung eines solchen Geschäftes Entschlossenen ihre Trägheit oder ihren Mangel an eigenem Unternehmungsgeist wissentlich theuer bezahlen wollen: so fordert die Achtung vor der Freiheit der Bürger, auch wo sie minder zweckmäßig gebraucht wird, daß man Jeden gewähren lasse. Und zwar ist es nicht bloß das „tu l'as voulu," welches der Thätigkeit des Staates Schranken setzt, sondern es kommen auch Betrachtungen höherer Ordnung zur Sprache. Ein Eingreifen könnte nur auf dem Grundsatze einer allgemeinen Bevormundung beruhen, und zu solcher ist (patriarchalische Zustände abgerechnet) der Staat weder berechtigt, noch wäre sie wünschenswerth, da auch bei dem besten Willen der Regierung leicht Mißgriffe gemacht, namentlich bei Betretung neuer Bahnen die Unternehmung nur für die Routine gewagt aussehender Vorschritte gehemmt, und somit alle erklecklichen Verbesserungen der geselligen und wirthschaftlichen Zustände mindestens verspätet werden könnten. Gemeinverständliche Belehrung im Allgemeinen und besonders im einzelnen vorkommenden Falle; Sorge dafür, daß jede Anstalt die nöthige Controle-Einrichtung gegen Betrug und grobe Fahrläßigkeit selbst habe (wovon sogleich weiter unten); und etwa noch indirekte Förderung tadellos verwalteter Anstalten sind die einzigen gestatteten Mittel. Sie werden auch vollständig ausreichen in der Hand einer um das Wohl ihrer Bürger ehrlich bekümmerten und einer intelligenten Regierung.

Außer dieser Hauptfrage über die Zweckmäßigkeit der Einrichtung sind aber noch einige weitere, ebenfalls nur die Art der Verwaltung im Allgemeinen betreffenden Punkte zur Sprache zu bringen.

Einmal nämlich ist einleuchtend, daß bei manchen dieser Anstalten eine sehr künstliche, und auf vielerlei Faktoren gestützte Berechnung nothwendig ist. Fehler in derselben können zweierlei üble Folgen nach sich ziehen. Der eine Fall ist nämlich, daß den Theilnehmern mehr abgefordert wird, als nöthig ist, um den Zweck zu erreichen. In dem andern, noch weit schlimmern, Falle wird

Größeres versprochen, als, wenigstens auf die Dauer, geleistet werden kann. Begreiflich ist, daß der erstere Fehler die Zahl der Theilnehmer sowohl, als den Nutzen der dennoch Beigetretenen bedeutend vermindern muß. Dadurch wird aber der Zweck der ganzen Anstalt vereitelt. Doch läßt sich hier wenigstens für die Zukunft helfen, sobald das Uebel entdeckt ist. Dagegen ist Abhülfe schwer, wo nicht unmöglich, wenn sich findet, daß die vertragsmäßigen Leistungen nicht mehr nachhaltig fortgesetzt werden können. Hier kann ein großer Streit und gegen Viele ein großes Unrecht kaum vermieden werden. Unter Umständen können Manche in Elend kommen, während sie, gestützt auf trügerische Versprechen und deren anfängliche Erfüllung, sich und die Ihrigen durch Opfer und Anstrengung sicher zu stellen geglaubt hatten, andere Mittel aber versäumten. Richtige Berechnung ist somit von der äußersten Wichtigkeit, und namentlich ist manche Gesellschaft zu spät und mit großem Schaden zu der Entdeckung gelangt, daß bei Zahlen die gute Absicht und persönliche Rechtlichkeit des Rechners keineswegs alles gut macht und zudeckt, sondern daß es auch der nöthigen Kenntnisse und Einsichten desselben bedarf. Wie viele Wittwenkassen, Tontinen, zu bestimmten Zwecken bestimmte Sparkassen sind schon jämmerlich verunglückt durch Schuld der unrichtigen, dem Ganzen zu Grunde gelegten Berechnung. Leider ist die Forderung einer richtigen Berechnung leichter gestellt als erfüllt, indem so viele und zum Theil veränderliche Umstände zu beachten sind. Schon die Gesetze der menschlichen Lebensdauer, welche doch in den meisten Vorsorge-Anstalten ein Hauptelement der Berechnung bilden, sind, wo nicht unsicher und ungewiß, doch nur mit der äußersten Vorsicht und Schwierigkeit anwendbar, weil sie theils in der Zeit veränderlich, theils bei verschiedenen Geschlechtern und Ständen so höchst verschieden, zuverläßige und neue Beobachtungen und auf solche gestützte Formeln aber keineswegs immer zur Hand sind. Außer dem allgemeinen Rathe, große Vorsicht in der Prüfung einer jeden Anstalt anzuwenden, welcher man beizutreten etwa Lust hat, und namentlich unter keinen Umständen sich bei einer zu betheiligen, welche die Elemente und den Gang ihrer Berechnungen nicht offen und nachrechenbar vorlegt, läßt sich freilich nur noch die Warnung geben, gar zu künstliche Einrichtungen, wie sie z. B. bei modificirten Tontinen vorkommen können, zu meiden. Hier ist

ein Fehler gar zu leicht begangen, seine Auffindung aber oft nur dann möglich, wenn es schon zu spät ist.

Eine zweite Forderung an eine gute Verwaltung aller Anstalten dieser Art ist, daß es an der nöthigen Controle der Theilnehmer gegenüber von den Verwaltern nicht fehle, gleichviel ob letztere bezahlte Beamte der Gesellschaft, oder ob sie Unternehmer sind. Schon die Möglichkeit eines gewöhnlichen Irrthums fordert hierzu auf. Allein dazu kommt noch die Möglichkeit von grober Fahrlässigkeit und selbst von absichtlichem Betruge. Findet doch der Staat eine oft ins Weite gehende Controle bei seinen Beamten nöthig, welchen er Gelder anvertraut, trotz dem, daß er nur solche Männer zu diesen Stellen beruft, von welchen er überzeugt ist, daß er ihnen vertrauen kann, und welche er aus dem gebildetsten Theile der Nation auswählen mag. Wie vielmehr ist dies bei solchen Privat-Gesellschaften der Fall, welche diese Auswahl nicht haben, bei welchen sich sogar, namentlich wenn die Anstalt Speculations-Unternehmen ist, Menschen von zweifelhaftem Charakter, Abenteurer von unbekannter oder nur zu bekannter Geschichte, Wucherer und Juden aller Art nicht immer vermeiden lassen. Diese Controle muß aber sowohl in dem Rechte der Einsicht in die Verwaltung durch einen eigens hierzu von den Betheiligten aus ihrer Mitte gewählten Ausschuß, als in der Hinterlegung einer dem Kapitalvermögen der Anstalt oder deren Versprechungen proportionalen Summe in sicheren Papieren bestehen. Bei der Wahl der Personen ist begreiflich jeder geheime oder öffentliche Einfluß der zu Controlirenden zu beseitigen; die reelle Caution muß mit dem etwaigen Zunehmen des Geschäftes ebenfalls steigen. Hierbei lasse man sich bei Speculationsunternehmungen nicht abwendig machen durch die Vorstellung, die Unternehmer seyen Männer von anerkannter Zahlungsfähigkeit und Solidität. Sie sind nicht unsterblich; die Versuchung kann zu groß für sie, der Ruf ein erschlichener seyn. Wer sich einer wirksamen Controle nicht unterwerfen will, — hic niger est, hunc tu Romane caveto. — Hier ist es namentlich Sache des Staates, Aufsicht zu führen. Wenn derselbe in so vielen Einrichtungen seiner Präventiv-Justiz Betrug, Diebstahl und selbst unbeabsichtigte Beschädigung der Bürger zu verhindern sucht, oft in Fällen, welche eigene Aufsicht und Wahrung viel leichter erlauben: so ist hier doppelt Aufforderung zur Thätigkeit, da so viele zur Vertheidigung ihrer Rechte Ungeeignete

betheiligt zu seyn pflegen, und häufig so große Summen auf dem Spiele stehen. Der Staat gestatte daher nimmermehr die Errichtung einer Anstalt der fraglichen Art, ohne sich aufs Genaueste und durch intelligente Männer von dem Daseyn der nöthigen Bewahranstalten versichert zu haben.

Endlich erscheint noch die Bildung eines zu den Verlust-Möglichkeiten im Verhältnisse stehenden Reserve-Kapitals als sehr nothwendig. Bei den auf Speculation unternommenen Anstalten mag etwa das Cautions-Kapital dazu dienen. Allerdings vermindert die Zurücklegung eines solchen die Bezüge und Vortheile, namentlich bei rein gegenseitigen Einrichtungen: allein dieser Nachtheil wird weit überwogen. Verluste sind bei großen Geldverwaltungen auf die Dauer kaum zu vermeiden; in manchen Fällen treten unvorhergesehene Ausgaben unvermeidlich ein. Wenn sich nun aber die Folgen solcher Störungen in einer plötzlichen, vielleicht beträchtlichen Verminderung der Leistungen an die Theilnehmer äußern, so leidet nicht nur der Credit der Anstalt, so daß neue Beitritte seltener werden, sondern es kann auch wohl einzelnen Mitgliedern, welche auf die regelmäßige Fortdauer ihrer Bezüge rechnen müssen, die äußerste Verlegenheit bereitet werden. Auch versteht sich ja von selbst, daß der Reservefonds nicht nur bei Auflösung der Gesellschaft den Eigenthümern (Mitgliedern oder Theilnehmern) zufällt, sondern daß sogar während der Dauer der Anstalt der über das Bedürfniß angewachsene Theil zurückgegeben wird. Wenn es in allen Lebensverhältnissen unklug und verderblich ist, die zu erwartenden Einnahmen möglichst groß, die Ausgaben möglichst klein anzunehmen, so ist eine solche Selbsttäuschung oder Täuschung Anderer besonders übel angebracht bei Unternehmungen, welche ihrem Begriffe gemäß zuverlässig und nachhaltig seyn sollen. Die Strafe für die allzu lockenden Phantasiegebilde folgt auf dem Fuße, denn die Wirklichkeit rächt sich für ihre Vernachlässigung durch wirkliche Verluste und Leiden.

Wenden wir uns aber nun nach der Erörterung der bisherigen Nebenfrage zu dem Gegenstande selbst, nämlich zu dem Werthe oder Unwerthe der verschiedenen Arten von Vorsorge-Anstalten, so ist zu einem vollständigen und somit allein richtigen Ueberblicke sowohl die Erwägung der sittlichen und der wirthschaftlichen Folgen für die unmittelbar betheiligten Einzelnen, als die

Erforschung der für die Gesammtheit fühlbaren nationalökonomischen und politischen Einflüsse erforderlich.

Bei der Würdigung der sich für die einzelnen Theilnehmer ergebenden sittlichen Folgen ist es durchaus nöthig, die richtige Mitte zwischen zwei gleich bedeutenden Fehlern einzuhalten, nämlich zwischen der Uebertreibung und der stumpfen Nichtbeachtung der wirklichen Thatsachen. In jener Beziehung ist nämlich nicht zu übersehen, daß, wenn Geldverhältnisse Einfluß auf Sitten und Charakter haben sollen, sie bedeutend genug seyn müssen, um dem Betheiligten ein lebhaftes Interesse abzunöthigen, wohl gar seine Leidenschaften in Bewegung zu setzen. Demnach wäre es lächerlich, von sittlichem Einflusse reden zu wollen, entweder bei sehr reichen Theilnehmern, für welche die ganze Sache nur ganz untergeordneten Werthes ist, oder selbst bei mäßig Wohlhabenden, welche sich aber auch nur mit geringen Einlagen und Erwartungen betheiligt haben. Es kann sich also nur von solchen Theilhabern handeln, von deren mittelmäßigem Vermögen oder Einkommen ein hinlänglich fühlbarer Theil auf dem Spiele steht. Eine tadelnswerthe Verkennung von Ursachen und Wirkungen aber wäre es auf der andern Seite, wenn man bei solchen Theilnehmern einen sittlichen Einfluß nicht zugeben wollte. Ist es doch eine allgemeine Erfahrung, daß nicht nur der Besitz von Vermögen an sich, sondern auch, und vielleicht mehr noch, die Art des Vermögens für die Ansichten, Gewohnheiten und Gefühle der Besitzer von mannigfacher Bedeutung ist.

Die allgemeinen sittlichen Folgen des Besitzes überhaupt hier bei der besondern Frage zu erörtern, wäre abgeschmackt und überflüssig. Es genügt an der Bemerkung, daß diese Folgen allerdings auch hier nicht fehlen können. Und zwar werden sie sich natürlich, je nach der Beschaffenheit der Anstalt und dem Rechte auf die Bezüge aus ihr, geltend machen bei dem Einlegenden selbst oder bei seiner Familie. Dagegen ist es eine nicht uninteressante Aufgabe, zu untersuchen, ob und welche sittliche Folgen etwa aus der besondern Art dieser Rechte oder Ansprüche entstehen. Schon ein schneller Blick über die mancherlei Modifikationen der Vorsorge-Anstalten, so wie sie oben vorläufig angegeben worden sind, zeigt, daß zwei wesentlich verschiedene Verhältnisse der Theilnehmer dabei

statt finden. Bei dem einen Theile derselben haben nämlich die Mitglieder fortwährend und regelmäßig Beiträge zu leisten, bis sie, oder ihre Familien, endlich bei einer gewissen Gelegenheit das beabsichtigte Kapital oder Einkommen erhalten, so z. B. bei den verschiedenen Arten von Sparkassen, bei Lebensversicherungen, Wittwen= und Waisen=Kassen. Bei einem andern Theile dagegen wird umgekehrt gleich im Anfange vom Mitgliede in die Gesellschaftskasse ein Kapital eingezahlt, und für dieses erwartet er für den Rest seines Lebens Zahlungen, so z. B. bei den Tontinen, bei lebenslänglichen Renten. Daß diese Nöthigung zu bezahlen und diese Hoffnung zu empfangen nicht dieselben Wirkungen haben können, ist nun schon an sich wahrscheinlich; eine genauere Untersuchung zeigt aber, daß während die sittlichen Folgen des ersteren Verhältnisses als wesentlich löblich und erfreulich erscheinen, die des andern zu gerechten Ausstellungen und Besorgnissen Anlaß geben.

Was nämlich jene regelmäßigen Einzahlungen betrifft, so setzen solche natürlich einen ebenso regelmäßigen Wirthschaftsplan und eine strenge Befolgung desselben als unerläßliche Bedingungen voraus. Will man nun auch, als ungewiß, nicht allzu hoch in Anschlag bringen, daß eine solche Nöthigung zu einer ganz stätigen und folgerichtigen Handlungsweise in Einem Punkte schon an sich möglicherweise von vortheilhaftem Einflusse auf eine zuverläßige und überlegte Sinnesweise überhaupt seyn kann: so ist doch jeden Falles nicht zu läugnen, daß gerade diese regelmäßigen Geldbeiträge bei den Meisten von dem wohlthätigsten Einflusse seyn müssen. Da sie nicht ohne eine fühlbare Ersparniß an den gewöhnlichen Ausgaben gemacht werden können, die Bestreitung der nothwendigen Lebensbedürfnisse aber nach wie vor die nämliche bleibt, so kann die nöthige Einlage nur bestritten werden mittelst eines Abzuges an den Lieblings=Genüssen. Eine Entsagung in diesem Punkte kostet nun in der Regel das größte Opfer; sie kann somit nur als eine äußerst nützliche und durch ihre regelmäßige jahrelange Fortdauer bedeutend wirksame Einübung in der Grundlage aller Tugend, nämlich in der Verzichtleistung auf eine Lieblingsneigung zum Behufe der Erfüllung einer Pflicht, betrachtet werden. Und wie keine schlechte Gewohnheit ohne weitere üble Folgen und Ansteckungen bleibt, so auch keine löbliche Handlungsweise. Leicht erstreckt sich daher die, anfangs vielleicht nur mit

äußerstem Widerwillen geübte und ganz isolirt stehende, allein nach und nach zur unbewußten Gewohnheit gewordene Uebung der Pflicht mit Hintansetzung sinnlicher Neigung auch auf andere Lebensbeziehungen. Dies ist schon wahr, wo es sich von der Verzichtung auf gleichgültige oder selbst an sich löbliche Gewohnheiten handelt; um wie viel mehr aber, wenn gar die nothwendigerweise aufgegebene oder wenigstens beschränkte Lieblingsausgabe eine solche ist, welche an sich schon die geistige oder körperliche Gesundheit feindlich bekämpfte. Hier ist offenbar der Gewinn ein doppelter. Wenn z. B. Manchem der Eintritt in eine Lebensversicherungs-Gesellschaft, deren jährliche Forderung ihn nöthigte, die Freuden der Geselligkeit etwas zu beschränken, zu einer Lebensverlängerung verholfen haben mag; oder wenn ein Familienvater, der immer tiefer in die Gewohnheit und endlich in das Laster des Spiels hineinzugerathen im Begriffe war, dieser gefährlichen Zeittödtung entsagen muß, und er dabei nicht nur an Geld und gegenüber von seiner Familie an Pflichterfüllung, sondern auch an Gesundheit gewinnt, und eine nützlichere Beschäftigung in sein Leben einschieben lernt: ist dieses nicht hoch anzuschlagen? Hiergegen kommt die Möglichkeit nicht in Betracht, daß ein zu solchen regelmäßigen Zahlungen Verpflichteter, dadurch aber seiner Zeit zu entsprechenden Bezügen für sich oder die Seinigen Berechtigter jeder Forderung Genüge gethan zu haben glauben, und nun in jeder andern Beziehung um so leichtsinniger und pflichtvergessener leben könnte. Wenn auch eine solche Möglichkeit nicht unbedingt geläugnet werden kann, so ist doch, wie schon bemerkt, weit wahrscheinlicher, daß die Stätigkeit und Besonnenheit des Lebens in Einer Richtung sich auch auf die übrigen Verhältnisse erstreckt. Die Möglichkeit ist hier eine Wahrscheinlichkeit, wie sich Jeder bei einer Beobachtung seiner Umgebungen überzeugen mag.

Was dagegen die allmählige Aufzehrung eines (wie angenommen, verhältnißmäßig beträchtlichen) Kapitals in der Form größerer Zinse betrifft, so liegt unläugbar in dem Gedanken selbst ein Egoismus. Wenn nur das Einkommen auf unsere Lebenszeit reicht; après nous le déluge! Es wird dabei auf Verwandte und Freunde keine Rücksicht genommen; es kann kein Vermächtniß für nützliche öffentliche Zwecke, keines für die Armuth gemacht werden. Es schneidet ab von der Zukunft und von der selbst nach dem Tode

zu veranstaltenden Verfolgung uneigennütziger Lieblingsplane. Davon nicht zu reden, daß sich Mancher zu einer müßigen, sterilen Zeitverschwendung, und damit noch zu manchem andern Nichtsnützigen verleiten lassen kann. Dies aber ist eine unsittliche und unedle Lebensrichtung, und die zu ihr Veranlassung und Mittel gebende Einrichtung verdient eine demoralisirende genannt zu werden. — Man wird vielleicht einwenden, daß Mancher für keine Verwandte zu sorgen habe, daß Andere sich nur durch eine solche Aufzehrung des Kapitals vor Dürftigkeit retten können, weil die einfachen Zinsen aus ihrem kleinen Kapitale nicht zu ihrem Unterhalte hinreichen würden, daß es wenigstens erlaubt sey, einen Theil des Vermögens auf eine solche Weise zu verwenden, welche im glücklichen Falle, nämlich bei ungewöhnlich langem Leben, sehr bedeutenden und selbst alljährlich die ganze ursprüngliche Einlage übersteigenden Gewinn verspreche. Dies Alles mag zugegeben werden; allein was anders folgt daraus, als daß Ausnahmen von der Regel vorkommen können? Für die gewöhnlichen Fälle bleibt der Tadel immerhin gerecht. Und es sey namentlich darauf aufmerksam gemacht, daß hier die oben als unwahrscheinlich zurückgewiesene Möglichkeit leichtsinniger allgemeiner Pflichtversäumung gegen die Familie unter dem Vorwande bereits geschehener Versorgung wirklich und leicht vorkommen kann. Wozu sich abmühen und entziehen? kann sich die Selbstsucht beschwichtigen; sind doch die Kinder in eine Tontine eingekauft. Für sie ist gesorgt, leben wir also herrlich und in Freuden. Schöne Rechnung! Allerdings haben diese Kinder einen Anspruch auf eine mit dem Alter steigende Rente. Allein im besten Fall wird diese erst in weiter Ferne irgend beträchtlich. Wenn nun der Sohn in Erwartung dieser Erbschaft nicht tüchtig zur Thätigkeit angehalten wird, wenn die Tochter das Beispiel einer verschwenderischen, unsoliden Wirthschaft vor sich hat, oder wenn diese Kinder zur Begründung eines Lebensglücks jetzt gleich ein baares Kapital anstatt einer Aussicht auf eine Rente bedürfen: werden sie finden, daß die väterlichen Pflichten gegen sie erfüllt wurden? Können nicht lange Jahre tiefen Elendes dem Eintritt einer bedeutenden Dividende vorangehen? Und wie oft hat sich überdies noch ereignet, daß diese complicirten Anstalten falsch berechnet waren und ihre Verheißungen nicht halten konnten, oder daß in der langen Reihe der Verwalter ein Kassendieb die reelle

Unterlage mit Einemmale entfremdete? Wo bleibt da die Fürsorge? Selbsttäuschung ist hier gar zu leicht, weil gar zu angenehm. Sind uns doch Fälle bekannt geworden, in welchen Eltern sich völlig sorglos über das Schicksal ihrer Kinder zeigten, weil sie denselben durch die Einlegung in eine Rentenanstalt für je 100 fl. Kapital jährliche 300 fl. Einkünfte gesichert glaubten, ohne zu bedenken, daß vierundneunzig Miteintretende erst sterben müssen, ehe es zu dieser Rente möglicherweise kommen kann! Die Träume des Milchmädchens sind, gegen solche Plane gehalten, von holländischer Solidität, und sie haben vor denselben noch den Vortheil, ganz unschuldig zu seyn. — Bei dieser unserer Ansicht über die in der Regel eintretende sittliche Verwerflichkeit der Theilnahme an Tontinen und Leibrenten können wir uns auf die einstimmige Auctorität der bedeutendsten Männer vom Fach stützen. Und gerade Solche, welche die Wirkungen der Sache im eigenen Vaterlande bemerken konnten, sind am entschiedensten in ihrer Verwerfung. Wir nennen hier nur Forbonnais, Say, Lotz, Nebenius, Malchus.

Betrachten wir nun aber zweitens die wirthschaftlichen Folgen dieser Einrichtungen für die Einzelnen. Hier sind die Thatsachen unbestreitbar; die Beantwortung der Frage aber ist um so bedeutender, als das Ganze wirthschaftlichen Nutzen zum alleinigen Zwecke hat, und also ein Fehler in dieser Beziehung nothwendig den Stab über das Ganze bricht. Es kann an diesem Orte nicht davon die Rede seyn, Rechnungen zu prüfen und aufzustellen; auch wäre dies schwerlich Sache des Unterzeichneten. Allein es ist dies auch nicht nöthig, um die einzelnen Arten der Vorsorge-Anstalten im Ganzen und ihrem Wesen nach zu würdigen. Ohne manches Eingehen auf die einzelne Einrichtung, selbst wohl auf ihre Unterarten, ist freilich nicht abzukommen, da kein Schluß von der Räthlichkeit oder Unräthlichkeit der einen auf die der andern gilt, auch wohl eine einzige Modifikation gar Bedeutendes ändern kann. Die Vorausschickung einiger allgemeinen Sätze wird jedoch diese Einzelnuntersuchung erleichtern und abkürzen.

Vor Allem darf wohl als unbestreitbar die Thesis aufgestellt werden, daß der Besitz eines Kapitales dem Rechte auf eine Rente weit vorzuziehen ist. Dient auch das erstere in der Regel

nur dazu, um ein Einkommen zu verschaffen, und möchte somit der einfache und mühelose Bezug eines solchen vorzuziehen scheinen; möchte man sogar noch zugeben wollen, daß die Abhängigkeit von fremder Verwaltung bei der Rente ausgeglichen wird durch die Möglichkeit von Fehlern bei der Verwaltung des eigenen Vermögens: und ist natürlich jeden Falls die aus der Auflösung eines Kapitals entstehende lebenslängliche Rente größer, als das aus dem bloßen Zins dieses Kapitals sich ergebende jährliche Einkommen und somit für den Genießenden in so fern ersprieslicher: so ist doch auf der andern Seite bedeutend höher in Anschlag zu bringen, daß ein Kapital zu manchen nützlichen Diensten verwendet werden kann, zu welchen eine Rente nie dienlich ist. Nur ein Kapital, nicht aber eine Rente, setzt z. B. in den Stand, sich oder ein Kind bei einem Gewerbeunternehmen zu betheiligen, eine Tochter reichlich auszustatten, eine vortheilhafte Kaufgelegenheit zu benützen, eine drückende Schuld abzulösen, eine Auswanderung unter günstigen Umständen vorzunehmen, und so vielleicht mit Einemmal sein oder der Seinigen Glück zu gründen. In Kriegen, bei sonstigen, das Einkommen übersteigenden unvermeidlichen Ausgaben, z. B. Krankheiten, vermag nur ein Kapital, welches theilweise geopfert wird, über die Noth wegzuhelfen*, gibt überhaupt einen Rückhalt. Nur ein Kapital gestattet, Lieblingszwecke auch nach dem Tode zu sichern. — Allerdings wird vorausgesetzt, daß das in Frage stehende Kapital zu jeder beliebigen Zeit zur freien Verfügung des Eigenthümers stehe, und in so ferne einige Arten von Vorsorge-Anstalten eine solche Freiheit nicht zu jeder Zeit gestatten, sondern das durch den Beitritt erworbene Kapital erst bei Eintritt einer bestimmten Gelegenheit, z. B. bei der Verheirathung einer Tochter oder dem Eintritt einer Krankheit, zutheilen, sind sie allerdings weniger empfehlenswerth. Doch trägt auch bei ihnen zweierlei zur Verminderung dieses Uebelstandes bei, nämlich einmal die Möglichkeit, ein solches Recht auf ein Kapital als Pfand zu benützen und dadurch alsbald baares Geld durch Anlehen zu erhalten; zweitens aber der Umstand, daß der Zeitpunkt, in welchem ein solches Kapital fällig und von nun an frei veräußerliches Eigenthum wird, gerade derjenige zu seyn pflegt, welcher verfügbare Geldmittel am meisten verlangt. — Somit dürfte immerhin feststehen, daß Vorsorge-Anstalten, welche auf die Verschaffung eines

Kapitals, besonders eines frei verfügbaren, abzielen, bei sonst gleichen Verhältnissen den Vorzug verdienen vor den auf Erwerbung einer Rente gerichteten.

Als zweiten Satz möchten wir aufstellen, daß eine Gelegenheit zur sichern und schleunigen Unterbringung auch kleiner Summen, wie sich dieselben das Jahr über in dieser und jener Größe als Ueberschuß über das augenblickliche Bedürfniß ergeben, für die Betheiligten von dem größten Nutzen ist. Nicht nur werden unter allen Umständen die Zinsen gewonnen, welche bei der Nothwendigkeit, an einer größern Summe lange zu sammeln und das bereits Ersparte indessen todt liegen zu lassen, verloren gehen, sondern noch mehr vielleicht fördert eine solche Gelegenheit dadurch, daß sie schützt vor dem sonst so leicht möglichen Wiederausgeben des bereit Liegenden zu minder nothwendigen Zwecken. Dieser Schutz ist namentlich dann vorhanden, wenn eine Nöthigung zur öftern Einlegung von Beiträgen besteht. Die meisten Menschen werden an sich selbst die Erfahrung machen, daß ein langes Hinlegen von baarem Gelde nur dazu dient, um, anstatt Nöthigem, d. h. rentirendem Eigenthum, Unnöthiges, nämlich Luxusgegenstände, zu erwerben; nicht Jeder aber ist in der Lage, seine Einnahmen in größeren Summen mit Einemmale zu machen, somit auch bedeutendere, und als solche leicht und sicher unterzubringende, Ersparnisse mit Einemmale zurückzulegen.

Drittens ist wohl kein Zweifel, daß es für eine geordnete Wirthschaft, und somit für die Grundlage jedes sichern Weiterschreitens im Wohlstande, zuträglicher ist, wenn ein bestimmtes Einkommen regelmäßig zu erwarten steht, als wenn man nur die Aussicht hat, durch unberechenbare Glücksfälle, z. B. mittelst einer Lotterie, einen Gewinn zu machen. Nicht nur kann auf das wirkliche Eintreffen eines solchen Glücksfalles nicht gerechnet, also auch kein Plan einer Gewerbethätigkeit oder eines sonstigen Einkommens darauf gegründet werden, sondern bei Manchen führt eine solche unbestimmte Aussicht, deren Verwirklichung von ihnen überschätzt wird, zu unverhältnißmäßigen Ausgaben, selbst ehe noch irgend etwas eingenommen ist, und somit vielleicht zu gänzlicher wirthschaftlicher Zerrüttung. Davon gar nicht zu reden, daß einer allgemeinen Erfahrung gemäß eine vom Zufall, z. B. durch Spielglück, zugeworfene Einnahme nur selten auf eine vernünftige Weise

verwendet wird. Mindestens einen Theil glaubt man sich berechtigt, zu Vergnügen und Luxus zu verwenden. Wo also eine Vorsorge-Anstalt mit Lotterie-Einrichtungen verbunden wird, wie dieses zuweilen geschieht, da ist sie auf eine dem eigenen Zwecke widersprechende Weise eingerichtet.

Kaum der Erwähnung bedarf es viertens, daß bei den Vorsorge-Anstalten die Möglichkeit besteht, den Theilnehmern Zwischenzinse von ihren Bezügen zu verschaffen, wenn sie dieselben bei der Kasse kürzere oder längere Zeit stehen lassen wollen oder, dem Plane gemäß, müssen, wären dieselben auch noch so klein und somit in ihren Händen zur augenblicklichen verzinslichen Anlage keineswegs geeignet. Dadurch, daß sich solche kleine Bezüge durch ihre große Anzahl in der Gesellschaftskasse schnell zu bedeutenden Summen ansammeln, wird die Verschaffung dieses, das Vermögen bedeutend vermehrenden, Vorzugs möglich. Jede richtig eingerichtete Vorsorge-Anstalt sollte hierauf besondern Bedacht nehmen.

Legen wir nun den durch diese Sätze gegebenen Maßstab an die verschiedenen Vorsorge- und Versorgungs-Arten an, so wie sie oben nach ihren Haupt- und Unterarten charakterisirt worden sind.

Zuerst von den Sparkassen. Daß dieselben sämmtlich ihren Theilnehmern ein Kapital und nicht etwa nur eine Rente verschaffen, und daß sie somit eine der Hauptforderungen an eine zweckmäßige Vorsorge-Anstalt erfüllen, liegt schon im Begriffe. Sie gewähren aber noch überdies dieses Kapital auf sehr vortheilhafte Weise. Einmal nämlich gestatten sie die sichere und verzinsliche Anlegung jeder noch so kleinen Summe zu aller Zeit, und schneiden damit Zinsenverlust und unnöthige Ausgaben ab; zweitens erlauben sie (wenigstens in den allermeisten Fällen) den Einlegern, die Jahreszinsen ganz oder theilweise stehen zu lassen, und dieselben somit vom Verfalltag an als weitere verzinsliche Einlage unterzubringen, d. h. sie verschaffen Zinseszinse. Außerdem ist hoch in Anschlag zu bringen, daß die allgemeinen Sparkassen das durch ihre Vermittlung aufgewachsene Kapital in jedem Augenblick zur freien Verfügung des Eigenthümers stellen, und zwar ganz oder theilweise, wie ein Bedürfniß es ihm wünschenswerth macht. Bei den zu besondern Zwecken bestimmten ist freilich eine solche freie Verfügbarkeit vor Eintritt des zur Forderung berechtigenden Ereignisses, z. B. des zu bezahlenden Begräbnisses, einer Krankheit, oder der

Ausstattung einer Tochter, nicht möglich ohne Zerstörung des ganzen Zweckes: allein diese sind auch dem Umfange und der innern Wichtigkeit nach weit den erstern nachzusetzen. Als weiterer Vorzug der Sparkassen darf erwähnt werden, daß bei ihnen von einer Verwaltung aus Spekulation kaum die Rede ist, sondern daß sie fast nothwendig auf das Prinzip der Gegenseitigkeit gegründet sind, es müßte denn der noch vortheilhaftere Fall einer ganz unentgeldlichen Verwaltung auf öffentliche Kosten oder von aufopfernden Freunden der Anstalt vorkommen, oder allenfalls, aber nicht nothwendigerweise, bei Brautkassen, welche je nach ihrer Einrichtung aleatorischer Art seyn können. Ferner ist zu rühmen, daß der, allerdings auch hier nothwendige, Reservefonds, so wie der Verwaltungsaufwand, wo ein solcher zu machen ist, ohne Beschwerde und Ausfall mittelst einer kleinen Erniedrigung des von der Kasse zu zahlenden Zinses unter das landesübliche Maß derselben zusammengebracht werden kann. Und wenn allerdings bei den Sparkassen keine außerordentlichen, mit den Einlagen des einzelnen vom Glücke Begünstigten in keinem arithmetischen Verhältnisse stehenden Glücksfälle vorkommen, so liegt gerade hierin ein weiterer Nutzen derselben. Sie gewöhnen denjenigen, welcher von ihnen einen bedeutenden Erfolg zu erhalten wünscht, an ein nüchternes Berechnen seiner Mittel, eine frugale Sparsamkeit und Beständigkeit. Diese Eigenschaften sind aber mehr werth, als eine unwahrscheinliche Hoffnung, und führen sicherer zu Wohlstand und Unabhängigkeit, als die Aussicht auf Ueberfluß in spätem Alter. Mit Einem Worte, die Theilnahme an Sparkassen steht der eigenen freien Verwaltung und Vermehrung des Vermögens am nächsten, und nähert sich somit auch den Vorzügen einer solchen. Den etwaigen Unterschied gleichen, wenigstens zum großen Theile, die oben angegebenen besondern Vortheile aus, und wir wüßten nicht, daß dagegen eigenthümliche Nachtheile ihnen anklebten. Zwang zu regelmäßigen Einlagen, und somit zu immer steigenden Ersparnissen der Theilnehmer ist freilich im Allgemeinen nicht anwendbar. Zwar ist an und für sich ein solcher so wenig unvereinbar mit dem Begriffe der Sparkassen, daß er im Gegentheil fast nothwendig bei einigen der zu einzelnen Zwecken bestimmten Arten ist; allein gerade bei den größeren und für das Publikum im Allgemeinen bestimmten ist auf ihn zu verzichten. Theils würde er die Theilnahme Solcher

ausschließen, welche keine zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden Ueberschüsse haben; theils könnte er leicht in eine ebenso unnütze und unwürdige, als den Verwaltungsaufwand steigernde Spielerei ausarten, indem für die mit Nothwendigkeit einzulegende, allein in der Wirklichkeit nicht ersparbare Summe eine eben so große von dem früher eingelegten Kapitale zurückgefordert werden müßte. Letzteres durch ein den Vorstehern einzuräumendes arbiträres Verweigerungsrecht zu verhüten, wäre aber nicht räthlich, weil dadurch die freie Verfügbarkeit über das Kapital aufhören würde, welche doch den Werth der Anstalt, so wie ihren Kredit und ihre Benützung sehr erhöht. Es mag dieser Willkührlichkeit der Einlagen bei den allgemeinen Sparkassen allerdings der bei andern Arten von Vorsorge-Anstalten bestehende nützliche Zwang entgegengehalten werden; allein die Lücke ist doch nicht so bedeutend, um die vielen guten Seiten in Schatten zu stellen oder gar zu überwiegen. — Diese Vortheile, namentlich der für alle Personen und Verhältnisse anwendbaren allgemeinen Sparkassen, sind nun ohne Zweifel von solcher Bedeutung, daß ihre möglichste Ausdehnung nur als wünschenswerth erkannt werden kann. Es erscheint daher als eine große und beklagenswerthe Verkehrtheit, daß gerade diese natürlichste und kaum auf irgend eine Weise zu mißbrauchende Einrichtung noch am wenigsten von dem Mittelstande angewendet wird. In den untern Klassen der Gesellschaft sind deren Vortheile weit besser anerkannt und bis zu einem staunenswerthen Betrage in allen irgend gesittigten Ländern benützt worden, so daß man schon jetzt, obgleich die erste Sparkasse erst im Jahr 1810 entstand, als einen richtigen Barometer der Sittlichkeit und Bildung des ärmeren Theiles der Bevölkerung ihre Theilnahme an diesen Anstalten betrachtet, und eine bedeutende Bürgschaft der Ordnung und Ruhe darin findet.* Woher nun die Abneigung der Mittelstände? Wir glauben nicht, daß die Einfachheit und Nüchternheit der Einrichtung die Ursachen dieser Nichtbeachtung sind. Der Grund ist vielmehr wohl darin zu suchen, daß die Sparkassen bis jetzt

* Folgende Zahlenangaben mögen diesen Satz belegen. Nach amtlichen, dem englischen Parlamente vorgelegten Nachrichten war am 20. Dec. 1830 und 1834 an den 476 Sparkassen von England, Wales und Irland das Verhältniß der Theilnehmer folgendes:

hauptsächlich als Armen-Anstalt benützt und somit auch nur als solche angesehen wurden. Bei manchen ist sogar ausdrücklich die Theilnahme auf Mitglieder der dienenden Klasse oder ähnlicher Lebensstellungen beschränkt. Dadurch ist eine Art von plebeischem Makel auf sie geworfen worden, und Mancher, welcher gerne eine Gelegenheit benützen würde, um seine Ersparnisse vortheilhaft unterzubringen, schämt sich, eine Sparkasse dazu zu gebrauchen, weil er

---

	Anzahl der Theilnehmer.		Gesammtbetrag ihrer Einlage.		Durchschnittszahl der Forderung des Einzelnen.	
	1830.	1834.	1830.	1834.	1830.	1834.
			£	£	£	£
Unter 20 £ hatten eingelegt	210,247	260,363	1,509,820	1,841,755	7	7
unter 50 £	116,940	145,157	3,595,952	4,447,597	30	30
„ 100 „	54,059	60,070	3,687,919	4,114,177	68	68
„ 150 „	18,557	20,031	2,271,884	2,404,535	122	120
„ 200 „	8,009	10,375	1,354,030	1,756,953	169	169
über 200 „	4,405	3,211	1,087,069	804,827	247	250
Zusammen	412,217	499,207	13,507,563	15,569,844	33	30

(Siehe die Tableaux du Revenu etc. du Royaume-Uni, Paris, 1833, fol., S. 6 f.; v. Malchus, über den Zustand der Sparkassen in Rau's Archiv der polit. Oekon. Bd. III., H. 1, I. 49.)

Von Frankreich aber finden wir folgende Verhältnißzahlen als die Ergebnisse des Jahrs 1829 angegeben:

	Sparkassen von			
	Paris.	Metz.	Marseille.	Lyon.
Gesammtzahl der neuen Theilnehmer	11,200	2522	559	519
Arbeiter	4500	—	206	276
Dienstboten	2800	540	206	166
Minderjährige	1200	127	95	22
Angestellte (employés)	900	92	36	20
Kaufleute	700	—	—	—
Künstler	400	—	—	—
Ohne Bezeichnung	400	—	—	—
Rentiers	300	—	—	37
Soldaten	200	100	—	—
Wegknechte	—	77	—	—
Lehrer und Geistliche ...	—	24	16	—

(Siehe Villeneuve-Bargemont, Economie politique chrétienne, t. III, p. 94 sq.)

diese nur für Fabrikarbeiter und Dienstboten bestimmt glaubt. Dies ist offenbare Unvernunft, aber, wie wir glauben, leicht zerstörbare Unvernunft. Man trenne nur, weil doch einmal das Vorurtheil besteht, die für die höhern Stände bestimmten Sparkassen von den als Armenanstalten benützten, und erkläre dies deutlich. Man setze kein Maximum der Einlage oder wenigstens ein sehr hohes; nehme auch, obgleich dies von zweifelhafterem Nutzen seyn möchte, ein etwas bedeutenderes Minimum der niedersten erlaubten Einlage. Man versage sich etwa noch freiwillige Verwaltung, wenn diese den Schein von Almosen haben möchte, und setze bezahlte Verwalter, einen Gesellschaftsausschuß, Versammlungen der Theilnehmer. Endlich benenne man sie, wenn diese Kinderei Jemand beruhigen kann, mit einem andern Namen; gestatte vielleicht gar (für den Anfang wenigstens) nur Mitgliedern gewisser höherer Stände den Beitritt. Gewiß, man dürfte eine Wette eingehen, daß bald die Theilnahme wachsen, die Einsicht sich verbreiten würde, und daß alsdann alle diese vorläufigen Einschmeichlungsmittel als ganz überflüssig und selbst lächerlich erschienen. Es wäre vielleicht möglich, nach und nach die Ansicht, daß Nichttheilnahme unehrenhaft sey, an die Stelle des jetzigen falschen Ehrgefühls zu setzen.

Der zweiten von uns oben charakterisirten Klasse von Versorgungsanstalten, derjenigen nämlich, welche gewissen Personen nach dem Tode einer andern Person Vortheile verschaffen sollen, liegt ein sehr natürlicher Wunsch zu Grunde. Es ist ein quälender Gedanke für jeden Familienvater, welcher zwar, so lange er lebt, im Stande ist, von seinem persönlichen Einkommen seine Familie standesgemäß zu unterhalten und zu erziehen, der aber kein bedeutendes Vermögen besitzt und auch von diesem Einkommen auf gewöhnlichem Wege entweder nichts zurückzulegen hoffen darf, oder wenigstens eine längere Reihe von Jahren zu sammeln hat; es ist für einen Solchen, sagen wir, ein drückender Gedanke, im Falle eines frühen Todes die Seinigen in beschränkter Lage zurückzulassen, so daß sie sich gewohnte und zum anständigen Leben gehörige Genüsse versagen, ihre höhere Erziehung nicht vollenden, wohl gar auf eine tiefere Stufe der gesellschaftlichen Hierarchie treten sollen. Solche Verhältnisse sind aber sehr häufig gerade bei den Mittelständen. Sie kommen vor bei Beamten aller

Grade, bei Künstlern, Schriftstellern, Geistlichen. Ferner können sich im Leben manchfache Verhältnisse ergeben, in welchen auch Nichtverwandte einen bedeutenden Verlust durch den Tod eines bestimmten Menschen erleiden würden, z. B. wenn sie einen mit dessen Leben aufhörenden Gehalt beziehen; wenn sie eine nur persönliche allmählig zu bezahlende Forderung an ihn haben; wenn sein Tod einen gemeinschaftlichen wichtigen Plan zerstören würde. Eine Abhülfe besteht nun aber in den hier zu besprechenden Anstalten, von denen die eine Gattung, nämlich die Lebensversicherungsgesellschaften, den Hinterlassenen ein Kapital, die andere, die Wittwen- und Waisenkassen, eine zulängliche Rente verschaffen soll. Beide beruhen auf demselben Gedanken, indem beide einen regelmäßigen Abzug von dem laufenden Einkommen voraussetzen; allein sie sind in ihren Modalitäten und in ihren wirthschaftlichen Wirkungen doch so wesentlich verschieden, daß sie abgesondert betrachtet werden müssen.

Bei der Lebensversicherung ist wieder zu unterscheiden, ob sie bleibend, d. h. auf Lebenszeit, oder ob nur temporär auf eine bestimmte Zeit abgeschlossen wird. Im ersteren, der Zahl und Wichtigkeit nach weit bedeutendsten Falle, zahlt der Eintretende — oder ein Anderer für ihn — (außer einem Eintrittsgelde) jährlich, so lange er noch lebt, eine bestimmte Summe, welche sich nach dem Eintrittsjahre, d. h. nach der Sterblichkeits-Wahrscheinlichkeit, und nach der für die Erben einst gewünschten Summe berechnet; dagegen erhalten die Erben, seyen sie nun wer sie wollen, beim Tode des Versicherten diese ebenerwähnte Summe baar ausbezahlt. So gibt man z. B. in der Gothaer Lebensversicherung beim Eintritte eines vierzigjährigen Mannes jährlich 3 Thlr. 11 Sgr. 7 Pf., um seinen Erben einst 100 Thlr. zu verschaffen. Will dagegen Jemand nur auf kürzere Zeit, z. B. auf die nächsten fünf Jahre, sich versichern, so gibt er ebenfalls jährlich einen verhältnißmäßigen Beitrag, und erwirbt dafür, falls er innerhalb dieser Zeit stirbt, die ausgemachte Summe zu Gunsten seiner Erben. Ueberlebt er die Versicherungszeit, so sind die Beiträge verloren, und den Erben wird nichts bezahlt, mag er von jetzt an früh oder spät sterben. Bei der eben genannten Gesellschaft zahlt ein Vierzigjähriger für fünfjährige Versicherung 1 Thlr. 20 Sgr. 8 Pf. jährlich auf 100 Thlr.

Die bleibende Lebensversicherung könnte auf den ersten Blick einfach als eine besondere Art der speciellen Sparkassen, und somit

alles Lobes derselben theilhaftig erscheinen. Dem würde auch wirklich so seyn, wenn die von den Erben zu beziehende Summe in jedem einzelnen Falle das Aggregat der jährlichen Einlagen sammt den Zinsen und Zinseszinsen wäre. Allein dies ist nur bei allen Theilnehmern zusammen der Fall, während der Einzelne, falls er frühe stirbt, seinen Erben mehr verschafft als jene Summe; falls er aber die mittlere Lebensdauer (auf welche natürlich der Tarif berechnet ist) überlebt, ihnen weniger hinterläßt. Es findet somit eine wesentliche Verschiedenheit von den Sparkassen statt, und es drängt sich die Frage auf, ob diese nicht Nachtheile im Gefolge habe? Vorerst möchte man daran denken, daß ein Glücksspiel vorliege. Dem ist es nun zwar allerdings so; allein es ist ein sehr eigenthümliches, indem man nur durch das, was man in jeder andern Beziehung fürchten muß, nämlich durch frühzeitigen Tod, gewinnt, durch ungewöhnlich langes Leben aber, somit durch etwas Wünschenswerthes, verliert, und überdies in beiden Fällen in der Regel nicht für sich, sondern für Andere; somit gewiß ein Glücksspiel, welches wenig geeignet ist, zu reizen und zu verführen. Dagegen ist nicht zu läugnen, daß zwei andere gewichtigere Einwendungen gegen den ganzen Gedanken möglich sind. Einmal nämlich fragt sich, ob es denn dem Zwecke einer Vorsorge-Anstalt nicht offenbar widerspricht, daß man möglicherweise durch den Beitritt sogar verliert? Unzweifelhaft ist dies ein Makel an der Einrichtung; denn es ist ein schlechter Trost, daß Dritte, ganz Unbekannte gewinnen, was man seinerseits zu viel bezahlt; und es läßt sich nicht läugnen, daß die einfache Sparkasse in dieser Beziehung weit besser eingerichtet ist. Doch möge man nicht übertreiben. In der Regel handelt es sich bei bleibenden Lebensversicherungen von der Versicherung eines Familienvaters zu Gunsten seiner Hinterbleibenden. Da nun nur derjenige verliert, welcher ungewöhnlich lang lebt, somit nur derjenige, welcher alle Zeit hatte, noch bei Lebzeiten seine Familie zu erziehen, vielleicht noch außer der Versicherungssumme etwas für sie zurückzulegen; da es sich ferner, ganz seltene Fälle abgerechnet, nur von einem Zinsenverluste, nicht aber von einem Kapitalverluste handelt; da endlich auch der auf solche Weise zu viel Zahlende für das, was er seinen Erben erwirbt, die übrigen, sogleich zu erwähnenden Vortheile der Anstalt genießt: so vermindert sich der Schaden für die Erben der

Langelebenden, während der Nutzen für die Familien der Baldsterbenden in seiner ganzen Größe bleibt. Wäre aber auch der Fall der Lebensversicherung ein solcher, daß das Leben eines Dritten der Gegenstand des Vertrages wäre, durch dessen über die Berechnung sich verlängerndes Daseyn man keinen Vortheil erhielte, und somit die überschüssigen Zahlungen ausgleichen könnte, so tritt hier eben einfach das Verhältniß jeder gewöhnlichen Assekuranz ein, in welcher man beim Nichteintritte der gefürchteten Gefahr und somit der unnöthigen Zahlung der Prämie die genossene Beruhigung und Sicherheit als Gewinn zu rechnen hat. Ein Fehler bleibt somit diese Möglichkeit des Verlustes; doch ist er nicht so bedeutend, um der ganzen Anstalt den Werth zu nehmen. Auf ähnliche Weise verhält es sich auch mit der zweiten Ausstellung. Offenbar ist es nämlich einerseits nicht zu loben, daß der sein eigenes Leben versichernde Theilnehmer über das durch seine Einlagen entstehende Kapital selbst nicht soll verfügen können, und seine Ersparnisse ihm selbst weder eine Rente, noch auch ein im Nothfalle oder zur Benützung einer besonders günstigen Gelegenheit frei verfügbares Kapital eintragen, so daß er in Verlegenheit gerathen kann, während seine Erben einem Glücke entgegensehen. Auf der andern Seite mag, zwar nicht zur gänzlichen Beseitigung allein doch zur Verminderung des Tadels, angeführt werden, daß mancher Nachtheil vermieden werden kann, wenn nicht so hoch mit der Versicherungssumme gestiegen wird, daß nicht noch weiteres verfügbares und beziehungsweise aufsammelbares Einkommen übrig bleibt; ferner, daß es immer möglich ist, auf die Police einer soliden Lebensversicherungsgesellschaft Geld aufzunehmen, in der Regel sogar aus ihrer Kasse selbst, und daß somit das Kapital zum großen Theile disponibel gemacht werden kann, wenn schon vielleicht unter etwas ungünstigen Bedingungen. Wenn also auch hier einiger Nachtheil nicht zu läugnen ist, so ist er doch ebenfalls nicht so bedeutend, daß er nicht überwogen werden könnte, wenn nur die ganze Einrichtung auch bedeutende Vortheile hat. — Solche hat sie denn aber nun. Eine bleibende Lebensversicherung verschafft nämlich, um zuerst von dem gewöhnlichen und wichtigsten Falle der Selbstversicherung eines Familienvaters zu reden, vor Allem mit Zuverlässigkeit ein Kapital, und zwar zu einer Zeit, welche den Besitz desselben häufig von der höchsten Bedeutung für die Empfänger macht, nämlich in dem

Augenblicke, wo das persönliche Einkommen des Familienvaters aufhört, und die Hinterbliebenen nun von den Renten des Vermögens leben sollen, oder wo eine Erbschafts=Auseinandersetzung, z. B. die Ueberlassung eines Gewerbes, Grundbesitzes u. s. w. an eines der Kinder dadurch allein möglich gemacht wird. Mit Einem Worte, dieses Kapital ist sehr häufig eine wahre Providenz für die Familie, und in allen Fällen etwas ganz Nützliches und Angenehmes. Außerdem aber ist noch zum Lobe der Einrichtung zu bemerken, daß sie die sämmtlichen guten Eigenschaften der Sparkassen hinsichtlich der Sicherheit der Anlagen und des Genusses von Zinses=Zinsen darbietet; auch darf nicht übersehen werden, daß ein unbedingter Zwang zur Anlegung einer jährlichen Summe statt findet, eine Einrichtung, deren Vortheile bereits gewürdigt sind. Ist aber das Leben eines Fremden, vielleicht ohne sein Vorwissen, versichert, so wird der durch seinen Tod drohende wirthschaftliche Verlust durch die Auszahlung der stipulirten Summe abgewendet, und somit, freilich durch ein Opfer, alles in erwünschtem Stande erhalten. — Da nun weder die vom wirthschaftlichen Standpunkte aus zu machenden Einwendungen von überwiegender Bedeutung sind, noch auch eine entsittlichende Wirkung der Einrichtung irgend anerkannt werden kann, dagegen so bedeutende Vortheile unläugbar sind: so darf der bleibenden Lebensversicherung eine bedeutende Stelle unter den Vorsorge=Anstalten nicht abgesprochen werden, wenn sie auch den reinen Vorzügen der Sparkassen nicht gleich zu stellen ist. Namentlich scheint sie für die zahlreiche Klasse von Personen aus den mittleren Ständen sehr zuträglich, welche neben einem Einkommen, von welchem sie eine Versicherungs=Prämie ersparen können, noch ein anderweitiges kleineres oder größeres Kapital=Vermögen besitzen, über welches sie vorkommenden Falles ganz frei zu eigenen Gunsten verfügen können, während sie durch die Versicherung das Erbtheil ihrer Familie steigern.

Der bloß vorübergehenden Lebensversicherung sind wir dagegen genöthigt, einen niedrigeren Rang anzuweisen. Wenn nämlich auch nicht zu verkennen ist, daß durch die Eingehung eines solchen Vertrages die wirthschaftlichen Folgen des aus besondern Gründen drohenden frühzeitigen Todes eines Familienvaters oder die Nachtheile, welche der innerhalb gewisser naher Zeit erfolgende Tod eines Fremden haben würde, abgewendet werden können, und

wenn es somit allerdings Fälle gibt, welche eine solche Vorsorge räthlich machen, z. B. gefährliche Reisen, Pesten, Unternehmungen, deren Erfolg von dem noch einige Jahre dauernden Leben des Unternehmers abhängt, so ist doch auf der andern Seite nicht zu übersehen, einmal, daß an und für sich nach Ablauf der Versicherungsperiode so wenig als vor derselben für die Betheiligten gesorgt ist, und zweitens, daß die, doch nicht ganz unbeträchtliche, Versicherungsprämie ganz verloren bleibt, wenn der Tod nicht eintritt. Beides ist aber um so mehr zu bedenken, als natürlich die weit größere Wahrscheinlichkeit für das Nichteintreten des Todes während der Versicherungszeit ist, weil sonst schon die Gesellschaft den Vertrag gar nicht eingehen würde. Es bleibt somit nur eine ziemlich beschränkte Anzahl von Fällen, in welchen die Abschließung einer bloß temporären Lebensversicherung wirthschaftlich räthlich erscheint, nämlich, wo nur der jetzt drohende Verlust abzuwenden ist, später aber die Vermögensverhältnisse sich so verbessern werden, daß eine besondere Vorsorge nicht mehr nöthig erscheint.

Sey es, daß die Vorzüge der Lebensversicherungen durch die beigemischte Ungewißheit gehoben wurden, sey es, daß keine plebeische Nachbarschaft abschreckte: sicher ist in jedem Fall, daß sie bedeutend größern Beifall unter den höhern Ständen fanden, als andere Arten von Vorsorge=Anstalten, und somit ihre Zahl in allen Ländern nicht nur bedeutend groß, sondern selbst noch immer im Zunehmen ist. England geht auch hier voran. Im Jahr 1706 wurde die erste Gesellschaft dieser Art daselbst gegründet (die Amicable Society), jetzt sind deren wohl über fünfzig. In Frankreich, Holland bestehen mehrere, Deutschland hat seit zehn Jahren drei, vier gründen sehen, welche zum Theil sehr bedeutende Geschäfte gemacht haben. So hatte z. B. die Lebensversicherungsbank in Gotha im Jahr 1837 für 22 Millionen Gulden Versicherungen übernommen. Auch eine nicht unbedeutende Literatur entspricht dieser Theilnahme. Wir glauben von diesen Schriften zur Belehrung des größeren Publikums hauptsächlich geeignet: Juvigny, Coup d'oeil sur les assurances sur la vie des hommes. Par., 1820; Babbage, Vergleichende Darstellung der verschiedenen Lebens=Assecuranz=Gesellschaften. Aus dem Engl. Weimar, 1827; Bleibtreu, Zweck und Einrichtung der Lebensversicherungs=Anstalten. Karlsr., 1832; Froriep, über

Lebensversicherungs-Anstalten, Bemerkungen vom medicinischen Standpunkte aus mitgetheilt. Weimar, 1837.

Zur Verständigung über die wirthschaftlichen Eigenschaften der Wittwen- und Waisenkassen reicht Weniges hin. Daß dieselben nur auf eine Rente und nicht auf ein Kapital für den Tod des Familienvaters berechnet sind, ist ohne Zweifel ein Grund, sie an und für sich in ihrer Wirksamkeit und Nützlichkeit hinter die Lebensversicherungen zu stellen. Auch ist nicht zu übersehen, daß dieselben in weit wenigern Fällen Anwendung erleiden, indem sie auf das Verhältniß einer den Gatten und Vater überlebenden Familie wesentlich beschränkt sind. Allein sehr mit Unrecht würde man wegen des minderen und engeren Nutzens sich unbedingt gegen sie aussprechen. Es ist nämlich zu ihren Gunsten anzuführen, daß sie weit geringere jährliche Einlagen verlangen, um den zu Versorgenden ein, zwar nicht auf eigenes Vermögen begründetes, doch bei gewöhnlichem Laufe der Dinge sorgenfreies Auskommen zu verschaffen. Wenn z. B. ein 40jähriger Mann in einer Lebensversicherungsgesellschaft jährlich etwa 700 Gulden bezahlen muß, um seiner Familie ein Kapital zu hinterlassen, welches bei einem Zinsfuße von 4 von Hundert ihr 800 Gulden einträgt, so hat derselbe nur etwa 200 Gulden jährlich zu entrichten, um seiner 25jährigen Frau seiner Zeit die genannte Summe als Pension zu verschaffen. Nun sind aber Manche in der Lage, die bedeutenden Ersparnisse für eine erkleckliche Versicherungssumme nicht aufbringen zu können, während gerade sie eine Sicherung der Ihrigen um so mehr wünschen müssen. Solche begnügen sich nun recht gerne mit dem minder Guten, jedoch zur Noth Zureichenden, und finden darin mit Recht noch eine bedeutende Beruhigung und Unterstützung. Daß die Anstalt ein regelmäßiges, zu bestimmten Zeiten erhebbares Einkommen gewährt, ist dabei eben so wohl in Anschlag zu bringen, als daß sie zu regelmäßigen Ersparnissen nöthigt. Nicht unbemerkt ist dabei zu lassen, daß sich durch eine leichte Erhöhung der Einlagen, oder durch ein einmal zu bezahlendes Eintrittsgeld, ein Reservefonds bilden läßt, und daß eine auf Gegenseitigkeit gegründete Einrichtung ebenso möglich, als in der Verwaltung wohlfeil ist. Somit ist man denn zu dem Urtheile berechtigt, daß eine Wittwen- und Waisenkasse eine unter den genannten Voraussetzungen höchst wohlthätige und nützliche Anstalt ist, in dem Beitritt

zu welcher viele Familienväter große Beruhigung, manche Wittwe und Waise aber Schutz vor harten Entbehrungen und vor schmerzlichen Demüthigungen finden. Es ist selbst nicht einzusehen, warum nicht auch Solche, welche bei hinreichendem Vermögen eine Theilnahme nicht gerade nothwendig haben, die Einkünfte ihrer Hinterbliebenen auf diese Weise angenehm verbessern sollten? Gerade ihnen kann die jährliche Einlage nicht beschwerlich fallen, und die Pension wird doch den Ausfall aus dem Einkommen, welchen der Tod des Gatten und Vaters für die Seinigen meistens zur Folge hat, ausgleichen; was immer dankbar erkannt, wenn auch vielleicht nicht ängstlich gewünscht werden muß. Ebenso mag ein Theil der jährlichen Ersparnisse durch eine Lebensversicherung in Kapital, ein anderer daneben in einen Anspruch auf eine Pension verwandelt werden, wodurch sowohl für die Forderungen besonderer Fälle, als für das laufende tägliche Bedürfniß der Hinterbliebenen gesorgt wird.

Der Gedanke, eine gemeinsame Kasse zu Unterstützung der Wittwen und Waisen der Mitglieder zusammenzuschießen, lag allzunahe, als daß er nicht schon längst gefaßt worden wäre. Die Reformation, welche die Verheirathung der Geistlichen zur Folge hatte, soll die erste Veranlassung gegeben haben; jeden Falles ist richtig, daß sich die ersten Spuren solcher Kassen schon am Ende des 16. Jahrhunderts finden. Ihre Zahl ist nach und nach sehr bedeutend geworden, und vielfach haben auch die Regierungen sich der Idee bemächtigt, und die Theilnahme daran ihren Beamten zur Zwangspflicht gemacht. Es mag ununtersucht bleiben, ob hierzu, namentlich gegenüber von Unverheiratheten oder Reichen, gehörig begründetes Recht vorhanden ist; anzuerkennen ist dagegen, daß solche Staatsanstalten den Vortheil haben, auch im Falle einer falschen Berechnung der Sterblichkeitsverhältnisse und der darauf gegründeten Beiträge (dieser reichen Quelle von Verdruß und Schaden bei manchen Privatanstalten) die verheißenen Leistungen ihren ungestörten Gang gehen zu lassen, nämlich mittelst Zuschüssen aus der Staatskasse. — Die Zahl der sowohl über die Wittwen- und Waisen-Kassen im Allgemeinen, als über einzelne Anstalten erschienenen Schriften ist sehr bedeutend, so daß wir ganz verzichten müssen auf eine irgend vollständige Aufzählung, und uns begnügen, zu nennen: Karsten, Theorie der Wittwenkassen.

Halle, 1783. Tetens, Anleitung zur Berechnung der Leibrenten u. s. w. Leipz. 1785, 2 Bde; die vielen Schriften von Kritter über diesen Gegenstand; Littrow, über Lebensversicherungen und andere Versorgungs-Anstalten. Wien, 1832.

Nicht nur in der Modalität, sondern in der ganzen Grundlage und Absicht verschieden ist die noch zu besprechende dritte Gattung der Vorsorge-Anstalten, bei welchen es sich nämlich nicht, wie bisher, von der Erwerbung eines Kapitals oder mindestens einer Rente mittelst wiederholter kleiner Ersparnisse handelt, sondern im Gegentheile von der allmähligen Verzehrung eines bereits vorhandenen Capitals in der Form von größeren jährlichen Zinsen. Man sucht also nicht für Erben und Nachkommen hier zu sorgen, die im Gegentheile jetzt gar nichts zu erwarten haben, sondern lediglich nur für sich selbst. Und zwar sind hierin die beiden oben bereits genannten Arten dieses Verfahrens, nämlich die einfachen lebenslänglichen Renten und die Tontinen einander völlig gleich. Bei jenen tritt nämlich der Besitzer eines Kapitals dasselbe an die dazu bereite Anstalt (wozu früher namentlich auch manche Regierung gehörte) ganz ab unter der einzigen Bedingung, daß ihm dafür während des Restes seines Lebens eine gewisse, den landesüblichen Zins natürlich übersteigende Rente ausbezahlt werde. Die Größe dieser Rente aber ist verschieden je nach dem Alter des Rentiers im Augenblicke des Vertrages, d. h. je nach der wahrscheinlichen Lebensdauer desselben. Gewöhnlich wird in der Altersstufe von 0—10 Jahren 7 Proc., von 10—20 Jahren 8 Proc., von 20—40 Jahren 9 Proc., von 40—50 Jahren 10 Proc., von 50—60 Jahren 12 Proc., über 60 Jahre endlich 15 Proc. des Kapitals bezahlt. Hievon unterscheidet sich denn die Tontine nur in so fern, als bei ihr eine ganze Gesellschaft gemeinschaftlich ein Kapital darleiht, aus welchem die gesammte Rente so lange bezahlt werden muß, als nur noch ein Mitglied dieser Gesellschaft lebt, so daß immer die Ueberlebenden die von einem Verstorbenen bisher genossene Rente erben, und zuletzt die gesammte Summe Einem zufällt. — Ueber die wirthschaftlichen Folgen dieser Verträge für die Einzelnen kann nicht wohl ein Zweifel obwalten. Das Wesen derselben besteht in der Umwandlung eines Kapitals in eine bloße Rente. Ist nicht Alles verkehrt und unrichtig, was wir bisher über den relativen Werth dieser beiden Arten von Eigenthum an-

genommen haben, so kann ein solches Verfahren nur für ein nachtheiliges erklärt werden, besonders da hier mit dem Tode des Berechtigten Alles verloren ist. Allein, wird man einwenden, wird dieser Nachtheil nicht überreichlich aufgewogen durch die höhern Zinse, welche namentlich bei der Tontine für die durch das Glück Begünstigten jährlich die ursprüngliche ganze Einlage weit übersteigen können, wie z. B. jene 96jährige Wittwe eines Pariser Wundarztes für 300 Fr. Einlage Jahre lang ein Einkommen von 73,500 Fr. genoß? Gibt es nicht ferner wenigstens einzelne Fälle, in welchen ein durch Alter oder Krankheit zur Arbeit unfähig Gewordener, dessen Kapitalvermögen bei bloß gewöhnlicher Zinstragung nicht den nöthigen Lebensunterhalt liefern würde, selbst ein Glück in einer solchen Einrichtung finden kann? Allerdings; es gibt Ausnahmefälle, in welchen ein Beitritt zu Leibrenten und Tontinen entschuldigt werden mag, oder in welchen er durch Zufall besonders glücklich ausfällt. Dies ändert aber in dem Urtheile über die Regel nichts, und doch kann nur dieses entscheiden. Was nämlich den langen Genuß einer ganz unverhältnißmäßig großen Rente aus einer Tontine betrifft, so liegt auf flacher Hand, daß dieser Gewinn nur von äußerst Wenigen gemacht werden kann, und zwar wieder nur durch den Verlust sehr vieler Anderer, welche frühe starben, und deßhalb ihr eingezahltes Kapital keineswegs wieder in der Form von größeren Zinsen erhielten, was um so wahrscheinlicher ist, als der *ursprüngliche* Zins einer Tontinen-Actie unter dem landesüblichen zu stehen pflegt, da die Theilnehmer in der Hoffnung großen einstigen Gewinnes sich anfänglich Alles gefallen lassen. Vergebens würde man einwenden, daß man entweder frühe sterbe und dann nichts mehr brauche und genießen könne, oder lange lebe, und dann zu bedeutendem Einkommen gelange. Das ist es eben. Die große Menge der Theilnehmer verschleudert ihr Kapital ohne irgend einen entsprechenden Nutzen. Nicht nur also berauben sie sich jedes Vortheiles, welchen der Besitz von verfügbarem Vermögen verschafft, sondern sie thun dies gegen den Bezug einer selbst kleineren Rente, als ihnen dieses Vermögen gegeben hätte, wenn sie es behalten hätten. Ehe sie aber in höhern Genuß treten, sterben sie selbst, ihre Rechtsnachfolger aber haben vollends das leere Nachsehen. Es war, im eigentlichen Sinn, das Kapital à fonds perdu angelegt. Heißt dies aber vernünftig und

wirthschaftlich handeln, wenn man sein Eigenthum wegschenkt, damit ein Dritter, uns völlig Unbekannter und Fremder Vortheil daraus ziehen kann? Hiergegen kann der Gewinn Weniger oder gar eines Einzelnen nicht in Anschlag gebracht werden; davon noch ganz abgesehen, daß bei Solchen vielleicht jahrelanges Darben dem spätern Ueberflusse traurig vorangeht. Kein vernünftiger Mensch, keiner, welcher seine Pflicht gegen sich, seine Familie, oder gegen das öffentliche Wesen kennt, welcher nützliche Thätigkeit üben und möglichste Selbstständigkeit und Unabhängigkeit sich verschaffen will, wird sein Vermögen in eine Tontine legen. Ebenso gut könnte er es in die Lotterie setzen. Diejenigen aber, welche diesen Vorwürfen dadurch auszuweichen suchen, daß sie nur einen kleinern, für sie unfühlbaren Theil ihres Vermögens eingesetzt zu haben entschuldigend erklären, nehmen weiter nichts für sich in Anspruch, als den Satz, daß ein kleiner Fehler besser sey als ein großer, und daß ein Wohlhabender wohl auch zu seiner Unterhaltung Hazard spielen dürfe. Wohl; allein es fragt sich nur, ob es wirthschaftlich ist? Dies aber ist es, was wir läugnen. — Bei den Leibrenten sind wir wirklich in Verlegenheit, ob wir die in ihnen liegende Mittelmäßigkeit und Prosa gegenüber von der Tontine loben oder tadeln sollen. Allerdings vermindert hier der geringere höchste Gewinn auch den Reiz einer unvernünftigen und unsittlichen Vermögensverschleuderung; allein auf der andern Seite läßt sich, bei dem doch immer bleibenden Grundfehler, so gar wenig in die Gewinnschale legen. Bei der Leibrente wird nämlich das Kapital auch hingegeben, und doch besteht nicht einmal eine Möglichkeit eines besondern Gewinnes, sondern es bleibt eben der etwas größere Zins während des noch kurzen oder langen Lebens. Man fängt somit (abgesehen vom Kapital) allerdings nicht mit einem Verluste an, hört aber auch kaum mit einem Gewinne auf; denn die einzige Glücksmöglichkeit ist hier nur die, daß man die mittlere Lebensdauer, auf welche die Aufzehrung des Kapitals durch das Mehr der Zinsen berechnet ist, um einige Jahre überlebe, und dadurch die Rente von jetzt an rein gewinne. Wiegt dies nun die Möglichkeit auf, vor Erreichung der mittleren Lebensdauer zu sterben, und somit positiven Verlust zu erleiden? Ist überhaupt dieser mäßige Gewinn das Aufgeben des Kapitals und der ganzen in ihm liegenden Erwerb- und Genußfähigkeit irgend werth?

Im Allgemeinen gewiß nicht. Es führt eine solche langsame Vermögensaufzehrung nur zu einem verhältnißmäßig beschränkten Zustande, welcher der Erfahrung gemäß die jämmerlichste Spießbürgerlichkeit, Trägheit und ökonomische Mittelmäßigkeit erzeugt, und sich mit den Folgen einer kräftigen, durch das Kapital unterstützten Thätigkeit gar nicht vergleichen läßt. Die wenigen weitern Procente werden natürlich in der Regel nicht als Kapital zurückgelegt, sondern mit den eigentlichen Zinsen verzehrt; ihre Summe ist nicht so bedeutend, daß sie zu Gewerbeunternehmungen u. s. w. hinreichten, sondern nur eben groß genug, um trägen, somit auch uneinträglichen Müßiggang zu erleichtern. Ein solcher Leibrentenbesitzer geht umher wie ein frühzeitig und verdienstlos pensionirter Beamter, ohne Mittel zu größeren und selbstständigen Unternehmungen, sich zur Last, Andern zum Aerger. Wie bereits eingeräumt, es mag einzelne Fälle geben, in welchen die Noth zwingt, die zum Lebensunterhalte nicht hinreichenden einfachen Zinse durch Aufopferung des Kapitals zu verdoppeln mit Hintansetzung aller andern Rücksichten. In allen andern Fällen ist aber ein Hingeben des Vermögens gegen Leibrente eine eben so klägliche als nachtheilige Maßregel.

Was ist nun aber das kurze Ergebniß dieser Erörterungen über die wirthschaftlichen Folgen, welche die verschiedenen Gattungen von Vorsorge-Anstalten und deren Unterarten für die Einzelnen haben? Es läßt sich mit wenigen Worten sagen. Unbedingtes Lob, haben wir gefunden, verdienen die Sparkassen als sicheres, mit keinem Uebel versetztes, vielmehr noch manchfache Vortheile mit sich führendes Mittel zur Ansammlung von Vermögen. Da nun auch von sittlicher Seite sich die ganze Einrichtung nur auf das entschiedenste billigen läßt; so ist wohl der Wunsch gerechtfertigt, daß gerade von dieser Art der Vorsorge-Anstalten immer häufiger möchte Gebrauch gemacht werden. Bei den Lebensversicherungsanstalten mußten zwar einige nicht ganz unbedeutende Ausstellungen gemacht werden; allein doch überwog das Gute bei weitem, namentlich bei den bleibenden Versicherungen. Da auch bei ihnen von sittlichem Standpunkte aus keine Einwendung statt findet, so können auch sie nur empfohlen werden für die einzelnen Fälle. Als am innern Werthe hinter die bisher erwähnten Gattungen zurücktretend, allein als dennoch immerhin noch sehr nützlich, besonders weil mit geringeren Mitteln erreichbar, stellten sich Wittwen- und

Waisenkassen dar. Die theils gebotene, theils aber auch freiwillig zahlreiche Theilnahme an denselben hat schon vielen Kummer verhindert, oder wenigstens gemildert. Ihr Blühen und noch weitere Verbreitung kann somit nur erwünscht seyn. Dagegen müßten wir uns gegen die Theilnahme an Leibrenten und Tontinen sowohl aus dem sittlichen, als aus dem wirthschaftlichen Gesichtspunkte erklären, nur selten und genau zu bestimmende Fälle von dem verwerfenden Urtheile ausnehmend.

Noch ist aber unser Gegenstand mit dieser Untersuchung über das Verhältniß der verschiedenen Vorsorge-Anstalten zum einzelnen Theilnehmer keineswegs aus jedem nöthigen und wichtigen Gesichtspunkte betrachtet. Es bleibt noch übrig zu untersuchen, welche Folgen sich für die gesammte bürgerliche Gesellschaft aus dem Bestehen und der geringeren oder größeren Blüthe dieser Anstalten ergeben; eine Frage, welche eine volkswirthschaftliche und eine politische Antwort zuläßt.

Aus nationalökonomischem Standpunkte ist, gerade wie aus dem sittlichen, zu unterscheiden zwischen denjenigen Anstalten, welche die allmählige Aufzehrung eines Kapitals, und denen, welche die möglichst schnelle Bildung eines solchen bezwecken. Daß erstere für das Volksvermögen unbedingt nachtheilig sind, bedarf keines Beweises. Nicht nur wird dabei ein bereits geschaffener Theil des Volksvermögens wieder vernichtet, sondern es gehen auch noch, wenigstens häufig und bei bedeutenden Summen, die Arbeitskräfte des in steriler Ruhe müßig gehenden Verzehrers für dasselbe verloren. Ebenso unwidersprechlich ist aber auf der andern Seite, daß die zweitgenannte Art von Vorsorge-Anstalten, auch abgesehen davon, daß das wirthschaftliche Behagen Aller nur aus dem Behagen aller Einzelnen besteht, von sehr bedeutendem Nutzen für den Nationalreichthum sind. Erstens nämlich kommen dadurch bedeutende Gesammtsummen zu einer nutzbringenden Verwendung, welche sonst todt in dem Gewahrsam der einzelnen Besitzer gelegen hätten. Zweitens wird durch die Gelegenheit, wohl selbst den Zwang zur Anlegung gar manche Summe gerettet vor nutzloser und steriler Verzehrung, und nun, mittelst Darlehens aus der Gesellschaftskasse, für Ackerbau und Gewerbe nützlich angewendet. Drittens vermindert sich durch diese Anstalten die Summe der Ansprüche an die Wohlthätigkeit von Verwandten und Freunden. Diese behalten

somit einen größern Theil ihres Einkommens zur eigenen Verfügung, welche in der Regel bekanntlich eine fruchtbringende, und somit auch ihrerseits das Volksvermögen steigernde ist. Endlich, und wir wären geneigt, diese Folge am höchsten zu stellen aus dem gegenwärtigen Gesichtspunkte, wird durch die Theilnahme an diesen verschiedenen Arten von Sparkassen die gute Wirthschaft, die Genügsamkeit und die Industrie der Theilnehmer gemehrt und gesteigert. Dies wirkt aber, mittelbar und unmittelbar, bei ihnen selbst und durch ihr Beispiel höchst vortheilhaft auf den Wohlstand. Und es sey dabei besonders bemerkt, daß es sich hier von den Mittelklassen des Volkes handelt, somit von dessen Kern an Intelligenz und Kraft. Wenn unter diesen aber ein guter Geist herrscht, keine verderbliche und unsinnige Verschwendung getrieben wird, so werden sie jeden Falls günstig einwirken auf die große untere Masse, die über ihnen Stehenden aber müssen ebenfalls sich anschließen, oder sie werden überflügelt und gehen zu Grunde. Wenn ferner im Mittelstande Wohlhabenheit ist, so wird jede Art von Gewerben schwunghafter betrieben, und dadurch immer mehr erworben. Es kann somit nur wiederholt werden, daß die eine schnelle Kapitalansammlung bezweckenden Vorsorgevereine aus volkswirthschaftlichem Gesichtspunkte nach ihren augenblicklichen und ihren sekundären Wirkungen nur gepriesen werden können.

In politischer Beziehung ist natürlich dieses Ergebniß ebenfalls nur ein günstiges. Alles, was das Volk wohlhabender macht, verleiht auch dem Staate weitere Kraft zu nützlichen Bestrebungen im Innern und zu schützendem Verhalten gegen Außen. Allein dieser, sich von selbst verstehende Satz ist es nicht, auf welchen wir bei den Vorsorge=Anstalten des Mittelstandes aus dem staatlichen Gesichtspunkte hauptsächlich aufmerksam machen wollen. Wir möchten selbst kein allzu großes Gewicht darauf legen, daß der durch die in Frage stehenden Anstalten vermittelte höhere Wohlstand größere Anhänglichkeit an den bestehenden Zustand der Dinge erwecke, und somit den Staat ebenfalls kräftige. So richtig dies im Allgemeinen ist, und so gewiß namentlich in den untern Klassen ähnliche Einrichtungen die genannte Wirkung in sehr fühlbarem Grade erzeugen, so hängt doch gerade bei Manchen aus dem Mittelstand die Neigung zu einer Umgestaltung der Staatsverhältnisse mit ganz andern Motiven zusammen. Diejenigen aber, welche

verbrecherisch genug sind, um einen allgemeinen Umsturz zu wünschen, damit sie in der Verwirrung ihren Theil Beute in Sicherheit bringen können, werden sich durch die Aussicht auf ein mäßiges Vermögen nicht von ihrer Berechnung abziehen lassen, wenn sie überhaupt bei den Versorgungs-Anstalten betheiligt sind. Weit mehr der Beachtung scheint uns werth, daß durch dieselben ein weiterer Beitrag zu der Organisation und der Befestigung des Mittelstandes gegeben ist. Den schon seit länger als einem Menschenalter geführten, und wohl noch manches weitere Decennium in verschiedenen Wendungen zu führenden, Kampf hier ausführlich als das Andrängen der Mittelklassen gegen die Vorrechte, namentlich das ausschließende Regierungsrecht, der höheren Klassen darzustellen, wäre überflüssige und wenig verdankte Mühe. Jedermann gibt es zu. Ebenso ist außer Streit, daß der Mittelstand in einem bedeutenden Theile von Europa in seinem Beginnen schon große Vorschritte gemacht hat, wie dies auch nicht anders seyn kann, da Zahl und Geisteskraft auf seiner Seite sind. Zur Behauptung der günstigeren Stellung trägt nun sicherlich Alles bei, was den Wohlstand und die individuelle Unabhängigkeit seiner Mitglieder erhöht, denn dies fördert ihre Bildung und ihr Selbstgefühl. Nun ist zwar allerdings viel Reichthum von dem Mittelstande im Ganzen erworben; allein derselbe ist weit individueller, unsicherer und somit wandelbarer, als der der höheren Stände, denn er ruht mehr auf Gewerb als auf Grundeigenthum, und ist nicht durch Unveräußerlichkeits-Bestimmungen gebunden. Gar manche seiner Mitglieder können sogar zu keinem irgend erklecklichen Wohlstande gelangen. Hieraus entsteht ein Fluktuiren in der Menge, eine oft demüthigende Abhängigkeit, ein Zurücktreten in geringere Stellungen. Mit Einem Worte, der Mittelstand ist nicht organisirt und nicht radicirt genug, um nicht immer wieder in einzelnen seiner Mitglieder in offenbaren Nachtheil gegen seine Widersacher zu kommen. Von einer solchen festen Stellung und solchen antastbaren Machtelementen, wie sie Jahrhunderte dem Adel gewährten, kann nun freilich wohl beim Mittelstande nie die Rede seyn, seiner Zahl, seiner Beschäftigung, seinem ganzen Daseyn nach. Allein er wird ohne Widerspruch um so kräftiger zum weitern Angriff und zur Vertheidigung des bereits Erworbenen seyn, je mehr weiterer und sicherer Wohlstand unter allen seinen Mitgliedern sich verbreitet. Ferne natürlich

von uns die Lächerlichkeit, zu behaupten, daß diese materielle Kräftigung nur oder auch nur hauptsächlich durch die von uns bisher besprochenen Anstalten ausgehen könne und werde. Allein die Behauptung glauben wir immerhin aufstellen und rechtfertigen zu können, daß ein immer allgemeinerer Gebrauch dieses Mittels einen Beitrag zu solcher Kräftigung geben muß, und zwar in so ferne auf eine fühlbare Weise, als dadurch gerade einem der schwächsten Punkte seiner Stellung, nämlich der häufigen Hülflosigkeit und dem Zurücksinken einzelner seiner Mitglieder, dadurch vorgebeugt wird. Der Mittelstand wird somit nicht nur an materieller Kraft, sondern auch, und vielleicht mehr noch, an äußerer Ehrenhaftigkeit und Selbstständigkeit gewinnen. Aus diesem Gesichtspunkte ist man versucht, die Lebensversicherungen und die Sparkassen als eine Gattung der nach natürlicher Beschaffenheit der Verhältnisse modificirten Fideicommisse, Commenden und Stifter des erobernden Mittelstandes zu betrachten.

Wir eilen zum Schlusse dieser vielleicht bereits allzu ausführlichen Erörterungen. Doch sey uns noch gestattet, die Frage aufzuwerfen, wie sich die Regierungen unter den bewandten Umständen gegen die Vorsorge-Anstalten zu verhalten haben?

Es ist hier ein dreifaches System denkbar. Entweder nämlich überläßt die Regierung die ganze Sache lediglich dem Publikum, sich weder um die Gründung, noch um die besondern Bedingungen der einzelnen Anstalten im Mindesten bekümmernd. Sie billigt keine, verbietet keine, mischt sich nicht in die Verwaltung, überläßt es den Betheiligten, im Falle einer Meinungsverschiedenheit oder Klage, Hülfe bei den Gerichten zu suchen. Oder aber die Regierung verlangt nicht nur die Vorlegung aller Plane, ändert in denselben das ihr nicht passend Scheinende ab, und untersagt die Ausführung des schon im Principe Nachtheiligen; sondern sie sorgt für die von ihr gebilligten Anstalten positiv durch fortlaufende Beaufsichtigung, wohl gar durch Uebernahme einer Garantie, Bewilligung eines Gründungsbeitrages, Einräumung von Vorrechten für die Gelder solcher Anstalten bei Concursen, bei der Staatsschuldenzahlungskasse u. s. w. Möglicherweise kann hier sogar eine nicht durch Privaten zu Stande kommende besonders günstig angesehene Anstalt von der Behörde selbst angelegt und in Gang gebracht werden. Endlich kann drittens ein Mittelweg eingeschlagen werden,

indem die Regierung sich zwar die Einsicht aller solcher Anstalten und ihrer Statuten vorbehält, auch aus denselben das von ihr als positiv rechtswidrig, oder mit dem allgemeinen Wohle unverträglich Erkannte entfernt, im Uebrigen aber der Sache ihren Gang läßt, nur zur Abhülfe auf besonderes Anrufen der Parteien bereit, und vielleicht noch in jedem irgend zweifelhaften Falle ausdrücklich erklärend, daß ihre Genehmigung rein negativer Art sey, und sie damit weder Empfehlung noch Garantie übernehme.

Von diesen drei Systemen möchte das der direkten Regierungs-Einschreitung und Theilnahme am wenigsten Beifall verdienen und finden. Nicht nur ist es eine Abweichung von der goldenen Regel (dem einzigen Anker in der Verwirrung der Forderungen an die Polizei und von derselben), nur da helfend einzuschreiten, wo die Einzelnkraft nicht selbst im Stande ist durchzudringen zu einem allgemeinen nützlichen Ziele, sondern es kommt dabei das Interesse und das Recht der Bürger auf doppelte Weise in Gefahr. Einmal nämlich ist zu besorgen, daß die Regierung aus Mißverständniß, Eigensinn oder Vorurtheil eines Referenten sich gegen einen neuen Gedanken ganz unnöthigerweise erklärt, und somit das Publikum des aus demselben entspringenden Gewinnes beraubt. Andererseits aber kann sich leicht ereignen, daß die Regierung einem Plane, der nichts taugt, ihre Zustimmung gibt. Mag sie nun denselben bloß hierdurch empfehlen, oder gar denselben garantiren zu wollen erklären, in jedem Falle richtet sie Schaden an. Schon ihre bloße Billigung wird Viele zum Beitritte verleiten, welche sodann das unverdiente Vertrauen in den Scharfsinn und die Aufmerksamkeit der Behörden schwer zu büßen haben werden. Und wie leicht kann sich ereignen, daß man selbst dann, wenn die Erfahrung oder genauere Untersuchung den Schaden aufdeckt, und nun von den Betheiligten Hülfe gesucht wird, nicht eingestehen will einen Fehler gemacht zu haben, sondern beharrt, und dadurch das Uebel unheilbar macht. Uebernimmt aber die Regierung gar eine Garantie, so sind freilich die Theilnehmer gesichert genug gegen die Folgen des Mangels an Ueberlegung, mit welchen sie und die Regierung gehandelt haben; allein sie sind nur gedeckt durch das Eintreten der Steuerpflichtigen, welche doch wahrlich keine Verpflichtung dazu haben, auf ihre Kosten Einzelnen auf den Grund einer falschen Berechnung zu einem Vermögen zu verhelfen.

Reichen diese Gründe nun aber hin, um vielleicht sogleich zu dem andern Extreme überzugehen? Unläugbar hat das System der absoluten Passivität viel für sich. Vor Allem spricht das, in solchen Dingen so sehr beachtenswerthe Beispiel von England dafür. Sodann wird sicher das Urtheil des Publikums nur bei diesem Verfahren ungetrübt erhalten und durch die Nothwendigkeit der eigenen Prüfung geschärft, was nicht nur bei den in Frage stehenden Einrichtungen, sondern überhaupt von großer Bedeutung ist. Ein Volk, das in seinen eigensten Angelegenheiten immer am Gängelbande geführt wird, lernt nie gehen. Wenn man aber in Gefahr ist, unsittlicher Schlauigkeit zum Opfer zu werden, so ist unwissende Unschuld am unrechten Orte. Nicht der Bemerkung bedarf es erst, daß bei diesem Systeme die eben gerügten allgemeinen Nachtheile gar nicht eintreten können. — Allein es ist doch auch Mancherlei dagegen zu bedenken. Einmal darf nicht vergessen werden, daß nicht bloß Solche, welche durch Alter, Erfahrung und Bildung zur Selbstprüfung befähigt sind, an solchen Anstalten Antheil nehmen, sondern sehr häufig auch Frauen und sonst Unkundige, daß namentlich für Minderjährige ohne ihr Wissen und Zuthun eingelegt wird. Solche aber gegen wahrscheinliche Verluste zu schützen, wird nach den, ohne Zweifel richtigen, Ansichten des deutschen Staatsrechtes immer für erlaubt und selbst für geboten erachtet. Dann ist doch sehr die Frage, ob der Staat mit verschränkten Armen zusehen darf, wenn öffentlich und mit allen Lockungen für die Unkundigen Plane ausgeboten und betrieben werden, welche Täuschung, vielleicht selbst offenbaren Betrug beabsichtigen. Wo bliebe da die ganze Präventiv=Justiz? Wäre man eine Verhinderung der Täuschung auch nicht dem Bedrohten schuldig, so hat sie der Betrüger zu gewärtigen. Auch ist es aus staatswirthschaftlichem Gesichtspunkte keineswegs gleichgültig, ob etwa durch einige besonders unglückliche Fälle das Publikum sich von der Theilnahme an den Vorsorge=Anstalten überhaupt abschrecken läßt.

Somit dürfte denn der oben bezeichnete Mittelweg sich als das einzig richtige Verhalten herausstellen, welches Freiheit der Bewegung und eigenes Urtheil der Betheiligten verbindet mit Schutz gegen frechen Betrug oder geflissentliche Unklarheit, und weder dem Staate noch dem Einzelnen mehr zuschiebt, als die allgemeinen Grundsätze rechtfertigen. Es ist namentlich zu hoffen, daß die durch

ein solches System hervorgerufene Einsicht der gebildeten Klassen die im Allgemeinen schädlichen Arten der Gesellschaftskassen unterscheiden und auch ohne direkte Verbote oder Gebote meiden lernen wird, ihre Anwendung auf die seltenen Fälle eines unschuldigen Gebrauches beschränkend.

Wir würden es für glücklich und für ehrenvoll erachten, wenn wir durch die vorstehenden Blätter ein Scherflein beigetragen hätten zur näheren Bestimmung mancher ungewisser Fragen, bei deren Entscheidung Tausende und Zehntausende betheiligt sind, nicht selten mit dem Einsatze der Zufriedenheit, um nicht zu sagen der Möglichkeit, ihres Lebens. Jedenfalls dürfen wir hoffen, auf den wichtigen Gegenstand auch in weiterem Kreise aufmerksam gemacht, und auf seinen Zusammenhang mit großen socialen Fragen hingewiesen zu haben. Näheres Nachdenken wird uns ergänzen und berichtigen.

R. Mohl.

Ueber den
Mißbrauch geistiger Getränke.

Die allgemeinste Ursache der Trunkliebe ist ohne Zweifel der Hang aller Menschen zum Vergnügen und die Aussicht, durch den Genuß geistiger, berauschender Getränke in jenen poetischen Zustand versetzt zu werden, in welchem man die Sorgen des Erdenlebens vergißt, die keinem Sterblichen fremd sind. Aus diesem Grunde trinken Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Junge und Alte. Aus diesem Grunde haben und hatten alle Völker von den ältesten Zeiten bis jetzt ihre Berauschungsmittel, die oft ganz eigenthümlicher Art sind und den Scharfsinn ihrer Erfinder beurkunden. So erzählt Herodot, die Bewohner der Inseln des Araxes berauschen sich auf die Art, daß sie die Frucht eines gewissen Baumes in ein angemachtes Feuer werfen, um welches sie sich setzen, so daß sie trunken werden von dem Geruche, wie die Griechen vom Wein. Alexander von Humboldt erzählt von einem Volke im hohen Norden, den Koräken, sie berauschen sich mittelst des giftigen Fliegenschwamms, und trinken dann den andern Tag ihren eigenen Urin, der sie nochmals trunken macht. In Sibirien wußte man schon frühe aus Pferdemilch eine Art von Branntwein zu bereiten. Die Bewohner der Südsee berauschen sich mit einem Aufguß der Pfefferwurzel u. s. w. Noah betrank sich schon mit Wein, und die Nachkommen Abrahams kannten ihn wohl als ein lieblich Getränk, das des Menschen Herz erfreut, zugleich aber, im Uebermaß genossen, viel Unheil anrichtet. Mahomed that weise, den Morgenländern den Wein zu verbieten, aber sie setzten an seine Stelle ein noch viel

schlimmeres Berauschungsmittel, das Opium. Schon die alten Egypter wußten aus dem Getreide, welches in diesem gesegneten Lande im Ueberfluß hervorgebracht wurde, eine weingeistige, bierartige Flüssigkeit zu bereiten, freilich gewiß um ein Merkliches verschieden von dem Bier, das man jetzt in München, Augsburg, Ulm und vielen andern Orten trinkt. Bier in Menge, aber begreiflich auch nicht von der jetzt beliebten Qualität, tranken die alten Deutschen; um das zwölfte Jahrhundert, da die Rebenpflanzungen in Deutschland allgemeiner zu werden anfingen, erhielt auch der Wein sein Recht; die Humpen der alten deutschen Ritter sind bekannt, später scheint die ritterliche Tugend des Trinkens auf die Studenten übergegangen zu seyn. Die alten Griechen waren dem Weine nicht abhold, sie verehrten den Gott Bacchus hoch, und Anakreon singt ihm manches schöne Lied; doch bedienten sie sich ihres edeln Weines mehr nur zur Verherrlichung großer Feste, als zum täglichen Genuß, und tranken ihn meist nur mit Wasser vermischt. Nach dem Mythus lernte Amphiktyon, König von Athen, von Bacchus selbst den Wein mit Wasser mischen, und in Silens Gefolge sind die Nymphen, welche das Wasser vorstellen, mit dem der stets Betrunkene sein Getränk hätte verdünnen sollen. Der Genuß des Weins bis zur Berauschung war selbst zur Zeit der Bacchanalien hoch verpönt. Wer zu gewöhnlichen Zeiten reinen Wein trank, galt für einen Scythen. In manchen Staaten des alten Griechenlands war es Sitte und Gesetz, daß Jünglinge und Jungfrauen vor ihrer Verheirathung kein anderes Getränk trinken durften, als Wasser. Wer sich berauschte, gab sich der öffentlichen Verachtung preis. Epiktet sagt: „Der Weinstock trägt dreierlei Trauben: die eine bringt Vergnügen, die andere Trunkenheit, die dritte Schmach und Schande.“ Auch die Römer tranken nicht unmäßig, obwohl sie den Wein hochschätzten, und dessen vortreffliche Eigenschaften ihren Dichtern wohl bekannt waren. Während man heutzutage glaubt, der Soldat im Felde müsse Branntwein haben, um die Strapazen auszuhalten und vielleicht auch dem Tode kühner ins Angesicht zu schauen, führten die römischen Heere, welche die Welt eroberten, nur Wasser und Essig bei sich.

Wenn nun aber auch der Genuß geistiger und berauschender Getränke wahrscheinlich fast so alt ist als das Menschengeschlecht, so ist es doch gewiß, daß nie mehr und allgemeiner getrunken wurde,

als in unserer Zeit. Von allen Seiten führen Aerzte, Geistliche, Richter und Polizeibeamte Klage über das tägliche Ueberhandnehmen des Lasters der Trunkenheit mit ihren verderblichen Folgen in geistiger und leiblicher Beziehung. Mag auch die auch in anderer Hinsicht stets zunehmende Genußsucht, die übermäßige Steigerung geistiger und körperlicher Kräfte, mag die Armuth, die Noth, der häufige Wechsel des Glücks in unserer vielbewegten Zeit mit der daraus entstehenden verzweifelnden oder apathischen Gemüthsstimmung, mögen Leidenschaften aller Art das Ihrige beitragen: am meisten gefördert wurde und wird noch täglich das Laster der Trunkenheit durch die Erfindung der Bereitung des Branntweins und dessen immer allgemeiner gewordene Verbreitung. Wenn wir davon absehen, daß im hohen Norden schon seit langer Zeit aus verschiedenen Vegetabilien und selbst aus thierischen Stoffen, namentlich, wie ich oben erwähnte, aus Pferdemilch, durch Versetzung derselben in Gährung und nachherige Destillation eine Art von Branntwein gewonnen wurde, und daß die Araber schon sehr frühe Weingeist zu bereiten verstanden, so wußte man in Europa doch nichts von dessen Fabrikation vor dem vierzehnten Jahrhundert, und erst gegen das Ende des fünfzehnten fing der Branntwein an unter dem Volke bekannt zu werden. Er hatte zuerst den schönen Namen **Aqua vitae** und wurde nur in den Apotheken verkauft; allein bald fand dieses scharfe Getränk allgemeineren Eingang, und die übeln Folgen, die durch seinen Mißbrauch entstanden, führten schon im folgenden, sechzehnten Jahrhundert obrigkeitliche Maßregeln, namentlich auch in Deutschland, gegen den Genuß und Verkauf des Branntweins herbei. Indessen sie nützten wenig; der Spekulationsgeist bemächtigte sich des neuen, einträglichen Industriezweiges, man bereitete Weingeist aus Wein, aus Getreide [und Obst aller Art, und endlich, nachdem die Kartoffeln auf europäischen Boden verpflanzt waren, vorzüglich aus Kartoffeln. Die wohlfeile Gewinnung desselben aus Kartoffeln führte eine immer noch wachsende Concurrenz der Fabrikanten herbei, wodurch der Preis des freilich auch immer niederträchtiger gewordenen Getränks jetzt bis zu dem Grade niedrig geworden ist, daß auch der Aermste so viel aufzubringen vermag, sich mit Branntwein zu erquicken, zu vergnügen, zu betrinken. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Wohlfeilheit der Hauptgrund der ungeheuren, täglich noch steigenden Consumtion

des Branntweins unter dem niedern Volke ist. „Ha! das schmeckt — und Courage gibt's! — Es ist denn doch eine prächtige Erfindung, daß man die Courage für zwei Groschen trinken kann.“

Am häufigsten ist das Laster der Trunkenheit jetzt in Rußland und Schweden, in Nordamerika, in England und Dänemark, in der Schweiz, in den österreichischen Staaten und in unserm ganzen lieben Deutschland. Bekannt ist Luthers Ausspruch, jedes Volk habe seinen eigenen Teufel, das deutsche habe den Saufteufel. Von den Bewohnern kalter Länder werden starke geistige Getränke mehr geliebt und auch ungleich besser ertragen, als von denen der warmen und heißen Gegenden. Die Nordländer heizen ihren Körper mit Branntwein, weil ihnen die Sonnenwärme fehlt; der Branntwein hilft ihnen vergessen, was ihnen die Natur Alles versagt hat. Trotter führt in seinem vortrefflichen Buche über die Trunkenheit aus Falkoner's „Versuch über die Klimate“ folgende Stelle an: „Wenn wir vom Aequator zum Nordpole gehen, so finden wir das Laster der Trunkenheit zunehmend mit den Graden der Breite; gehen wir wieder vom Aequator zum Südpole, so sehen wir auch die Trunkenheit nach Süden sich verbreiten, genau mit der Kälte zunehmend.“ So sehen wir, daß die Russen und die Bewohner des hohen Nordens überhaupt mehr geistige Getränke zu sich nehmen, als die Engländer und die Deutschen, diese dagegen mehr als die Franzosen, und diese wieder mehr als die Spanier, Portugiesen, Italiener, Griechen. Je wärmer das Klima, desto nachtheiliger für die Gesundheit sind geistige Getränke jeder Art. Die Italiener trinken ihren feurigen Wein fast nie anders als mit Wasser vermischt und in kleinen Portionen; sie wissen, das Excesse im Genusse desselben sich schnell und hart bestrafen. Professor Link in Berlin schreibt die Diarrhoeen, welche den in Italien Reisenden aus nördlichen Ländern nicht selten gefährlich werden, dem Genusse der starken italienischen Weine zu, welche dieselben, theils aus heimatlicher Gewohnheit zu trinken, theils in der irrigen Meinung, sich damit gegen den erschlaffenden Einfluß der Hitze zu schützen, unvermischt und in größerer Menge zu sich nehmen. Unter den brittischen Truppen, die in südlichen Länder stehen, richten die wohlfeilen geistigen Getränke, die sie in der Fremde genießen wie zu Hause, furchtbare Verheerungen an. Die unter den Europäern in Ostindien herrschende große Sterblichkeit ist dem größten Theile nach

auf Rechnung des gewohnten Genusses hitziger Getränke zu schreiben. Die Bewohner heißer Gegenden und die sich auch nur zeitweise in denselben aufhalten, sind vielmehr von der Natur selbst auf den Genuß kühlender Getränke und jener herrlichen aromatisch-sauern Früchte, welche von der Gluth der Sonne dort zur Reife gebracht werden, angewiesen. Die Eingebornen Indiens trinken nichts als Reißwasser, und Dr. Moseley sagt von den Eingewanderten: „Ich kann bezeugen, daß Diejenigen, welche nichts als Wasser trinken, nur wenig durch das Klima leiden." In den Tropenländern wird bei den neuangekommenen Europäern durch den Einfluß der Hitze zuerst die Secretion der Galle und des Pigments vermehrt, hernach wird sie allmählig träger, und schon auf leichtere Veranlassungen hin geräth sie ins Stocken, worauf dann Gallenfieber schlimmer Art, Cholera, Leberentzündungen, organische Veränderungen der Leber u. s. w. entstehen. Auf eine ganz ähnliche Art verhält es sich bei den Trinkern. Anfangs wird auch bei ihnen die Gallensecretion vermehrt, indem die Natur in der Galle den Organismus von überschüssigen kohlenstoffigen und wasserstoffigen Elementen befreien will; später wird die Anfangs vermehrte Absonderung träger, diese Elemente bleiben zurück, endlich stockt die Secretion mehr oder weniger, dieselben Krankheiten der Leber und der Verdauungsorgane überhaupt u. s. w. treten auf. So sind die Krankheiten der Europäer in heißen Gegenden, bis sie acclimatisirt sind, und die der Säufer schon zum Voraus analog; Hitze und Uebermaß geistiger Getränke sind entsprechende Schädlichkeiten, die den Organismus nur um so bälder und gewisser zu Grunde richten, wenn sie zusammen einwirken. Auch in kalten und gemäßigten Ländern werden geistige Getränke im Sommer weniger ertragen als im Winter.

Die höchst nachtheiligen Wirkungen des übermäßigen Genusses geistiger Getränke auf den Organismus sind so in die Augen fallend, daß sie Jeder bemerkt, der um sich blickt, wenn er auch kein Arzt ist; und vorzüglich ist es der Branntwein, der das größte Unheil anrichtet, nicht nur weil er am häufigsten und gerade von derjenigen Classe des Volks genossen wird, welche sonst gar wenig zuzusetzen hat, sondern indem er, als die concentrirteste weingeistige Flüssigkeit, zunächst schon auf eine fast chemische Weise den Magen angreift und die Verdauung stört, sodann aber mehr als andere

geistige Getränke die Mischung der ganzen Blutmasse verändert, sie mit kohlenstoffigen und wasserstoffigen Elementen überladet und am Ende völlig auflöst. Ein zweites Moment in der Wirkung der geistigen Getränke, welches ebenfalls bei den concentrirtesten derselben, dem Weingeist oder Branntwein, am entschiedensten hervortritt, ist die wiederholte Reizung und Ueberreizung des ganzen Nervensystems durch dieselben, wodurch mehr und mehr eine Unregelmäßigkeit in den Verrichtungen der Nerven, eine Abstumpfung des Gehirns, als des Organes der Psyche, und der Sinne, und endlich Lähmung herbeigeführt wird.

Es ist hier nicht der Ort, die Krankheiten der Säufer einzeln durchzugehen; sie bilden ein Heer, von einem Punkte in die verschiedensten Richtungen des Erkrankens ausströmend. Es kommen zuerst in Betracht die verschiedensten Leiden des Magens und Darmkanals, der Leber, der Milz, der Lungen und des Herzens, der Urinwerkzeuge, Gicht und Gries, Wassersucht, Harnruhr, Bluterbrechen und erschöpfende, tödtliche Blutungen anderer Art, die sogenannte Selbstverbrennung. Das Außerordentliche letzterer Erscheinung veranlaßt mich, dieselbe hier etwas genauer zu betrachten. Wenn der Tod in den Flammen etwas Furchtbares und Schreckliches für jedes Menschengefühl hat, so ist es wahrhaft entsetzlich, sich die Möglichkeit zu denken, daß die Flamme aus dem Innern des Körpers selbst hervorbreche, um denselben zu verzehren, ja in aller Eile und unaufhaltsam gänzlich zu Ruß und Asche zu verbrennen. Es ist Thatsache, daß Branntweintrinker bis auf wenige Reste von Knochen verbrannt gefunden wurden, ohne daß es einleuchtend war, wie Feuer von Außen an sie kommen konnte, woraus man schloß, daß sie durch in und aus ihrem eigenen Körper entwickeltes Feuer verzehrt worden seyen, und dies nannte man Selbstverbrennung. Genauer betrachtet, ergibt sich übrigens doch bei weitem in den meisten der gut constatirten Fälle die Nähe von Feuer da, wo man die verbrannten Körper fand. Unter 32 Fällen finden sich 8, in welchen ausdrücklich bemerkt ist, daß die Verbrannten am Abende vor der unglücklichen Katastrophe geistiges Getränk bis zur völligen Berauschung zu sich genommen hatten. Alle vollständigen Verbrennungen dieser Art kamen in der Nacht vor; die meisten, nämlich 23, ereigneten sich in Frankreich, wo statt der Oefen Kamine üblich sind, ferner im Winter oder an besonders

kalten Tagen zu anderer Jahrszeit. In 15 Fällen fanden sich in den Zimmern, wo die Verbrennung stattgefunden hatte, noch brennende oder kürzlich verlöschte brennbare Körper, durch welche die Entzündung angeregt worden seyn konnte; die Mehrzahl der Verbrannten wurde auf dem Stubenboden liegend, in der Nähe eines Heerdes, Kamines oder Feuertopfes gefunden. In zwei Fällen waren zwei Personen gleichzeitig verbrannt. Wenn es schon nach den hier kurz zusammengestellten Thatsachen wahrscheinlich wird, daß die Verbrennung durch Entzündung von Außen eingeleitet wurde, so wird diese Ansicht noch durch folgende weitere Gründe unterstützt. Nach den Versuchen der berühmten französischen Aerzte Dupuytren und Barruel brennen Cadaver, namentlich fette, einmal angezündet, ohne weitere Beihilfe mit schwacher und kleiner Flamme fort. Es muß ferner angenommen werden, daß der Branntwein, wenn er auch wohl nicht unverändert ins Blut aufgenommen werden kann, doch unmittelbar nach seinem Genusse vom Magen aus verdunstet und die Gewebe des Körpers bis auf einen gewissen Grad durchdringt, wodurch natürlich die Entzündbarkeit und Brennbarkeit des Körpers bedeutend vermehrt wird. Alles zusammengenommen macht die schon von Beddoes und Lair aufgestellte, von Trotter, Kühn, Jahn, Dupuytren, Devergie, Barruel angenommene und neuestens von Dr. Hergt in Eltenheim kräftig vertheidigte Ansicht höchst wahrscheinlich, die Ansicht nämlich, daß die mit dem Namen der Selbstverbrennung belegte Erscheinung nichts weiter ist, als eine unter begünstigenden Umständen auf gewöhnliche Weise, nämlich durch äußere Entzündung, veranlaßte Verbrennung eines Menschen. Der Hergang der Verbrennung aber ist nach Dupuytren folgender. Ein durch im Uebermaß genossenes geistiges Getränk völlig berauschtes Individuum geräth durch Zufall in die Nähe eines Lichts, glühender Kohlen und dergleichen; das Feuer ergreift die Kleider oder entzündet den aus dem Munde kommenden Alcoholdunst, greift bei der durch den Branntwein und etwa auch den Kohlendunst bewirkten Betäubung des Subjects ungestört um sich und wird durch das ausbratende Fett, dem die Kleider und die festen Theile des Körpers gleichsam zum Dochte dienen, unterhalten, bis es endlich wegen mangelnder Nahrung, mit Hinterlassung der bekannten Residuen (von stinkendem Oel durchdrungener Ruß), verlöscht. Mehrere Schriftsteller erzählen,

daß Solchen, die in kurzer Zeit eine große Quantität Branntwein zu sich genommen hatten, eine deutliche blaue Flamme zum Halse herausgeschlagen, ohne Zweifel brennender Alcoholdunst, entzündet durch ein in der Nähe befindliches Licht.

Nicht minder häufig und wichtig sind die Störungen im Gebiete des Nervensystems bei den Trinkern. Der Trinker und insbesondere der Branntweintrinker zittert, wenn er aus dem Bette aufsteht, wie der abgelebteste Greis, bis der Trank, der ihm zum Gifte geworden ist und täglich mehr wird, die in den Muskeln thätige Nervenkraft spornt und für eine Weile erhebt, daß die Bewegungen wieder einige Sicherheit und Stetigkeit erlangen. Convulsivische Zufälle und eigentliche Epilepsie sind bei Trinkern nicht selten; den Krämpfen folgt Lähmung und Empfindungslosigkeit, besonders klagen viele Säufer, noch ehe es auf's Aeußerste gekommen ist, über ein Gefühl von Taubheit in den Fingern, in dem einen Arm oder auch in den untern Extremitäten; desgleichen werden die Sinne stumpf und wunderbaren Täuschungen unterworfen. Die wahren, abgetrunkenen Säufer sind in letzterer Beziehung ganz eigenthümlichen Zuständen preisgegeben: Gesicht, Gehör, Gefühl, ja selbst der Geruchs- und Geschmackssinn spiegeln ihnen Dinge vor, die nirgends existiren, und die sie doch selbst so deutlich wahrnehmen, daß sie sich kaum von der Nichtobjectivität dieser Dinge überzeugen können: sie hören läuten, regnen, vernehmen Stimmen, die ihnen gewisse Worte oder Sätze in die Ohren flüstern, sie sehen Mücken, feurige Flammen, glänzende Uniformen, sie fühlen kleine Thiere an ihrem Körper herumkriechen, sie riechen und schmecken anders als gesunde Menschen. Dieser Sinnenwahn geht häufig in wirkliche Seelenstörung über, welche das sogenannte Delirium tremens darstellt. Es ist dies eine gewöhnlich schnell verlaufende, durch gänzliche Schlaflosigkeit, ewige Unruhe, beständige Sinnestäuschungen und mit diesen in Verbindung stehende Delirien, endlich in den bei weitem meisten Fällen durch ein gewaltiges Zittern aller Glieder charakterisirte, bei glücklichem Ausgang nach einigen Tagen oder Wochen durch einen langen und tiefen Schlaf in einem oder in mehreren Malen sich entscheidende Nervenkrankheit. Uebrigens endet diese Krankheit auch nicht selten mit Schlagfluß oder gänzlicher Erschöpfung des Nervensystems und Lähmung des Gehirns. Weniger häufig werden Säufer von wahrer, zuweilen in Perioden

wiederkehrender Tobsucht befallen. Im Katharinenhospitale in Stuttgart kam ein Fall dieser Art vor, der sich durch die heftigsten Wuthanfälle, wie durch schnellen tödtlichen Ausgang auszeichnete. Der erste Anfall war vorüber, als der Kranke in das Hospital kam. In demselben trat der zweite ein. Der Kranke schrie furchtbar, seine Gesichtszüge waren entstellt, seine Augen rollend, die Pupillen erweitert, der Kopf heiß, das Gesicht geröthet, die Stirne mit Schweiß bedeckt, der Puls sehr voll, hart und schnell, das Sensorium durch Sinnestäuschungen umnebelt. Er sah stets Flammen und feurige Gestalten, die sich ihm drohend gegenüberstellten. In dem bald darauf eintretenden dritten Anfall war das Toben fürchterlich: der Kranke glaubte immer einen Scheiterhaufen zu sehen, auf dem man ihn verbrennen wolle; dieser vermeintlichen Gefahr suchte er beständig zu entfliehen; kaum waren drei Personen im Stande ihn zu halten. Im vierten Anfall, der so heftig war, daß der Kranke Alles zerstörte, wessen er habhaft werden konnte, und mit dem Kopf gegen die Wand rannte, daß Spuren von Blut zurückblieben, starb er erschöpft. — Die Trunkenheit disponirt aber außerdem zu Geisteskrankheiten aller Art, und die wachsende Zahl der Geisteskranken findet ihren Grund größtentheils in dem wachsenden Mißbrauch geistiger Getränke. Der geheime Medicinalrath Casper in Berlin spricht dies geradezu aus und führt an: „Ein amtlicher Bericht, Berlin betreffend und die letzten Jahre umfassend, sagt in dieser Rücksicht, daß fast der dritte Gemüthskranke aus der niedern Classe in Berlin seine Geisteszerrüttung dem unglücklichen Mißbrauch des Branntweins zu verdanken habe.“ Der berühmte Reil spricht sich über die Anlage der Säufer zu Geisteskrankheiten so aus: „Alle geistigen Getränke wirken specifisch auf die Reizbarkeit des Gehirns; sie erhöhen dieselbe, verursachen durch die wiederholten Exaltationen eine unstäte Temperatur und bringen zuletzt eine Abstumpfung hervor. Wer sich im Wein übernimmt, wird lustig, verliebt, zänkisch, dann verrückt, und zuletzt folgt ein Zustand einer vollkommenen Sinnlosigkeit. Trunkenbolde werden, besonders wenn sie zugleich wenig schlafen, leicht verrückt oder blödsinnig. Daher ist es zum Sprichwort geworden, daß man seinen Verstand versaufen könne.“ Noch ehe es zur Geisteskrankheit im eigentlichen Sinne des Worts kommt, befindet sich der Säufer in einem Zustand psychischer Verwahrlosung, der Mitleiden erregt.

Der Säufer ist ausgezeichnet durch eine Trägheit des Geistes, wie des Leibes, durch eine Unentschlossenheit und Unsicherheit in den Handlungen, wie in den Bewegungen, er hat keinen Charakter, er ist feig, niederträchtig, schnell aufbrausend, sonst aber apathisch und insbesondere gleichgültig gegen das Wohl der Seinigen, er lebt nur für sein Lieblingsgetränk, dessen willenloser Sclave er geworden ist. Der Selbstmord entspringt nur gar zu häufig aus der Trunkenheit. Er soll in England fast unbekannt gewesen seyn bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wo er im Gefolge des Lasters der Trunkenheit einzog. In Folge der Gewohnheit, sich im Genusse geistiger Getränke zu übernehmen, sind in London im Jahr 1829 zweihundert Selbstmorde begangen worden. Nicht besser ist es in Deutschland; der vierte Theil aller Selbstmörder in Berlin in den Jahren 1812 — 1821, von denen die Veranlassung zur That bekannt geworden, war dem Trunke ergeben.

Es ist der Fluch der Trunkenheit, daß sie zuerst eine Gewohnheit, dann Laster, endlich selbst zur Krankheit wird. Es ist dies die zuerst von einem russischen Arzte, v. Brühl-Cramer, aber auch unter uns beobachtete „Trunksucht." Die Trunksucht ist der unwiderstehliche, nicht zu löschende Durst nach geistigem Getränk, zu vergleichen dem Heißhunger. Es handelt sich hiebei nicht mehr bloß um eine üble Gewohnheit, um ein Laster oder um eine Begierde, welcher der Mensch aus Mangel an geistiger Kraft nicht widersteht, sondern um einen krankhaften Trieb, dem der Mensch ebenso wenig durch moralische Kraft zu widerstehen im Stande ist, als jeder andern Krankheit. Es gibt eine anhaltende, eine aussetzende und eine vermischte, zwischen den beiden ersten innestehende Trunksucht. Die aussetzende Trunksucht theilt v. Brühl-Cramer wieder in die intermittirende und in die periodische. Die intermittirende Trunksucht äußert sich in Paroxysmen, welche zu sehr bestimmten Zeiten wiederkehren. Die Dauer der von Brühl-Cramer beobachteten, hieher gehörigen Fälle war immer drei Tage. Er behandelte zwei Trunksüchtige, welche in jeder Woche drei Tage nach einander, nämlich am Sonntag, Montag und Dienstag, sich betranken, an den übrigen Tagen der Woche dagegen gar nichts von spirituösem Getränk zu sich nahmen. Ferner kannte er eine Frau, welche am fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Tage jedes Monats, und einen Mann, welcher immer zur Zeit des Neumonds

trunksüchtig würde, und in diesem Falle dauerte der Anfall gewöhnlich sieben, auch neun Tage. Unter periodischer Trunksucht versteht Brühl-Cramer eine solche, die sich ebenfalls in Paroxysmen zeigt, die aber nach bedeutend längeren Intervallen zurückkehren. Dies sind die sogenannten Quartalsäufer. Brühl-Cramer kannte einen Menschen, der seit fünf Jahren immer zur Herbstzeit trunksüchtig wurde, während er die ganze übrige Zeit in der Regel nichts von berauschenden Getränken, oder höchstens nur bei besondern Gelegenheiten, zu sich nahm. Merkwürdig ist, daß die Paroxysmen nur an bestimmten Tagen sich entscheiden, am häufigsten am dritten, siebenten, vierzehnten, einundzwanzigsten Tage. Ich kann mich hier nicht darauf einlassen, die Symptome und den Verlauf der Trunksucht genauer zu beschreiben, und bemerke nur das noch, daß eine Zeit lang, nachdem der Paroxysmus vorüber und ein eigentlicher Ekel vor allem geistigen Getränk eingetreten ist, ein Zustand von geistiger Abstumpfung, häufig mit Sinnes-, namentlich mit Gehörstäuschungen verbunden, zurückbleibt, in welchem der Mensch seiner nicht mächtig und, von einer eigenen Unruhe gequält, zu den gewaltthätigsten, empörendsten Handlungen fähig ist, eine Thatsache, welche Aerzte und Richter, wo es sich um von Säufern begangene Verbrechen handelt, zur umsichtigsten Untersuchung des ganzen psychischen und somatischen Zustandes des betreffenden Individuums in Folge des Saufens auffordert.

Höchst interessant sind die biostatischen Ergebnisse, den Mißbrauch geistiger Getränke betreffend, welche die mühsamen Untersuchungen von F. W. Lippich in Laibach liefern. Lippich gibt in seiner Schrift „Diphobiostatik“ u. s. w. die definitive Zahl der jährlichen Opfer der Trunksucht in Laibach zu 87 an, was bei einer Bevölkerung von 15,000 beinahe den 175sten Theil der Einwohner ausmacht. Ein Fünftel der jährlich Verstorbenen in den Jahren 1828 — 1831 sollen als streng erweisliche, directe Opfer der Trunksucht gefallen seyn! Lippich hält dieses Verhältniß für das mittlere von ganz Europa. Aehnliche und noch traurigere Resultate werden von Nordamerika berichtet, die jedoch deßwegen von geringerer Erheblichkeit sind, weil sie nicht streng bewiesen sind, und daher auch mehr runde Summen angeben. Je jünger ein Individuum ist, desto kürzere Zeit ist es ihm vergönnt, im Genusse geistiger Getränke auszuschweifen; übrigens ist auch bei älteren

Subjecten die Verkürzung der Lebensdauer durch den zur Gewohnheit gewordenen, übermäßigen Genuß weingeisthaltiger Getränke immerhin noch bedeutend genug, um die größte Aufmerksamkeit zu erregen; denn die mittlere Zahl der zu erwartenden Lebensjahre eines fünfzigjährigen, durch 10 Jahre dem Weintrunke zwischen dem zweiten und dritten Grade (nach Lippichs Eintheilung der Trunkergebenheit in vier Grade) ergebenen Individums beträgt nach Lippich anstatt 16, wie unter den gewöhnlichen Umständen, nur 4,44 Jahre, was also die mittlere Zahl der noch zu erwartenden Lebensjahre auf ein Viertel herabsetzt.

Hiezu kommt, was noch weit bedenklicher ist, nicht nur, daß durch die Trunkergebenheit zwei Drittheile der von einem Individuum zu Erzeugenden zurückgehalten oder im Keim erstickt werden, wie Lippich berechnet, sondern daß die während der Trunkergebenheit der Aeltern Erzeugten fast immer eine schlimme Krankheitsanlage in sich tragen, vermöge welcher sie in Krankheiten verfallen, welche sie entweder einem frühzeitigen Tode überliefern oder für ihr ganzes Leben siech und elend machen. Ich selbst habe die Beobachtung gemacht, daß die Kinder der Säufer und Säuferinnen immer schwach sind und, wenn sie nicht schon sehr frühe durch Convulsionen und die gefährlichste Art der Gehirnwassersucht der Kinder weggerafft werden, der in unserer Zeit erschreckend überhandnehmenden Scrofelsucht in ihren schlimmsten Formen, später der tuberkulosen Lungenschwindsucht anheimfallen. Als eine hauptsächliche Ursache der letzteren verderblichen Krankheit, die, wie es scheint, in England noch häufiger vorkommt, als bei uns, klagt der Engländer Clark in seinem trefflichen Buche über die Lungenschwindsucht den Mißbrauch geistiger Getränke, namentlich des Branntweins, an, und dies ist nicht nur auf die Trinker selbst, sondern vielleicht noch in höherem Grade auf ihre Kinder anzuwenden. Ein anderer englischer Arzt, Darwin, geht sogar so weit, zu behaupten, alle aus dem Uebermaß geistiger Getränke entstehenden Krankheiten erben sich leicht fort, selbst bis zur dritten Generation, und verschlimmern sich nach und nach, wenn die Ursache fortdaure, bis die Familie aussterbe. Man hat beobachtet, daß Kinder trunkergebener Eltern namentlich auch eine Anlage zu Geisteskrankheiten haben. Ich kenne das Beispiel eines dem Trunke in hohem Grade ergebenen Spielmanns, der im 50sten Jahre an einer Lungenkrankheit starb,

und mit seinem noch jetzt lebenden, jetzt etliche und 50 Jahre alten, im Ganzen gesunden Weib 14 Kinder zeugte, von denen vier in einem hohen Grade blödsinnig wurden; acht von den zehn übrigen sind frühzeitig an Zehrkrankheiten gestorben, und nur noch zwei leben und sind gesund. Friedreich sagt: „Kinder, im Rausche erzeugt, werden besonders blödsinnig, weil ihre Zeugung selbst geistlos und in thierischer Betäubung vollzogen wurde, denn es ist die Zeugung nicht bloß ein materieller Act, sie ist höchst psychisch und die Seele nimmt lebhaften Antheil daran.“ Brühl-Cramer in Moskau glaubt bemerkt zu haben, daß im Allgemeinen die Trunkergebenheit des Vaters von größerem Einfluß auf die Constitution des Kindes sey, als die der Mutter. Häufig hat er die Erfahrung gemacht, daß Kinder eines trunksüchtigen Vaters, und wenn dieser starb, während jene noch in den Windeln lagen, ebenfalls trunksüchtig wurden.

So wäre also die Trunkenheit ein weit schlimmeres Uebel noch als eine Pest, welche nur in vielen Jahren einmal kommt und, wie bekannt, eine um so größere Furchtbarkeit der Ueberlebenden zurückläßt. Die Trunkenheit vergiftet das Mark ganzer Geschlechter, ganzer Völker. Brühl-Cramer führt an, daß die im Kasan'schen, Perm'schen und Wiätki'schen Gouvernement lebenden Wotjaken seit den Zeiten Zaars Iwan Wasilewitsch, wo sie Branntwein zu trinken begannen, kleiner und unansehnlicher von Wuchs geworden seyen, und eine von der gesunden abweichende, dem Purpurrothe sich nähernde Gesichtsfarbe bekommen haben. Es ist bekannt, daß ganze Stämme von Indianern in Amerika durch das süße Gift, das ihnen die Europäer gebracht, zu Grunde gegangen sind. Brauchen wir weitere Zeugnisse? Die Aqua vitae ist buchstäblich zur Aqua mortis geworden. Sollen wir müßig dem Verderben zusehen, einem so weit greifenden Verderben, das in der That viel größer ist, als man es gewöhnlich dafür ansieht, und vor dessen endlichen Folgen wir schaudern müssen, wenn ihm nicht noch bei Zeiten Einhalt gethan wird?

Die Erfahrung lehrt, daß an den Säufern selbst wenig zu bessern ist, wenig durch diätetische und medicinische Mittel, noch weniger durch Vorwürfe und Sittenpredigten. Uebrigens möchte Folgendes Berücksichtigung verdienen. Das Erste und Wichtigste zur Heilung der Trunkergebenheit ist, den Trinker dem Müßiggange

zu entreißen. Der Müßiggang und seine treue Begleiterin, die Langeweile, sind gar häufig die hauptsächlichste Quelle der Trunkliebe. Die Zeit muß getödtet seyn, und dieser schöne Zweck wird offenbar am besten erreicht durch stetes Trinken, wodurch eine immerwährende Betäubung, ein mehr oder weniger bewußtloser, behaglicher Schlummer- und Traumzustand herbeigeführt und erhalten wird. Aus diesem thierischen Schlummerleben den Säufer zu wecken, ihn wieder zu gewinnen für das wache, thätige Leben, das eigentlich allein Leben genannt werden kann, das ist die Aufgabe. Wen seiner Hände Arbeit nähren muß, der hat es Noth, den Tag zur Arbeit zu benutzen; dann wird ihm sein Brod schmecken, und ein Glas Wein oder Bier wird ihm nicht versagt seyn. Wer aber durch seine Geisteskraft und seine Kenntnisse der Welt zu nützen und sich und den Seinigen den Lebensunterhalt zu verschaffen berufen ist, der hat wohl ebenfalls Ursache, sich zu rühren und die Fibern seines Gehirns anzuspannen, anstatt es im Trunk zu betäuben. Die Erholung darf dabei nicht fehlen, ein edler Wein in froher Gesellschaft getrunken ist köstliche Erquickung; aber wehe ihm, wenn er in Gesellschaften geräth, welche die „Fidelität“ aus den Gläsern schöpfen, oder als personifizirte Langeweile dem lebhaften Manne keinen Ausweg lassen, als zum Trunk und Spiel seine Zuflucht zu nehmen. Alle sinnlichen Begierden stehen mit einander in gegenseitigem ursächlichem Zusammenhang. Der Säufer geräth taumelnd in den Garten der Wollust, um in ihm vollends unterzugehen; der geistesarme und entnervte Wollüstling greift zum Glase, das ihn dem Dienste der Wollust aufs Neue zuführt. Darum sey jeder Erdensohn auf der Hut, von keinem seiner sinnlichen Triebe übermeistert zu werden, sie stehen alle in einem Bunde, den Geist zu unterjochen, um dann gemeinschaftlich zügellos zu herrschen. „Ueberhaupt, sagt Justinus Kerner, wird nur derjenige Mensch das wachste Gehirn, den unbefangensten Willen haben, der stets Meister über die Anregungen jener alten Schlange, der Gelüste des Bauches, seyn kann. Ja, es ist dieses Bauchsystem gleichsam als das Thier im Menschen anzusehen, als die Schlange, von welcher Sünde, Krankheit und Tod über den Menschen kommt.“ Angehende Säufer, die noch nicht alles Gefühl für Ehre und Schande verloren haben, können manchmal wohl auch durch gut angebrachte, überraschende Ironie und Persiflage zu sich gebracht werden. Ein Mann in

Philadelphia, dessen Frau dem Trunke ergeben war, setzte ihr in der Hoffnung, daß sie sich zu Tode trinken würde, ein Gefäß mit Rum vor. Sie errieth die Absicht und gab von Stunde an die üble Gewohnheit auf. Immer muß man sich, wenn man einen Säufer von seinem Laster heilen will, nach seinen Verhältnissen erkundigen, ob nicht vielleicht häuslicher Zwist, Unmuth über gescheiterte Plane, getäuschte Liebe, Vermögenszerfall u. s. w. die erste Veranlassung zum Trinken gegeben haben. Man entferne solche Ursachen, wo man kann, suche dem Verzweifelnden die Gegenstände seiner Verzweiflung in einem andern, günstigeren Lichte darzustellen, neue Hoffnungen in ihm zu erwecken, erinnere ihn an frühere Lieblingsbeschäftigungen. Eine Veränderung des Aufenthalts, womit auch die alte Kameradschaft verlassen wird, trägt oft das Meiste zur Besiegung der eingewurzelten Gewohnheit bei. Wie viel Bäder und Brunnen zur Heilung leisten mögen, lasse ich dahingestellt seyn; allein schon der Aufenthalt, wenigstens an denen Kurorten, die bei schöner, romantischer Lage ein weniger geräuschvolles Leben haben, möchte für manchen Trinker, dem noch nicht aller Sinn für die Natur erstorben ist, von den wohlthätigsten Folgen seyn. Sollte die frische, uns erfrischende Quelle mit ihren schönen Umgebungen, wie sie die Natur selbst geschaffen hat, der Anblick der ihr Heil an derselben suchenden und findenden Gäste, die unter ihnen herrschende unbefangene Heiterkeit, der von dem Arzte beaufsichtigte einfache Tisch nicht den Eindruck auf den Trinker machen, daß er an seine Brust schlägt und sich der Natur, die er so lange gehöhnt, wieder in die Arme wirft? Freilich meine ich nicht jene Kurorte, welche Aufenthalte der Schwelgerei, keine Heilanstalten, sondern Anstalten zur Vollendung des Ruins leiblicher und geistiger Gesundheit sind. In ihnen geht der Säufer gewiß vollends zu Grunde, sein Rest von Gesundheit wird nur um so bälder aufgezehrt, wenn er nun Wein- und Wassersäufer zugleich ist. Je eingewurzelter die Trunkergebenheit ist, desto weniger nützt die psychische Kur, von gar keiner Bedeutung ist sie in der Trunksucht. Es müßen hier theils diätetische, theils eigentlich medicinische Mittel angewendet werden, die Mischung der Säfte zu verbessern, das Nervensystem umzustimmen und zu beleben, die Verdauung in Ordnung zu bringen u. s. w. Die Kost eines Trinkers, der kurirt werden soll, muß kräftig seyn, ohne viel Masse zu haben, damit

mehr Fibra als Phlegma aus ihr erzeugt werde. Es ist also im Allgemeinen eine nahrhafte animalische Kost die zweckmäßigste. In Beziehung auf das Trinken selbst muß zuerst darauf gesehen werden, daß der zu Heilende nicht mehr nüchtern trinke. Nichts ist verderblicher und trägt mehr dazu bei, daß die Gewohnheit immer tiefer wurzelt, als das Trinken geistiger Getränke früh bei nüchternem Magen. Das Gefühl von Leere und Nüchternheit, welches die Trinker Morgens empfinden, mag zuerst mit einer Tasse guten Kaffees beschwichtigt werden; kehrt es dann nach einiger Zeit wieder, dann muß etwas Fleisch mit Senf oder Salat genossen werden, wozu wohl im Anfang noch gleich ein Glas guter alter Wein gegeben werden kann. Reine Milchdiät, wie Trotter will, taugt nicht; dagegen sah ich oft alte Schnapsbrüder, denen jede andere Speise zum Ekel ist, eine geronnene Milch samt dem Rahme mit großem Appetit verzehren, und das bekam ihnen gut.

Die eigentliche Therapie des Saufens ist prophylaktischer Art. Es fragt sich, wie ist der Mißbrauch geistiger Getränke zu verhüten?

Wenn auch heute das Laster der Trunkenheit allgemeiner ist als je, so war es doch, wie wir gesehen haben, immer vorhanden, es ist nur mit der Menschheit groß geworden. Schon in sehr frühen Zeiten sahen Gesetzgeber und Regierungen verschiedener Länder das Verderben, das von dem Mißbrauch geistiger Getränke kommt, ein, und suchten ihm Dämme entgegenzusetzen. Die Mittel, deren sie sich hiezu bedienten, waren theils Belehrung und das eigene Beispiel der Nüchternheit, theils Warnung, Strafandrohung und wirkliche, zum Theil sehr strenge Bestrafung, theils hohe Besteurung der geistigen Getränke, Verbot ihrer Bereitung oder Einführung aus fremden Ländern u. s. w. In China sollen schon frühe, um den Mißbrauch des Weins zu verhüten, auf Befehl der Regierung die Reben ausgerissen worden seyn. Den Muhamedanern verbietet bekanntlich der Koran allen Genuß des Weins. In dem alten Griechenland galt, wie schon bemerkt, Trunkenheit für eine barbarische Sitte. Laertius berichtet, daß Solon einen Archonten, der sich betrunken, zum Tode verurtheilt, und Pittakus auf Gesetzesübertretungen, in der Trunkenheit begangen, eine doppelte Strafe gesetzt habe. Die Spartaner machten Sklaven trunken und ließen sie dann vor den Augen der Jugend zum abschreckenden Beispiel herumtaumeln. Die Schriftsteller der alten Griechen sparen keine

Worte des Ernstes und der Satyre, um vor der Trunkenheit zu warnen. Aehnliches finden wir bei den Römern. Auch sie betrachteten Trunkenheit als etwas Entehrendes, selbst noch in den späteren Zeiten der Schwelgerei und des mächtig hereinbrechenden sittlichen Verderbens. Seneca schildert die physischen und moralischen Folgen der Schlemmerei mit abschreckenden Farben. Wir wollen es dem strengen Cato nicht verargen, wenn er sich je zuweilen des Weins bediente, um sich zu erheitern; sonst gingen die Staatsmänner überall mit dem Beispiele der Nüchternheit voran. Den Frauen war bei den Römern das Weintrinken so streng untersagt, daß der Ehemann oder die Anverwandten befugt waren, ein Weib, das Wein getrunken hatte, zu tödten. Daher soll denn auch der Brauch gekommen seyn, sich durch einen Kuß zu begrüßen weil sich hierdurch der Weingeruch am ehesten verrieth. Die Gesetzgeber und Weisen des israelitischen Volkes warnen sehr ernstlich vor dem übermäßigen Genusse des Weins, und stellen dessen Folgen für den Körper und für den Geist als höchst verderblich dar. Besonders viele hieher gehörigen Stellen finden sich in dem trefflichen Buche Sirach's und in den Büchern des üppigen Königs Salomo, der aus eigener Erfahrung sprechen mag, wenn er sagt: „O nicht den Königen, Lamuel, gib den Königen nicht Wein zu trinken und den Fürsten starkes Getränke. Sie möchten trinken und der Rechte vergessen, und verändern die Sache irgend der elenden Leute.“ Es ist bekannt, wie es bei unsern Altvordern, den alten Deutschen, mit dem Trinken aussah. Man mußte sich darüber wundern, daß die Germanen durch ihr übermäßiges Trinken nicht zeitig ihre Riesennatur eingebüßt haben, wenn sich dieß nicht einigermaßen dadurch erklärte, daß sie nur Bier und zwar eine ziemlich unschuldige Gattung dieses Getränks getrunken haben, dessen Wirkung, wie P. Frank sagt, mit der Wirkung des flüssigen Feuers, das wir jetzt wie Wasser verschlingen, um so weniger verglichen werden kann, als wir auch in den festen Nahrungsmitteln, sowohl der Menge, als der Beschaffenheit nach, unsere Vorfahren unendlich übersprungen haben. Uebrigens faßte schon Karl der Große das Laster der Trunkenheit unter den Deutschen scharf ins Auge, erließ Verordnungen dagegen, setzte Strafen auf die Uebertretung; allein man merkte wenig Erfolg davon. Die Sache ruhte, bis Kaiser Maximilian I. im Jahr 1500 durch einen Reichsabschied ein Verbot

gegen die Saufgesellschaften erließ. Er wiederholte dasselbe auf den Reichstagen zu Trier und Köln. Später kamen ähnliche Verordnungen von Kaiser Karl V., Maximilian II. und Rudolph. In der Verordnung des letzteren heißt es namentlich: „daß solch Laster (der Trunkenheit) den Deutschen (deren Mannheit vor Alters hochberühmt) bei allen fremden Nationen merkliche Verachtung und Verkleinerung verursachet." Die Geistlichen erhielten den Befehl, von den Kanzeln herab das Volk von dem Laster der Trunkenheit abzumahnen. Die Reichspolizeiordnung von 1557 Tit. 8. eifert sehr gegen das „übermäßige Trinken und Zutrinken" aus Gründen der Sittenpolizei eben so wohl als der Sicherheitspolizei, und will, daß dieses Laster „ernstlich" gestraft werden soll, ohne jedoch die Strafe näher zu bestimmen. So ernstlich übrigens diese Reichsgesetze immer gemeint seyn mochten, sie wurden wenig befolgt. Die Ritter, denen ihre Humpen gar lieb waren, ließen nicht vom Wein, und tranken einander öffentlich zu: „Es gilt dir auf den Reichsabschied." Ja, die Herren vom Reichstage selbst waren und blieben dem Trunke ergeben, und des Nachmittags waren nicht allein die Gesandten voll, sondern es war auch hergebracht, in der Mainzischen Kanzlei die Weinflaschen auf den Nebentisch zu setzen: „damit die Kanzlisten, wenn dieselben, was ad dictaturam gegeben worden, in die Feder genommen, nicht Durst leiden möchten." Man hatte damals zum Spott auf die deutschen Reichsversammlungen das Sprichwort: „Comitia Germanorum sunt lenta et vinolenta," und nannte die deutschen Reichsgesetze „Morgensprache," um damit anzudeuten, was des Nachmitags vorgenommen worden, sey, als im illuminirten Zustand beschlossen, ungültig. So sah sich Kaiser Ferdinand I. genöthigt, eine Mahnung an die fürstlichen und reichsstädtischen Gesandten zu erlassen des Inhalts: „Erinnert euch, daß ihr nicht des Essens und Trinkens wegen, sondern wegen öffentlichen Angelegenheiten des Reichs zusammengetreten seyet. Fliehet daher aus allen Kräften die leidige Völlerei und folget eurem Berufe nach." Verordnungen gegen das unmäßige Trinken sind ferner enthalten in der Churfürstlich Sächsischen Landesordnung, in der Polizeiordnung der Markgrafschaft Brandenburg, in der Straßburgischen Polizeiordnung und in der Herzoglich Württembergischen Landesordnung vom Jahr 1567. Letztere bestimmt für das „Voll- und Zutrinken," und zwar nicht allein für die Uebertreter des Gesetzes

selbst, sondern auch für die, welche zusehen, ohne abzuwehren, oder, wenn dies nicht hilft, „solche Zutrinker und volle Bölz“ den Amtleuten anzuzeigen, eine Geldbuße von einem Gulden, vulgo Saufgulden. Die gleiche Strafe traf die Gastgeber und Wirthe, welche in ihren Behausungen das Zutrinken gestatteten: „um das unordentlich übertrinken gänzlich abzuschaffen, wird ernstlich befohlen, daß hinfürter keiner unser Unterthan des Tags mehr denn ein bescheiden Zech thue, sonder sich derselben sättigen laß. — Wo aber einer des Vermögens nicht ist, den Strafgulden zu erlegen, dann mit Nachtheil seiner Weib und Kinder, so sollen die Armen bei zween Tag und zwo Nächt mit Wasser und Brod im Thurn büßen.“ Zugleich wurden besondere Verordnungen gegeben gegen den Ueberfluß an Essen und Trinken bei Hochzeiten, Kindtaufen, an Kirchweihen. Allein auch in Württemberg scheint man eben so wenig als in andern Gauen Deutschlands rasch daran gegangen zu seyn, sich das Trinken abzugewöhnen, denn im Jahr 1620 erschien ein Generalrescript der Regierung, welches den Beamten aufs Neue einschärft, die angeführten Bestimmungen der Landesordnung in Beziehung auf Trunkenheit aufrecht zu erhalten, und die Uebertreter unnachsichtlich zu strafen, denn „noch täglich verlaufende schreckliche Exempel beweisen, daß die Unterthanen dem verdammlichen Laster der Trunkenheit noch keineswegs entsagt haben, und welchem folgen beschwerliche Schmach und Schlaghändel, auch etwa Entleibungen, derenthalben hernach unsere Unterthanen von Weib und Kindern Landräumig und flüchtig werden, oder umb der lieben Justiz wegen schwere peinliche Prozeß ausstehen müssen, oft auch (neben Seelengefahr) zu beeden Theilen, an Seiten des Entleibten so wohl als des Thäters, Weib und Kinder unschuldiger Weise hiedurch zu armen Wittiben und Waisen gemacht werden.“ In dem Königreich Preußen ward unterm 31. März 1718 gegen das Vollsaufen und Gesundheittrinken ein strenges Edikt erlassen. Auch von geistlicher Seite war schon viel früher gegen die Trunkenheit geeifert worden. Schon der durch Einführung einer geheimen Kirchenpolizei bekannte Papst Innozenz III. (1198—1216) verhängte die stärksten Strafen gegen Geistliche, welche sich im Genusse geistiger Getränke übernehmen würden, indem er dieselben ihres Dienstes und Einkommens (officii et beneficii) verlustig erklärte. Allein die geistlichen Verordnungen und Gesetze fruchteten so wenig als die weltlichen,

„und das unglückliche Laster des Saufens wüthete in deutschen Eingeweiden fort, bis endlich die Wissenschaften und mehrere Aufklärung unter Standespersonen das Unsittliche der Trunkenheit und das Abscheuliche einer den Menschen weit unter die Thiere herabwürdigenden Leidenschaft entdeckten.“ Außerdem aber, meint P. Frank, möchte man wohl der immer mehr aufkeimenden Zucht und Ordnung unter dem Militär den meisten Dank für die Abnahme der Trunkenheit wenigstens unter den Gebildeteren schuldig seyn: ein berauschter Offizier sey bald allgemein für einen verachtungswerthen Mann gehalten worden, während der gemeine Soldat, wenn er betrunken im Dienst gefunden wurde, sogleich strenge bestraft wurde. So kam es denn allmälig so weit, sagt P. Frank weiter, daß in den mehrsten Gegenden nur die schwächsten Köpfe unter den wohlgezogenen Leuten sich der Trunkenheit noch überlassen.

Wenn es nun auch in der That wahr ist, und zur Ehre der Deutschen gesagt werden muß, daß die höheren Stände und zum Theil auch der Mittelstand mäßiger geworden sind, so gilt dies doch so wenig von den niedern Ständen, daß ich wiederholen muß, was ich oben aussprach, daß nämlich der Mißbrauch geistiger Getränke, insbesondere das Branntweintrinken, nie allgemeiner war als jetzt und täglich noch im Zunehmen ist. Diesem Branntweintrinken suchte man schon im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert von Obrigkeits wegen zu begegnen, und bediente sich hiezu verschiedener Mittel, deren Unzulänglichkeit übrigens daraus erhellt, daß allen zum Trotz der Branntwein immer mehr Eingang gefunden hat. Schon im Jahr 1524, als der Branntwein noch nicht einmal ganz allgemein bekannt war, verbot der Landgraf Philipp von Hessen, Branntwein zu schenken und zu verkaufen. Im Jahr 1582 ward der Branntwein in Frankfurt a. M. verboten, weil die Barbiere angezeigt hatten (Ehre ihnen darum), daß dieses Getränk eine Schuld an der zu dieser Zeit sehr bedeutenden Sterblichkeit in der Stadt habe. Dieses Verbot wurde aus den gleichen Gründen im Jahr 1605 wiederholt. In dem Schwäbischen Kreistagsabschiede von 1652 wurde aller Verkauf von Fruchtbranntwein verboten, und im Jahr 1695 beschwerten sich die Osnabrückischen Stände, daß durch das unmäßige Branntweinbrennen „das Gehölz verhauen und dessen Preis vertheuert, das liebe Getraide dem geringen Mann ab der Leibesnahrung entzogen

und unnützlich zum Branntwein verbraucht und endlich Witz und Gesundheit versoffen werde," weßhalb sie bitten, dem Branntweinbrennen und Verkaufen zulänglich Maß und Ziel zu setzen. Braunschweig erließ im Jahre 1691 eine ausführliche strenge Verordnung gegen den übermäßigen Genuß des Branntweins. Friedrich der Große verbot seiner Garde in Potsdam den Branntwein gänzlich, weil er einsah, daß dieselbe Schaden dadurch litt. In Frankreich bestehen seit Franz I. strenge Verordnungen gegen die Trunkenheit. Dieser verordnete (unter dem 1. Aug. 1536): „wer immer von seinen Unterthanen betrunken angetroffen würde, der sollte auf der Stelle gefänglich bei Wasser und Brod für das erste Mal eingesetzt, das zweite Mal hingegen außerdem mit Ruthen gezüchtiget werden." Dieses Verbot wurde später öfter wiederholt, und insbesondere wurden auch die Wirthe verantwortlich gemacht. Zu London nahm die Zahl der Geburten 1726 so sehr ab, daß die oberste Behörde sich veranlaßt fand, nach der Quelle dieser Erscheinung sich zu erkundigen, und es ergab sich, daß dieselbe wohl am meisten in dem Mißbrauche des Branntweins zu suchen sey. Es wurde daher dieses Getränk mit neuen Auflagen beschwert, und seit 1758 verspürte man wirklich eine gute Wirkung dieser Maßregel. In dem nordamerikanischen Staate New-York wird das Eigenthum von Trunkenbolden, wie das von Wahnsinnigen, unter öffentliche Aufsicht gestellt. In Schweden gelten strenge Gesetze gegen die Trunkenheit und sie werden strenge geübt. Sonst werden gegenwärtig fast überall die etwa noch bestehenden Verordnungen gegen ein so großes Uebel läßig gehandhabt, die Fabrikation des Branntweins wird nirgends erschwert. In Württemberg wird das Verbot des Zutrinkens nicht mehr beachtet, dagegen die Strafe für das Volltrinken zuweilen noch von den zuständigen Polizeibehörden angewendet. Trunkenheit am Tage des Herrn wird nach einem Gesetz von 1727, welches noch immer beobachtet wird, außerdem mit einem Pfund Heller (= 43½ Kreuzer) in den Armenkasten bestraft. Hieher gehört auch das Verbot des Aufenthalts in den Wirthshäusern über die sogenannte Polizeistunde. Das Militärstrafgesetz für die K. Württembergischen Truppen vom Jahr 1818 enthält sehr strenge Bestimmungen gegen Trunkenheit der Offiziere und Gemeinen.

Selbst die Indianer sehen endlich das durch den Branntwein unter ihnen angerichtete Verderben ein, und mit Interesse und Mitleid

liest man die bekannte Anrede des Häuptlings eines Stammes derselben an den Präsidenten im Congresse der Nordamerikanischen Staaten, in welcher er bittet, daß aller Verkauf von Branntwein und geistigem Getränk jeder Art von den Weißen an ihre rothen Brüder verboten werde. Der durch seinen Uebergang zum Christenthum und dessen Einführung unter seinem Volke, durch seine Rechtschaffenheit und die weise Verwaltung seines kleinen Inselstaates berühmt gewordene König Pomare II. auf Otaheiti verbot allen Verkauf von Branntwein durch die Engländer an seine Unterthanen und eben damit allen Genuß desselben, und dieses Verbot hatte den entschiedensten, größten Antheil an der nun folgenden blühenden Periode der Gesellschaftsinseln. In neuester Zeit sollen englische Spekulanten eine Zurücknahme jenes Verbots bewirkt haben, und bereits soll auch die Rohheit und Unsittlichkeit unter den von Neuem im Genusse des Branntweins schwelgenden Bewohnern täglich mehr überhand nehmen; insbesondere sammeln sich die Töchter der Eva schaarenweise auf den englischen Schiffen, berauschen sich in dem Europäischen Gifte, und geben sich dann willenlos dem Laster der Unkeuschheit hin.

Was ist zu thun, um dem Uebel gründlich zu steuern? Wäre es nicht gut, wenn die Menschen gar keine geistigen Getränke hätten und genößen? Ich beantworte diese Frage mit Nein. Der Mensch ist theils als das verständigste unter den Thieren von der Natur angewiesen, seine Nahrung, die sich ihm keineswegs so von selbst darbietet, wie der großen Menge der Thiere, mit Mühe und Arbeit zu suchen; er muß, nach dem Ausdruck der heiligen Schrift, sein Brod im Schweiße seines Angesichts erwerben, und dieser Schweiß wird ihm wahrlich oft sauer genug; theils bringt es seine Bestimmung als vernünftiges animalisches Wesen mit sich, daß er die der Psyche dienenden Organe auf eine Weise anstrenge, wie sie dem Thiere gänzlich fremd ist. Beides, das mühevolle Suchen der Nahrung für sich und die Seinigen, wie die psychische Thätigkeit, die Affekte und das Suchen nach Befriedigung des Geistes, bringt den Menschen in Verhältnisse, welche ihn nöthigen, die Kraft seiner Nerven, wenn auch nur vorübergehend, zu spornen, um zu erlangen, was ihm ohne eine solche Anspornung unmöglich wäre, oder auch, wenn diese Kraft, zu sehr angespornt, erlahmen will, sie wieder aufzufrischen, und zu neuen Anstrengungen

fähig und geschickt zu machen. Hiezu kommt, daß Mancher bei allem Fleiße oft nicht so viel erwirbt, daß er sich und die Seinigen mit hinreichend kräftigen und gesunden, der Arbeit angemessenen festen Nahrungsmitteln, mit den gehörigen Kleidern und Betten, mit Brennmaterial zur Heizung u. s. w. versorgen kann. Um aber doch zu bestehen, bedürfen seine Kräfte eines Spornes, eines die Nerventhätigkeit belebenden Reizes. Das geeignetste Mittel aber, dem Nervensystem in rein somatischer, wie in psychischer Hinsicht vorübergehend einen höheren Schwung zu geben, und die Ausübung seiner Funktionen zu erleichtern, ist erfahrungsmäßig der Weingeist in seinen verschiedenen Formen. Der Steigerung der Kräfte durch den Weingeist und weingeisthaltige Getränke folgt allerdings nothwendig eine gewisse Abspannung; dieselbe ist jedoch unbedeutend bei weisem Gebrauche des Reizmittels, d. h. wenn der Gebrauch desselben nur eben bis zur Aufrichtung und Belebung, nicht bis zur Oppression der Kräfte fortgesetzt wurde und wird. Vorübergehenden Schwankungen des Maßes unserer Kräfte und unserer ohnehin immer nur relativen Gesundheit sind wir ja bei der Verschiedenheit der äußern Einflüsse auf uns in Quantität und Qualität überhaupt immer unterworfen, und diese Schwankungen gleichen sich aus, ohne daß es zu einer bleibenden und selbstständig werdenden Störung der Harmonie des Lebens, d. h. zur Krankheit kommen müßte. In dieser Beziehung haben schon die Aerzte des Alterthums, deren Schriften bekanntlich in Beziehung auf Diät so sehr viel Belehrendes enthalten, den Wein aus derselben nicht ausgeschlossen. Mit demselben Rechte, mit welchem man die geistigen Getränke aus der Diät verbannte, könnte man Gewürze jeder Art proscribiren. Specielle Vorschriften in Beziehung auf den diätetischen Gebrauch geistiger Getränke gehen uns hier nichts an, eben so wenig lassen wir uns ein auf die vielfache und wichtige Anwendung derselben in Krankheiten. Nicht unpassend dagegen scheint uns eine kurze Bezeichnung der Modifikationen der verschiedenen geistigen Getränke in ihrer Wirkung auf den Organismus.

Die Wirkungen der weingeisthaltigen Getränke sind verschieden nicht nur in Hinsicht ihrer Stärke, ihres größeren oder geringeren Wassergehalts, sondern vorzüglich auch nach ihren verschiedenen Beimischungen. Hinsichtlich der Quantität des in einer gewissen

Menge weingeisthaltiger Flüssigkeit enthaltenen Weingeistes stellt Lippich folgende Scale auf, den Alcoholgehalt der schwächeren Biere als Einheit genommen:

Doppelbier	Wein	Branntwein	Alcohol
1. . . . 2. . . .	3. 4. 5. . .	7. 8. 9.	16.

Die letzte Zahl soll jedoch keineswegs für den absoluten Alcohol gelten, welcher nach Orfila wie das stärkste Narcoticum wirkt, sondern für den im Handel unter dem Namen Branntweingeist vorkommenden, nicht wasserfreien Alcohol. Fast von gleicher Wichtigkeit hinsichtlich der Wirkung auf den Organismus als der Alcoholgehalt eines weingeistigen Getränks ist dessen sonstige Qualität. Vier Schoppen gutes Bier machen wohl einen einigermaßen ähnlichen Effekt wie ein Schoppen guter Wein, doch gewiß nicht den gleichen, und noch weiter entfernt sich von der Wirkung des letzteren z. B. die eines halben Schoppens Branntwein.

Im Bier ist der Spiritus mehr oder weniger in Phlegma gehüllt, wodurch die Wirkungen des Weingeistes, den es enthält, geschwächt, modificirt, in gewisser Beziehung corrigirt werden.

Das weiße Bier enthält bei einer geringeren Menge von Alcohol und Hopfen eine beträchtliche Menge vegetabilischen Schleims, Kohlensäure und Wasser. Die eigenthümlichen Wirkungen des Weingeistes treten nur bei sehr reichlichem Genusse, wovon die meisten Menschen durch den eben nicht sehr pikanten Geschmack dieses Getränks abgehalten werden, in geringerem Maße hervor. Gut bereitetes weißes Bier kann daher in leichteren Fieberzuständen noch als antiphlogistisches Getränk gereicht werden.

Das braune oder Doppelbier verbindet mit dem Phlegma einen stärkeren Gehalt an Alcohol, Kohlensäure und narkotischem Bitter. Ein gutes ausgegohrenes Bier regt allerdings die geistige Thätigkeit in ziemlich ähnlicher Art auf, wie der Wein, doch hat diese Aufregung immerhin etwas Schwerfälliges, Betäubtes, die Ideen werden beim übermäßigen Genusse viel bälder unklar, es tritt bälder Verworrenheit, Betäubung, Lethargus ein, als beim Weine. Die Dichter kennen keine vom Bier begeisterte Muse, und es wird behauptet, daß die Bierländer seltener und weniger kühn fliegende Dichter produziren als die Weinländer. Mäßig genossen ist das Bier durch das Nahrhafte, welches es enthält, ein vorzüglicher Trunk für die arbeitende Klasse; ein paar Schoppen Bier

können für Essen und Trinken gelten, und nebenher noch eine vergnügte Stunde bringen. Uebrigens muß es, wenn es der Gesundheit nicht nachtheilig seyn soll, weder zu neu, zu wenig gemälzt, trübe und sauer, noch zu stark gemälzt, zu schäumend, dick und schleimig seyn. Der Hopfen ist ein dem Magen, wie der Zunge angenehmes Arom, an dem es einem guten Bier nicht fehlen darf; übrigens kann auch das wenig gehopfte weiße Bier bei gehöriger Sorgfalt auf eine Art bereitet seyn, daß es ziemlich angenehm schmeckt, erquickt und den Durst löscht, ohne der Gesundheit nachtheilig zu seyn. Im Uebermaß genossen macht das braune Bier die Säfte dick, es macht fett, und disponirt Körper und Geist zur Faulheit. Das Phlegma des Biers wird leicht assimilirt, aber das Assimilirte bleibt dann gerne auf einer niederern Stufe der organischen Bildung stehen, die Fibra sanguinis und das Muskelfleisch nehmen ab, erstere wird zu Eiweiß depotenzirt, letzteres wird schlaff und theilweise in Fett verwandelt, welches sich auch überall ins Zellgewebe ergießt, so daß die Biertrinker oft in kurzer Zeit einen monströsen Körper bekommen. Eine reelle Zunahme an Kraft und Stoff kann bei täglichem übermäßigem Genuß von Bier nicht vorkommen.

In Beziehung auf Excitation des Nervensystems, auf Belebung und Anspornung psychischer Thätigkeit hat bekanntlich ein edler Wein den Vorzug vor allen übrigen spirituösen Getränken. Der Wein erfreut des Menschen Herz, er ist die Erquickung des Alters, die Erheiterung des von Sorgen Niedergedrückten; der Wein stärkt die Glieder des Müden, er schafft Muth dem Verzagten, er entzündet das Feuer heiliger Gefühle in der Brust des Dichters, er knüpft die Bande der Freundschaft fester. Manche selige Stunde, mancher Lichtgedanke, mancher Entschluß zu einer edlen, aufopfernden That, manches herrliche Gedicht verdankt ohne Zweifel die Geburt dem Weine. Die Dichter alter und neuer Zeit stimmen überein im Lobe desselben. Ja auch die nüchternsten Männer der Wissenschaft, die selbst sich mit Wasser begnügten, wie der berühmte Haller, lassen dem Weine in Beziehung auf seine Eigenschaft, das Ingenium, den Witz zu schärfen und den Dichtergeist zu wecken, volle Gerechtigkeit widerfahren. Fr. Hoffmann spendet demselben in seinem Buche über die Temperamente ein, vom ärztlichen Standpunkte aus betrachtet, fast zu emphatisches Lob, und

geht so weit, den geistigen Verfall der Griechen größtentheils dem Umstande zuzuschreiben, daß ihnen die Türken die Reben ausgerissen!! Im Wein ist der Alcohol theils durch die Weinsäure modificirt und gewissermaßen neutralisirt, theils ertheilen ihm die bei verschiedenen Weinen verschiedene Menge von vegetabilischem Schleim, das adstringirende Prinzip, das manche Weine enthalten, und hauptsächlich das eigenthümliche Aroma, das den Wein so angenehm macht, besondere diätetische und medicinische Eigenschaften und Kräfte. Solche Weine, die nicht zugleich viel von dem adstringirenden Prinzip enthalten, treiben die secernirende Thätigkeit der Haut nicht unbedeutend an, und auch hierdurch wird die unmittelbare Wirkung des Alcohols auf den Organismus und die Säftemasse gemildert. Die angenehme Excitation des Nervensystems und der psychischen Thätigkeit durch Wein ist eben sowohl dem schon erwähnten Aroma, als dem Alcoholgehalt zuzuschreiben; darum sind die stärksten Weine nicht immer auch die angenehmsten und erheiterndsten. Die Weintrinker werden nicht so leicht fett, wie die Biertrinker, zum Theil weil die Weintrinker, wenn sie es einmal zu einer gewissen Fertigkeit im Trinken gebracht haben, wenig mehr essen; diese Priester des Bacchus magern vielmehr ab. Es gibt aber bekanntlich auch solche Trinker, die, ohne gerade Säufer im eigentlichen Sinne des Worts zu seyn, starke Weine trinken, und daneben an dem mit allerhand pikantem Fleischwerk besetzten Tische es sich schmecken lassen, sich wenig Bewegung machen, und im Geiste des „Mundum sinere ire, ut it“ sich weder um weltliche, noch um geistliche Dinge, und am allerwenigsten um ihr eigenes Heil etwas bekümmern. Dies sind die beklagenswerthen Candidaten des Podagra. H. H. Ritter hat im Jahr 1817 ein Buch herausgegeben, betitelt: „die Weinlehre, oder Grundzüge des Weinbaues u. s. w.,“ welches sowohl über die diätetische als über die medizinische Anwendung des Weines und aller verschiedenen Sorten desselben sehr viel Belehrendes enthält, was ich hier übergehen muß.

Die wenig geistigen, mehr oder weniger sauern Weine, so wie die Weine aus Aepfeln und andern sauern Früchten erhitzen wenig, löschen den Durst und spornen dabei die Kräfte noch in einem geringen Grade. Diese Getränke sind daher dem auf dem Felde in der Sonnenhitze arbeitenden Landmann eine herrliche

Erquickung, und vermögen selbst manche Krankheiten, denen er sonst ausgesetzt ist, und die auf Störungen der Gallensekretion beruhen, zu verhüten. Die üble Nachrede, die man dem Obstwein wohl hin und wieder gemacht hat, daß er Gliedersucht, Gries und Stein hervorbringe, scheint wenig Grund zu haben.

Was der Wein dem Wohlhabenden, das ist der Branntwein dem Armen, und bei letzterem gerade kommen die Verhältnisse viel häufiger vor, daß er einen Sporn braucht zur Vollbringung der seine Kräfte fast übersteigenden Arbeit. Der Arme hat zugleich eine rauhe, schlechte, selbst unzureichende Kost, welche wahre Kraft und Ausdauer zu geben nicht im Stande ist, er hat eine mehr oder weniger mangelhafte Bekleidung. Dazu kommt der Wunsch, ja das Bedürfniß des von den drückendsten aller Sorgen, von Nahrungssorgen Niedergedrückten, sich auf eine wohlfeile Art eine vergnügte Stunde zu machen; oder wenigstens auf eine Stunde sein Elend zu vergessen. Unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, möchte das Branntweintrinken der Armen, wenn es nicht unmäßig geschähe, einige Nachsicht verdienen. Der Branntwein regt als das stärkste und reinste alcoholische Getränk das Gehirn und die Nerven und die vom Nervensystem zunächst abhängigen Lebensfunktionen allerdings bedeutend auf, hinterläßt aber, im Uebermaß genossen, auch mehr als alle übrigen weingeistigen Getränke eine Abspannung und Erschöpfung der Nervenkraft. Er erregt zuerst insbesondere die Muskelkraft bedeutend, was natürlich bei Leuten, die streng arbeiten, vorzüglich in Betracht kommt; bald aber tritt an die Stelle der Aufregung Depression, Erschlaffung der Muskeln, Mattigkeit und Verdrossenheit zum Geschäft, wenn nämlich irgend eine bedeutendere Quantität genommen worden war. Unter allen weingeisthaltigen Getränken verursacht auch der Branntwein am meisten Congestionen gegen den Kopf, durch deren Wiederholung das Gehirn sehr bald in einen Zustand von Oppression kommt, der sich am deutlichsten durch die beeinträchtigte psychische Thätigkeit offenbart. Der Branntwein wirkt am schnellsten unter allen geistigen Getränken nachtheilig auf die Mischung der Blutmasse, und endlich afficirt er, wie ich oben schon erwähnt habe, sehr bald durch chemisch-vitale Einwirkung die Magenwandungen. Unter den verschiedenen Arten des Branntweins sollen der junge Rum und der Kartoffelbranntwein am schädlichsten seyn. Der Fusel, den

letzterer enthält, und der auf einem scharfen Oel beruht, irritirt allerdings die Verdauungsorgane, übrigens ist die Schädlichkeit, die daher rührt, doch nicht von sehr großer Erheblichkeit. Man hat früher im Branntwein eine Beimischung von Kupfer, von den kupfernen Kühlröhren herrührend, als besonders schädlich hervorgehoben, allein neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß dies ein Weniges ist, und daher bei Betrachtung der nachtheiligen Wirkungen des Branntweins auf den Organismus kaum in Betracht kommt. s. V. A. Riecke im Hohenheimer landwirthschaftlichen Wochenblatt. Jahrg. 1838. Nro. 6.

Schon im sechzehnten Jahrhundert entstanden sogenannte Temperanzorden. Ein solcher wurde von mehreren Edlen Steyermarks, Kärnthens und Krains nach der Idee des Freiherrn Siegmund von Dietrichstein gestiftet im Jahr 1517. Aehnliche Orden waren der pfälzische vom goldenen Ringe, dessen Patron Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein, war, und der vom Landgrafen Moritz von Hessen im Jahr 1600 gestiftete. Welcher Unmäßigkeit diese Orden gegenüberstanden, mag man einigermaßen daraus beurtheilen, daß es nach einem derselben erlaubt war, über eine Mahlzeit nicht weniger als sieben Ordensbecher mit Wein auszutrinken, außerdem aber den Durst mit Bier zu stillen. Später hörte man nichts mehr von solchen Orden, bis der Mißbrauch des Branntweins in verschiedenen Ländern, zuerst in Nordamerika, die Mäßigkeitsgesellschaften hervorrief. Die erste Mäßigkeitsgesellschaft wurde zu Boston im Jahr 1813 gestiftet. Sie verbot den Mißbrauch des Branntweins, erlaubte aber den Gebrauch. Dies führte zu Umgehung des Verbots unter allen möglichen Vorwänden, und der Verein wirkte in einem Zeitraum von 12—13 Jahren so viel wie nichts. Im Januar 1826 traten mehrere einflußreiche Männer zu Boston zusammen zur Gründung einer neuen Gesellschaft, welche gänzliche Enthaltung von spirituösen Getränken zur Pflicht machte. Im Jahr 1828 zählte man in Nordamerika bereits 222 Mäßigkeitsgesellschaften mit denselben Statuten, wie die zu Boston, und man kann annehmen, daß sich schon damals 30,000 Menschen für sich und ihre Familien verpflichtet hatten, allem spirituösen Getränk zu entsagen. Bereits im Jahr 1829 will man schon eine beträchtliche Abnahme der Zahl der vor dem 40sten Jahre Verstorbenen bemerkt haben. Im Jahr 1831 wurde der erste Versuch

gemacht, den Gebrauch der geistigen Getränke in der Armee der Vereinigten Staaten abzuschaffen. Im Jahr 1832 wurden bereits 500 Schiffe abgeschickt, ohne Getränke der genannten Art an Bord zu führen, auch fingen schon die Assekuranzgesellschaften an, die Versicherungsprämie solcher Schiffe um 5 Procent zu vermindern. Das Staatssekretariat des Marinedepartements erließ eine Ordonnanz, nach welcher jeder Matrose am Bord eines Kriegsschiffs, der auf seine Ration Grog verzichtete, täglich eine Entschädigung erhielt, eine Maßregel, die außerordentlichen Erfolg hatte. Gegen Ende desselben Jahres erließ der Kriegsminister den Befehl, daß den Truppen der vereinigten Staaten keine geistigen Getränke mehr verabreicht, denselben auch keine Vergütung in Geld gegeben, sondern statt dieser Getränke Zucker, Kaffee, Reis ausgetheilt werden solle. So arbeitete die Regierung den Mäßigkeitsgesellschaften in die Hände. In dem darauf folgenden Jahr sprachen letztere den Grundsatz aus, daß auch die Fabrikation geistiger Getränke und der Handel mit denselben unsittlich sey. Im Jahr 1834 bildete sich zu Philadelphia ein Gesammtverein unter dem Namen: Mäßigkeitsunion der vereinigten Staaten, dessen Zweck ist, in die Wirksamkeit der verschiedenen Vereine Uebereinstimmung zu bringen. Im Jahr 1829 entstand die erste Mäßigkeitsgesellschaft in Europa, und zwar zu New-Roß in Irland, und nun bildeten sich solche allenthalben in Irland und Schottland. Im Jahr 1830 bildeten sich solche in Schweden, Finnland und in einigen andern Gegenden Rußlands. Im Mai 1831 ward die Mäßigkeitsgesellschaft zu London gegründet. Hierauf entstanden solche in den englischen Kolonien. Auch in Deutschland fand die Sache Anklang. Die ersten Vereine bildeten sich in Sachsenweimar, in Genf und in Freiburg. Und in der That schafften die Mäßigkeitsgesellschaften überall Segen, indem da, wo sie bereits seit längerer Zeit bestehen, nicht nur die Sterblichkeit abnahm, sondern auch die Verbrechen sich verminderten, und die Arbeitsamkeit und der häusliche Frieden zurückkehrten, wie dies namentlich von Schottland berichtet wird. Die Mäßigkeitsgesellschaften suchen übrigens ihre Zwecke zu erreichen nicht allein durch das Beispiel, das ihre Mitglieder und deren Familien zu geben sich verpflichten, sondern auch durch Verbreitung richtiger Begriffe über die Wirkung und Schädlichkeit der spirituösen Getränke unter dem Volk. Letzteres geschieht theils durch Agenten,

theils durch die Presse. Die Agenten werden vorzüglich aus dem Stande der Geistlichen, Rechtsgelehrten und Aerzte genommen, sie übernehmen die Pflicht, öffentliche Reden an das Volk zu halten über die Verderblichkeit und Schändlichkeit des übermäßigen Genusses geistiger Getränke, besonders des Branntweins. Durch die Presse wirken die Mäßigkeitsgesellschaften, indem sie theils eigene Journale für ihren Zweck halten, theils die verbreitetsten Zeitblätter für denselben benützen. Eigene Journale der Mäßigkeit, zum Theil mit ungeheurem Absatz, bestehen jetzt in Nordamerika, in Großbritannien, Schweden, Deutschland, in Bombay, Ceylon, Calcutta, selbst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Populäre Schriften über die Nachtheile des übermäßigen Genusses geistiger Getränke haben wohl immer ihren Nutzen, und mit Auszeichnung ist die Schrift des beredten Zschokke: die Branntweinpest, eine Trauergeschichte für Jung und Alt, Aarau 1837, zu nennen. Mehr noch wirkt mündliche Belehrung und das Beispiel, wofür Jedermann zugänglich. Auch die beste Volksschrift wird immer nur von Einzelnen gelesen. Wohl mögen Mäßigkeitsgesellschaften, wie sie auch Zschokke vorschlägt, überall gut seyn; sie wären unnöthig, wenn jeder Menschenfreund, jeder, dem an dem Gedeihen der Menschheit etwas liegt, in seinem Kreise das Seinige thun wollte zur Ausrottung des Lasters der Trunkenheit durch Wort und That. Ich halte legislative Bestimmungen für wesentlich zur erfolgreichen Bekämpfung des tief gewurzelten Uebels, allein ich glaube auch mit Zschokke, daß sie allein nicht ausreichen. „Die Reform der Volkssitten muß vom Volke selbst ausgehen; keine Regierung ist mächtig genug dazu.“ Das Beispiel der höher Gestellten in der Gesellschaft, des gebildeteren Theils derselben, der Beamten des Staates wirkt viel; denn es ist hier, wie überall, daß der Niedere auf den Höhern, der Diener auf den Herrn, das Volk auf die Obrigkeit sieht. Es muß so weit kommen, daß man einen Betrunkenen verachtet oder bemitleidet, während es gegenwärtig doch noch in mancher Gesellschaft, die nicht für eine gemeine gelten will, besonders unter der Jugend, für eine Bravour gilt, tüchtig zu saufen und im Rausche tolles Zeug zu machen. Hauptsächlich aber und zuerst ist es an den Aerzten, mit dem Beispiele der Mäßigkeit voranzugehen. Leider war es vor noch nicht sehr langer Zeit gar nicht selten, daß gesuchte Aerzte und

Wundärzte, gleich den Herren auf dem Reichstag, Nachmittags nicht mehr gebraucht werden konnten, weil sie betrunken waren. Das treuherzige Publikum nahm dies häufig nicht einmal übel, und man konnte sagen hören, dieser und jener Arzt habe die besten Recepte geschrieben, wenn er etwas im Kopf gehabt habe. Ein dem Trunke ergebener Arzt ist ohne Widerspruch der gefährlichste Mensch im Staate. „Wenn ihr die Aeußerung hört, daß der Doktor eben sowohl trunken als nüchtern seine Verordnungen geben kann, so habt Mitleiden mit dem Schwachkopf, der diesen Gedanken fassen konnte, oder betrachtet eine solche Sprache als eine Schmähung der Vernunft. Ein betrunkener Arzt ist nicht würdig, sich dem Krankenlager eines Hottentotten zu nähern.“ Und was muß das Volk denken, wenn die Priester der Gesundheit sich volltrinken, wie wenn sie das Schädliche des übermäßigen Genusses geistiger Getränke nicht kennten! Ich schweige davon, daß die Unmäßigkeit mit dem Studium der Natur, das am meisten einen nüchternen Sinn erfordert, auf keine Weise sich verträgt.

Der Genuß des Weins und Biers scheint in den Mäßigkeitsgesellschaften in Nordamerika, so wie anderwärts, nicht verboten zu seyn, obwohl dieses in den Statuten nicht immer deutlich ausgedrückt ist, und ein solches Verbot wäre in der That auch zu rigoros, als daß es festgehalten werden könnte. Ich habe bewiesen, daß die menschliche Natur und menschlichen Verhältnisse den mäßigen Genuß eines geistigen Getränks verlangen, und bin ganz der Meinung des Dr. Gedicke (s. Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen, 1837. Nro. 31. 32.), daß nach der allbekannten Erfahrung, daß übergroße Strenge die Lüge gebiert, eine so gänzliche Enthaltsamkeit der Mitglieder eines Mäßigkeitsvereins bald mehr auf dem Papier, als in der Wirklichkeit vorhanden seyn dürfte. Man muß sich nicht lächerlich machen, wenn man etwas Gemeinnütziges durchführen will. Selbst was den Branntwein betrifft, bin ich in Rücksicht auf das oben Gesagte nicht für augenblickliche absolute Enthaltsamkeit aller Individuen von demselben, obwohl ich übrigens die Ueberzeugung habe, daß dessen Gebrauch sogleich ohne Nachtheil für das gemeine Wesen um ein Bedeutendes reducirt, später auf ein Minimum gebracht, und noch später, wenn an seine Stelle gute und wohlfeile geistige Getränke von weniger schädlicher Art getreten seyn werden, auch wohl ganz entbehrt werden könne.

Was von Seiten der Regierungen zur Einschränkung des Mißbrauchs geistiger Getränke geschehen könnte, dürfte etwa in Folgendem bestehen:

1. P. Frank hat wohl Recht, wenn er sagt: „Es wäre lächerlich, in einem gemeinen Wesen Jeden zu Rede stellen zu wollen, der sich in einer muntern Gesellschaft einmal den Wein bis zu einer kleinen Berauschung hätte schmecken lassen, und der zu seiner Aufheiterung eben lieber dieses wirksame Mittel als den bittern Mohnsaft, womit der Türke seine Grillen vertreibt, hervorgesucht hätte.“ Wenn Jeder, der nach der Ueberzeugung eines Polizeioffizianten einen Schoppen zu viel getrunken hat, und etwa auch auf der Straße nicht immer die ganz gleiche Direktion beibehält, angehalten, für berauscht angenommen und deßwegen bestraft werden könnte, so müßte dies zu so vielen Albernheiten, Willkürlichkeiten und Ungerechtigkeiten führen, daß in der That die Gesetzgebung lächerlich werden, und als eine tyrannische in Mißkredit kommen müßte. Sobald dagegen der Rausch zu Störungen der öffentlichen Ordnung, zu Händeln, Gewaltthätigkeiten u. s. w. geführt hat, oder zum öffentlichen Spektakel, insbesondere zum Aergerniß der Jugend geworden ist, da ist der „Saufgulden“ oder Gefängniß am Platz. Vierfache Strafe sollte den Beamten und den Arzt treffen, der sich so weit vergißt, einen Rausch zur Schau zu tragen, und dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch sein Amt und seinen Beruf schändet.

2. Eine gute Polizei muß ihre ganze Aufmerksamkeit auf die habituellen Säufer richten. Wenn es sich bloß um das physische und moralische Wohl des Säufers selbst handelte, so könnte es der Staat vielleicht bei öffentlichen Warnungen bewenden lassen, allein es handelt sich um das Glück seiner Familie, um die Nachkommenschaft, es kommen ferner in Betracht das böse Beispiel, die vielen durch die Trunkenheit veranlaßten Verbrechen und Prozesse; kurz es handelt sich um das Gesammtwohl des Staates; darum hat derselbe auch das Recht und die Pflicht, gegen den habituellen Säufer einzuschreiten aus Gründen des Nationalhaushaltes, der Sicherheitspolizei, der Medicinalpolizei und der Humanität. Ein habitueller Säufer sollte behandelt werden als einer, der nicht sanae mentis ist und seyn will; aus diesem Grunde muß er unter specielle polizeiliche Aufsicht gestellt werden, er kann wie ein Unmündiger oder

Geisteskranker sein Vermögen nicht verwalten, keine gültigen Verträge abschließen, vor Gericht kein Zeugniß ablegen, kein Amt bekleiden, er kann keine Schuld contrahiren, und namentlich werden die Schulden, die er in Wirthshäusern macht, nicht bezahlt — das wirksamste Mittel, ihn vom Saufen abzubringen. Schade, daß das Württembergische Gesetz über „Asotie“ nicht überall und zeitiger angewendet wird, so lange der Säufer noch nicht ganz untergegangen, sein Vermögen noch nicht verpraßt, seine Familie noch nicht zu Grunde gerichtet ist. Würde sich der Säufer bessern, so müßte er wieder zu Ehren kommen können, er müßte öffentlich in seine bürgerlichen Rechte u. s. w. wieder eingesetzt werden.

3. Da das größte Verderben vom Branntwein kommt, so muß der Staat hauptsächlich dafür sorgen, daß die Branntweinslust nicht überall so leicht befriedigt werden kann. Es ist in dieser Hinsicht zu tadeln, daß in den gemeinsten Schenken ohne alle Einschränkung Branntwein jeder Art verkauft werden darf. Wir wollen für jetzt noch nicht verlangen, daß in keinem Wirthshaus mehr Branntwein verkauft werden solle; aber billig ist das Verlangen, daß nirgends und unter keinen Umständen zu Errichtung eines bloßen Branntweinschanks Concession ertheilt werden sollte; denn solche gemeine Winkelkneipen sind die eigentlichen Erziehungshäuser für die Schnapstrinker. Wenn man in den besseren Wirthshäusern unserer Städtchen und Dörfer wenig Schnaps trinken sieht, so darf man daraus ja nicht schließen, daß überhaupt wenig getrunken werde: denn die Verehrer des Branntweins sitzen eben in jenen Kneiplein unter Ihresgleichen. Solcher Kneiplein gibt es auch in dem kleinsten Orte gewöhnlich mehrere, und wenn diese Afterwirthe auch nicht gerade reich werden von dem Ruin ihrer Mitbürger, so schlagen sie doch das an, daß sie selbst ihren Branntwein umsonst haben. Casper bezeichnet eben diese Schenkstuben, deren es in Berlin keine kleine Zahl gibt, als „Anstalten, die den Trunk im Volke immer mehr verbreiten und wahrhaft moralisch verpestend wirken,“ und fragt: „Sollte es denn außer der Macht der Polizei stehen, wenn einmal höhere politische Rücksichten es verbieten, den Branntwein hoch zu besteuern und dergleichen mehr, wenigstens jene Schenkstuben, die dem Volke den Trunk und mit ihm eine zahllose Reihe von Lastern und Verbrechen einimpfen, zu unterdrücken?“ Gewiß nicht.

4. Eine Hauptursache des immer allgemeineren Beliebtwerdens des Branntweins unter dem Volke ist ferner der in unserer, wie in vielen andern Gegenden herrschend gewordene leidige Brauch, daß die Herrschaften den Dienstboten und Taglöhnern jedes Alters und Geschlechts, so wie den Handwerksgesellen Abends, Mittags, sogar schon Morgens schlechten Branntwein in immer größerer Menge geben. Es geschieht dieß wohl zum Theil aus Häuslichkeit, weil Branntwein wohlfeiler ist als Wein und Bier, was man wohl früher zuweilen gab, weil es mehr als jene Getränke sättigt, eine nahrhafte Kost für den Augenblick ersetzt und eine gar zu rauhe genießbar macht. Auf der andern Seite aber ist es jetzt so weit gekommen, daß die Arbeiter, Jung und Alt, eben nur Schnaps verlangen und lieber nicht essen, als diesen Lieblingstrank entbehren wollen. Sollte diesem Brauch, oder vielmehr Mißbrauch, den Lohnarbeitern, als Knechten und Mägden, Taglöhnern, Handwerksgesellen, Branntwein zu reichen, nicht geradezu von der Regierung durch ein Verbot gesteuert werden dürfen?

5. Gänzlich verboten werden sollte der Hausirhandel mit Branntwein. Von dem Hausirer versehen sich nicht nur die Gassenwirthe, sondern auch viele Familien mit dem elendesten Gesöff von der Welt. Man kauft von demselben schon weiter, als man muthmaßlich braucht, das erste Mal, weil das Getränk sehr wohlfeil ist und der Händler arg zuspricht, später, weil man das wohlfeile Getränk liebgewonnen hat, endlich, weil man es nicht mehr entbehren kann. Der Hausirer ist der allbekannte, ersehnte Mann, der von Jahr zu Jahr häufiger in den Ort kommt und größere Quantitäten verschließt. Man kann wirklich bei uns den Grad des Verderbens eines Ortes darnach beurtheilen, wie oft der Hausirer mit Branntwein in den Ort kommt. Von welcher Art dieser Branntwein ist, dessen Güte von Niemand controlirt wird, läßt sich denken; das Beste an ihm ist noch das, daß er nicht stark ist (10—12° Beck).

6. So wünschenswerth es ist, daß der gemeine Mann ein wohlfeiles Getränk habe, um seine erschöpften Kräfte aufzufrischen oder sich eine heitere Stunde zu verschaffen, so verderblich ist es, wenn diese Wohlfeilheit so weit geht, daß man sich bald umsonst betrinken kann, und wenn gerade das der Gesundheit nachtheiligste, in seinen Wirkungen heftigste Getränk verhältnißmäßig das wohlfeilste ist. Es wäre billig, daß die Industrie dem physischen und

moralischen Wohl der Menschen ein Opfer brächte: die Regierungen sollten die Fabrikation des Branntweins gewissen Beschränkungen unterwerfen, und diese dürften in Folgendem bestehen:

a) Die Concessionen zum Branntweinbrennen sind seltener zu ertheilen, nicht sowohl aus dem Grunde, damit im Ganzen weniger gebrannt werde, denn es könnte ja in diesem Falle einer für zehn brennen, sondern damit nicht das Volk mit der Bereitung dieses gefährlichen Getränks immer bekannter und zuletzt noch so vertraut werde, daß es einen Brennhafen für ein wesentliches Requisit einer jeden Haushaltung ansieht, wie es bereits in Sibirien der Fall ist.

b) Die Regierungen müssen darüber wachen, daß nur guter, fuselfreier Branntwein verkauft werde. Es wäre dies wohl von geringerer Bedeutung für die Gesundheit, denn der Fusel scheint nicht so viel zu schaden, aber in so fern von Vortheil für Verringerung der Branntweinconsumtion, als der Preis dieses Getränks dadurch sich erhöhen müßte. In früheren Zeiten hatte man darüber zu klagen, daß durch die Branntweinfabrikation das Getreide vertheuert und „dem gemeinen Mann ab der Leibesnahrung entzogen werde.“ Jetzt sind die Preise des Getreides so niedrig, daß man es dem Bauer nicht verargen kann, wenn er eine Steigerung wünscht, und man dürfte gewiß keine Theurung besorgen, wenn das Getreide in sein altes Recht wieder eingesetzt und statt der Kartoffeln zur Bereitung eines guten Branntweins verwendet werden würde. Ich bin übrigens mit P. Frank nicht der Meinung Krügers, dem Volke zu empfehlen, nur den reinsten und stärksten Branntwein zu nehmen und mit Zuckerwasser zu verdünnen. Der gemeine Mann würde sich wohl diese Neuerung gefallen lassen, und nun den starken Branntwein, wie früher den schwachen, unverdünnt trinken. Die Regierung sollte den Verkauf des Branntweins so controliren, daß nur guter von einer bestimmten Stärke, etwa bis zu 10° Beck, verkauft werden dürfte. Starker, rectifizirter Weingeist, Liqueurs und andere gemischte Branntweine sollten nur in der Apotheke verkauft werden dürfen.

c) Die Fabrikation, der Verkauf und der Ausschank des Branntweins müssen durchaus verhältnißmäßig höher besteuert werden, als die übrigen, der Gesundheit weniger nachtheiligen geistigen Getränke, besonders das Bier.

7. Wenn die Consumtion des Branntweins verringert und allmälig auf das wahre Bedürfniß zurückgebracht werden soll, so muß die Polizei zugleich dafür sorgen, daß der gemeine Mann als Surrogat ein anderes, der Gesundheit weniger nachtheiliges geistiges Getränk gut und in billigen Preisen bekomme. Es handelt sich hier, wie ich glaube, um ein gutes und wohlfeiles Bier. Bier ist der Nationaltrank der Deutschen und soll es bleiben. Ueberall in Deutschland nimmt die Fabrikation und Consumtion des Biers jetzt täglich zu, und es ist nur zu bedauern, daß die Consumtion des Branntweins nicht in dem Verhältniß ab, sondern ebenfalls zunimmt. In dieser Hinsicht hätten die Regierungen dafür zu sorgen:

a) Daß das Bier überall eine gewisse gleichmäßige Stärke und Güte habe. Zu diesem Behufe ist es durchaus nothwendig, daß dasselbe von eigens aufgestellten Sachverständigen in Beziehung auf Geschmack, Gehalt und Zuträglichkeit für die Gesundheit öfters geprüft, und dessen Verkauf nach dem Befund der Untersuchung erlaubt oder verboten werde. Es ist ein Jammer, was für Bier man oft in den Wirthshäusern kleinerer Art antrifft und trinken sieht, ein Getränk, von dem man in der That versucht ist zu glauben, daß es ein bloser Absud von Haberstroh sey. Schlechtes Bier, das Blähungen und Harnbrennen macht, begünstigt das Branntweintrinken; man sieht es ja häufig genug in den Dorfschenken, daß die Leute neben dem Bierglas das Schnapsglas stehen haben, indem ihnen der Schnaps das trübe, saure Bier helfen verdauen und wieder aus dem Leibe schaffen muß. Ein zu starkes Bier ist der Gesundheit gewiß nachtheilig, allein eben so wenig taugt ein zu schwaches, dessen Eigenschaften, so vortrefflich sie sonst seyn mögen, übernächtig sind. Ohne Hopfen taugt das Bier nichts, diese sind die Würze desselben, die es dem Magen angenehm macht. Eben so wesentlich aber ist die gehörige Menge von Malz, die es nahrhaft macht, was bei dem armen Manne, dem der Trank manchmal auch das Essen ersetzen muß, wohl in Anschlag kommt.

b) Die Fabrikation und der Ausschank des Biers sollte nur gering besteuert werden.

c) Wenn die Bereitung und der Verkauf des Biers beaufsichtigt und einer geringeren Besteurung unterworfen wird, so muß

auch eine billige Taxe für ein einfaches, schwächeres, aber doch gewürztes sowohl, als für ein stärkeres, sogenanntes Doppelbier festgesetzt werden.

d) Nicht minder bedarf der Wein, den die Wirthe ausschenken, einer genaueren Beaufsichtigung, nicht nur, wie es wohl seither geschah, in Beziehung auf die davon zu entrichtenden Abgaben, sondern auch in Beziehung auf die Qualität und den Preis. Es ist nicht zu bedauern, daß der schlechte saure Wein mehr und mehr durch das Bier verdrängt wird. Die Wirthe sollen nur gutes Bier und guten Wein haben, letzteren aber in einem Preise, daß ihn ein ehrlicher Mann zu bezahlen im Stande ist. Manchem taugt das beste Bier nicht. Vielleicht wird man in unsern Gegenden (Württemberg, Baden, Schweiz) bald daran denken müssen, die ungünstigeren Lagen, die Ebenen und flachen Hügel, die doch nur selten guten Wein liefern, mit Getreide, die Gärten mit Obst zu bepflanzen, und nur an den steilen, sonnigen Abhängen die Reben zu belassen. Selbst der Weinbauer wird dann besser daran seyn, denn es ist ja bekannt genug, daß der, der den Wein pflanzt, den geringsten Genuß und Vortheil davon hat.

e) Der Obstwein, Most, Cyder, aus Aepfeln und Birnen gemacht, ist ein angenehmes, durstlöschendes, kaum erhitzendes, verhältnißmäßig vielleicht das gesündeste Getränk für den in der Hitze arbeitenden Landmann. Seiner Bereitung und Consumtion darf daher kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. In den Gegenden der Schweiz, wo viel Most getrunken wird, wie in den Cantonen Schaffhausen, Zürich, Thurgau, Appenzell Außerrhoden, St. Gallen, hat das Branntweintrinken noch bei Weitem nicht so um sich gegriffen, wie da, wo dies nicht der Fall ist, wie z. B. im Canton Bern. P. Frank sagt vom Obstwein: „Verschiedene Provinzen Frankreichs und Englands trinken einen Cyder, den ich unsern mehrsten gemeinen deutschen Weinen, der Annehmlichkeit und Gesundheit wegen, weit vorziehen würde.“ Freilich der arme Landmann bei uns begnügt sich oft mit einem ganz elenden, der Gesundheit keineswegs zuträglichen Getränk dieser Art, welches er so bereitet, daß er, nachdem der Most weggepreßt und zum Verkauf aufbewahrt ist, Wasser an die Trestern schüttet und noch einmal preßt.

8. Die Wirthshäuser niederer Qualität müssen besser beaufsichtigt werden, nicht durch Censoren, wie schon Plato (de legibus lib. II.) vorgeschlagen hat, sondern indem man die Wirthe selbst für die Excesse, die in ihrem Hause vorkommen, verantwortlich macht. Hierdurch kann viel verhütet werden. Die strengen Verordnungen gegen das übermäßige Trinken in Schweden müssen von den Wirthen in den Wirthsstuben angeschlagen werden.

Eine Seite des Mißbrauchs geistiger Getränke haben wir noch näher zu betrachten, nämlich daß er so häufig Veranlassung gibt zu plötzlichen Unglücksfällen, injuriösen Handlungen derer, die sich im Genusse derselben übernommen haben, blutigen Händeln und Gewaltthätigkeiten. Hier kommt vorzüglich der Rausch in Betracht mit dem ganzen psychischen Zustand des Menschen, den er herbeizuführen pflegt. Versuchen wir, eine kurze Charakteristik dieses Zustandes zu geben. Die erste Wirkung der geistigen Getränke, insbesondere des Weins, ist bekanntlich eine angenehm aufregende, belebende, erheiternde. So wie aber ein gewisses Maß des Genusses, dessen Größe freilich bei verschiedenen Menschen sehr verschieden ist, überschritten worden, so geht die Belebung in allmählig steigende Berauschung über. Das zuerst nur rascher fließende Blut kommt in eigentliche Wallung, es strömt mit größerer Heftigkeit gegen den Kopf, das Gesicht wird roth, und sein heiteres Aussehen verwandelt sich in ein wildes, der Glanz der Augen bekommt etwas Widriges, der Blick wird unstät, endlich starr und ausdruckslos. Das ganze Nervensystem, zuerst harmonisch gehoben, erscheint in der Berauschung mehr oder weniger unterdrückt; seine Functionen gerathen zuerst in Unordnung und Verwirrung, endlich werden sie lahm; die zuvor geschärften Sinne werden umnebelt und verwirrt, die Sprache wird stotternd, die Bewegungen werden ungeregelt und unsicher. Parallel hiermit geht eine Veränderung des Zustandes und der Aeußerungen des Geistes und Gemüthes. Die Behaglichkeit und der Frohsinn gehen in Muthwillen, das Gefühl erhöhter Kraft geht in Unbändigkeit, das Gefühl der Selbstständigkeit in Rücksichtslosigkeit, das Vertrauen auf sich selbst in Anmaßung über; das Wohlwollen verwandelt sich bei sonst gutmüthigen Menschen in übertriebene Zärtlichkeit, das Gemüth kann so weich werden, daß die Betrunkenen durch unbedeutende Veranlassungen zu Thränen gerührt werden. Bei andern Menschen und unter andern

Umständen verkehrt sich das Gemüth zur Empfindlichkeit, zum Mißtrauen, zur Zornmüthigkeit, und ein einziges Wort des Widerspruchs ist im Stande, den Trinker aufzubringen, in Wuth zu versetzen und zu den gewaltthätigsten Handlungen zu veranlassen. Die Urtheile des Berauschten, vielleicht kurz zuvor noch klar und treffend, werden einseitig, ungegründet, leidenschaftlich, hart; die fließende Rede artet in Schwatzhaftigkeit, der Witz in bloße Ideenjagd, in wahres Delirium aus. Der Rausch macht offenherzig, und das Sprichwort: „in vino veritas" hat wohl guten Grund, allein doch würde man manchem Menschen Unrecht thun, wenn man seinen Charakter nach seinem Benehmen im Rausch beurtheilen wollte. Besonders kommt es bei lebhaften, cholerischen Menschen vor, daß sie, während sie sonst einen wahrhaft guten und selbst edeln Charakter haben, im Rausch ungerecht, händelsüchtig und maliciös werden. In Beziehung auf die Stimmung im Rausche kommt außerordentlich viel auf die Stimmung unmittelbar vor dem Trinken an. In der Regel wird die Richtung des Gemüths, mit welcher man an das Trinken geht, beibehalten und durch dasselbe nur auf die Spitze gebracht. Dies ist noch viel auffallender bei den Opiumessern, welche sich vor dem Genusse des Opiums in eine gewisse Gemüthsstimmung versetzen, um dieselbe zur herrschenden und jede andere Regung des Gemüthes übertäubenden während des Rausches zu machen. Auch die Geistesbildung des Trinkers hat großen Einfluß auf das Benehmen im Rausche. Ein gebildeter Mann, der je zuweilen mehr trinkt, als ihm gut ist, wird sich ganz verschieden äußern, wenn dies der Fall ist, als ein betrunkener roher Bauer, der auch im nüchternen Zustand die besten Gründe für seine Meinung und seinen Willen in der Faust hat. Es gibt Menschen, welche bei fortwährendem Trinken fast nüchtern bleiben, bis sie plötzlich, wie von einem Schlage getroffen, zusammensinken und die Zufälle der höchsten Trunkenheit zeigen. In der Regel aber kommt es allmählig zum Gipfel der Berauschung, indem der Zustand von Exaltation durch den der Verwirrung nach und nach in den Zustand der Lähmung übergeht. Letzterem, der Lethargie der Besoffenheit, geht in einzelnen Fällen, besonders bei jungen, lebhaften und des Trunkes ungewohnten Menschen, eine wahre Raserei voran, in welcher der Mensch seiner in keiner Weise mehr mächtig ist.

Olivia. Womit ist ein Betrunkener zu vergleichen, Narr?
Clown. Mit einem Ertrunkenen, einem Narren und einem Tollhäusler. Der erste Trunk über Durst macht ihn zum Narren, der zweite macht ihn toll, der dritte ersäuft ihn.

Wenn der Betrunkene in den ersten Perioden der Trunkenheit, und besonders in jenem Zustande der Raserei, Andern leicht gefährlich wird, so ist er in dem letzten Stadium, dem der Lethargie und Lähmung, sich selbst gefährlich. Es kann nämlich in letzterem augenblicklicher Tod folgen, entweder durch totale Lähmung des Nervensystems oder durch blutigen Schlagfluß. Nach Süßmilch sind zu London im Rausche gleich todt niedergefallen vom Jahre 1686 — 1710: 27, von 1711 — 1735: 499, von 1736 — 1758: 631; zusammen in 73 Jahren 1157 Personen. Ueberhaupt wurden während dieses Zeitraums zu London todt auf der Straße gefunden 2233 Individuen. Süßmilch meint, wenn man einige dieser letzteren ausnehme, die am Schlagfluß im Allgemeinen gestorben seyn mögen, so dürften die Uebrigen wohl nur durch das Saufen getödtet worden seyn. Nach Casper kommen seit einer Reihe von Jahren auch in Berlin alljährlich Fälle von plötzlichem Tod beim Branntweinglase vor. Vom Jahr 1813 — 1819 einschließlich werden solcher Todesfälle neunzehn aufgeführt.

Was die gerichtliche Beurtheilung der im Rausche begangenen Rechtsverletzungen betrifft, so begnüge ich mich hier, mit Uebergehung des Geschichtlichen und ohne weitere Ausführung, nur im Allgemeinen die Gesichtspunkte anzugeben, von denen dieselbe ausgehen muß. Der Grund der Zurechnung irgend einer That ist die Willensfähigkeit und die Willensfreiheit, womit ein Mensch dieselbe beschloß und ausführte. Es versteht sich von selbst, daß auf eine bloß physische Kraft, welche von einem Menschen ausgeht, der Begriff der Zurechnung nicht angewendet werden kann. Der Mensch, der eine bestimmte Handlung vornahm, muß zu der Zeit, da er sie vornahm, die Fähigkeit gehabt haben, dieselbe ihrem Wesen und ihren Folgen nach zu berechnen, ihr Verhältniß zum Rechtsgesetz zu erkennen und sich willkürlich für die Unternehmung oder Unterlassung der Handlung zu bestimmen, wenn sie ihm soll zugerechnet werden können. Jedwede in einem solchen psychischen Zustand begangene Handlung, in welchem der Mensch das Wesen derselben, ihre Folgen und ihre Strafbarkeit einzusehen unvermögend

war, schließt die Zurechnungsfähigkeit aus. Wenn nun völlige Betrunkenheit einen Zustand darstellt, in welchem aller Vernunftgebrauch aufhört, einen Zustand von Narrheit, Raserei oder Blödsinn, so ist die Frage, ob eine in derselben begangene rechtsverletzende Handlung zugerechnet werden könne, schon entschieden, und es kommt in der That unter den Aerzten und Juristen auch kaum eine Meinungsverschiedenheit darüber vor, daß ein total Betrunkener zurechnungslos sey. Verschiedene Ansichten kommen aber vor über Zurechnungsfähigkeit in den der totalen Betrunkenheit vorhergehenden Zuständen der Seele, von dem sogenannten weinwarmen Stadium an. Man muß sich erinnern, daß die Grade der Betrunkenheit allmählig in einander übergehen, daß das Bewußtseyn allmählig mehr und mehr getrübt und endlich aufgehoben wird. Hiernach kann nicht entweder von gänzlicher Zurechnungslosigkeit oder ganzer Zurechnung die Rede seyn, sondern es muß Grade der Zurechnung geben; das Benehmen des Angeklagten während, unmittelbar vor und nach der That muß den untersuchenden Richter leiten. Es war oben von den Sinnestäuschungen, als einer Krankheit der Säufer, die Rede. Es ist bekannt, daß Sinnestäuschungen im Rausche eine sehr gewöhnliche Erscheinung sind. In Folge solcher Sinnestäuschungen oder Hallucinationen kann es vorkommen, daß Einer auf seinen Freund, seinen Kameraden, weil er in ihm seinen Feind, seinen Beleidiger zu erkennen glaubt, schimpft oder losschlägt, daß er mit einem seiner Gesellschafter Streit anfängt, weil er denselben falsch versteht, weil er von ihm beleidigende Aeußerungen zu hören glaubt, ja, daß er Einen packt, auf ihn zusticht, schießt, in der Meinung, es sey ein Gespenst oder gar der leibhaftige Teufel selbst, mit dem er nun einmal einen Gang machen will, weil er ihn schon so oft berückt hat. Die Annalen der Gerichtshöfe enthalten hierüber interessante Geschichten. Ueber die gerichtliche Beurtheilung der Trunkfälligkeit, d. h. der habituellen Trunkenheit eines Menschen, gilt im Allgemeinen Folgendes:

Die trunkfällige Entartung der Sitten und des Temperaments disponirt allerdings zu Verbrechen und gewaltthätigen Handlungen, und insbesondere die trunkfällige Wildheit (nach der Eintheilung von Clarus) zu blutigen Verbrechen, der trunkfällige Mißmuth dagegen mehr zu Betrügereien, hinterlistiger Schadenzufügung u. s. w.; allein unzurechnungsfähig macht die bloße Trunkfälligkeit ohne

zugleich vorhandene Seelenstörung nicht; denn der Trunkfällige, wenn er nüchtern ist, ist wohl noch im Stande, Recht und Unrecht zu unterscheiden. Ist ein Trunkfälliger betrunken, so richtet sich die Zurechnung, wie sonst, nach dem Grade der Betrunkenheit u. s. w. Besonders zu beachten ist aber, daß Trunkfällige oft schon von einer ganz geringen Quantität geistigen Getränks stark berauscht werden, ferner daß sie schwache Brüder sind und leicht in den heftigsten Affect und in eine Wuth kommen, welche sie jeder vernünftigen Selbstbestimmung unfähig macht. Daß die trunkfällige Seelenstörung von aller Strafe befreie, versteht sich von selbst, allein in praxi ist die Beurtheilung oft gar nicht leicht, weil es offenbar Uebergänge von der trunkfälligen Entartung der Sitten zur entschiedenen Seelenstörung, von der einfachen Sinnestäuschung zum Delirium tremens gibt. Zur trunkfälligen Seelenstörung gehört die Trunksucht, eine wahre Monomanie. Sie bringt einen psychisch unfreien, also unzurechnungsfähigen Zustand mit sich, nicht nur während der Saufperiode, sondern auch unmittelbar vor und besonders eine Zeit lang nach derselben. Wenn bei Trunksüchtigen der Paroxysmus des Trinkens eben ein Ende genommen hat, so bleibt für mehrere Tage und selbst Wochen ein eigenthümlich gereizter Zustand des gesammten Organismus, eine alienirte psychische Stimmung, namentlich eine krankhafte Furchtsamkeit, Schreckhaftigkeit, Empfindlichkeit, Zornmüthigkeit zurück. Hierzu kommen in manchen Fällen wieder Sinnestäuschungen, mit Symptomen von Verstimmung im ganzen Nervensystem. In diesem Zustande vorzüglich hat man gewaltthätige Handlungen bei Trunksüchtigen beobachtet. Insbesondere kommt es vor, daß sie meinen, Stimmen zu vernehmem, welche von ihnen verlangen, solche Handlungen vorzunehmen. Oefters leistet da die umdämmerte Vernunft noch einen schwachen Widerstand, allein er ist bald überwunden von dem mächtigen Antrieb, der ihnen keine Ruhe läßt, bis die That vollzogen ist. Sehr bemerkenswerth ist, daß die Gewaltthat gewöhnlich an den nächsten Verwandten, an sonst von dem Thäter sehr geliebten Personen begangen wird, entsprechend der bei Irren so gewöhnlichen Weise, ihre nächsten Verwandten und Wohlthäter zu verunglimpfen und ihnen Schaden zuzufügen.

Wenn so die Hand des strafenden Richters gelähmt ist, so ist es um so mehr zu wünschen, die Polizei möchte, im Bunde mit

allen Menschenfreunden, Alles aufbieten zur Ausrottung eines Uebels, welches der Menschheit unberechenbaren Schaden zufügt, ja sie von Grund aus zu verderben droht.

Vorstehender Aufsatz ist die auszugsweise Bearbeitung einer Abhandlung, welche in dem von der Redaktion der „Annales d'hygiène publique et de médecine légale“ in Paris für dieses Jahr eröffneten Concurs für medicinische Polizei und gerichtliche Medicin einen Preis erhielt. Eine ausführlichere Arbeit über den Mißbrauch geistiger Getränke, in pathologischer, therapeutischer, medicinisch-polizeilicher und gerichtlicher Hinsicht, wird der Verfasser demnächst dem Publikum übergeben, auf welche er diejenigen Leser aufmerksam zu machen sich erlaubt, welche sich für eine genauere Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes interessiren.

Dr. Carl Rösch.

Die zweckmäßigste Pflege
der
schönen Künste in Deutschland.

Die Zeiten seit Napoleons Fall sind eben so vollständig den Beschäftigungen des Friedens zugewendet, als die der Revolution und der französischen Uebermacht es dem Kriege waren. Ueberall steigt der Wohlstand, an jedem Ausgange jedes Dorfes reihen sich frischrothe Dächer den alten gebräunten an, wie in üppigen Sommern jedem Baumzweige neue hellgefärbte Sprossen. Nach jeder Seite hin erweitern sich Verbindungen und Lebensansichten, Genüsse und Bedürfnisse, Forderungen und Kenntnisse. Man sollte wähnen, daß bei so erfreulichen Zuständen der Staaten, Gemeinen, Vereine und der Einzelnen das Schöne, diese höchste, aber auch seltenste Blüthe einer lebenskräftigen Zeit, die ruhige, naturgemäße Entwickelung krönen, und der Sinn für dasselbe die Menschen durchdringen müsse, welche friedlichen Beschäftigungen hingegeben, Muße haben, das Leben nach allen Seiten zu versuchen und zu genießen.

Aber hier gerade stoßen wir auf eine Erscheinung, welche uns in unserm Glauben an das Vorschreiten des menschlichen Geschlechts irre machen könnte. Wir finden nämlich, daß das Bedürfniß des Schönen weder so lebhaft, noch so allgemein, weder so klar, noch so volksthümlich gefühlt wird, als dieses in früheren Zeiten, bei minder glücklichen Völkern der Fall war, sogar abgesehen von den Griechen, bei welchen ein Zusammenfluß von Umständen der Ausbildung des Schönheitssinns zu Hülfe kam,

wie wir ihn wohl nirgends und nie mehr hienieden erblicken werden, auch dann nicht, wenn man die lieblichste Südseeinsel mit einer Ansiedelung besetzen wollte, welche eitel aus lauter Künstlern und Künstlerinnen zusammengesetzt wäre.

Der Grund dieser Erscheinung liegt wohl darin, daß den neuen Völkern so ziemlich Alles fehlt, was zu Hervorbringung eines allgemeinen Schönheitssinnes gehört, nämlich vollständig ausgebildete Nationalität, eine mit dieser verbundene, systematische Durchführung der Formen der Gottesverehrung und eine Vereinigung von großer Macht und überragenden Reichthümern in den Händen Weniger. Ueberdies ist der politische Pol stets mehr nordwestlich verrückt. Der Süden, wo der meiste natürliche, angeborene, unverkrüppelte Schönheitssinn sich findet, erliegt den Folgen seiner früheren ungeheuren Kraftäußerungen und dient dem prosaischen, tüchtigen Norden.

Dieser ist von Altem her gewöhnt, mehr gründlich gelehrt das Vorhandene zu durchforschen, als im Fluge der Einbildungskraft Neues zu schaffen. Er läßt sich die Hervorbringungen des Südens gefallen, bezahlt sie gut, erhält sie mit ehrerbietiger Sorge, ihre Wirkung aber erstreckt sich nicht auf die Masse und beschränkt sich häufig nur auf wenige reizbare, fühlende Beschauer. Alles ist auf Haus und Zimmer, Verdachung und Heizung angewiesen in den Ländern, in welchen in unsern Zeiten die Kräfte des Volks sich am schnellsten und kräftigsten entwickeln.

Eine amerikanische Stadt, hergezaubert von Yankee's aus gefällten Stämmen des Urwalds, mit Zeitungsbüreaux, Dampfbooten und Banken, bewohnt von Auswanderern aller europäischen Lande, möchte wohl ein treueres Bild unserer Zeit geben, als Rom mit seinen herrlichen Trümmern aus den verschiedenen Zeiten seiner drei Herrschaften, der des Kriegs, der des Glaubens und der der Kunst. Der schöne Himmel, der üppige Pflanzenwuchs, die großartigen Formen des Landes, die herrlichsten Naturgaben sind dem furchtbaren Walten der Nemesis anheim gefallen und scheinen darauf zu warten, daß ein erneutes, aufgefrischtes Volk mit diesen verschwenderisch zugetheilten Gaben auf eine noch nicht dagewesene, unschuldige Weise walte.

Wenn alle neueren Völker einer eigenthümlich ausgebildeten und rein ausgeschiedenen Gestaltung ermangeln und nun bei dem

vermehrten Verkehr im Ganzen dasselbe Bild darstellen müssen, welches wir in früheren Zeiten nur in wenig Handelsstädten wiederfinden, so ist es mit den religiösen Formen derselbe Fall. Wenn schon jedes Volk diese sich auf seine eigenthümliche Weise angeeignet hat, so waren sie dennoch von außen eingebracht, in ihrer Richtung vom Gange der Völker verschieden und in demselben Maße der Ausbildung der Nationalität hinderlich, in welchem sie menschheitliche Zwecke voranstellten. Sie waren hier zu viel, dort zu wenig, was sie seyn sollten, sonderten sich von dem Leben immer mehr ab und ließen bei den höheren Ständen viel Licht bei wenig Wärme, tiefer unten dagegen viel Wärme bei wenig Licht vorwalten.

Die ungeheuren Reichthümer, welche die Entdeckung und Eroberung Amerika's in eine noch an alte Einfachheit gewöhnte Generation warf, hatten vorzüglich den ganz unglaublichen Aufschwung der schönen Künste befördert. Aber auch diese Blüthe sollte unserm Geschlecht nur auf kurze Zeit gegönnt seyn. Daß unser allgemeiner Bildungsgang, daß das Ansetzen der Frucht, welche nun sich der Reife zu nähern scheint, diese Blüthe fallen machte, wird dadurch klar, daß auch in den Ländern, welche die Reformation nicht in sich aufnahmen, die schönen Künste weder das freudige Leben noch die Volksthümlichkeit behaupten konnten, welche wir an ihnen am Ende des fünfzehnten und am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bewundern. Wenn auch einzelne gewaltige Geister auftauchten, so ermangelte dennoch das Ganze der innern Lebenskraft.

Wie einseitig die Kunst durch die reaktionären Bewegungen der Zeit wurde, beweisen die Zerstörungen, welche sie an der sogenannten gothischen Baukunst anrichtete, indem sie dieser den Jesuitenstyl aufzudringen strebte.

Die neuere Zeit offenbarte frühe ihren Zug nach dem Uebergewicht des Handels über den Grundbesitz, des persönlichen Verdienstes über die Geburt und der Prosa über die Poesie. Nur da, wo entweder ein absoluter Wille Alle beherrscht, oder eine welterobernde Aristokratie die Schätze der geplünderten Länder in einer Stadt anhäuft, konnte das Unglaubliche, noch in seinen Trümmern Staunen Erregende gebaut werden; aber diesem mangelte entweder die Schönheit ganz, wie in Egypten, oder man schmückte es durch Werke griechischer Künstler, wie in Rom. Aristokratien waren

überhaupt den schönen Künsten stets und überall günstiger als Demokratien, was die Dauer betrifft. Die schönste Blüthe, das ganz freie und gleiche Gemeinwesen, dauerte nur kurze Zeit. Auch in Deutschland haben die patrizischen Reichsstädte Kunstsinn und Kunstübung am längsten erhalten.

Der steigende Wohlstand der untern Klassen belebte die niederländische Kunst auf untergeordnete, aber höchst eigenthümliche, vielleicht kleinliche, gewiß aber auf achtungs- und liebenswürdige Weise. Manche Höfe liebten und pflegten die Künste, aber als exotische Pflanzen, aus Liebhaberei oder Sucht zu glänzen, ohne Folgerechtigkeit, ohne bedeutenden Einfluß auf das Volk, selbst auf die Einwohner der Hauptstädte. Die verschiedenartigsten Richtungen machten Künstler und Kunstfreunde eher irre als klar, und die Perrückenzeit mußte auch von den schönen Künsten durchgelebt, die Last der stets wachsenden Heere auch von ihnen getragen, die falsche Nachahmung des Antiken auch in Marmor und auf Leinwand durchgemacht werden. Endlich kamen wieder Zeiten, in welchen man ruhiger über sich selbst denken konnte.

Wie in den Lebensäußerungen der Staaten und Literaturen, so wurde auch in der schönen Kunst eine Rückkehr zum Alten, Religiösen, Angestammten bemerkbar; wie dort, fehlte es auch hier an wohlgemeinter, aber schlecht bedachter Uebertreibung keineswegs. Es wollte zwar älteren Kunstfreunden scheinen, daß der in das fünfzehnte Jahrhundert zurückgreifende Styl von Jenen wegen Mangels an poetischen Gaben, von Diesen wegen Unfähigkeit, das Nackte korrekt und schön darzustellen, von Manchem aus Verzweiflung, die harmonische Färbung und das kräftige Helldunkel der guten Zeit zu erreichen, ergriffen worden sey. Aber die alterthümelnde Richtung war zu mächtig, ihre Wortführer ließen es am Ausposaunen, ihre Gönner an Bestellungen so wenig fehlen, daß den Besonnenen nichts als schweigendes Zuwarten gerathen werden konnte. Die Heilkraft des ewig jungen Volkes erprobte sich auch hier, und es hatte doch wenigstens die Genugthuung, daß das Nachbarvolk, welches von uns nur zu oft nachgeahmt worden war, gerade alsdann jenen Uebertreibungen sich zuwendete, als sie bei uns anfingen zu verschwinden, um klareren Ansichten Raum zu geben.

So weit wir in die vergangenen Zeiten unsern forschenden Blick werfen können, finden wir stets, daß nur eine, in jeder Beziehung tüchtige Zeit es vermochte, die Blüthe der Kunst zu entwickeln. Es scheint, daß die Schriftsteller, welchen wir so manche lehrreichen Ergebnisse in der Kunstgeschichte verdanken, es versäumt haben, sich auf den hohen Standpunkt zu stellen, in welchem die Kunst zugleich mit allen übrigen Lebensthätigkeiten eines Volks überschaut werden kann. Sie würden durch Parallelen die einzeln sonderbar sich darstellenden Erscheinungen erklärt und späteren Geschlechtern ungleich deutlicher gemacht haben, als durch Beschreibung der Kunstwerke; denn der, welcher diese nicht mit den Augen des Leibes und des Geistes zugleich anschauen kann, wird nie durch eine Beschreibung befriedigt seyn, und wer jene so anschaute, bedarf der Beschreibung nicht.

Wenn wir also die Parallele von den Byzantinern und Steinmetzenbrüderschaften auf die antikisirende, die Perrücken- und die napoleonische Zeit bis auf unsere Tage verlängern, so finden wir mehr Erhaltung, Einordnung und Wiederherstellung des Vorhandenen, als Hervorbringung, mehr geschichtliche als poetische Wahrheit, mehr fabrikartige Hervorbringung als vollkommenste Ausführung im Einzelnen, mehr Scheidemünze als gewichtige Goldstücke überall.

Zu dieser allgemeinen Richtung gesellt sich eine gleichere Vertheilung des Eigenthums, eine beinahe ausschließende Anerkennung des Nützlichen, wie sie in früheren Zeiten nie bemerkt wurde.

Somit stellen sich die schönen Künste als reine Luxusartikel dar, als Ueberlieferungen früherer Zeit, welche man mehr hochschätzt als befördert, mehr des Wohlstands als des innern Drangs wegen pflegt; das Vorhandene wird inventarmäßig erhalten, gelehrt illustrirt, an Bauwerken wird mit Beibehaltung des ursprünglichen Styls nachgebessert; aber eben diese Hochachtung scheint zu beweisen, daß man Aehnliches hervorzubringen nicht mehr hoffen dürfe.

So ist die Sachlage beinahe bei allen civilisirten Nationen. Mag ein seltener, großgesinnter König unserer Zeit beinahe das Unglaubliche für die Künste thun, so thut immer nur Er allein so viel, und es wäre wenigstens zu bezweifeln, ob seine Räthe, die

Kammern, das Volk aus eigenem freien Antrieb ohne ihn für diesen Zweck etwas Bedeutendes gethan haben würden.

Wenn wir mit unserer religiösen und Geistesbildung auf das ferne Ausland, auf Judäa, Griechenland und Rom gewiesen sind und nicht ohne Mühe das Fremdartige unserm Heimischen und Angeborenen anzupassen haben, so nehmen die Bedürfnisse unseres Wohllebens ebenfalls die fernsten Lande in Anspruch; und wenn die tolle Verschwendung der römischen Glückspilze aus den letzten Zeiten der Republik sich bei uns nicht wiederholt, so ist die gleichere Vertheilung der Reichthümer hieran Schuld, und im Ganzen zehrt das tägliche Wohlleben die Geldkräfte auf, welche sonst den Künsten zugewendet wurden. Mit Sklaven baute man Pyramiden, mit Kriegsgefangenen das Colloſſeum, mit den Spenden der Andächtigen, durch Jahrhunderte standhaft denselben Plan ausführend, die Dome des Nordens. Unsere Zeit bringt in zwanzig Jahren den Themsetunnel nicht zu Ende, plündert das Parthenon, lythographirt Ruinen, legt Eisenbahnen an und baut Häuser für weniger als ein Jahrhundert.

Und wenn wir nun vollends den großen Hebel der schönen Künste, den religiösen Glauben, näher untersuchen, so ist, wenn wir wahr und aufrichtig seyn wollen, auch von dieser Seite vorläufig kein Heil zu erwarten. Wahr ist es, daß der freche Unglaube nicht mehr auftreten darf, wie vor der Revolution, aber es möchte diese Erscheinung eher der Furcht zugeschrieben werden, welche Alle befallen hat, die Etwas zu verlieren haben. Das Beispiel der französischen Revolution macht sie zu Vertheidigern einer Anstalt, ohne welche alle Bande der Gesellschaft auseinander fallen könnten. Alle Regierungen haben zu gleicher Zeit versucht, sich mit allen Bekenntnissen zugleich auf einen anständigen Fuß zu setzen, sie äußerlich zu ehren und zu schmücken; wenn aber die alten Stämme auch die Pflege mit neuen Wurzelschößlingen belohnt haben, so sind dennoch diese noch weit entfernt, als lebenskräftige Bäume Schatten geben zu können. Ja es will scheinen, daß da, wo die Regierungen am eifrigsten positiv auf Wiedererweckung des religiösen Sinns wirken wollten, die Völker in Aberglauben und Unglauben zerfallen, und daß Gleichgültigkeit gegen äußere Formen in demselben Maße zunehme, in welchem die unabweislichen Pflichten der Sittlichkeit und des Anstands klarer erkannt und allgemeiner erfüllt werden.

Wenn man sich nicht selbst täuschen will, so muß man eine allgemeine Erkaltung, ein Vorherrschen des Materiellen über das Geistige anerkennen und die, in jeder der Hauptformen der christlichen Religion erscheinenden Uebertreibungen daraus erklären, daß gerade die Naturen durch die allgemeine Gleichgültigkeit am leichtesten sich einem Aeußersten zuwenden müssen, welche einen gewaltigen Zug nach dem Unbegreiflichen und Geheimnißvollen in ihrem Leben und mit ihren Umgebungen nicht befriedigen können.

Zu dieser Kälte gesellt sich noch ein Uebelstand, welcher sich hier als Ursache, dort als Folge jener darstellt. Das historische Princip droht im Innern der Familien durch die späteren Heirathen, die Unhäuslichkeit, die Sendung der Kinder in Pensionen unterzugehen. Jede junge Haushaltung muß ihr Leben von vorne anfangen. Nichts beinahe ist mehr gegeben, althergebracht, unantastbar und mit einer Reihe von Generationen verwachsen, nichts Oertliches kann mehr Geltung behalten, wenn die Uebersiedelungen fortfahren werden sich so zu vermehren, wie sie seither sich vermehrt haben. Völker und Ortschaften, Stände und Berufe hören auf eine bestimmte Farbe zu haben, und drohen sich am Ende in einem schmutzigen Grau-Braun zu indifferentiiren.

Wir geben zu, daß diese Aussichten nichts weniger als tröstlich sind, glauben sie aber hier voranstellen zu müssen, wie sie sich als Ergebnisse vieljähriger Beobachtungen uns aufgedrungen haben.

Nicht nur wir Deutsche, sondern alle modernen Völker sind in demselben Zustande befangen, und alle kennen durch die gelehrte Behandlung der schönen Künste, wie der Junker in Göthe's Götz, vor lauter Gelehrsamkeit ihren Vater nicht mehr. Wer weiteres Zeugniß verlangt, betrachte die Vermischung und Nebeneinanderstellung der ungleichartigsten Style, das Unmalerische aller Trachten, die Fadheit der Faschinge und Maskenbälle, wo nur im gemeinsten Volke hie und da Laune und Eigenthümlichkeit zu Tage kommen mag, und gestehe, daß er im Schauspielhause Predigten und Kirchenmusik, in der Kirche aber theatralische Vorträge und Opernarien mehr als Einmal gehört habe; er gehe seine nächste Umgebung, sein Geräthe, den Schmuck seiner Wände durch und läugne, daß, wenn er sich im Ungeschmacke, im Unzweckmäßigen

und Falschen nicht gerade gefalle, er dieses wenigstens ertrage, und daß seine zusammengestückelte Cultur es zu einer klaren Ansicht des Bedürfnisses des Schönen noch keineswegs gebracht habe!

Man wird nach diesem es nicht ketzerisch finden, wenn behauptet wird, daß die oft bis zur Abgötterei verzerrte Verehrung älterer Kunstwerke das demüthigende Erkenntniß einwickle, man vermöge Aehnliches in unsern Tagen nicht hervorzubringen.

Ist denn aber in den Völkern deutschen Stammes nie Kunstsinn zu Tage gekommen, nie die Ahnung einer volksthümlichen Kunst aufgedämmert?

Hierauf mögen die religiösen Bauten des Mittelalters, die Altarblätter des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die noch geretteten Verzierungen der Prunkgemächer und Geräthe jener Zeit antworten. So rein aus dem Wesen unseres Volks ist die religiöse Baukunst hervorgegangen, daß wir nach langen betrübten Irrsalen zu ihr zurückkehren und gestehen müssen, daß nur sie unser Bedürfniß nach einer der Andacht würdigen Umgebung zu befriedigen vermöge. Und jene Bilder der niederrheinischen wie der oberrheinischen Schule, welche im Wettkampfe mit den farbigen Kirchenfenstern die höchste Kraft der Färbung zu erlangen streben mußten, jene alten, schön gearbeiteten Harnische und Degengefäße, jene stattlichen Schränke und Vertäfelungen; wie geehrt, wie gesucht, wie reichlich bezahlt, wie sinnreich nachgeahmt werden sie in unsern Tagen! So deutet diese Sehnsucht, diese Ehrerbietung auf einen Zug der deutschen Gemüther gegen eine Vorzeit, in welcher wir zwar in herben Uebergängen befangen, dennoch aber etwas Tüchtigeres und mehr wir selbst waren, als wir jetzt es sind. Gewiß, wenn es im Leben überhaupt wahr ist, daß uns das Verlernen des anerzogenen Falschen und Unnützen mehr Mühe kostet, als das Erkennen des Wahren und Nützlichen, so ist dieses doppelt wahr, wenn von Pflege des Schönheitssinnes die Rede ist. Man wird hier unwillkürlich an eine Anekdote erinnert, welche von Voltaire erzählt wird, und welche, wenn nicht wahr, doch würdig ist, wahr zu seyn. Es sollen die Rathsherrn von Genf ihn gebeten haben, eine Inschrift auf ihr neuerbautes Schauspielhaus zu verfertigen. Er soll vor den Abgeordneten eine sehr tiefsinnige Miene angenommen und nach einigem Nachdenken die Worte Salon de Spectacles niedergeschrieben und ihnen zu ihrer nicht geringen Verwunderung übergeben haben.

Wenn durch die so lange gehegten falschen Tendenzen der Sinn für das Wahre, d. h. Schöne, nicht ganz in uns erstickt ist, so mögen wir dafür der Vorsicht dadurch danken, daß wir uns bestreben, jenen zu pflegen und uns selbst klar zu werden über die Art und Weise, wie die überfirnißte Barbarei der früheren Zeiten durch Erweckung einer zeit- und volksgemäßen Kunst zu ersetzen sey, wie das Schöne wieder zum Bedürfnisse, zum nothwendigen Gefährten des Nützlichen gemacht werden könne.

Daß hier von nationalen Abschließungen nicht die Rede seyn könne, beweist uns die Geschichte aller Völker. Eines übertrug seine Kunstübungen auf ein anderes, jedes steht in seiner Eigenthümlichkeit, selbst im Aneignen und Nachahmen des Fremden, da; nur übertrug es allein das, was es bedurfte, und wie es das bedurfte, von der Fremde auf sich.

Wir wollen nun versuchen uns deutlich zu machen, was von den deutschen Regierungen, von städtischen Behörden, von Vereinen und einzelnen Kunstfreunden geschehen ist, um den Schönheitssinn im Volke wieder zu erwecken, und an dieses unsere Wünsche und Vorschläge anreihen.

Daß die bayerische Regierung vor allen hier erwähnt wird, ist natürlich. Es ist in München für Anschaffung, Aufstellung und Benützung des Vorhandenen, für großartige Neubauten und Denkmäler, für alle Art der Kunstübung das Unbegreifliche geschehen, und nicht eines der so hoch gepriesenen italienischen Fürstenhäuser hat während der Jahrhunderte, durch welche es regierte, so viel, so zweckmäßig und so unermüdet für diesen Zweck sich thätig bewiesen, wie König Ludwig. Nach ihm wird die Nachwelt die Periode der Kunstgeschichte benennen, und es ist zu hoffen, daß auch seine Nachfolger in dieser Richtung fortwirken und Göthe's Ausspruch beherzigen werden, daß ein deutscher Fürst suchen müsse, wenigstens in einer Richtung als Muster dazustehen.

Berlin strebt auch, für die bildenden Künste als erste Stadt des nördlichen Deutschlands sich darzustellen, und es ist dort Vieles für die Ergänzung der Sammlungen, Benutzung derselben, Errichtung von Prachtgebäuden und Denkmalen geschehen, ja der Wille ist unverkennbar, einen gereinigten Geschmack auf verschiedenen Wegen wieder ins Leben einzuführen. Gleichen Schritt hiemit gehen die durch alte Kunstübung berühmten Hauptstädte Oesterreichs

und Sachsens und das reiche Frankfurt mit seinem Städelschen Institute. Die übrigen Haupt- und bedeutenden Provincialstädte sammeln, ordnen und veröffentlichen wenigstens das Vorhandene, setzen verdienten Bürgern Ehrendenkmale, und wenn ein altes, ehrwürdiges Bauwerk der Wiederherstellung bedarf, wird es wenigstens in seinem eigenthümlichen Style behandelt und, wenn nicht verschönert, doch enthäßlicht. Düsseldorf scheint durch glückliches Zusammentreffen günstiger Umstände unter allen Mitbewerbern die gegründetste Aussicht auf Entstehen einer eigenthümlichen, Altes und Neues vermittelnden, vorzüglich aber im Technischen tüchtigen Malerschule zu haben.

Zu den alten Kunstakademien sind Zeichnungs- und Gewerbeschulen getreten. Das öffentliche Erscheinen der Staatsgewalt befleißigt sich überall tüchtiger und zuweilen zierlicher Ausführung, namentlich in den Münzen, den neuen Bauten rc. Wenn man noch nicht überall versteht, es wirklich gut zu machen, so zeigt sich beinahe überall der Wille, es besser zu machen als früher; besonders aber hat die Zeit die Kunstvereine ins Leben gerufen, über welche als eine neue, vorschreitende und viel verbreitete Erscheinung wir hier ausführlicher reden müssen.

Die Kunstvereine sind, wie so viele andere Vereine, ein bedeutendes Zeichen der Zeit, in welcher Alles massenhaft sich gestaltet. Man könnte dem, welcher in ihnen die Rückkehr zum Kunstsinn sehen will, antworten, daß nun eine ganze Stadt Einen Kunstfreund darzustellen habe, und daß man auf die Ausspielungen der erworbenen Gemälde das giftige Wort Rivarol's über die Hamburger von 1790 anwenden könne: „sie eröffnen eine Subscription, um ein Bonmot zu machen.“

Wir wollen die günstigen Erfolge der Kunstvereine dankbar anerkennen, die ungünstigen aber keineswegs verschweigen.

Sie wecken junge Talente, und verhindern wenigstens die vorhandenen Künstler, deren Zahl sich über alles Bedürfniß vermehrt hat, Hungers zu sterben, oder wenigstens zu darben. Sie zeugen doch von Anerkennung des vorhandenen Bedürfnisses, und ihre Ausstellungen dienen dazu, Auge und Urtheil zu schärfen, und einmal von etwas Anderem zu reden, als von holländischen Bankbilletten oder Mull Jennies. Der Knabe, welcher täglich Bilder vor Augen hat, mit welchen der Vater seine Wände schmückt, wird durch

frühe Eindrücke am gewissesten zur Kennerschaft und Liebhaberei herangebildet, und wird einst, wenn er Rathsmitglied seyn wird, nicht, wie vielleicht sein Großvater that, es dulden, daß alte Bilder verfallen, ruinirt oder veräußert werden.

Zu den ungünstigen Erfolgen dagegen ist zu zählen, daß die Superfötation von Halbgenie's dadurch genährt wird, indem viele aus der Kunst einen Lebensberuf machen, in der Hoffnung, ihre Hervorbringungen wenigstens bei den Kunstvereinen anzubringen, welche dabei nicht so genau markten, wie Liebhaber oder gar Kunsthändler. Auch wird vielfach Klage über ungebührliche Protection, über einseitige Auswahl, über vorschnelle Steindrücke laut, deren Gegenstand schlecht gewählt, deren Ausführung nichts weniger als lobenswerth sey.

Der bedeutendste Uebelstand unter den erwähnten scheint uns die unverhältnißmäßige Zahl der Künstler zu seyn, welche hiedurch, wie durch die Akademien, deren Preise und Reisestipendien, erhalten werden. Wer soll ihnen in Zukunft Beschäftigung geben? Zum Glücke gibt sie ihnen jetzt ein Königlicher Beschützer, von dessen Huld die Existenz so vieler, gewöhnlich zahlreichen Künstlerfamilien abhängt.

Es sey uns vergönnt, hier eine Saite zu berühren, welche manchem Ohre rauh klingen wird, aber dennoch angeschlagen werden muß, wenn die ganze Wahrheit über die Stellung der schönen Künste zum Leben zu Tage kommen soll.

Es wird weder auf Akademien noch im Privatstudium die Kunst mit der Beharrlichkeit und Hingebung getrieben, ohne welche sie auch in einer minder realistischen Zeit, als unsere ist, nicht gedeihen kann, und durch welche allein die Heroen der guten Zeit zugleich vermochten in Oel und Fresco zu malen, Bildsäulen zu modelliren, Paläste zu bauen, Städte zu befestigen und Münzstempel zu schneiden. Aber sie waren geschult durch strenge Meister, vom Erkaufen und Reiben der Farben, von Präparirung des Thons durch alle Theile der künstlerischen Technik hindurch, und als sie in die Jahre gekommen waren, in welchen ihre Phantasie zu arbeiten anfing, war ihr Auge geübt, ihre Hand gehorsam. Und auch alsdann, als sie sich schon neben die Würdigeren ihrer Zeit stellen konnten, ordneten sie sich bescheiden dem Würdigsten unter, arbeiteten unter ihm, für ihn, und lernten ohne Unterlaß. Daher sehen wir in unsern Tagen, unter der Unzahl von Künstlern, welche sich

frühe emancipirt haben und nun mit langem Bart und der Brille vor den Augen sogleich nach München oder Rom pilgern, nur Künstlersöhne einen Theil jener alten Fertigkeit handhaben.

Sodann war auch das Leben des Künstlers minder anspruchsvoll und zerstreut als es nun ist, gleichsam im umgekehrten Verhältnisse der Menge und des Werths der Leistungen. Es ist löblich, wenn das Verdienst geehrt, und Künstlers Erdenwallen mit anständiger Versorgung abgeschlossen wird, allein der Hofraths- oder Direktorstitel scheint der an allen ausgezeichneten Künstlern haftenden Eigenthümlichkeit nicht gerade sich anzuschmiegen, und wir könnten mehr als Einen namhaft machen, dessen große historische Bilder früher verblaßt und vergilbt sind, als das Band des Ordenskreuzes, welches er für diese erhalten hatte.

Wer darf sich bei solcher Sachlage wundern, wenn die Baukunst in Lithographien mit ihrer Vorzeit oder einer Zukunft spielt, welche ihr nie kommen wird, wenn die Plastik in Briefbeschwerer einschrumpft, und die Malerei in Genrebilder auf Albumsblättern verflattert?

Eben darum, weil wir es wohl meinen mit unserem Volke, eben darum, weil uns bange wird für die Zukunft so vieler Jünglinge, welche den bildenden Künsten sich widmen, eben darum, weil wir hoffen, daß unserem Vaterlande eine kräftigere, mit Selbstbewußtseyn vorschreitende Zeit heraufdämmere, glauben wir, daß es nicht wohl gethan seye, sich und andere über den wahren Stand der Dinge zu täuschen. Jedenfalls haben wir den Vorgang Göthe's für uns, welcher über Ursprung, Gang und Gebrechen der nun bereits aus der Mode kommenden alterthümelnden Schule, über Kunstakademien und Anbahnung einer besseren Kunstübung gewichtige Worte geschrieben, aber die Mängel mehr leise angedeutet, als kräftig bezeichnet hat, wie geistvolle Greise zu thun pflegen, welche vor Allem die Ruhe lieben.

Regierungen, städtische Behörden und Vereine müssen nach unserer Ueberzeugung zusammenwirken, um den Schönheitssinn wieder in das Leben einzuführen, den aufgedrungenen falschen Geschmack zu gewältigen, und den Kunstsinn bei den Massen wieder zu wecken, aus welchen die neuen Reichen hervorgehen, unter denen überall die eifrigsten Besteller neuer Kunstwerke getroffen werden, während Sammlung alter Bilder und Kunstwerke häufiger bei

angestammtem Reichthum getroffen wird. Jene treibt Eitelkeit, diese elegante und gelehrte Erziehung in die Richtung.

Dem Einflusse schnell erworbenen Reichthums ist eine zwar nicht edle, aber durch Laune und treffliche Kunstübung ausgezeichnete Gattung der niederländischen Gemälde ihre Entstehung schuldig. Der durch Viehverkauf bereicherte Landmann, der Fischer, welcher zum Rheder sich emporgearbeitet hatte, sie wollten die frohen Augenblicke, welche sie in der Kneipe mit guten Gesellen verlebt hatten, die Gesichter und scherzhaften Begebnisse derer, über welche sie gelacht hatten, verewigen, und indem sie nichts zu besitzen verlangten, als was sie verstehen und genießen konnten, machten sie die Genrebilder und Stillleben entstehen, welche noch jetzt die Zier der Cabinette reicher und vornehmer Sammler, und in mancher Beziehung unerreicht sind.

Die Regierungen können vielfach auf Erweckung und Läuterung des Kunstsinns wirken. Auch da, wo Stände die jährlichen Ausgaben streng bemessen, hat man beobachten können, daß die Verwilligungen zwar durch anderweitige Bedürfnisse beschränkt, jedoch nicht gerade karg gegeben wurden.

Was Erhaltung, Veröffentlichung und Vervollständigung der vorhandenen Kunstschätze, was Sicherung und Erneuerung alter Bauwerke und Denkmale, was Eleganz der Münzen und Großartigkeit der Staatsbauten betrifft, so möchte, wir müssen es wiederholen, die bayerische Regierung allen andern zum Muster dienen können. Aber auch da, wo solche Kräfte nicht verfüglich sind, wo kein so gewaltiger Impuls von Oben auf diese Manifestation des Staatslebens wirkt, auch da kann mit geringem Aufwand und ohne viele Mühe viel geschehen. Ein bedeutender Vorschritt würde schon seyn, wenn Staatsbauten nur nach ausgeschriebenem Concurs und sorgfältiger Prüfung der Plane dem Verfertiger des besten zugeschlagen würden, wenn man Gemeinden und Corporationen mit gutem Rath unentgeltlich an die Hand ginge, so oft diese bedeutende Bauten unternähmen. Auch wäre zu wünschen, daß die geschmacklosen und stümperhaften Münzstempel möglichst bald durch würdigere Darstellung des Staatsoberhaupts und seines Wappens ersetzt würden. Bereits vorhandene Kunstschätze werden leidenschaftlichen Liebhabern, welche nirgends fehlen, am sichersten anvertraut, und in Hauptstädten, Hochschulen oder bedeutenden Handelsstädten am

zweckmäßigsten in Sammlungen aufgestellt; denn für größere Bilder mangelt in neueren Privatwohnungen, ja in Palästen der Raum. Bei dem schleppenden Geschäftsgange und der ausführlichen Vielschreiberei, welche noch hie und da in Deutschland herrschen sollen, ist unumgänglich nothwendig, die Erwerbung angebotener Kunstwerke durch Eröffnung verhältnißmäßiger Credite zu erleichtern. Denn je werthvoller ein angebotenes Kunstwerk ist, desto schneller pflegt es aus dem Handel zu verschwinden und geht oft für den Ort unwiederbringlich verloren, in welchem es entstanden ist, oder für welchen es besonderes Interesse durch den Meister oder durch den dargestellten Gegenstand hat.

Jede bedeutende Hauptstadt Deutschlands besitzt ihre Kunstakademie, Kunstschule oder wenigstens einige Hofkünstler. Wenn für die Zukunft diesen ein Wirkungskreis zu gönnen wäre, welcher vom gegenwärtigen verschieden ist, und von welchem weiter unten die Rede seyn wird, so kann dennoch die Gegenwart zweckmäßig durch Bestellungen, Einholen von Gutachten, Erhaltung der technischen Traditionen u. d. m., je nach der Eigenthümlichkeit der Künstler benützt, das Andenken ruhmwürdiger Thaten verewigt, und eine zweckmäßigere Verbindung mit den Gewerben wenigstens vorbereitet werden. Einen nicht unbedeutenden Uebelstand mancher Gemäldesammlungen dürfen wir hier nicht unberührt lassen. Man gibt diesen gewöhnlich Maler zu Vorstehern. Diese putzen und restauriren *hier* zu viel, *dort* zu wenig, und sehen oft den alten Trödel, welcher den neuen Hervorbringungen vorgezogen wird, nicht ohne einige Scheelsucht an, und handeln bei Ankäufen zu häufig nach Vorliebe.

Desgleichen pflegen die Regierungen Reisestipendien an Künstler zu ihrer weiteren Ausbildung zu geben. Was *Göthe* über diese Unterstützung gesagt hat, und über die zweckmäßigste Weise, sie für den Geber wie für den Empfänger am nutzbarsten zu machen, bedarf keines Commentar's. Nur zeigen spätere Erfahrungen, daß man den Künstler gewöhnlich zu jung nach Rom ziehen läßt; dieses macht aus dem mittelmäßigen Künstler höchst selten einen guten, aber stets aus dem tüchtigen einen noch tüchtigeren. Die Maler insbesondere betreffend, veröffentlichen wir hier den Wunsch, daß man ihnen aufgeben sollte, sich mit Restauration alter Bilder wenigstens in so weit zu befassen, daß sie aus derselben eine

Nebenbeschäftigung zu machen verstünden. Jeder Künstler hat so oft Tage, wo er nicht an eigenen Arbeiten malen kann oder will. Da ist nun die Ergänzung, Reinigung und Erneurung alter Bilder nicht nur ein trefflicher Zeitvertreib, um über graue Tage hinüberzukommen, sie hat auch noch zwei andere, bedeutende Vortheile: der Künstler muß in die Weise der alten Meister sorgfältig eingehen, ihre Farbenmischung studiren und nachahmen, und die Kunstkennerei und der Kunsthandel können ihm ökonomische Beihülfe geben, welche ihm stets, besonders aber in unsern Tagen, recht sehr zu gönnen ist.

Die städtischen Behörden sind meist von den materiellen Interessen und den Beschäftigungen, welche der Tag zu bringen pflegt, zu sehr in Anspruch genommen, und der örtlichen Rücksichten sind zu viele, als daß es ihnen so leicht würde, wie den Regierungen, etwas Löbliches und Musterhaftes ohne fremden oder höheren Beirath ins Leben zu rufen. Es ist daher die Errichtung von Filialgalerien und bereitwillige Hülfe der Staatsbehörden mit Rath und That nicht nur wünschenswerth, sondern nothwendig, wenn das Vorhandene erhalten, genützt und geschützt werden, das Neue erfreulich errichtet werden soll. Besonders verdient die örtliche ältere Kunstübung die Aufmerksamkeit der Behörden; die jetzt überall errichteten Denkmale verdienter Einwohner verdienen würdige und zugleich jetzt noch sichernde Umgebung.

Die vielen öffentlichen Anlagen um die Städte nöthigen uns, zu bekennen, wie es uns scheine, daß auch die Gartenkunst noch sehr im Argen liege, und sich ungebührlich in eine Art Landschaftmalerei verirrt habe. Sie sollte für unser Klima, unsere Bedürfnisse eben so berechnet seyn, wie die italienische für die der Italiener, und wenn von diesen der Schatten auch Winters aufgesucht werden muß, so sollten unsern Spaziergängen sonnige, wo möglich geplattete und mit immergrünen Bäumen und Gesträuchen umpflanzte, vor dem Nordwind geschützte Wege nicht fehlen, und der deutschen Linde zwischen luftigen Rasenplätzen wieder ihr altes Recht gegönnt werden.

Die Kirchenbehörden unseres lieben Vaterlandes finden leider noch immer das Heil und die Schönheit der Gotteshäuser im Ausweißen und im Modernisiren. Wann wird man endlich anfangen zu begreifen, daß das schöne altdeutsche, das sogenannte spitzbogige

Gothische vielfarbig gedacht und genossen seyn wolle? Wahrlich Semper hat recht, wenn er sagt, die Alten hätten sogar den Sonnenstrahl gefärbt! Vermag man nicht eine neue Kirche in jenem Styl aufzuführen, so ist der noch ältere rundbogige bestimmt zweckmäßiger und minder kostspielig, als der moderne falsch griechische oder römische. Auch den Rathhäusern, den Gefängnissen, kurz allen öffentlichen Gebäuden wäre ein charakteristischer, der ganzen Umgebung sich anschmiegender Styl recht sehr zu wünschen. Auch würde es sich sehr ziemen, Alterthümer, Trümmer zerstörter Gebäude, Zeichnungen derer, welche der Zahn der Zeit bereits zerstört hat, Bildnisse verdienter Mitbürger, überhaupt Lokaldenkmale zu sammeln, aufzustellen und durch Erhaltung und Veröffentlichung derselben dahin zu wirken, daß der so nothwendige und im Deutschen so lebendige Ortsgeist dadurch genährt, gekräftigt und zu Verschönerung des Geburtsortes getrieben würde. Jede nur etwas bedeutende Stadt hat hiezu Oertlichkeiten, entweder in Stadtbibliotheken und Schulen, oder in alten, jetzt nicht mehr dem Gottesdienste gewidmeten Kirchen und Kapellen. Wenn die Regierungen kunstsinnige Männer umhersenden wollten, um zu erforschen und die Behörden zu berathen, so würden diese gewiß es meist dankbar erkennen. Oft wollen sie nur angeregt, oder durch das Interesse, was auswärts daran genommen wird, vor zu prosaischen Mitbürgern entschuldigt seyn, um etwas Löbliches zu thun, was dann bald von der ganzen Bürgerschaft als rühmliches Eigenthum angesehen und dem Reisenden mit selbstgefälliger Bereitwilligkeit gezeigt wird.

Die Kunstvereine, welche in allen bedeutenden Städten deutscher Zunge seit Kurzem entstanden sind, und an Wirksamkeit und Zahl der Mitglieder täglich zunehmen, haben sich die Aufgabe gesetzt, das Interesse für bildende Künste wach zu erhalten, den Kunstsinn zu verbreiten, den Künstlern von Ruf Bestellungen zuzuwenden, und junge Talente aufzumuntern. Sie entsprechen meist diesem Zwecke, besonders seit der Mitbewerbung ein weiteres Feld eröffnet wurde, und der, anfangs sehr vorherrschende Oertlichkeitsgeist mehr in den Hintergrund treten mußte. Es sind durch diese Vereine bedeutende Summen aus Händen der Kunst zugeflossen, welche für einzelne Künstler stets verschlossen geblieben wären. Manche Wand schmückte sich, wenn nicht mit etwas Musterhaftem, doch

etwas Erträglichem, und man fing wieder an, von der Kunst Notiz zu nehmen, was bei der Sachlage schon viel gewonnen war.

Aber auch die ungünstigen Erfolge der Kunstvereine dürfen nicht verschwiegen werden. Es wird sehr häufig nach einseitigen Ansichten und aus Protection, es wird gewöhnlich zu Preisen gekauft, welche auch der leidenschaftliche Kunstsammler nicht geben würde, es wird dadurch bei heranwachsenden Halbgenies die Meinung verbreitet, die Kunstvereine werden sie am Ende nicht Hungers sterben lassen, und die Kupferstiche und Lithographien, mit welchen man die Nieten zu trösten pflegt, sind sehr oft weder dem Stoffe, noch der Ausführung nach zweckmäßig und solcher Kräfte würdig. Die leitenden Commissäre sehen sich zu Transaktionen mit dem Ungeschmacke zu vieler Beitragenden genöthigt, und so wird die Historienmalerei vom Genrebilde, die componirte Landschaft von den Vedute verdrängt, ohne daß diese ihre untergeordnete Stellung durch musterhafte technische Ausführung wieder zu Ehren brächten.

Uns will bedünken, daß die schönen Kräfte der Kunstvereine weit zweckmäßiger verwendet werden könnten. Der Weg, welchen alle gut organisirten Wohlthätigkeitsvereine einschlagen, dürfte auch die Kunstvereine einem großen, wahrhaft lobenswerthen Zweck entgegenführen. Wie man dort die Quellen der Verarmung durch bessere Erziehung zu verstopfen strebt, so muß hier der Ungeschmack vorerst durch Einführung schönerer Formen, wahrerer Motive, harmonischerer Farben bei der nachwachsenden Generation bekämpft werden. Krüge und Näpfe, alles Geräthe des täglichen Lebens sollte vorerst durch Rath und That verbessert, die wirklich ganz schauervolle Barbarei der Papiertapeten, Pendeluhren, Möbeln und Modeartikel hiedurch erst fühlbar werden. Man kann nie etwas Anderes als Nothbehelfe von Menschen erwarten, welche sich noch täglich im Geschmacklosen gefallen.

Was soll aber aus den lebenden Künstlern werden? rufen uns theilnehmende Freunde zu. Diesen antworten wir, daß der ächte, der geniale Künstler an nichts Mangel leidet, als an Zeit, um die Bestellungen auszuführen, welche wirklich kunstsinnige Liebhaber bei ihm machen. Der mittelmäßige aber spanne seine Ansprüche an Geldgewinn, sociale Geltung und poetische Existenz nicht zu hoch. Er suche den Gewerben hülfreiche Hand zu leisten. Beide

können hiedurch nur gewinnen. Welches Feld zu derlei gemischten Leistungen bieten schon die lackirten oder die niellirten Tabacksdosen, die Porcellan- und Steingutgefässe, die geschmackvolle Verzierung der Gemache, die sinnigere Gestalt der Standuhren, Kamine, Ofen und Tischaufsätze?

Während die jetzt bestehende Kunst nur auf dem Wege des Gewerbs, und dieses würdiger als durch Bezahlung von Zeitungsartikeln und Bestechung der Kammerdiener und Maitressen, zu fester Existenz gelangen kann, wird in Zukunft das wirkliche Kunstgenie durch die strenge Schule des Gewerbs entweder dieses in sich oder sich über dieses erheben, und in Fleiß, Bescheidenheit und ausspruchsloser Beobachtung und Wiedergebung der Außenwelt weiter kommen, sich und andere vollkommener befriedigen, als in der jetzigen unseligen Zwitterstellung, in welcher man nur zu oft Ansprüche an das Höchste und Untüchtigkeit zum Gewöhnlichsten beisammen findet.

Um diese bessere Zukunft herbeizuführen, die Uebergänge auf die möglichst sanfte Weise anzubahnen, müssen die Regierungen mit ihren Kunst- und Gewerbeschulen, die Kunstvereine mit der Richtung, welche sie ihren Bestellungen geben, und es müssen selbst die ausgezeichneten älteren Künstler durch Beispiel mitwirken, ohne welches der Stolz der jüngeren Gemeindeglieder schwerlich so leicht sich unterwerfen würde.

Gewöhnlich ist der Künstler als poetische Natur in dem Maße zu Spekulationen, Gelderwerb, ruhigem Festhalten des Erworbenen untauglich, in welchem sein Künstlerberuf ihn mächtig ergreift. Er bedarf sehr sanfter Bevormundung, um im bürgerlichen Leben sein angenehmes und zugemessenes Stellchen zu finden, aber er bedarf ihrer beinahe immer. Wenn nun dafür gesorgt wird, daß seine Vorbildung auf die strenge, folgerechte (vom Gehorchen durch Genossenschaftlichkeit zum Befehlen und Leiten führende) Weise der alten Zünfte gegeben, daß dem der Weg des Gewerbs offen gelassen würde, welcher im Verfolge der Zeit nicht hält, was seine Anlagen zu verheißen schienen — dann würde der goldene Boden des Gewerbs nie unter den Füßen der Künstler weichen, der Wettstreit um Bestellungen ruhiger und ehrenhafter geführt werden können.

Wenn die Kunstvereine einen Theil ihrer Geldkräfte dazu verwenden wollten, die vorhandenen alten zerstreuten Kunstwerke durch Wiederherstellung zu sichern, durch Begutachtung der Fürsorge der Behörden zu empfehlen, durch Abzeichnung und Steindruck bekannt zu machen, wenn sie, nach dem löblichen Vorgang des Düsseldorfer Vereins, für Aufstellung von Bildern in Kirchen und Rathhäusern sich thätig bezeigen würden, so wäre bereits viel gewonnen, und das Volk könnte hiedurch bald an Schätzung und Achtung des der Oeffentlichkeit Anheimgegebenen gewöhnt werden. Auf jeden Fall sollten alle Anfragen und Bitten um Vorschläge von Seite der Provinzial- und Lokalbehörden willig, schnell und unentgeldlich von den Vereinen beantwortet werden.

Die Neujahrsgeschenke an die Schuljugend mit Kupfern könnten gleichmäßig zu Erweckung des Kunstsinns und der ehrerbietigen Behandlung der Alterthümer thätig mitwirken. Sie sind bis jetzt beinahe ausschließlich in der deutschen Schweiz erschienen, verdienten aber gewiß allgemeinere Nachahmung, und wären vielleicht mit den jährlichen Steindrücken der Kunstvereine am Zweckmäßigsten verbunden.

Die öffentlichen Ehrendenkmale wünschten wir nach alter deutscher Sitte auf Brunnen aufgestellt zu sehen. Einmal sind sie dadurch vor dem leidigen Muthwillen eher geschützt, und dann verbindet sie der stets lebendige Wasserstrahl mit der Wirklichkeit, stellt sie gewissermaßen als wohlthätige höhere Mächte dar. Wir verdanken der antiken Welt unendlich viel, aber wir ahmen zu sklavisch nach, was sie *gemacht* hat, statt das zu thun, was sie *in unsern Verhältnissen* gethan haben würde. Wer sich noch mit so geschmacklosen, zweckwidrigen und trüben Kleidern behängt, wie wir es thun, wer noch nicht den Muth hat, von aufgedrungenen Vorurtheilen, deren Grundlosigkeit er kennt, sich zu befreien, der kann zwar ein praktisch tüchtiger, für das Gemeinwesen sehr wohlmeinender, um dasselbe höchst verdienter Mann seyn, aber die Blume des Daseyns der antiken Welt wird ihm sich nie erschließen. Die Wenigen, welche die antike Welt wirklich in sich selbst neu erschaffen, werden stets die Minderzahl, eine kleine auserwählte Gemeinde bilden. Ihnen möge die Leitung der Mehrzahl zum Tempel des Schönen anvertraut werden, und sie werden in veränderten Zeiten wirken, wie die Baubrüderschaften des Mittelalters

für ihre Zeiten gewirkt haben. Das Individuum wird in der Ganzheit verschwinden, die Kunst wird überall Eine und dieselbe seyn, aber jedesmal sich der Oertlichkeit und den verfüglichen Kräften mit Grazie anschmiegen; das Volk wird sie lieben müssen, so bald es sie verstehen kann, und wenn auch der lange Schlot der Dampfmaschinen die früheren Thurmspitzen nicht ersetzt, so wird dennoch die wahre Kunst in Deutschland so wenig erlöschen, als das Bedürfniß nach ihr, welches nur geweckt, geleitet, sich selbst klar gemacht seyn will.

A. M.

Duldsamkeit.

Von

J. H. v. Wessenberg.

Die vielfachen Aufregungen zur Unduldsamkeit, die in neuester Zeit, selbst in solchen Ländern, die im Rufe fortschreitender Bildung standen, sich kund gaben, reizen zum Nachdenken über die Ursachen dieser Erscheinung, die mit dem Geiste der Duldsamkeit, dessen Hauch aus dem achtzehnten Jahrhundert ins neunzehnte herüberwehte, einen so starken Gegensatz bildet.

Die einzige, nie versiegende Quelle der wahren, beharrlichen, sich stets gleichbleibenden Duldsamkeit gegen die in Religionssachen Andersdenkenden ist die von Christus als das Wesen seiner Lehre gebotene Liebe, die seinen Vater im Himmel nachahmt, welcher über die Guten und Bösen seine Sonne leuchten, seinen Thau und Regen träufeln läßt. Wem diese Liebe tief im Herzen wohnt, wer sie zum Richtmaß seiner Gesinnungen und seines Lebens ergriffen hat, der wird die Duldsamkeit nie verläugnen. Unduldsamkeit ist mit wahrer Liebe unverträglich. Unmöglich kann also diese Liebe es seyn, was in unsern Tagen so manchen Aufruf zur Unduldsamkeit erweckt hat. War sie aber in den vorhergehenden Tagen die Erweckerin der Duldsamkeit? Dies verdient Erörterung.

Erforscht man den allseitigen Gang des menschlichen Geistes im achtzehnten Jahrhundert, so wird man finden, daß das Gefühl, zum Theil auch die Anerkennung der weitgreifenden traurigen Folgen der Unduldsamkeit den ersten Anstoß gegeben habe, daß ihr Viele gram und abhold und dazu vermocht wurden, ihr entgegen zu arbeiten. Die Weltweisheit zuerst bemächtigte sich dieser

aufdämmernden Sinnesart, um sie durch Gründe, die der Natur des Menschen, der Vernunft und der Geschichte entnommen sind, zu fördern und zu befestigen. Dadurch sah sich hernach die **Staatsweisheit** veranlaßt, die Mittel in Ueberlegung zu nehmen, wodurch der Unduldsamkeit Schranken gesetzt und eine Duldsamkeit vorbereitet werden könnte, von der sie sich versprach, daß sie der Eintracht, dem Frieden, der gewerblichen Betriebsamkeit, dem gesellschaftlichen Verkehr und dem ruhigen Fortschritt der Einsichten im Staate großen Vorschub gewähren werde. Das Haupthinderniß gewahrte man in der vorherrschenden **theologischen** Denkart und dem selbstischen Interesse, welches jene Denkart ausbeutete, hingegen von dem Geiste der Duldung mancherlei Verlust und Abbruch zu besorgen hatte. Glücklicherweise war der Geist christlicher Duldung in der Kirche nie ganz erloschen. Auch jetzt gab es unter dem Klerus, zumal dem wissenschaftlich gebildeten, aller Bekenntnisse Viele, die durch Wort und Beispiel Förderer und Fürsprecher dieser Duldung zu seyn stets geneigt waren. Diese wurden nun durch die Betrachtungen der Philosophen und die Anordnungen der Gesetzgeber ermuthigt, gegen den Geist der Unduldsamkeit mit allen Waffen, welche die heiligen Urkunden, die Schriften der achtbarsten Kirchenväter und die Kirchengeschichte darbieten, zu Felde zu ziehen. Diese vereinten Bemühungen haben in der letztern Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Sieg religiöser Duldsamkeit herbeigeführt. Damit er aber Bestand gewinne und der Menschheit in jeder Beziehung ersprießlich werde, kam es jetzt nur darauf an, ihn in der öffentlichen Meinung so zu begründen und von jedem unreinen Elemente rein zu erhalten, daß er einerseits nicht in schlaffe und kaltsinnige Gleichgültigkeit ausarte, und anderseits zur Vollkraft wahrer christlicher Gesinnung erstarke, um den vorherzusehenden Anfechtungen des Egoismus widerstehen zu können. Erproben mußte sich's, ob die Duldsamkeit auf dem Felsgrund christlicher Gesinnung oder auf dem Sand eines eiteln Weltsinnes erbaut war; denn die Stürme und Wogen waren im Anzug. Doch zu allen Zeiten gelingt es dem armen Sterblichen noch eher, ein wichtiges Gut zu erringen, als es in unverderbter Lauterkeit sich zu bewahren. Das **Maßhalten** ist die höchste Weisheit, dem Begabtesten oft schwer erreichbar, der Menge noch viel weniger zugänglich.

Auf die Ausbildung der Duldsamkeit in der bezeichneten Periode bekamen aber eine Menge fremdartiger Umstände bedeutenden Einfluß. Keine frühere Zeit war so reich an heftigen Bekämpfungen, nicht nur der Mißbräuche und Ausartungen der Kirche und Religion, sondern des christlichen Glaubens und seiner Grundlehren selbst. Dem Streben nach Licht und Freiheit gesellte sich ein übermäßiger Durst nach Genüssen jeder Art bei. Die Folge davon war eine sittenverderbende und den Charakter entkräftende Weichlichkeit, eine Neigung zur Gleichgültigkeit in Hinsicht der höchsten, wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, eine Verflachung der Prinzipien des gesellschaftlichen Lebens, die mit wechselseitiger Nachsicht gegen Unsittlichkeiten eine große Sorgfalt für Vermeidung alles sinnlich Verletzenden verband. * Diese Umstände zusammen wirkten auch auf die Duldsamkeit höchst nachtheilig ein. Viele waren jetzt duldsam, weil ihnen die Wahrheit gleichgültig geworden, in so fern sie nicht ihrer sinnlichen Behaglichkeit zusagte, oder weil sie Kampf und Anstrengung scheuten. Nicht nur Irrende erhielten Nachsicht, auch der Irrthum; nicht nur Meinungen, selbst die albernsten, auch die Taschenspielereien verschmitzter Betrüger fanden Schonung. Während die schlichte Wahrheit großer Feindseligkeit begegnete, wurden die gröbsten Täuschungen entschuldigt und beschönigt.

Die Duldsamkeit war bei nicht Wenigen nur erheuchelt, nur scheinbar, nur einseitig; sie erstreckte sich nur auf gewisse Parteigenossen, ohne die Unduldsamkeit gegen Andere auszuschließen. Voltaire und Andere seines Sinnes verlangten die größte Duldsamkeit gegen alle kühnen, ausschweifenden Ansichten, übten aber

---

* Lémontey in seiner Histoire de la Régence, 1832, t. II, p. 301, bezeichnet diesen esprit de société: „un poison doux et brillant qui anime les arts, polit les moeurs, nivelle les rangs et fait des citoyens sans zèle, des écrivains sans originalité, des familles sans bonheur." Chamfort (Oeuvres, t. IV, p. 131) hat sein Wesen mit wenigen Worten so ausgedrückt: „Jouis et fais jouir, sans faire de mal ni à toi ni à personne, voilà, je crois, toute la morale." Und Marmontel in seinen Mémoires, t. III, p. 121 gesteht: „En vivant dans un monde dont les moeurs publiques sont corrompues, il est difficile de ne pas contracter au moins de l'indulgence pour certains vices à la mode."

selbst einen julianischen Verfolgungsgeist gegen die Verfechter der entgegengesetzten. Aus den Gründen der Duldsamkeit wurden Waffen gegen Kirche und Klerus und jede kirchliche Einrichtung, Zucht und Ordnung geschmiedet.

So drückte die zur Herrschaft gelangte Selbstsucht der Duldsamkeit manches Brandmal auf die Stirne, das sie in übeln Ruf bringen mußte. Am meisten trugen zu dem Umschwung der öffentlichen Meinung über den Werth der Duldsamkeit die unheilschwangern Verirrungen und Frevel bei, welche der Ausbruch der großen Staatsumwälzung in Frankreich erzeugte oder veranlaßte. Durch sie wurde der Beweis vervollständigt, daß die Duldsamkeit in einer Beziehung die Unduldsamkeit in andern Beziehungen keineswegs ausschließe. Die Herrschaft der Gesetzlosigkeit war auch die der grausamsten Unduldsamkeit. Diese Thatsache mußte zwar, als man nach der Wiederkehr gesetzlicher Ordnung nur mit Scham und Unmuth jener Auflösung aller geheiligten Bande der Gesellschaft gedachte, einer festern Begründung der Duldsamkeit das Wort sprechen. Dies wurde von Vielen gefühlt und erkannt, und unter Napoleons Regierung hielt wenigstens das Gesetz und noch mehr das Ansehen seines Vollstreckers jedes Gelüsten der Unduldsamkeit im Zaum.

Aber kaum war diese Macht gefallen, so erhob eine Partei das Haupt, die, in der Duldsamkeit, wie sie der Revolution vorhergegangen, die Haupturheberin der letztern erblickend, die Verbannung der Duldsamkeit als das wirksamste Zaubermittel zur Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge ausersah. Jetzt rief das lebhaft aufgefrischte Andenken an die Gräuel der Umwälzungszeit, unter dem Vorwand, ihre Rückkehr auf immer zu verhindern, die schlaueste Vertheidigung der Unduldsamkeit ins Leben und verlieh ihren Verfechtern einen Freibrief, die Duldsamkeit in jeder Weise zu verlästern. Die Schriften eines Le Maistre, Bonald und La Mennais, welche mit der größten dialektischen Kunst die Unduldsamkeit als die erste, wesentliche Tugend eines Christen anpriesen, erregten einen theilnehmenden Enthusiasmus, dessen vorher weder die Duldungslehren eines mit schwärmerischer Glut begabten Rousseau, noch in früherer Zeit die schöneren und innigeren eines Fenelon sich zu erfreuen hatten. Auch Deutschland wurde davon angesteckt, und es fehlte hier nicht an Männern, die, wenn auch mit geringerem Talent und ohne den gleichen Zauber des Styls,

sich zum Echo der französischen Predigt der Unduldsamkeit machten.

Manche fromme Seele wurde jetzt unduldsam, weil sie ihren Glauben bloßgestellt wähnte; noch mehrere Weltkluge wurden es, um nicht an Ansehen zu verlieren, oder weil sie in der Duldsamkeit eine Feindin ihrer Vorrechte in der Gesellschaft erblickten; die Staatsklugen endlich wurden es mehrentheils aus Furcht, die Volksgläubigkeit möchte aufhören, ein zahmer Träger des Gehorsams, der Geduld und Langmuth zu seyn. Mancher meinte wieder im Ernst, Andersgläubigen zu fluchen, sey das wahre Zeichen frommer Rechtgläubigkeit, ihnen Segen zu wünschen wäre Ruchlosigkeit.

Es erging der Duldsamkeit nicht besser als ihren Schwestern, der Freiheit, der Volksaufklärung, der Humanität und Philanthropie. Sie kamen alle in übeln Geruch. Zeiten großer Bewegung, gewaltiger Erschütterung ist es eigen, alle, auch die grellsten Gegensätze wider einander ins Handgemeng zu bringen. Man darf sich weder darüber verwundern, noch darob entsetzen. Es sind Zeiten des Uebergangs immer mit schweren Geburtswehen verbunden.

Diese Geburtswehen zu lindern, ihre Gefahr abzuwenden, ist die Aufgabe. In Rücksicht der Duldsamkeit spricht Alles dafür, trotz den ungünstigen Zeichen der Gegenwart, daß sie obsiegen werde, wenn gleich bedeutende Mißgriffe der Machthaber den Sieg verzögern könnten. Doch das Interesse der Machthaber spricht selbst mächtig für sie. Nur der Geist der Duldsamkeit kann dem Fanatismus begegnen, nur er ihm Zaum und Gebiß anlegen, nur er neue Religionskriege verhindern. Aber ein schwankendes Benehmen, halbe Maßregeln können den trotzig aufstrebenden Geist der Unduldsamkeit weder bezähmen noch beschwichtigen. Seine mächtigsten Widersacher sind Gründlichkeit in Allem, was den Unterricht berührt, Folgerichtigkeit und festes Beharren im Handeln und Mäßigkeit in den Gesinnungen und Anforderungen. Denn das Reich der Unduldsamkeit beruht auf Schein und Täuschung, und seine besten Verbündeten sind der Schwachsinn der Menge und die Uebertreibungen, die leidenschaftliche Maßlosigkeit der Gewalthaber, sey es im Gebiete des Staats, der die materiellen Interessen behandelt, sey es in dem der Wissenschaft und Literatur, wo die geistigen betrieben werden. Unduldsamkeit ist nothwendig einseitig; mit umfassender Gründlichkeit kann sie nicht bestehen.

Sie ist nur dann des Sieges gewiß, wenn Scheinweisheit, wenn theils oberflächliches Wissen, theils blinder Glauben die Gesellschaft beherrscht. Aber jeden Mißgriff, jedes Schwanken, jede Ausschweifung der Geister weiß sie zu benutzen, um ihren Anhang zu vermehren. Doch nichts war ihr mehr dazu behülflich, als die Förderung religiöser Gleichgültigkeit. Denn diese widerstrebt der Natur der menschlichen Seele und bereitet unvermeidlich, da sie Niemand befriedigt, den Weg zum blinden Eifer, der der Vater der Unduldsamkeit ist.

Leichtfertige Sinnesart, gewöhnlich mit vieler Selbstsucht verknüpft, macht geneigter zur Härte als zur Duldsamkeit in Beziehung auf religiöse Ansichten, Formen und Gebräuche. Die Duldsamkeit, um sich zum andauernden Charakterzug auszubilden, setzt ernste, ungeheuchelte Achtung des Göttlichen voraus. Nur eine Seele, die auf den Gipfel christlicher Liebe sich geschwungen hat, ist der vollkommenen Duldsamkeit fähig. Bloße Wissenschaft, auch die tiefste, reicht hier nicht hin, noch weniger der Glanz äußerer Gesittung und literarischer Bildung. Die Machthaber von Athen zur Zeit des Sokrates waren weder roh noch unwissend. Aber weil er ihrer selbstsüchtigen Weisheit im Lichte stand, verdammten sie diesen edelsten Weisen zum Giftbecher. Das heidnische Rom unter den Kaisern prangte mit den vereinten Strahlen aller Kenntnisse und Künste der vielen von ihm überwundenen Völker. Aber seine Augen weideten sich mit Vergnügen an dem Schauspiele grausamer Zerfleischung der Bekenner der sanften Christuslehre im Amphitheater. Und im christlichen Rom, wie gleißend, wie blendend war da nicht zur Zeit Leo's X. die Geistesbildung und der Schönheitssinn der Vornehmen, wie befreundet waren sie nicht den genialen Werken des heidnischen Alterthums, und doch wie fremd war ihnen der Sinn christlicher Duldsamkeit, sobald sie ihr Interesse gefährdet glaubten! Auch der Hof Ludwigs XIV. von Frankreich wurde als Vorbild der feinsten Bildung bewundert und gepriesen. Aber doch ging von ihm der Befehl aus, die Hugenotten durch Dragoner und die Furcht vor Gütereinziehung und Verbannung zu bekehren. Nur ächt christliche Gesinnung, die alles Scheinen verschmäht, und die keinen selbstischen Vortheil sucht, kann wahre Duldsamkeit erzeugen, nur sie ihre Dauer verbürgen.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien und gelehrte Gesellschaften.

Am 25. Januar hielt die Akademie der Wissenschaften in Berlin zur Feier des Jahrstags Friedrichs II. eine öffentliche Sitzung, welche der Geheimerath und Professor *Böckh* als vorsitzender Sekretär mit einer Rede eröffnete, in welcher er von einer Bemerkung des von Friedrich besonders verehrten d'Alembert über die Nützlichkeit der Wissenschaften in der Monarchie ausging, daß nämlich die Wissenschaft von den Monarchen hauptsächlich beschützt werde, um die Aufmerksamkeit der guten Köpfe vom Gemeinwesen abzuziehen. Im Gegensatze damit stellte der Redner des großen Königs eigene Ansichten über diesen Gegenstand, sowie Friedrichs Verhältniß zur Wissenschaft überhaupt und insbesondere zur Akademie dar. Hierauf wurde der Verluste gedacht, welche die Akademie im letzten Jahr durch den Tod der Mitglieder *Ancillon* und *Hirt*, sowie mehrerer auswärtiger erlitten, und die neugewählten Mitglieder und Correspondenten genannt. Zum Schlusse las Professor *Lachmann* eine kritische Abhandlung über die zehn ersten Bücher der Ilias.

Am 26. Januar feierte der Direktor der königlichen Akademie der Künste in Berlin, Dr. J. G. *Schadow*, die Gedächtnißfeier seiner vor 50 Jahren geschehenen Aufnahme. Die Zöglinge der Akademie überreichten ihm einen silbernen Pokal, der Geheime Oberregierungsrath Dr. *Nicolovius* ein huldvolles Handschreiben des Königs und die Decoration des rothen Adlerordens zweiter Klasse mit Brillanten.

Der Vorstand der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, Geheimerath v. *Schelling*, hat von dem König von Bayern das Commenthurkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael erhalten.

In der Nacht vom 31. Januar auf den 1. Februar starb zu Augsburg in seinem achtundsiebenzigsten Lebensjahre der königliche Geheimerath Carl Erenbert Freiherr von *Moll*, Sekretär und Direktor der mathematisch physikalischen Klasse der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften.

In der öffentlichen Sitzung der königlichen deutschen Gesellschaft in Königsberg vom 18. Januar, las Professor *Schubert* als Präsident eine Abhandlung über Spanien unter der Herrschaft des Hauses Habsburg bis auf den Uebergang derselben auf das Haus Bourbon. Sodann sprach Professor *Rosenkranz* über die eigenthümliche Weltstellung des Islam. Als neuerwählte Mitglieder wurden proclamirt: der Chefpräsident des königlichen Oberlandsgerichts zu Königsberg Dr. v. *Zander* als Ehrenmitglied; der Prediger und Lehrer am Friedrichscollegium *Voigt*, der Arzt Dr *Hirsch* zu Königsberg als ordentliche Mitglieder; der Landrath von *Tettau* in Conitz als auswärtiges Mitglied.

Einer der sieben entlassenen Göttinger Lehrer, Professor Ewald, ist für die erledigte Professur der orientalischen Literatur an die philosophische Facultät der Universität Tübingen berufen worden, und hat, von seiner wissenschaftlichen Reise nach London und Oxford zurückgekehrt, bereits seine neue Stelle angetreten und seine Vorlesungen über Sanskritgrammatik, über den Pentateuch und über biblische Theologie begonnen.

Die Bibliothek der Universität Tübingen hat einen reichen Zuwachs erhalten durch die Schenkung der Büchersammlung des verstorbenen Oberbibliothekars in Göttingen, des Geheimen Justizraths von Reuß. Seine Erben haben dieselbe der Universität Tübingen unter der Bedingung zugewandt, daß sie in einem besondern Local aufgestellt werde und den Namen Reußische Bibliothek führe. Das Ganze wird auf 7000 Bände geschätzt, und es sind meist Werke literärgeschichtlichen Inhalts. Die Universitätsbibliothek in Tübingen hat überhaupt in neuester Zeit sehr an Größe und Bedeutung zugenommen. Seit der Administration des jetzigen Oberbibliothekars, Professor von Mohl, wurde nicht allein das Personal der Bibliothek verdoppelt, um durch gründliche Revision der Kataloge den Gebrauch des Vorhandenen zu erleichtern, sondern auch der Fonds für Anschaffungen neuer Werke so bedeutend vermehrt, daß in kurzer Zeit die Tübinger Bibliothek mit den ersten Bibliotheken Deutschlands in gleicher Reihe stehen wird.

Mit der Universität Tübingen sind zwei Seminare verbunden worden, das eine unter dem Namen eines philologischen, das andere unter dem eines Reallehrerseminars. Sie haben zum Zweck, für die höhern und niedern Gelehrtenschulen und Realschulen tüchtige Lehrer heranzubilden. Zu diesem Ende werden die durch eine Aufnahmeprüfung zugelassenen Zöglinge beider Seminare von den Vorstehern derselben in ihren Studien berathen und erhalten im philologischen Seminar 6, im Reallehrerseminar 14 wöchentliche Unterrichtsstunden gratis. Die Unterrichtsfächer des letztern sind Religion (in zwei Abtheilungen, nach dem Unterschiede der Confession), deutsche Sprache und Literatur, französische Sprache, Mathematik, Physik, Geschichte, Geographie und Naturgeschichte. Vorsteher der beiden Seminare sind die Professoren Tafel und Haug. Die Lehrer für die einzelnen Fächer, die indeß vorzugsweise die bereits an der Universität angestellten seyn sollen, sind noch nicht definitiv bestimmt.

Der Professor der Rechte in Freiburg, Hofrath Warnkönig, ist in gleicher Eigenschaft mit erhöhtem Gehalt nach Heidelberg versetzt.

Die Bibliothekarstelle an der Universität in Wien ist dem ersten Scriptor der k. k. Hofbibliothek, Franz Lechner, verliehen worden.

In Jena ist der Geheime Hofrath und Professor Dr. Stark d. ä. gestorben.

In Halle ist am 28. Februar gestorben Heinr. Balth. Wagnitz, Consistorialrath, Doctor und außerordentlicher Professor der Theologie, emeritirter Oberpfarrer zu U. L. F. und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse mit der Schleife. Sein Streben war vornehmlich auf die praktische Seite der Theologie gewendet.

Am 20. Januar hat die Universität Greifswald ihren ordentlichen Professor der Alterthumswissenschaft, Dr. G. Ludwig Walch, verloren. Aus Jena gebürtig, wurde er schon im zwanzigsten Jahre (1803) zweiter Bibliothekar der Universität seiner Vaterstadt, und wirkte vom Jahr 1808 als Privatdocent bei derselben, bis er 1811 einem Rufe zu der Professur der alten Sprachen an dem grauen Kloster in Berlin folgte. Er verließ jene Anstalt im Jahre 1825, privatisirte 5 Jahre und erhielt 1830 einen Ruf zur ordentlichen Professur der alten Sprachen an der Universität Greifswald. Schon frühe gealtert in Folge anstrengender wissenschaftlicher Beschäftigung, geprüft, auch wohl verletzt durch wechselnde Erfahrungen, zurückgezogen aus der Gesellschaft, lehrte er in dem beschränkten Kreise, welchen seine Wissenschaft bietet, kaum acht Jahre. Obgleich wenige seiner Collegen ihn näher kennen zu lernen Gelegenheit fanden, war doch nur eine Stimme über den Umfang seiner Gelehrsamkeit. Seine bedeutendsten schriftstellerischen Leistungen sind die 1815 erschienenen Emendationes livianæ, vom Jahr 1828 der Agricola des Tacitus und desselben Germania, für die sich noch bedeutende Vorarbeiten in seinem Nachlasse finden.

Universitäten.

Nach einer Verordnung vom 10. Mai soll auf den bayerischen gelehrten Schulen, schon vor dem Abgang der Zöglinge auf die Universität, auf die Entfernung talentloser, träger oder sittenloser Schüler gesehen, jedenfalls aber solchen der Uebertritt an höhere Lehranstalten unbedingt versagt werden. Die gesammte Universitätszeit wird ohne Unterschied der Facultäten auf fünf Jahre bestimmt. Die an einem Lyceum gemachten Studien werden mit eingerechnet. Die zwei ersten Jahre sind ausschließend dem Studium der allgemeinen Wissenschaften zu widmen. In Beziehung auf die, zu diesem Studium gehörigen Lehrgegenstände und Prüfungen, werden Universitäten und Lyceen vollkommen gleichgestellt. Auch sollen an beiden Anstalten am Schlusse eines jeden Halbjahrs öffentliche Prüfungen aus allen Lehrgegenständen Statt finden. Zweimaliges Nichtbestehen in der Prüfung zieht die Entlassung nach sich. Wer bei der Absolutorialprüfung am Schlusse des vierten Halbjahrs nicht die erste Fleiß- oder wenigstens nicht die zweite Fortgangs-Note sich erworben, oder sich einer sittenwidrigen Aufführung schuldig gemacht hat, dem ist der Uebertritt zum Fachstudium unbedingt zu verweigern und derselbe alsbald von der Universität oder dem Lyceum zu entfernen. Vor der mit Erfolg bestandenen philosophischen Absolutorialprüfung darf kein Inländer an eine ausländische Universität übergehen. Auch muß von der dem Fachstudium bestimmten Zeit ein Jahr an einer inländischen Universität zugebracht werden. Während der spätern Studienjahre finden besondere Prüfungen in der Regel zwar nur bei Stipendiaten und Theologen in der Art wie bisher Statt; dagegen sollen Directoren den Eltern, Vormündern oder Verwandten im In- oder Auslande auf Verlangen Aufschluß über Fleiß und Sittlichkeit der ihnen angehörenden Studirenden geben.

In Erlangen starb am 4. Februar Dr. Michael Jäger, Professor der Chirurgie, und Director der chirurgischen Klinik an der dortigen Universität, im dreiundvierzigsten Lebensjahr.

Der hannöverischen Regierung ist es noch immer nicht gelungen, die durch den Tod des Professors Himly und die Dienstentsetzung der bekannten Sieben erledigten Lehrstellen aufs neue zu besetzen, und die Frequenz der Universität hat in gegenwärtigem Sommersemester um 200 Studirende abgenommen.

Der Antrag der kurhessischen Stände an die Regierung, den von der Universität Göttingen entlassenen Brüdern Grimm eine angemessene Stelle im Staatsdienste ihres Vaterlandes zu verleihen, ist ohne Erfolg geblieben, und der größte deutsche Sprachforscher bewohnt jetzt wieder dasselbe Gemach in Cassel, in welchem er vor mehr als 20 Jahren seine deutsche Grammatik auszufertigen begonnen. Eine Flugschrift, die er zu Vertheidigung seines Benehmens in der hannöverischen Angelegenheit verfaßte, hat die Worte des Nibelungenlieds zum Motto: War sind die Eide komen? —

Der Geheime Justizrath und Professor Hugo von Göttingen feierte am 4. Mai sein Doctorjubiläum, nicht aber in Göttingen, sondern er hatte sich, um die heitere Stimmung für diesen Ehrentag nicht durch Gedanken an die Gegenwart zu trüben, in Begleitung seines Sohnes, des Justizraths Hugo, seines Schwiegersohnes, des Hofraths Otfried Müller, und des Professors Wilhelm Grimm nach Cassel begeben, wo sich auch Jakob Grimm zu ihnen gesellte. Die Universität Halle hatte einen eigenen Abgesandten beauftragt, dem Jubilar persönlich das erneuerte Doctordiplom zu überreichen. Die philosophische Facultät derselben Universität hatte ihm zuerst das Diplom als Doctor der Philosophie zufertigen lassen. Ein gleiches war von der Berliner Universität geschehen. Aus seinem Geburtslande Baden war Hugo durch ein, in den ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßtes Handschreiben des Großherzogs überrascht worden, von dem Commenthurkreuz des Zähringer Löwenordens begleitet. Von der Juristenfacultät der Universität Leipzig war eine sehr reich ausgestattete Gratulationstafel eingegangen.

Der Kirchenhistoriker Gieseler, von König Ernst August zum Consistorialrath ernannt, Mitglied der famosen Rotenkircher Deputation, ist der Nachfolger Bergmanns im Prorectorat der Universität Göttingen geworden.

Dr. Welker, Professor und Oberbibliothekar der Universität in Bonn, Professor Dr. Gustav Rose, und der Professor der Medicin in Berlin, Dr. Müller, haben den rothen Adlerorden 4ter Klasse erhalten. Ebenso der Professor Jacobi an der Universität Königsberg.

Kirche und Schule.

Während die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Preußen die Politik und die Presse vielfach in Thätigkeit setzen, hat die katholische Kirche in Deutschland durch den Tod eines ihrer ersten Vorfechter auf dem Gebiete der Wissenschaft einen empfindlichen Verlust erlitten. — Am Gründonnerstag, den 12. April starb zu München Dr. Johann Adam Möhler. Aus Württemberg gebürtig und in den württembergischen Lehranstalten gebildet, begann er auch seine öffentliche Thätigkeit als akademischer Lehrer in Tübingen, von wo aus seine geistreichen und gelehrten Vorträge über Kirchengeschichte und seine verschiedenen Schriften, vornämlich aber die „Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten“ und der daraus mit Dr. F. Baur entstandene wissenschaftliche Streit ihm bald einen ausgebreiteten Ruf erwarben. Die preußische Regierung soll wiederholt und noch erst in der neuesten Zeit versucht haben, Möhler für den preußischen Staatsdienst zu gewinnen. Seit seinem Abgang von Tübingen an die Universität München 1835 wurde er der Wissenschaft durch anhaltende Kränklichkeit vielfach entzogen, und das ihm erst in der letzten Zeit übertragene Domdekanat in Würzburg konnte er ebendeßhalb nicht mehr wirklich antreten, da, wie man sagt, seine ohnedieß geschwächte Natur der durch die Cölner Wirren hervorgerufenen psychischen Aufregung vollends unterlag. Man hofft, daß sein literarischer Nachlaß, namentlich seine theilweise schon zum Drucke vorbereitete Kirchengeschichte, und eine exegetische Arbeit über den Brief an die Römer durch seine Freunde der Oeffentlichkeit werde übergeben werden.

In Bayern sind königl. Rescripte in Bezug auf das Schulwesen bekannt gemacht worden, nach welchen die Vorbereitungsklassen zu den lateinischen Schulen aufgehoben und das Selbstinstruiren der k. Professoren und Lehrer bei persönlicher Verantwortung des Rectors allgemein verboten wurde.

Der erste Professor und Direktor des theologischen Seminars in Herborn, Kirchenrath Dr. Heydenreich, ist zur Würde eines evangelischen Landesbischofs erhoben worden.

Der zweite Professor am theologischen Seminar und erste Stadtpfarrer in Herford hat die erste Professur mit dem Charakter eines Kirchenraths erhalten und für die zweite Professur und die Stadtpfarrei wurde der Pastor Rieck in Staffel ernannt.

Der bisherige Director des Oberconsistoriums in Weimar, Heinr. Karl Fried. Peucer, ist zum Präsidenten des neuorganisirten Oberconsistoriums für das ganze Großherzogthum Sachsen-Weimar, und der seitherige Assessor an jenem Collegium, Karl Gottlieb Hetzer, zum weltlichen Consistorialrathe in dem neuen Collegium ernannt worden.

Der königl. Hofkaplan und Oberconsistorialrath Stirm in Stuttgart, Herausgeber der Zeitschrift „Studien der evangelischen Geistlichkeit im Königreich Württemberg“, ist von der philosophischen, und kurz darauf auch von der theologischen Facultät der Universität Tübingen mit dem Doctordiplom beehrt worden.

Stiftungen.

Der Kaiser Nikolaus, von der Stadt Berlin mit dem Bürgerrecht beschenkt, überließ derselben eine namhafte Summe zur Verwendung für die Armen, welche Summe der Magistrat zur Erbauung eines Bürgerhospitals zu verwenden beschloß, das den Namen des

Kaisers führen soll. Am 18. Mai erfolgte die Grundsteinlegung zu demselben, bei welcher eine Pergamentschrift folgenden Inhalts in das Fundament niedergelegt wurde: „Als unter der glorreichen und gesegneten Regierung Friedrich Wilhelms III., Königs von Preußen, Nikolaus I., Kaiser von Rußland, am 6. (18.) Dec. 1837 das angetragene Bürgerrecht Berlins angenommen, und der Armen dieser Stadt großmüthig eingedenk gewesen, beschlossen der Magistrat und die Stadtverordneten, das Nikolausbürgerhospital für alte rechtliche hilfsbedürftige Bürger zu erbauen, und ist dieser Grundstein feierlichst eingelegt am 18. Mai 1838.“ Bei seiner neulichen Anwesenheit in Berlin hat der Kaiser noch weiter 1000 Dukaten zur Beförderung des Baus des genannten Hospitals dem Magistrat übermacht.

Der König von Bayern hat beschlossen, in jedem der acht Kreise des Reichs eine Hilfskasse für unbemittelte Unterthanen zu errichten. Jede derselben soll aus der königl. Kabinetskasse 10,000 Gulden erhalten, und davon Unbemittelten, allenfalls auch ohne Hypotheken, Anleihen gemacht werden. Die Fälle, in welchen dies zu geschehen hat, den Zinsfuß und die Zeit der Tilgung des Anlehens bestimmt eine besondere leitende Behörde.

Preßangelegenheiten.

Es heißt, daß dem preußischen Staatsrath ein sehr ausführlicher Gesetzesentwurf über die Freiheit der Presse zur Begutachtung mitgetheilt worden sey. Die Censur solle völlig aufgehoben und dagegen der Schriftsteller einer strengen Verantwortlichkeit unterworfen werden. Die Strafen sollen so hoch angesetzt seyn, daß es wohl Niemand einfallen dürfte, aus Böswilligkeit die Ehre von Behörden oder Privatpersonen anzutasten.

Den Bemühungen des Geheimen Legationsraths Philipsborn soll Preußen vornämlich das treffliche Gesetz gegen den Nachdruck verdanken. Derselbe wurde bei dem letzten Ordensfeste in Berlin ausgezeichnet.

In der Sitzung vom 24. April wurde der württembergischen Kammer der Abgeordneten vom Minister des Innern der Entwurf des neuen Gesetzes gegen den Nachdruck vorgelegt. Der Geheimerath von Schlayer erklärte in der Rede, durch welche er diesen Gesetzesentwurf einleitete, nachdrücklich, und wie es scheint mit gewählter Betonung, daß er ein literarisches Eigenthum nicht anerkenne, daß er für die, welche Gedanken zu Markte brächten, kein Monopol gründen wolle, und daß ein zeitlicher Schutz gegen den Nachdruck nur unter dem Titel einer Aufmunterung der Schriftsteller gleich andern zur Aufmunterung der Gewerbe und Erfindungen ertheilten Patenten gewährt werden könne. Bei solchen Grundsätzen ist es nun nicht verwunderlich, daß der Gesetzesentwurf literarischen und artistischen Erzeugnissen ohne alle Rücksicht auf Leben und Tod der Autoren nur zwanzig Jahre lang nach ihrem ersten Erscheinen Schutz gewährt. Die Kammer wählte eine Commission von sieben Mitgliedern zu Begutachtung dieses Gesetzesentwurfs, worunter W. Menzel, der Kanzler von Wächter und Prälat von Pahl. Nach dem von Menzel kürzlich erstatteten Bericht beantragt die Commission für den Artikel 8 folgende Fassung: „Der Zeitraum, während dessen das Nachdrucksverbot wirksam ist, wird auf 30 Jahre nach dem Tode des Verfassers festgesetzt. Wenn eine Schrift erst nach dem Tode des Verfassers zum erstenmal erscheint, so dauert das Nachdrucksverbot 30 Jahre nach dem Erscheinen desselben. Das Kalenderjahr des Erscheinens wird in diese Zeit nicht eingerechnet. Bei aus mehreren Bänden oder Heften bestehenden Werken, die ein in sich zusammenhängendes Ganzes bilden, beginnt dieser Zeitraum mit dem Ablauf des Kalenderjahrs, in welchem der letzte Band oder das letzte Heft erschienen ist. Wenn das Werk unvollendet abbricht, ist der zuletzt erschienene Band oder das zuletzt erschienene Heft als der Schluß desselben zu betrachten, von dessen Erscheinen an der dreißigjährige Schutz zu rechnen ist. So oft jedoch in der Aufeinanderfolge der einzelnen Bände oder Hefte eine Unterbrechung von mehr als drei Jahren eintritt, so werden die bis zum Anfange dieses Zeitraums erschienenen Bände oder Hefte als ein für sich bestehendes Werk, von dessen Erscheinen an der dreißigjährige Schutz zu rechnen ist, und die später erscheinende Folge desselben wird als ein neues Werk behandelt. Derselbe dreißigjährige Schutz findet auf Werke Anwendung, die aus Beiträgen mehrerer Mitglieder zusammengesetzt sind. Wenn solche Werke fortlaufende Sammlungen von Aufsätzen und Abhandlungen enthalten, so

wird jeder einzelne Band als ein Ganzes betrachtet, und ist die dreißigjährige Schutzfrist von seinem Erscheinen an zu rechnen. Anonyme und pseudonyme Schriften genießen nur einen fünfzehnjährigen Schutz gegen den Nachdruck von ihrem Erscheinen an, wenn sich binnen dieser Zeit der wahre Verfasser nicht nennt."

Der Buchhändler P. Neff in Stuttgart hat eine Broschüre über die Eigenthumsrechte der Schriftsteller und Künstler und ihrer Rechtsnachfolger gratis ausgegeben, welche mit den Worten schließt: Es wird, wenn die württembergische Gesetzgebung nicht dieselbe weite Ausdehnung des Schutzes gestattet, wie Preußen, ein Zustand eintreten, der dem bisherigen ähnlich ist; obschon der Nachdruck in Württemberg erlaubt war, betrachtete doch jeder württembergische Buchhändler, der mit den Staaten verkehren mußte, wo er für strafbar galt, denselben ebensogut als Contrebande, wie die Unterthanen jener Staaten. Mit andern Worten: Ein württembergisches Gesetz, das einen geringern Schutz gegen den Nachdruck gewährt, als das preußische, ist in vielen Fällen so gut, als wenn es nicht existirte, und in andern wendet es den Stachel gegen unsere eigene Industrie und drängt den Verlagsbuchhandel nach Preußen.

Im Unterhause brachte Herr Talfourd eine Bill ein, welche das Eigenthumsrecht der Schriftsteller zuerst auf ihre Lebenszeit und dann auf 60 Jahre nach ihrem Tode zu Gunsten ihrer Erben ausdehnt. Am 25. April wurde die Bill mit 39 gegen 35 Stimmen zum zweitenmal verlesen. Die Einbringung derselben scheint durch den Fall mit dem bekannten Dichter Wordsworth wo nicht veranlaßt, doch mit angeregt worden zu seyn. Wordsworth ist unstreitig der größte lebende Dichter Großbritanniens und der Gründer einer eigenen, unter dem Namen Seeschule bekannten Dichterschule. Allein wie bei uns die Lieder Uhlands nur wenig beachtet wurden, so ging es auch mit Wordsworths Gedichten in England. Und jetzt, da das Publicum sich allmählich auf den Standpunkt erhoben hat, auf welchem es Wordsworth zu genießen und anzuerkennen gelernt hat, sind die 28 Jahre des gesetzlichen Schutzes für seine Werke um, und der nun alte und seit geraumer Zeit in völliger Zurückgezogenheit lebende Dichter kommt nach dem bestehenden Rechte um die späten materiellen Früchte seiner unsterblichen Schöpfungen.

Literatur und Schriftsteller.

Der neueste Leipziger Büchermeßkatalog enthält an Büchern und Broschüren, wissenschaftlichen und vermischten Inhalts 3223, an Werken aus ausländischen Sprachen 419, an Romanen 166, an dramatischen Schriften 41, an Land- und Himmelskarten 102 Nummern, zusammen 3951, wovon 305 im Auslande, die übrigen in Deutschland (die Schweiz, Ungarn und die nicht zum deutschen Bunde gehörigen Staaten Preußens mit eingerechnet) erschienen sind. Zur ganzen Anzahl haben 519 Verleger beigetragen. An sämmtlichen Schriften hat Preußen 1052 (Berlin 432), Königreich Sachsen 782 (Leipzig 703), Bayern 439, Württemberg 252 (Stuttgart 203) und Oesterreich 225 (Wien 136) geliefert.

Der Oberstudienrath, Hofrath und Director des Lyceums in Carlsruhe Dr. C. Kärcher und der Ministerialrath Dr. C. Zell haben das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens erhalten.

Am 16. April starb zu Jena die bekannte Dichterin Johanna Schopenhauer, geb. 1770.

Ein tüchtiger junger Gelehrter ist am 14. Januar in Berlin gestorben, Friedrich Stüwe, Verfasser der von der Göttinger Societät der Wissenschaften gekrönten Preisschrift über die Handelszüge der Araber unter den Abasiden, welche 1836 zu Berlin erschienen ist.

Man erwartet eine vollständige Sammlung der Briefe Göthes, welche auch vieles Ungedruckte enthalten soll. Von anderer Seite wird Göthes Briefwechsel mit dem im December vorigen Jahrs in Paris verstorbenen Grafen Reinhard angekündigt.

Kunst und Künstler.

Der Professor Franz Krüger, Hofmaler zu Berlin, hat den rothen Adlerorden vierter Klasse erhalten.

Am 13. Januar starb in Frankfurt der Componist Ferdinand Ries, ein Landsmann, Schüler und Freund Beethovens, in seinem vierundfünfzigsten Lebensjahre. Ries ward zu Bonn 1784 geboren, und ließ sich, nachdem er abwechselnd in Petersburg, London, Paris, Aachen und Heidelberg gelebt und gewirkt hatte, in Frankfurt nieder, um einzig der Kunst zu leben. Rechnet man alle seine Compositionen zusammen, worunter Concerte, Symphonien und Cantaten, so beläuft sich die Zahl derselben etwa auf 200. Ries ist ferner Verfasser von drei Opern: die Räuberbraut, Liska oder die Hexe von Gyllensiern, welche bereits gegeben worden sind, und einer dritten, die noch Manuscript ist. Zu bedauern ist, daß er seine Memoiren über Beethoven, die er herausgeben wollte, nicht publicirt hat.

Denkmäler.

Es ist ein schöner Charakterzug unserer modernen Civilisation und die schönste Frucht des Friedens, alle jene ausgezeichneten Geister, welche der Menschheit wahrhafte Dienste durch Lehre oder That geleistet oder welche in ihrer Individualität eine neue Phase in der Entwicklung des Geistes repräsentiren, in würdigen Denkmälern zu ehren. Außer den seit längerer Zeit vorbereiteten Denkmälern für Göthe und Schiller, für Mozart und Beethoven, vernehmen wir täglich Plane und Vorschläge zu neuen. Ein patriotischer Künstler gedenkt eine alte Schuld des deutschen Volks zu tilgen und will dem Befreier Deutschlands von dem Joche der Römer, Arminius dem Cherusker, eine colossale Bildsäule auf der Höhe des Teutoburger Waldes errichten. Der Künstler ist der Bildhauer v. Bandel, und das Gypsmodell der sieben Fuß hohen Statue des Helden ist in Hannover zu sehen.

Dr. Morel in Colmar hat einen Verein zu einem Denkmal für den Dichter Pfeffel gegründet. Pfeffel ist aus Colmar gebürtig und stand noch als blinder Greis einer Schule vor, deren Bildung sich Prinzen und Notabilitäten fast aller Länder Europas anvertrauten. Seine Vaterstadt ist ihm überdies zu besonderem Danke dadurch verpflichtet, daß in den Kriegsjahren Colmar bloß deßhalb von den Truppen der Alliirten mancher Lasten überhoben wurde, weil es Pfeffels Geburtsstadt ist. Die Straßburger Akademie hat sich der Sache dieses Denkmals bereits eifrig angenommen.

Die Einwohner Braunschweigs beabsichtigen, für Gotth. Ephr. Lessing ein Denkmal zu errichten und fordern auf, die Beiträge dazu an den Hofrath Petri in Braunschweig einzusenden. Ein würdiges Denkmal wird dem hochverdienten Manne auf dem Felde der Literatur durch eine in Berlin erscheinende neue Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften errichtet. Der bekannte Kritiker Carl Lachmann hat die Redaktion derselben übernommen, und der bereits erschienene erste Band bürgt dafür, daß der Herausgeber dieselbe scrupulöse Sorgfalt und dieselbe volle Kraft seines praktischen Talentes auch diesen Werken zuwenden wird, die wir an seinem Gajus und Neuen Testament, an den römischen Erotikern und den verschiedenen von ihm bearbeiteten altdeutschen Sprachdenkmalen bewundern. Lachmanns Lessing ist die erste nach den Grundsätzen einer wissenschaftlichen Kritik veranstaltete Ausgabe eines neueren deutschen Schriftstellers.

Das Comité für die Errichtung eines Denkmals für den verewigten Großherzog Ludwig von Hessen hat sich für ein Standbild desselben entschlossen, das in München in Erz ausgeführt werden soll.

Die Subscriptionen zu einem Denkmal für den vor Kurzem verstorbenen badischen Staatsminister Winter haben den lebhaftesten Fortgang.

In der ehemaligen Reichsstadt Reutlingen soll dem Reformator derselben, Dr. Aulber, ein Denkmal errichtet werden.

Technisches.

Wenn die Entdeckungen Oersteds und Faradays über die wunderbare Wechselwirkung zwischen Magnetismus und Elektricität für die Wissenschaft an und für sich schon von hohem Interesse sind, so muß die praktische Tendenz, welche sie seit neuester Zeit anzunehmen beginnen, geeignet seyn, dieses Interesse in um so höherem Grade rege zu erhalten. Die Versuche, welche in München hinsichtlich der Anwendung elektromagnetischer Kräfte auf die Darstellung einer telegraphischen Correspondenz angeordnet worden sind, haben zu einem Resultate geführt, welches hoffen läßt, daß dieser großartige, von Gauß zuerst angeregte Gedanke bald Eingang in das praktische Leben finden werde. Die Signale des Steinheilschen Telegraphen bestehen aus der Combination der Töne zweier verschieden klingenden Glöckchen zu einer musikalischen Sprache. Dieselben Zeichen, welche auf der ersten Station gegeben werden, pflanzen sich durch die Drahtleitung mit einer unmeßbaren, des Raumes spottenden Geschwindigkeit nach der folgenden Station fort und erklingen dem dortigen Beobachter ohne menschliches Zuthun ganz auf dieselbe Weise und in derselben Ordnung, wie sie auf der ersten Station erzeugt wurden. Der Telegraph spricht also die Nachricht. Dieß ist jedoch nicht genug; er schreibt sie sogar selbst nieder. Sollte man die Glockenzeichen mißverstanden, oder das Zeichen, daß eine telegraphische Mittheilung ankommt, überhört haben, so findet man diese, vor den Telegraphen tretend, von ihm selbst auf einen weißen Papierstreifen niedergeschrieben. Diese Schrift besteht aus einem System einfacher, gruppenweise zu Buchstabenzeichen geordneter Punkte. Zu einer Mittheilung von 92 Worten ohne Abkürzung waren nur 15½ Minuten Zeit erforderlich, und die Sicherheit, womit signalisirt wird, soll so groß seyn, daß unter Tausenden kein einziges Zeichen versagt. Unter diesen Umständen ist nicht zu bezweifeln, daß der Gegenstand, sobald auch rücksichtlich der pecuniären Frage günstige Ergebnisse vorliegen, Eingang finden wird. In München hat der König bereits dem Akademiker Prof. Steinheil Fonds anweisen lassen, um Versuche über Benützung der Eisenbahnen als Leitung für galvanische Telegraphen an der Ludwigseisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth anzustellen.

Der Mechaniker Bopp in Eßlingen beschäftigt sich gegenwärtig mit der Aufgabe, dem elektromagnetischen Telegraphen eine noch einfachere Gestalt zu geben.

Seitdem die in Paris mit der Anwendung des Asphalts zur Legung der Trottoirs, Pflasterung der Straßen, Dachbedeckung rc. angestellten Versuche ein günstiges Ergebniß gezeigt haben, bearbeitet der industrielle Speculationsgeist dieses neue Feld mit rastloser Thätigkeit. Während in Paris zwei Gesellschaften, die eine mit dem natürlichen Erdharz von Seyssel, die andere mit dem aus den Steinkohlengasfabriken abgehenden Harz, einander den Rang abzulaufen streben, bildet sich in Neuchatel eine Gesellschaft zur Benützung des im Val de Travers auszubeutenden Asphalts, zu deren Actien sich bereits in der Mitte Mais über 1600 Personen gemeldet haben. Gleichzeitig sucht die Asphaltindustrie auch in London festen Fuß zu fassen. Ein Civilingenieur, Simons, wurde eigens zur Untersuchung und Prüfung der Asphaltpflasterung nach Paris gesandt. Er hat die Resultate dieser Sendung kürzlich in einer besondern Flugschrift bekannt gemacht, deren Bericht für die Erfindung sehr günstig lauten soll. Man trifft bereits Anstalten, einige Trottoirs in London versuchsweise mit dem asphaltischen Kitt von Seyssel zu belegen. Auch an einem Theile der Greenwicheisenbahn soll damit ein Versuch gemacht werden, um die Arcaden des ungeheuren Viaducts gegen die schädlichen Einflüsse der Feuchtigkeit zu schützen. Auch in Deutschland werden nun an mehreren Orten, vorerst in Berlin und Leipzig, Versuche mit Asphaltbelegungen auf Trottoirs und Straßen angestellt. Ein Herr Heymann hat sich zu diesem Zwecke mit Weyssier in Paris, der die Belegung der Trottoirs auf dem Pontneuf besorgt hatte, verbunden und bereitet gegenwärtig in Auerbachs Hof in Leipzig einen Versuch mit Asphalttrottoirs vor.

Der von dem Lehrer des Hufbeschlags an der königl. Thierarzneischule in Stuttgart, J. C. Groß, neu erfundene Apparat zur Anwendung erhitzter Luft in Verbindung mit Wasserdämpfen bei Schmiedeessen darf um so höheres Interesse erregen, als durch viele Versuche bereits nachgewiesen ist, daß derselbe gegenüber von einem gewöhnlichen Feuer 25 bis 30 Procent an Kohlen und 20 bis 25 Procent an Zeit erspart. Von dieser einfachen und nützlichen Vorrichtung, deren Erfindung mit dem technischen Preis gekrönt wurde, sind bereits 81 Exemplare im Inland und 72 Exemplare im Ausland im Gebrauch.

Man hört jetzt überall von Errichtung mechanischer Flachsspinnereien reden. Auch Württemberg wird in Kurzem seine Industrie durch ein großes Unternehmen dieser Art bereichert sehen. Die Herren Escher, Wyß und Comp. von Zürich haben in Folge einer Uebereinkunft, welche die Regierung mit ihnen schloß, die Verbindlichkeit übernommen, eine mechanische Spinnerei mit einer bestimmten Zahl von Feinspinnmaschinen sowohl in Flachs als in Werg zu errichten. Die Vorarbeiten zu diesem bedeutenden Werke, welches in dem reizenden Ermsthale in der Nähe von Urach angelegt werden soll, sind bereits in vollem Gange, und es steht zu hoffen, daß dieses Etablissement schon im künftigen Jahre seine ganze Thätigkeit entwickeln werde.

Sachsen besitzt gegenwärtig 229 Maschinenspinnereien mit 448,819 gangbaren Feinspindeln, 38 Bleichereien, 30 Färbereien, 1559 Webereien (216 für Wolle, 471 für Leinenzeug, 870 für Baumwolle, 2 für Seide), 278 Strumpfwirkereien, 125 Bandmanufakturen, 322 Spitzen- und Nähwaarengeschäfte, 10 Wachstuchmanufakturen, 14 Fabriken für Holzwaaren, 8 für Strohwaaren, 7 Zuckerfabriken (5 für Runkelrübenzucker), 39 Eisenwerke, 19 chemische Fabriken, 18 Maschinenbauanstalten, 17 Etablissements für Instrumentenfabrikation, 66 Papierfabriken, 5179 Mühlen, worunter 2 Dampfmühlen.

Das Schuzenbach'sche Verfahren bei der Runkelrübenzuckerfabrikation scheint außerordentlichen Anklang zu finden. Aus den fernsten Gegenden Europas, aus Frankreich, Belgien, Holland, Rußland u. s. w. kommen, wie versichert wird, alte erprobte Fabrikanten nach Waghäusel und Ettlingen, um nach genommener Einsicht diese Methode käuflich zu erwerben.

Vor kurzem hat ein Ungenannter die Erfindung eines neuen Krafterzeugers bekannt gemacht, mit dem man im Stande seyn soll, durch die vereinigte Anwendung von Naturkräften auf das Meerwasser einen ununterbrochen mit großer Geschwindigkeit im Ringe herumgehenden mächtigen Strom zu erzeugen. Süßes Wasser soll zur Erzielung eines solchen Effektes untauglich seyn, auch soll kein Vorrath von Meerwasser genügen, sondern das gebrauchte muß fortwährend durch frisches ersetzt werden, weßwegen eine solche Maschine nur an der Küste selbst Anwendung finden kann. Ein Apparat von 40 Pferdekräften kommt auf 15,000 Gulden. Da die jährlichen Unterhaltungskosten desselben sich nur auf 600 fl. belaufen sollen, so wird er sich um 133 Procent höher rentiren, als eine Dampfmaschine von derselben Kraft. Der Erfinder hebt folgende Eigenschaften seiner Maschine hervor: sie geht ununterbrochen mit der größten Regelmäßigkeit in continuirlich rotirender, oder auch in wechselnd rotirender Bewegung; sie kann augenblicklich in Bewegung gesetzt und augenblicklich gestellt werden; Gefahr ist absolut unmöglich u. s. w. Die Erfindung ist von ihrem Urheber zum Verkauf ausgesetzt.

Die Académie de l'industrie agricole, manufacturière et commerciale in Paris hat den Dr. J. G. Dingler, Herausgeber des polytechnischen Journals und Fabrikbesitzer in Augsburg, zu ihrem Mitgliede ernannt.

Es zeigt sich in neuester Zeit eine auffallende Neigung der deutschen Nationalität, sich wieder zusammen zu schließen, meist durch Vermittlung commercieller und politischer Interessen, welche früher eben so sehr zu ihrer Zersplitterung beigetragen haben. Nicht nur hat der deutsche Zollverein die mehrsten einzelnen Staaten Deutschlands vereinigt, die sich einst schon nach den Grundsätzen des Mercantilsystems im Innern noch mehr geschieden hatten, als sie schon durch die politischen Institutionen des deutschen Reichs in seiner späteren Gestalt getrennt waren. Es zeigt sich sogar eine Annäherung längst losgerissener Theile deutschen Gebietes. Bei Gelegenheit der Berathung der Eisenbahnfrage in den diesjährigen französischen Kammern, hat man, als es sich davon handelte, den Bau der belgischen Eisenbahn durch Ueberlassung derselben an die Regierung zu beschleunigen, gesagt: Eile sey nöthig, damit Belgien sich nicht dem preußischen Zollverein anschließe. Hierauf ist von Berryer geantwortet worden, daß Belgien früher oder später doch die Handelsallianz mit Frankreich aufgeben werde, und daß man deßwegen dem, mit dem französischen rivalisirenden, belgischen Handel so spät als möglich durch Anlegung einer Eisenbahn Vorschub leisten solle. Diese Andeutung einer Hinneigung Belgiens zu Deutschland steht nicht vereinzelt. Löbell hat in

seinen trefflichen Reisebriefen aus Belgien (Berlin, 1837) sehr gute, aus eigener Anschauung geschöpfte Bemerkungen hierüber veröffentlicht. Die belgischen Eisenbahnen haben seitdem in noch höherem Maaße dem deutschen Handel in Antwerpen und Ostende Ausgangspunkte verschafft, welche ihm die Politik Hollands vor der Trennung beider Niederlande durch ihre Auslegung des berüchtigten jusqu'à la mer zu gewähren sich weigerte. In politischer Hinsicht ist Belgien ebenfalls auf dem Wege von Frankreich ab — wenn gleich hier noch nicht wohl behauptet werden kann, zu Deutschland hin. Die Wahl, die den Prinzen von Coburg auf den Thron berief, ging mit weit bedeutenderer Stimmenmehrheit durch, als der frühere auf den Herzog von Nemours gerichtete Plan. Der Letztere hatte bei der ersten Stimmenzählung nur 89 Stimmen unter 191, bei der zweiten erst fielen ihm 97 gegen 94 Stimmen zu; der jetzige König von Belgien dagegen erhielt 152 gegen 43. Die französische Partei mußte sehr bald schon in den Hintergrund treten, weil die spätere Entwickelung der Politik des Königs der Franzosen den belgischen Liberalen so wenig zusagte, als die Partei des Clerus. Wenn diesen Andeutungen zufolge in Belgien mehr das Handelsinteresse unmittelbar der Weg ist, der den ehemaligen burgundischen Kreis des deutschen Reiches dem Stammlande wieder nähert, so scheint es bei Nordniederland eben so sehr das politische Interesse zu seyn, welches eine Hinneigung zu Deutschland dort in ebenfalls nicht mehr vereinzelten Erscheinungen sich an den Tag legen läßt. Der Avondbode hat vor Kurzem einen Aufsatz geliefert, welcher sich für den Eintritt Hollands in den deutschen Bund nach erfolgter förmlicher Trennung von Belgien ausspricht: selbst in den Generalstaaten sollen sich Stimmen in diesem Sinne haben vernehmen lassen und unter dem Volke nicht selten seyn. Holland fühlt, daß es nicht nur der Unterstützung durch den deutschen Handel, sondern eben so sehr des politischen Ansehens der deutschen Mächte bedürfen könnte. Wenn das Journal de la Haye hierauf erwidert, daß der deutsche Bund ein politisches System befolge, zu welchem Holland nicht herabsteigen könne „von dem Range, den es in der Meinung der Völker durch seine Weisheit und durch seine richtige Auffassung der wahren politischen Freiheit einnehme," so ist dies mindestens seltsam gesprochen, wenn man an die Verhältnisse von Belgien und Holland denkt. Der deutsche Bund scheint es jetzt in der Hand zu haben, Belgien oder Holland durch die Art der Behandlung der Luxemburger Frage wieder zu einer näheren Verbindung mit dem Mutterlande eines großen Theils der Provinzen beider Lande zurückzuführen. Wird aber eine solche Vereinigung von Dauer seyn, sich näher und näher schließen? Es ist gewiß noch zu früh, jetzt darüber urtheilen zu wollen, doch lassen sich Andeutungen wohl geben. Haltbar und fruchtbar werden jene Verbindungen nur seyn, sofern das Nationalgefühl der Bevölkerung jener Länder sich Deutschland ebenfalls wieder nähert. Eine Einleitung zu einer Verschmelzung des Volksgeists des deutschen Hollands und des wenigstens zum Theil deutschen Belgiens mit dem deutschen Volksgeiste kann wohl die nähere Handelsverbindung seyn — wird sie es aber auch seyn? ist sie es schon? Auch hier scheint Belgien, trotz dem, daß es nur theilweise deutsch ist, jetzt schon näher an Deutschland zu stehen, als Holland, wie in den äußeren Beziehungen ein Anschluß Belgiens an den deutschen Zollverein wahrscheinlicher ist, als eine Vereinigung Hollands mit demselben oder gar mit dem deutschen Bunde. Löbell berichtet, daß sich die Ueberzeugung in Belgien zu zeigen anfange, daß deutsche Geistesbildung den wissenschaftlichen Bestrebungen der germanischen Belgier einen Schwung geben müsse, daß sie fühlen, noch mehr als Franzosen und Engländer Ursache zu haben, sich die deutsche Literatur anzueignen; und in dieser Beziehung hat man ihm von verschiedenen Seiten gesagt: oui, l'avenir de la Belgique appartient à l'Allemagne. — Aber die französische Sprache? Die Masse der Bevölkerung hat noch einen Reichthum deutscher Elemente in der Sprache; der flamländische Dialect ist deutsch. Auf den ersten Anblick dürfte es scheinen, als biete Holland hier noch viel günstigere Aussichten. Allein wer kennt den ausschließenden Hochmuth der Holländer hinsichtlich ihrer Sprache und Bildung nicht? Und doch ist ihre Sprache nichts als ein auf Schrauben gestelltes Plattdeutsch, dem jedes gebildete Ohr, wie ein Mann von Ton dem gentilhomme bourgeois, das Linkische, Unbehülfliche, Lächerliche anmerkt. Nicht zufällig ist die oberdeutsche Mundart, das Hochdeutsch, Schriftsprache der deutschen Nation geworden; seine innere Biegsamkeit, seine Bildungsfähigkeit hat es dazu werden lassen, und bei dem Versuche, das Niederdeutsche zur Schriftsprache, zum Vehikel der Bildung zu machen, den die Holländer angestellt haben, hat nur ihre Bildung selbst gelitten, und von ihrer Literatur hat nichts allgemeine Geltung erlangt, als was lateinisch geschrieben worden. Dazu kommt das politische Selbstgefühl der

Regierung und ihrer Anhänger; die noch nicht erloschene Erinnerung an die alte Macht der Vereinigten Niederlande; die erst kürzlich ausgesprochenen Worte des Barons von Reverberg gegen Nothomb, daß Holland nicht nur, ohne fremde Hülfe, ein Phönix aus seiner Asche sich erhoben, sondern mächtig beigetragen habe, die Ketten Europas zu brechen. Somit scheint es nicht, als ob Holland schon auf dem Wege wäre, selbst wenn eine Annäherung durch politische und Handelsinteressen erfolgen sollte, sie auch von innen und unten herauf in der Gesinnung zu begründen. Doch läßt sich nicht verkennen, was die Spracheinheit hier möglicherweise, wenn auch spät, wirken kann. Ist nicht jetzt noch das Elsaß durch die Sprache und Literatur an Deutschland gekettet? Kein bedeutender Literator in französischer Sprache ist noch aus ihm hervorgegangen, aber deutsche Dichter erzeugt es noch immer. Und die Schweiz — sie steht in einem ähnlichen Verhältnisse zu Deutschland wie Holland. Derselbe politische Stolz gegenüber von dem Mutterlande, ein in ähnlichem Verhältnisse vom Oberdeutschen abweichender Dialect, wie das Holländische vom Niederdeutschen. Allein es ist nie Schriftsprache geworden, und die innere Haltlosigkeit, die Wirren, wie die Schweizer selbst das nennen, wird diese früher oder später nöthigen, sich unter den Schutz einer großen Macht zu begeben. Für Frankreich ist in der mittleren und östlichen Schweiz keine Hoffnung: so scheint die Schweiz noch gewisser als Holland und Belgien, aber vielleicht langsamer, weil ohne so mächtige Vermittlung der Handelsinteressen, zur nähern Verbindung mit Deutschland getrieben zu werden.

Preisaufgaben.

Die dritte Classe des königl. belgischen Instituts hat folgende Preisfragen gestellt:

1) Quum proximis his quinquaginta annis historia gentium universa egregie fuerit exculta et simul felicissimo cum successu tractata fuerit juris historia, cum externa tum interna, quæ dicitur, qua origo et fata disciplinae et juris placitorum apud singulas gentes enarrantur; rogat classis: Quid existimandum est de universa quadam jurisprudentiae historia, quae doceat, quibus modis et quibus opportunitatibus notio juris, variis induta formis, in gentium historia universa se explicuerit? Num peculiares sunt rationes, quæ vel hujusmodi historiam conscribendi conatus dissuadeant, vel eam conscribi plane non posse ostendant? An vero a nova hac juris disciplinae parte veram quandam utilitatem exspectare licet? Quomodo, si posterius videatur, haec universa jurisprudentiae historia debet institui atque tractari? Quid hac in re jam præstiterunt viri docti? Quid faciendum restat, et quaenam sunt subsidia, quae adhiberi et possint et debeant? Classis quaerens de ratione, qua juris notio se explicuerit in gentium historia universa, omnes intelligit juris et jurisprudentiae partes, omnem utriusque ambitum

2) Cum in omnibus linguis cognitis multa vocabula per onomatopoeïam formata esse constet, verosimile autem videatur in primitivarum omnium cujusque linguae vocum formatione mota et agitata fuisse elocutionis organa secundum affectum aut sensum, quem in loquentis mente vel animo vel voce significanda excitasset; cumque in vocibus, quae radices merito haberi possint, fere una tantum litera illum affectum aut sensum quasi representet, petit classis, ut e maxime cognitis tum veteris ac recentioris Europae, tum semiticis aliisque orientalibus linguis ostendatur, quem affectum aut sensum in hominis mente vel animo ab objectis et voce significandis rebus excitatum quæque litera potissimum exprimat et quasi repræsentet.

3) Detur historia scripturae hebraicae quae dicitur quadrata; in qua, instituta inprimis aliorum affinium scripturae generum et translationum veterum collatione, inquiratur et quam accuratissime possit definiatur: num tempore exitu babylonici, aut postea, hoc scripturæ genus ab alia gente Iudaei acceperint; quod si affirmandum esse videatur, ex qua igitur gente, et quando, acceptum sit; et quas mutationes, quum universe, tum in singulis literis, apud Iudæos passum sit.

4) Explicetur ratio scholarum et academiarum, quæ olim apud Arabes in diversis ipsorum imperio subjectis terris, maxime vero in Babylonia, Mesopotamia, Syria, Aegypto et Hispania exstiterunt. Simulque breviter ostendatur, quatenus hodiernae Turcarum scholae adhuc eodem modo atque Arabum olim, institutae sint.

5) Quæ fuerit origo et qui progressus studii grammatici apud veteres Græcos? quamque vim habuit in illam disciplinam tum philosophia, tum historica scientia?

6) Historia commercii, quod provinciis Belgii unitis cum Germania intercessit, tum politici, tum doctrinarum literarum et artium saeculis XVII. et XVIII. usque ad reipublicae conversionem anni 1795.

Der Preis ist eine goldene Denkmünze im Werth von 300 holl. Gulden. Die Abhandlungen können lateinisch, holländisch, französisch, englisch oder deutsch abgefaßt seyn, im letztern Falle jedoch nicht mit deutschen Charakteren geschrieben, und müssen, von fremder Hand geschrieben, und mit der üblichen den Namen des Verfassers enthaltenden Schede versehen, vor dem 1. Mai 1839 eingesendet werden. Das Resultat wird am 20. Nov. 1839 bekannt gemacht.

Die Société Teylérienne in Harlem stellt folgende Preisaufgaben, deren Lösung, von fremder Hand geschrieben, holländisch, lateinisch, französisch, englisch oder deutsch mit holländischen Charakteren, vor dem 1. Januar 1839 einzusenden ist. Der Preis besteht in einer Goldmünze von 400 holl. Gulden im Werth.

1) Comme on trouve en plusieurs endroits de la bible, non seulement les paroles, mais les discours et les entretiens de différentes personnes qu'on y fait parler, il serait d'un grand intérêt pour l'interprète des saintes écritures, s'il pouvait déterminer, jusqu'à quel point on y a conservé les propres paroles de ceux qu'on y introduit. Il s'entend qu'il restera toujours beaucoup d'incertitude à cet égard. On croit cependant pouvoir se flatter, qu'un examen attentif de tout ce qui a rapport à ce sujet, produirait des résultats propres à repandre là-dessus quelque nouvelle lumière, et à fournir des raisonnemens solides contre des explications de ces discours, qui pourraient ébranler la foi des Chrétiens. À cause de cela, la Société ne voulant pas étendre la discussion trop loin, invite à cet examen, qu'elle borne aux écrits du nouveau testament, tous ceux qui ont envie de traiter cette question, réduite à trois points:

a) Les discours et les entretiens qu'on trouve dans les écrits du nouveau testament, ont ils été littéralement communiqués tels qu'ils avaient été proposé par leurs auteurs?

b) S'il parait qu'on ne peut admettre cette communication littérale, de quelle manière faut il donc penser, que les écrivains sacrés ayent rendu ces discours et ces entretiens?

c) Quelle autorité pouvons nous reconnaitre dans leurs rapports à cet égard, et comment la prouver?

2) Quel est le caractère distinctif de la philosophie que feu le célèbre professeur de Berlin, Frédéric Schleiermacher, a enseignée et proposée dans ses écrits? Dans quel rapport l'a-t-il placée avec la théologie? Quelle est l'influence de ce rapport sur cette science, telle qu'elle a été traité par lui-même et par d'autres? Faut-il regarder cette influence comme utile et désirer que la dite philosophie soit de plus en plus combinée avec l'étude de la théologie?

Die philosophisch-philologische Klasse der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften macht bekannt, daß sie ihre Preisaufgabe vom Jahr 1835, die Geschichte der griechischen Lyrik betreffend, für die nächste Periode wiederholt habe. Das Leben und die Werke der griechischen Lyriker sowohl, als auch die Metrik, Rhythmik, Musik und Chorentik der Griechen soll in der Abhandlung dargestellt werden; die Geschichte der Elegie dagegen ist von der Aufgabe ausgeschlossen, außer in so fern ihr Ursprung mit den Anfängen der jonischen Lyrik zu vergleichen, oder diese durch jenen zu erläutern sind. Der Termin der Einsendung der Manuscripte ist auf den 1. November 1838 bestimmt. Die Bekanntmachung des Urtheils der Klasse erfolgt am 28. März 1839. Der Preis ist 100 Dukaten.

In seiner letzten Jahresversammlung hat der Verein für christliche Moral in Paris zwei neue Fragen aus dem staatswirthschaftlichen und politischen Bereiche aufgeworfen und der öffentlichen Erörterung unterstellt. Lamartine nämlich hat Anlaß von den jüngsten von den Stadtbehörden in Hinsicht der Findelkinder getroffenen Verfügungen genommen, um sich aufs kräftigste gegen diese Verfügungen auszusprechen, was er auch späterhin auf der

Rednerbühne der Deputirtenkammer gethan hat. Es verhält sich damit folgendermaßen. Man hat allgemein bemerkt, daß überall die Zahl der Findelkinder zunimmt, weil man den Eltern, vorzüglich den Müttern, die Mittel erleichterte, ihre Kinder in Findelhäusern anzubringen. Man hoffte dadurch dem Verbrechen des Kindermordes vorzubeugen, welchen Zweck man auch erreichte. Dagegen aber stiegen die Kosten solcher Häuser bedeutend, und zuletzt vermochten einige Städte dieselben kaum noch aufzubringen. Auch hatte man bemerkt, daß manche Eltern es bequem fanden, ihre Kinder auf Staatskosten ernähren zu lassen, ohne sie aus den Augen zu verlieren, und sie deßhalb in die Findelhäuser zu schicken, wo es den Müttern oft noch gelang, sie als Säuglinge wieder zu bekommen und dafür bezahlt zu werden. Um diesem Unfuge vorzubeugen, und die Kosten der Findelhäuser zu vermindern, ist daher in manchen Departements und Städten Frankreichs die Verfügung getroffen worden, daß künftighin die Kinder nicht mehr ohne alle Umstände angenommen, und die aufgenommenen in entferntere Häuser versetzt werden sollen. Einige Beamte haben die gute Wirkung dieser Anordnung öffentlich gerühmt. Gegen eine solche Abänderung des Findelwesens eiferte nun Lamartine, indem er behauptet, sie seye lieblos, ungerecht, und führe wieder zum Kindermorde. In der Deputirtenkammer sind dagegen ganz andere Meinungen geäußert worden. Wahrscheinlich wird die Erörterung einer so wichtigen Materie vom Vereine für christliche Moral fortgesetzt werden.

Der zweite Punkt betrifft das stehende Kriegsheer. Der menschenfreundliche Bischof Gregoire hatte einen Preis ausgesetzt für die beste Abhandlung über die Mittel, zu verhindern, daß ein stehendes Heer der öffentlichen Freiheit Gefahr bringen könne. Der Verein für christliche Moral hat es übernommen, die Aufgabe zu stellen und die einzuschickenden Abhandlungen zu prüfen. Carnot hat im Namen des Vereins ein Programm verlesen, worin der Gesichtspunkt angegeben wird, aus welchem er die Sache betrachtet. Ein stehendes Heer sey nämlich stets gefährlich, wenn man von den Truppen unbedingten und blinden Gehorsam fordere. Dieser Gehorsam könne eigentlich nur im Angesichte des Feindes von außen gefordert werden, nicht aber, wenn das Heer im Innern des Landes gebraucht werde. Sollen also die Bürger dem Daseyn eines permanenten Heeres ruhig zusehen können, so müssen sie wenigstens die Versicherung haben, daß die bewaffnete Macht nie zu ihrer Unterdrückung gebraucht werden könne. Zu dem Behufe seye es nöthig, genau die Gränzen zu bestimmen, in welche der Gehorsam der bewaffneten Macht im Innern des Landes eingeschlossen werden müsse. Aus diesem Gesichtspunkt sey die Gregoiresche Frage zu betrachten, und in dieser Hinsicht haben die Concurrenten den Gegenstand zu behandeln. Auch hier berührt der Verein einen wichtigen Punkt, welcher während der Restauration, und auch seit der Julirevolution von 1830 mehrmals zur Sprache gekommen ist, besonders bei Unruhen im Innern des Landes, und ganz vorzüglich bei der Julirevolution selbst, als die Frage entstand, ob das Heer durch seinen Stand und seinen Eid verbunden sey, für die berüchtigten constitutionswidrigen königlichen Ordonnanzen des 25. Juli zu kämpfen.

Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat für 1839 die Preisaufgabe gestellt: Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste.

Die Ackerbaugesellschaft des Departements de l'Ain setzt einen Preis von 400 Franken und einen zweiten von 100 Franken auf die Angabe eines zweckmäßigen Verfahrens zur Vervielfältigung der Blutegel. Es muß dasselbe im Großen ausführbar und mit wenigstens 3000 Exemplaren gelungen seyn. Das Ergebniß der angestellten Versuche soll durch beigelegte obrigkeitliche Zeugnisse beglaubigt werden. Der Termin für die Einsendung der Arbeiten ist der 1. Mai 1840.

Dänemark.

Der Etatsrath und Professor an der Universität zu Kopenhagen, H. C. Oersted, hat das Ritterkreuz der französischen Ehrenlegion erhalten.

England.

Von dem Herausgeber der Pickwickpapers, Charles Dickens, Esq., ist das Leben eines der größten englischen Pantomimen, Joseph Grimaldi, in zwei Bänden erschienen. Grimaldi scheint von seinen Vorfahren, die bis zu seinem Großvater wenigstens alle Clowns waren, eine große physische Fertigkeit zur Pantomime geerbt zu haben. Lord Byron war ein besonderer Verehrer und Freund des Künstlers. Das von Cruikschank's Hand der Biographie beigegebene Porträt Grimaldi's, so wie die dazu gehörenden Skizzen desselben Meisters, sind ausgezeichnet.

Für die Behauptung, daß Sir Philipp Francis der Verfasser der famosen Juniusbriefe sey, haben sich neue Belege ergeben. Am 3., 5. und 6. Februar wurde die Bibliothek dieses Staatsmanns versteigert. Viele seiner Bücher sind mit handschriftlichen Randbemerkungen reichlich versehen, aus welchen hervorzugehen scheint, daß sich Sir Philipp stets dieselben Stellen besonders angezeichnet habe, welche Junius anführt. Die Briefe selbst finden sich in mehreren Exemplaren, sorgfältig durchcorrigirt; die im Drucke zurückgehaltenen Namen sind mit der Feder ausgefüllt, und dies auf eine Weise, wie es der Herausgeber Wordsall gar nicht vermuthet hatte; auch wurde die Identität dieser ausfüllenden Hand mit derjenigen, welche die noch vorhandenem Originalmanuscripte schrieb, erkannt. Als bezeichnend wird endlich die Bitterkeit und Persönlichkeit der Randbemerkungen angeführt, mit welchen Sir Philipp eine Schrift von Tooke versah, welcher längere Zeit für den Verfasser der Juniusbriefe galt.

Sir W. Scotts Denkmal in Edinburg wird aus einem prächtigen gothischen Thurme bestehen, an welchem die schönsten Theile der alten Abtei Melrose abgebildet sind. Im Innern desselben wird die Marmorstatue des berühmten Mannes aufgestellt werden.

In den Vereinigten Staaten soll ein Dampfschiff, der Columbus, nach einem neuen System eingerichtet worden seyn, wo der Dampf vermittelst Quecksilbers erzeugt wird, was den großen Vortheil habe, eine große Menge Kohlen zu ersparen. Der Columbus kam vor Kurzem von Weymouth zu Falmouth an; der Befehlshaber und die Mannschaft sollen sich über das Experiment auf das Günstigste äußern.

In England kommt gegenwärtig eine Erfindung in Aufnahme, welche von hoher national=ökonomischer Bedeutung zu seyn scheint. Sie betrifft nämlich ein Schutzmittel gegen den im Holze sich erzeugenden trockenen Moder, welcher bekanntlich im Bauwesen große Verwüstung anrichtet. Schon Davy hatte im Jahr 1825 vorgeschlagen, die äußern Flächen des Holzes mit einer Auflösung von ätzendem Quecksilber=Sublimat, einer Verbindung des Chlors mit dem Quecksilber, zu bestreichen. Die Sache kam indessen erst in Aufnahme, nachdem die Versuche des Engländers Kyan mit dem vollkommensten Erfolg gekrönt worden waren. Die Ersparniß durch dieses den Moder abhaltende Mittel soll sich ins Ungeheure belaufen; auf Hopfenstangen allein angewandt, soll es in England eine jährliche Kostenverminderung von 100,000 Pfund Sterling gewähren. Für Eisenbahnen insbesondere, deren Schienenunterlagen aus querliegenden Holzschwellen bestehen, wird die Kyanisirung — so nennt man die chemische Operation, welcher das zu behandelnde Holz unterliegt — von großem Nutzen seyn. Die Kosten sollen sich für den Centner auf 8 Gr. belaufen.

Frankreich.

Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften in Paris hat an die Stelle des verstorbenen Grafen Reinhard den Hellenisten Phil. Lebas, der früher in Arenenberg die Erziehung des Prinzen Ludwig Bonaparte leitete, zu ihrem Mitgliede, Jomard für 1838 zum Präsidenten und Amary Duval zum Vicepräsidenten erwählt.

Am 21. Februar starb zu Paris, aus der Sitzung der Pairskammer zurückkehrend, am Schlag, Baron Ant. Isak Silvestre de Sacy, Professor der persischen Sprache am College de France, der arabischen Sprache an der Specialschule für morgenländische lebende Sprachen, beständiger Secretär der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Conservator der orientalischen Manuscripte der königlichen Bibliothek, Inspector der orientalischen Typographie bei der königlichen Buchdruckerei, Großofficier der Ehrenlegion und Pair von Frankreich. Er wurde am 21. September 1758 in Paris geboren, wo sein Vater J. A. Sylvestre Notar war. 1781 trat er als Münzrath in den Staatsdienst, wurde 1785 zum Associé der Akademie der Inschriften erwählt und 1791 Generalcommissär bei der Münze. Nach der Wiederherstellung des Instituts trat er 1792 als ordentliches Mitglied in dasselbe ein und erhielt die Professur des Persischen am College de France. Ludwig der XVIII. ernannte ihn gleich nach seiner Rückkunft zum kön. Censor, 1815 zum Rektor der Pariser Universität und nach den 100 Tagen zum Mitglied der Unterrichtscommission, welche Stelle er aber sogleich aufgab, als das Großmeisteramt der Universität auf eine ihm mißliebige Weise besetzt wurde. Unter der jetzigen Regierung wurde er zum Pair erhoben, ein Amt, das er ebenso gewissenhaft verwaltete, wie alle übrigen, die ihm anvertraut waren. Sein Tod hat eine Lücke gelassen, die schwerlich nach jeder Seite hin wird sobald ausgefüllt werden können.

Der Direktor der Handelsschule in Paris, Blanqui, ist zum Mitgliede der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften ernannt worden.

Der durch den Austritt Letronne's erledigte Lehrstuhl der Geschichte an der Universität Paris ist durch den bekannten Historiker Michelet besetzt worden.

Bei jeder der Rechtsfacultäten in Dijon, Grenoble, Rennes, Straßburg und Toulouse soll ein Lehrstuhl für französisches Staatsrecht, und an der Rechtsfacultät zu Paris ein Lehrstuhl für vergleichendes Criminalrecht errichtet werden.

Der Brand des italienischen Theaters in Paris hat auch der orientalischen Literatur einen großen Verlust bereitet, indem ein Theil der an orientalischen Handschriften reichen Bibliothek Klaproths, welchen der Director Severini für Rechnung der Gläubiger des Verstorbenen in Händen hatte, zu Grunde gegangen ist.

Der Archivar Maillard de Chambure hat in dem Archiv zu Dijon drei werthvolle Handschriften entdeckt. Die beiden ersten sind Rechnungsbücher der Juden, welche sich vereinigt hatten, um die zum letzten Kreuzzuge eingeschifften Truppen mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen zu versehen. Der dritte Band enthält das Militärreglement der Tempelherrn nebst den Regeln des Ordens, wie sie vom Concil zu Troyes bestätigt worden.

Alfred de Vigny gibt eine Sammlung seiner Werke heraus, deren erste Bände den Roman „Cinq-Mars" und die „antiken und modernen Dichtungen" enthalten. Mit Recht beginnt die Sammlung damit, und nehmen wir noch „Stello" hinzu, so haben wir darin den Prototyp und die Keime fast aller spätern Productionen dieses Dichters, von la maréchale d'Ancre, la servitude et les grandeurs militaires, Chatterton etc.

Der König der Franzosen hat Herrn Jomard als Direktor der königlichen Bibliothek in Paris bestätigt.

Die Wiederherstellung des Schlosses in Versailles und die Bestimmung desselben zu einem historischen Nationalmuseum hat diesem Gebäude ein neues Interesse verliehen und wird bei allem Unbedeutenden, was unter der Masse der dort aufgehäuften Kunstschätze sich findet, der Nachwelt ein Zeugniß des Glanzes der Regierung Ludwig Philipps seyn. Von der Sammlung der Gemälde und Sculpturarbeiten erscheint in Paris eine Reihe von Abbildungen mit erläuterndem Texte von Jules Janin unter dem Titel „galéries historiques de Versailles." Wiewohl die Blätter nur Umrisse geben, wäre doch die Fertigung einer so großen Anzahl von Abbildungen ein sehr weitaussehendes Unternehmen gewesen, wenn nicht der Proceß des Nachbildens selbst durch den Diagraphen bedeutend abgekürzt würde. Der Erfinder dieses Instruments und zugleich der Herausgeber des Bilderwerks ist Gavard. Das Nähere des Verfahrens scheint indeß vorläufig geheim gehalten zu werden. So viel ist sicher, daß mittels

desselben die geringsten Einzelnheiten, z. B. von architektonischen Verzierungen, nachgebildet werden können, und zwar in einer Entfernung, in welcher das bloße Auge nicht mehr deutlich unterscheidet; weßhalb denn für architektonisches Zeichnen diese Erfindung sehr schätzbar seyn muß. Freilich scheint sich durch dieses Instrument hin und wieder die Perspective zu verrücken, wie sich dieß namentlich bei der Ansicht von dem escalier des ambassadeurs zeigt; doch können solche Mängel auch von zufälliger Nachläßigkeit in der Behandlung herrühren, und die bisherigen Leistungen, die freilich die Schärfe und Freiheit der englischen Umrisse nicht erreichen, geben gegründete Hoffnung auf allmähliche Vervollkommnung dieses Verfahrens.

Am 24. Februar war die Akadmie der schönen Künste um das Grab eines ihrer Mitglieder, Charles Thévenins, versammelt. Er war am 12. Juli 1764 geboren und wurde anfangs von seinem Vater, einem königlichen Baumeister, zu der Architektur bestimmt, trat aber, seiner Neigung zur Malerei folgend, in die Schule Vincent's, der damals mit David wetteiferte, errang 1791 für sein Bild über den Abgang des Regulus nach Carthago den großen Preis, und begab sich sodann, um seine Studien fortzusetzen, nach Italien. In das Vaterland zurückgekehrt, malte er 1802 die Einnahme von Gaeta durch den General Ney, 1806 den Uebergang des französischen Heeres über den St. Bernhard, 1810 die Schlacht bei Jena, den Angriff und die Einnahme von Regensburg. Im Jahre 1816 kehrte er als Direktor der französischen Akademie in Rom nach Italien zurück, wurde 1825 an die Stelle Girodets zum Mitglied der Akademie der schönen Künste gewählt und 1829 Conservator der Kupferstichsammlung der königlichen Bibliothek. Seine letzten Werke sind 1824 die Unterwerfung Barcellonas unter General Moncey und 1827 die Audienz der Professoren des College de France bei Heinrich IV. im Jahr 1594.

Italien.

Aus Neapel wird berichtet, daß die Angriffe gegen den einem Verbot gleichkommenden Einfuhrzoll auf Bücher fortdauern, und man kann jetzt als gewiß annehmen, daß die Regierung sich zu bedeutenden Ermäßigungen bequemen wird. Eine Gesellschaft von Buchhändlern in Neapel hat eine Druckschrift über diesen Gegenstand zu Gunsten der Aufhebung oder wenigstens der Verminderung des Zolles bei der Regierung eingereicht, und dieselbe ist durch den Druck bekannt gemacht worden.

Russland.

Die königliche Akademie in St. Petersburg hat dem Professor der Botanik und Zoologie in Grätz, Dr. Unger, ein Accessit von 100 Ducaten zuerkannt für die Lösung der Preisfrage über die Bildung und das Wachsthum des Dykotiledonenstammes.

Unter den neuernannten Correspondenten der Akademie bemerkt man den Geheimen Regierungsrath, Oberbibliothekar und Akademiker Wilken und Professor Lejeune Dirichlet in Berlin, den königlichen Astronomen Hamilton in Dublin, den Direktor des zoologischen Museums in Leyden, Temminck, den Professor Hooker in Glasgow, und den Professor der Universität Kasan Kowalewski.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Viertes Heft.

1838.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

Ueber

die Schwankungen der Goldproduktion

mit

Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme

von

Alexander v. Humboldt.

Nach dem alten Ausspruche Herodots (III, 106) sind bei der ungleichen Ausspendung der Güter und der Schätze des Bodens die schönsten Erzeugnisse den Enden der Welt zu Theil geworden. Dieser Ausspruch war nicht bloß auf ein trübes, der Menschheit eigenthümliches Gefühl gegründet, daß das Glück fern von uns wohne, er drückte auch die einfache Thatsache aus, daß durch den Verkehr der Völker den Hellenen, als Bewohnern der gemäßigten Zone, Gold und Gewürze, Bernstein und Zinn aus weiter Ferne zugeführt würden. So wie allmählig durch den Handel der Phönizier, der Edomiter am Golf von Acaba, Aegyptens unter den Ptolemäern und Römern, die lang verschleierten Küsten des südlichen Asiens sich enthüllten, fing man an, die Erzeugnisse der heißen Erdstriche aus erster Hand zu erhalten, und in der regen Einbildungskraft der Menschen wurden die metallischen Schätze der Welt immer weiter und weiter gegen Osten gerückt. Zweimal hat dasselbe Volk, die Araber, in der für den Handel so wichtigen Epoche der Lagiden und der Cäsaren, wie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, zur

Zeit der portugiesischen Entdeckungen, dem Westen den Weg nach Indien gezeigt. Ophir (das Dorado des Salomo) dehnte sich nun bis in den Osten des Ganges aus. Dort erschien Chryse, das lange die Reisenden des Mittelalters beschäftigt hat, und bald als Insel, bald als Theil des Goldchersoneses betrachtet wurde. Die Goldmenge, welche noch heute, nach John Crawfurd, Borneo und Sumatra in Umlauf bringen, erklärt die alte Berühmtheit dieser Gegend. Nahe bei Chryse, dem Goldlande, dem erwünschten Ziele der Indodromen, mußte symmetrisch, nach den Ideen einer systematisirenden Erdkunde, eine Silberinsel, Argyre, liegen, gleichsam um beide edeln Metalle (die Reichthümer von Ophir und des iberischen Tartessus) zu vereinigen. In der Geographie des Mittelalters spiegeln sich, aber mannichfach verunstaltet, die geographischen Mythen der classischen Vorzeit ab. Bei den Arabern Edrisi und Bakui finden wir, am Ende des indischen Meeres, wieder eine Insel Sahabet mit Silbersand, und daneben Saila (nicht mit Ceylon oder Serendiv zu verwechseln), wo Hunde und Affen goldene Halsbänder tragen.

Aber in Bestimmung der eigentlichen Heimath des Goldes und aller herrlichen Erzeugnisse der Erde vereinigte sich mit der Idee der Ferne auch die der tropischen Hitze. „So lange Ew. Herrlichkeit nicht schwarze Menschen finden werden,“ schreibt ein catalonischer Steinschneider, Mossen Jaime Ferrer, 1495 an den Admiral Christoph Columbus, „können Sie nicht große Dinge, wirkliche Schätze, wie Spezereien, Diamanten und Gold erwarten.“ Der Brief ist in einem 1545 zu Barcelona gedruckten Buche, das den sonderbaren Titel: **Sentencias catholicas del Divi poeta Dant** führt, vor Kurzem aufgefunden worden. Der Goldreichthum am Uralgebirge, der sich im wogulischen Norden bis dahin erstreckt, wo die Erde kaum in den Sommermonaten aufthauet, die Diamanten, welche während meiner, auf Befehl des Kaisers Nicolaus im Jahr 1829 gemachten sibirischen Expedition von zweien meiner Begleiter, nahe bei dem 60sten Breitengrade, auf dem europäischen Abfall des Urals entdeckt worden sind, * sprechen eben nicht für den Zusammenhang des Goldes und der Diamanten mit tropischer

* Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Caspischen Meere von A. v. Humboldt, G. Rose und G. Ehrenberg. Thl. I. S. 352—375.

Wärme und farbigen Menschen. Christoph Columbus, der dem Golde einen moralischen und religiösen Werth zuschreibt, „weil," wie er sagt, „wer es besitzt, in dieser Welt erlangt, was er will, ja selbst (durch Bezahlung von Messen?) viele Seelen dem Paradiese zuführt," * Christoph Columbus war ganz dem System des Steinschneiders Ferrer zugethan. Er suchte Zipangu (Japan), das man für die Goldinsel Chryse ausgab, und als er, am 14. November 1492, längs den Küsten von Cuba, die er für Theile des Continents von Ost-Asien (Cathay) hielt, hinsegelte, schrieb er in sein Tagebuch nieder: „nach der vielen Hitze, die ich leide, muß das Land reich an Gold seyn." So ließen falsche Analogien vergessen, was das classische Alterthum von den Metallschätzen der Massageten und der Arimaspen im hohen Norden von Europa erzählt hatte: ich sage von Europa, ** denn das öde Flachland von Nord-Asien, das heutige Sibirien, galt mit seinen Kiefernwäldern für eine langweilige Fortsetzung des belgischen, baltischen und sarmatischen Flachlandes.

Umfassen wir mit einem Blicke die Geschichte des Handelsverkehrs von Europa, so finden wir die reichsten Quellen des Goldes im Alterthume in Asien. Seit dem Ausgange des Mittelalters, und drei Jahrhunderte nachher, gehören sie dem neuen Welttheile an. Gegenwärtig, seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, strömen die Quellen wieder am reichlichsten in Asien, aber in andern Zonen desselben Continents. Dieser Wechsel in der Richtung der Strömung, dieser Ersatz, welchen zufällige Entdeckungen im Norden darbieten, wenn im Süden die Goldausbeute plötzlich schwindet, verdient eine ernste Betrachtung, eine Ergründung nach numerischen Angaben; denn im politischen Haushalte, wie bei Erforschung von Naturerscheinungen, sind die Zahlen immer das Entscheidende; sie sind die letzten, unerbittlichen Richter in den vielbestrittenen Verhältnissen der Staatswirthschaft.

---

* El oro, schreibt Columbus an die Königin Isabella, es excellentissimo, con el se hace tesoro y con el tesoro quien lo tiene, hace quanto quiere en el mundo y llega a que hecha las animas al paraiso. Siehe über dieses Lob des Goldes mein Examen critique de l'Histoire de la Géographie et des progrès de l'Astronomie nautique aux 15me et 16me siècles (in Fol.) p. 38 et 131.

** Herod. III, 116.

Wir wissen aus Böckh's scharfsinnigen Untersuchungen, * wie, bei Eröffnung des Morgenlandes durch die Perserkriege und durch des großen Macedoniers Zug nach Vorder-Indien, das Gold sich allmählig bei den europäischen Hellenen anhäufte, wie zum Beispiel in Demosthenes Zeitalter die edeln Metalle einen fast fünfmal geringern Werth hatten, als im Solonischen. Der Strom ging damals von Osten nach Westen, und der Zufluß des Goldes war so reichlich, daß, wenn zu Herodots Zeit das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1 : 13 war, es bei Alexanders Tode und über hundert Jahre nachher, wie 1 : 10 stand. ** Je weniger allgemein die Handelsverbindungen in der alten Welt waren, desto größere und plötzlichere Veränderungen mußte der relative Gold- und Silberwerth erleiden. So finden wir in Rom, durch lokale Anhäufung eines der edeln Metalle, bald nach der Eroberung von Syrakus, das Verhältniß des Goldes zum Silber wie $1:17^1/_7$, wenn unter Julius Cäsar es auf einige Zeit bis $1:8^{13}/_{11}$ herabsank. Je geringer die Menge des schon vorhandenen Metalles in einem Lande ist, desto leichter können, durch Zufluß von Außen, jene ungeheuren Schwankungen hervorgebracht werden. Die jetzige Welt ist durch Allgemeinheit und Schnelligkeit des Verkehrs, welcher das Gleichgewicht herstellt, sie ist durch die Größe der schon vorhandenen, angehäuften Massen von Gold und Silber zur Stabilität im relativen Werthe der Metalle geneigt. Nach der Revolution in dem spanischen Amerika war die jährliche Metallproduktion viele Jahre lang auf ein Drittel herabgesunken, und doch konnten die unbeträchtlichen Oscillationen, welche man hie und da bemerkte, nicht dieser Ursache zugeschrieben werden. Ganz anders ist es mit dem Verhältniß des Silbers zu einem noch so wenig angehäuften und dabei so ungleich vertheilten Metalle, dem Platin.

Von statistischen Angaben, die irgend ein allgemeines, mit der jetzigen Goldproduktion ganzer Länder vergleichbares Resultat enthielten, finden wir bei den Alten nichts. Die Natur der Staatsverwaltung bot nicht die Controlen dar, welche in späteren

* Staatshaushaltung der Athener. Bd. 1. S. 6 — 31.

** Siehe Letronne's gelehrte Berichtigung der monetarischen Hypothesen von Garnier: Considérations générales sur l'évaluation des monnaies grecques et romaines. 1817. p. 112.

Jahrhunderten das lästig verfeinerte Zollwesen der Araber, eines Alles berechnenden und tabellarisch aufzeichnenden Handelsvolkes, den süd- und westeuropäischen Staaten mittheilte. Eine Angabe, wie die des Plinius (XII, 18), nach der aus dem römischen Staate der Handel mit Indien, Serica und Yemen jährlich hundert Millionen Sesterzen an edlen Metallen absorbirte, das ist, nach Letronne, für den Geldwerth jener Zeit ein Gewicht von 33,000 Mark Silber (nur halb so viel, als die jährliche Silbererzeugung des sächsischen Erzgebirges), steht vereinzelt und problematisch da. Wo allgemeine Resultate fehlen, würden numerische Beispiele von partiellem Geldreichthume gewisser Gebirgsgegenden um so wichtiger seyn, als wir sie mit der jetzigen Ausbeute berühmter Bergdistrikte vergleichen könnten, Gewicht mit Gewicht in absolutem Sinne, ohne Rücksicht auf die schwierige Betrachtung des Goldes als Maß des Werthes einer bestimmten Quantität von Cerealien. Hinterlassene Schätze eines Herrschers, Folgen des Sieges oder langer Erpressungen, zeugen nur von dem, was sich nach einer uns unbekannten Zahl von Jahrhunderten in großen Länderstrecken angehäuft findet. Resultate der Art sind mit den Angaben zu vergleichen, die unsere Statistiker über die in einem Staate zu einer gewissen Epoche vorhandene Masse edler Metalle wagen. Wenn Cyrus, laut dem Berichte des Plinius (XXXIII, 15), durch die Besiegung von Asien an rohem Golde, ohne das zu Gefäßen verarbeitete zu rechnen, 34,000 Pfd. zusammen brachte, so ist dies noch kaum der zweijährigen Ausbeute des Urals gleich. Dagegen schlägt Appian, auf Urkunden gestützt, den Schatz des Ptolemäus Philadelphus zu 740,000 Talenten an, das ist, je nachdem man egyptische oder kleine ptolemäische Talente rechnet, 1017 oder 254 Millionen Thaler. „Dergleichen klingt fabelhaft,“ sagt der berühmte Verfasser der Staatshaushaltung der Athener, „aber ich wage nicht die Glaubwürdigkeit zu bezweifeln. In diesem Schatze war viel verarbeitetes Silber und Gold. Die Länder wurden gänzlich ausgesogen, Steuern und Tribute mit bewaffneter Hand von habsüchtigen Generalpächtern eingezogen. Die Einkünfte allein von Cölesyrien, Phönizien, Judäa und Samaria wurden von Ptolomäus Evergetes für 8000 Talente verpachtet, und ein Jude kaufte sie für das Doppelte.“ Auch Herr William Jacob in seinem vortrefflichen, auf den Wunsch des Staatsministers Huskisson herausgegebenen Werke: Historical

Inquiry on Precious Metals * pflichtet den Angaben unseres großen Philologen bei. Die obige höhere Evaluation würde der jetzt in Frankreich und Belgien, die geringere Evaluation der in England coursirenden Geldmasse nahe kommen. ** Nach Strabo (XV, 731) soll Alexander 18 Myriaden Talente nach Ekbatana zusammengebracht haben. *** Man muß nicht vergessen, daß, während gegenwärtig die edeln Metalle sich über große Länderstrecken und große Bevölkerungen gleichmäßiger vertheilen, sie damals auf wenige Punkte der Erde und im Schatzhause der Herrscher concentrirt waren.

Daß der große asiatische Goldreichthum, der nach Westen überströmte, aus Inner-Asien, nordnordöstlich von Ladakh, aus dem obern Laufe des Oxus † (zwischen dem Hindu-Khu und den Höhen von Pamer, am westlichen Abhange des Bolor), aus Baktrien und den östlichsten Satrapien des Perserreiches kam, ist unzweifelhaft: doch ist es leichter, die Richtung des Stromes, als das Einzelne

* T. I. p. 23.

** Nach den Untersuchungen von Michel Chevalier (Lettres sur l'Amérique du Nord. T. I. p. 394) wird Frankreich zu 3000 Millionen, Großbritannien zu 1000 Millionen Francs angeschlagen. Schon Necker schätzt die Circulation von Frankreich auf 2200 Mill. Francs, Adam Smith die von Großbritannien nur auf 30 Mill. Pfd. Strl. In den preußischen Staaten sollen, nach Hoffmann, nur zwischen 90 und 120 Mill. Thaler cirkuliren. Das, seit der Wiederherstellung des Graumannischen Münzfußes im Jahr 1764 bis zu Ende des Jahres 1836 ausgeprägte preußische Courantgeld in allen Geldsorten, mit Einschluß der $^1/_{15}$ Stücke, beträgt nach Abzug der während desselben Zeitraumes durch die Münzverwaltung selbst wieder eingezogenen, überhaupt 182,856,020 Thlr. (Die Lehre vom Gelde. 1838. S. 171.) So große Vergleichsummen allein können einiges Licht auf die aus dem Alterthume uns überkommenen Angaben werfen.

*** Fast drei Mal so groß war der von Cyrus hinterlassene Schatz. Plinius (XXX, 3) schätzte ihn zu 500,000 Talenten Gold und Silber. Daß dieser Schatz nach dem Tode des Cyrus ansehnlich vermindert worden war, schließt Sainte-Croix (Examen crit. des historiens d'Alexandre. p. 429) daraus, daß alle edeln Metalle, die der Macedonier in Persien zusammenbrachte, nur 350,000 Talente betrugen. Ueber die fast beispiellose Concentrirung der edeln Metalle in Italien unter den Cäsaren siehe Letronne, Evaluation des monnaies grècques et romaines. p. 121.

† Burnes, Travels into Bokhara. T. II. p. 265.

der Quellen und ihre relative Reichhaltigkeit anzugeben. Der Schauplatz der Mythe von den goldsuchenden Ameisen bei dem Bergvolk der Derden ist fern von den Greifen der Arimaspen zu suchen. Jene Mythe scheint dem Tafellande von Kaschgar und Aksu, zwischen den Parallelketten des Himmelsgebirges und des Kuenlun, wo der Fluß Tarim sich in den Lop ergießt, zuzugehören. Der nördlicheren Arimaspen werden wir später noch einmal erwähnen, wenn wir großer, unmittelbar unter dem Rasen liegender Goldmassen des Urals gedenken. Der Ruf des indischen Reichthums erscholl in oft mißverstandenen Tönen nach Persien hin. Ctesias,* aus dem Stamme der Asclepiaden, Leibarzt des Königs Artaxerxes Mnemon, beschreibt, fast ohne es selbst zu ahnen, unter dem Bilde einer Goldquelle, auf das deutlichste ein Hüttenwerk, einen Schmelzofen, aus dem sich das flüssige Metall in Krüge (thönerne Formen) ergießt. Den Hellenen näher waren Lydien, an den Flüssen, die dem Tmolus entquellen, Phrygien und Kolchis goldreiche Länder. Die Natur schnell zu erschöpfender Schichten von Goldsand (der sogenannten Goldwäschen) macht dem praktischen Bergmanne begreiflich, warum manche der eben genannten und neuerlichst wiederbesuchten Länder den Reisenden goldarm erschienen. Wie leicht würde man nicht, wenn man gegenwärtig die Schluchten und Flußthäler der westindischen Inseln Cuba und Santo Domingo oder gar die Küste von Veragua durchforschte, ohne die vorhandenen historischen Zeugnisse verleitet werden, an der reichen Goldausbeute jener Gegenden am Ende des 15ten Jahrhunderts zu zweifeln? Dauernder, wenn ihn nicht äußere Verhältnisse stören, ist der eigentliche unterirdische Bergbau auf anstehende Golderze. Eben weil man die ganze Lagerstätte nicht auf einmal kennt, weil das Gebirge beim Gangbergbau nur allmählig aufgeschlossen wird, ist der menschlichen Thätigkeit hier eine längere Beschäftigung dargeboten. Goldhaltiges Schuttland wird schnell durchwühlt und der reicheren Geschiebe beraubt. Wie wenige der vierzig Goldwäschen, die Strabo so sorgsam beschreibt, mögen jetzt noch zu erkennen seyn? Diese auf Analogien und bergmännische Erfahrung gegründete Bemerkung mußte hier um so mehr Platz finden, als leere Zweifelsucht gern die Ueberlieferungen des Alterthums erschüttert.

Der den Hellenen bekannte Theil von Europa stand in metallischem Reichthume gegen Asien eben so zurück, als späterhin

* Oper. Reliquiae, ed. Baehr, Ind. cap. 4, p. 248 et 271.

ganz Europa gegen die neue Welt. Das letzte Verhältniß,* nämlich die relative Productivität von Europa und Amerika war im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, als die Bergwerke der spanischen Colonien am schwunghaftesten betrieben wurden, für die Golderzeugung wie 1:13, für die Silbererzeugung wie 1:15. Es ist mir sogar wahrscheinlich, daß für die alexandrinische und ptolemäische Zeit, besonders in der Goldausbeute, das Verhältniß noch ungünstiger für Europa ausfallen würde, wenn statistische Angaben der Art aufgefunden werden könnten. In Griechenland selbst war zwar, neben den anfangs sehr ergiebigen Silbergruben von Laurion, der Goldreichthum in Thessalien, in dem pangäischen Gebirge an der Gränze von Macedonien und Thracien, wie seit den frühesten ** phönizischen Ansiedlungen auf der gegenüber liegenden Insel Thasos beträchtlich genug. Auch Iberien ist für Phönizier und Carthager nicht bloß ein Silberland gewesen. Tartessus und Ophir (dieses entweder Arabien *** oder die ostafrikanische Küste oder gar, wie Heeren will, eine allgemeine Benennung für reiche Südländer), Tartessus und Ophir waren das Doppelziel der vereinigten Hiram=Salomonischen Flotte. Wenn auch in dem metallischen Reichthum von Spanien Silber aus Bätika und aus der Nähe des von Hamilkar Barkas gegründeten Neu=Carthago, lange der Hauptgegenstand des auswärtigen Handels war, so lieferten doch auch manches Jahr Gallácien, Lusitanien und besonders Asturien 20,000 Pfund Gold †, das ist fast so viel,

---

* Die Fundamente dieser Berechnung sind enthalten im 11. Kapitel meines Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne T. III, p. 400. Die relative Goldausbeute war damals 1300 und 17,300 Kil., die relative Silberausbeute 52,700 und 795,600 Kil.

** Otfr. Müller, Gesch. Hellen. Stämme B. 1, S. 115. Auch Gold bei Skapte Hyle (Boeckh, Corp. Inscript. T. I, p. 219).

*** S. über einen so oft behandelten Gegenstand eine mit philologischer Kritik abgefaßte Schrift des Dr. Keil, in Dorpat: Ueber die Schifffahrt nach Ophir und Tarsis, 1834. S. 61—70.

† Böckh, Staatshaushalt, Th. I, S. 15. Auch der Hafen von Carthago enthält Goldsand, den das Mittelmeer auswirft, zwischen dem Flusse Miliana und dem Cap Sidi=Bou=Said. Die armen Einwohner benutzen diesen Goldsand noch jetzt. Dureau de la Malle, Rech. sur la Topographie de Carthage 1835 p. 251.

als Brasilien in seiner blühendsten Epoche gegeben hat. Kein Wunder daher, daß die früh besuchte spanische Halbinsel durch Phönizier und Carthager den Ruf eines westlichen El-Dorado's erlangte. Gewiß war an vielen Punkten, die jetzt nur schwache Spuren von Metallgehalt zeigen, die alte Erde einst, ihrer Oberfläche nahe, mit Schichten von Goldsand bedeckt, oder in festem, anstehenden Gesteine mit Trümmern von Golderzen durchzogen. Die lokale Wichtigkeit jener Bergwerke in Südeuropa ist nicht zu läugnen, aber in Vergleich mit Asien war ihre Goldausbeute doch nur gering zu nennen. Dieser letztere Welttheil blieb lange der Hauptquell des metallischen Reichthums, und die Richtung der Zuströmung des Goldes für Europa konnte nur als von Osten nach Westen bezeichnet werden.

Aber Asien selbst, das heißt der durch Landreisen im Mittelalter verbreitete Ruf von den unermeßlichen Schätzen von Zipangu (Japan) und von dem südlichen Archipelagus, veranlaßte eine plötzliche Veränderung in der Richtung * jenes Metallstromes. Amerika ward entdeckt, nicht weil Columbus, wie man so lange fälschlich gesagt, einen andern Continent ahnete, sondern weil er durch den Westen einen kürzeren Weg nach dem goldreichen Zipangu und den Gewürzländern im Südosten von Asien suchte. „Der größte geographische Irrthum (die Idee der Nähe von Spanien und Indien) führte zu der größten geographischen Entdeckung.“ Christoph Columbus und Amerigo Vespucci sind beide in der festen Ueberzeugung gestorben, Ost-Asien (das gangetische Indien, die Halbinsel, auf der Cattigara liegt) berührt zu haben. Um den Ruhm der Entdeckung eines Neuen Continents konnte daher zwischen beiden kein Streit entstehen. In Cuba wollte Columbus dem Gran Khan der Mongolen die Briefe seines Monarchen abgeben. Er glaubt sich in Mangi, dem südlichen Theil von Cathay (China): er sucht die von Marco-Polo beschriebene Himmelsstadt Quinsay, jetzt Hang-tscheu-fu. „Die Insel Española (Haiti), schreibt Columbus an den Papst Alexander VI.,** ist Tarsis,

* Letronne p. 105 und 123.

** Brief vom Monat Februar 1502 aus dem Archive des Herzogs von Veraguas. Die dritte Reise, in welcher der südliche Continent von Amerika den 1. August 1498 entdeckt wurde (dreizehn Monate nach

Ophir und Zipangu. Auf meiner zweiten Reise habe ich 1400 Inseln und 333 Meilen des Continents von Asien (de la tierra firme de Asia) entdeckt.“ Dieses westindische Zipangu gab bald Goldgeschiebe (pepitas de oro) von 8, 10, ja 20 Pfund Gewicht. Das neu entdeckte Amerika wurde nun die Hauptquelle der edeln Metalle. Der neue Strom ging von Westen nach Osten, ja er durchschnitt bald Europa, weil bei zunehmendem Verkehr seit der Umschiffung von Afrika, dem südlichen und östlichsten Asien mehr Ersatz für Spezereien, Seide und Färbestoffe gegeben werden mußte.

Da vor der Entdeckung der Silbergruben von Tasco (1522) am westlichen Abfall der mexikanischen Cordilleren Amerika nur Gold lieferte, so fand sich schon die Königin Isabella von Castilien im Jahr 1497 bewogen, das gesetzmäßige Verhältniß der beiden edeln Metalle zu einander beträchtlich zu ändern. Das frühe und bisher so wenig beachtete Geldedikt von Medina * läßt sich nur durch diesen Umstand und durch die Anhäufung des Goldes auf wenige Punkte von Europa erklären. Ich habe an einem anderen Orte zu erweisen gesucht, daß von 1492 bis 1500 die ganze Goldeinfuhr aus den

---

Sebastian Cabot's Entdeckung des nördlichen Continents), und die vierte Reise, welche die ersten Nachrichten von einer westlichen Küste des neuen Landes gab, bestätigten nur den alten Admiral in seiner vorgefaßten Meinung. Daß er in dem Briefe an den Papst nach der ihm eigenen Neigung, eine gewisse biblische Erudition zu zeigen, Tarsis, Ophir und Zipangu als Synonyma von der Insel Santo Domingo aufstellt, ist nicht Verwirrung der Ideen, sondern hängt, wie man aus andern Schriften des Columbus sieht, mit systematischen Ansichten zusammen. Er hielt nicht etwa Indien, sondern sogar Japan (Zipangu) für das Ophir des Salomo, das er auch (nach den aus Josephus bekannten Formen, Sopheira und Sophera) bisweilen Sopora nennt. Er nahm Tarsis (Tarschisch) nicht für das Iberische Tartessus, sondern, wie die Septuaginta und viele Theologen des Mittelalters, für ein nomen appellativum. Die salomonische Schifffahrt war ihm nicht eine Doppelfahrt aus dem rothen und Mittelmeere; sie ging ihm allein von Ezjongeber aus. Quinsay kannte Columbus aus einem Briefe von Toscanelli, nicht aus Marco-Polo, den er nie nennt, obgleich bisher das Gegentheil behauptet worden ist.

* Memorias de la Real Acad. de la Historia T. VI, p. 525. Das Edikt von Medina veränderte das alte gesetzliche Verhältniß von $1:11^{6}/_{10}$ in $1:10^{7}/_{10}$.

damals entdeckten Theilen der Neuen Welt in Mitteljahren kaum 2000 Mark betrug. Der Pabst Alexander VI., welcher wähnte, den Spaniern eine Erdhälfte gegeben zu haben, erhielt als Gegengeschenk von Ferdinand dem Katholischen kleine Goldgeschiebe aus Haiti, „als erste Früchte des neuentdeckten Landes,“ zur Vergoldung der prächtigen Decke (Soffitto) der Basilica von Sta. Maria Maggiore. Eine Inschrift erwähnt des Metalls, quod primo Catholici Reges ex India receperant. So groß war damals die Thätigkeit der spanischen Regierung, daß schon 1495, wie der Historiker Muñoz gezeigt hat, ein Bergmann Pablo Belvis mit einem Vorrath Quecksilber nach Haiti geschickt wurde, um das Goldwaschen durch Anquicken zu beschleunigen. Sehr auffallend ist es, in einem neu aufgefundenen und erst vor Kurzem publicirten Theile der Geographie des Sherif Edrisi zu lesen, * „daß die Neger im Inneren des westlichen Afrika, wie auch die Bewohner der fruchtbaren Niederung Wadi el Alaki (zwischen Abyssinien, Bodja und Nubien) den Goldsand durch Quecksilber bearbeiteten.“ Davon spricht der nubische Geograph in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, als von einer längst bekannten Sache. Sollte sich diese Kenntniß aus dem Orient durch Aegypten, dem schwarzen, der Scheidekunst ergebenen Lande (Chemi), nach Afrika verbreitet haben? Das griechische und römische Alterthum gedenkt wohl einer sehr gebräuchlichen Anwendung des Quecksilbers, um das Gold aus den Fäden alter Tressen aufzunehmen, nirgends aber einer technischen Anwendung im Großen bei den doch oft so umständlich beschriebenen Goldseyffenwerken.

Mehr durch Eröffnung neuer reicher Quellen, als durch Versiegung der älteren wird das jedesmalige Verhältniß des Werthes von Gold und Silber modificirt. Es stieg daher wiederum, seit Entdeckung der Großen Antillen der Preis des Goldes gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts, als die reichen Silbergruben von Potosi und Zacatecas in Peru und Nord-Mexiko eröffnet wurden. Nach meinen sorgfältigen Untersuchungen verhielt sich bis zu der Eröffnung der brasilischen Goldwäschen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die Ein-

---

* S. die französische Uebersetzung von Amedée Jaubert (Paris 1836) T. I, p. 42 und 67. Beide Stellen fehlen in dem Codex, welcher der lateinischen Uebersetzung des Sionita zum Grunde lag.

fuhr des amerikanischen Goldes zu dem des amerikanischen Silbers dem Gewichte nach, wie 1 zu 65. Gegenwärtig ist dies Verhältniß, wenn man den europäischen Metallhandel mit allen Welttheilen in einem Blicke umfaßt, wohl nicht höher als 1 zu 47. So ergibt es wenigstens die Vergleichung der Massen * beider Metalle, welche gleichzeitig in Europa gemünzt vorhanden sind. Die Angaben, welche die sonst so vortreffliche Schrift von Adam Smith enthält, sind, wie der größere Theil der darin aufgestellten numerischen Resultate, überaus unrichtig, ja in dem eben berührten Verhältniß um mehr als die Hälfte falsch. Im Geldhandel schwankte der relative Werth von Gold und Silber unter den gebildeten und also unmittelbar mit einander verkehrenden Völkern Europa's, in den ersten hundert Jahren seit der Entdeckung des Neuen Continents, zwischen 1:10$\frac{7}{10}$ und 1:12, in den letzten zweihundert Jahren zwischen 1:14 und 1:16. Dieses Schwanken hängt keineswegs allein von den relativen Quantitäten der Metalle ab, welche jährlich dem Schoße der Erde entrissen werden. Das Verhältniß des Werthes beider Metalle wird zugleich durch die Produktionskosten, durch die Nachfrage oder das Bedürfniß der Consumenten, durch die ungleiche Abnützung, durch die Verwendung zu Geschmeiden und anderen Metallwaaren mannigfaltig modificirt. So viele gleichzeitig einwirkende Elemente machen bei der Leichtigkeit des Zuströmens im allgemeinen und schnellen Weltverkehr und bei der ungeheuren Masse der schon vorhandenen, in Europa angehäuften Metalle, jetzt jede sehr große oder lange dauernde, partielle Oscillation im relativen Werthe von Gold und Silber unmöglich. So hat es sich gezeigt, wenn plötzlich Störungen der Produktion eintraten, wie nach dem Ausbruche der Revolution im spanischen Amerika; so bei übermäßigem Verbrauche eines der edeln Metalle in einer vielbeschäftigten Münzstätte. In England wurden nämlich in den zehn Jahren zwischen 1817 und 1827 über 1,294,000 Mark Gold geprägt, und dieser Goldankauf hat doch nur das Verhältniß des Goldes zum Silber in London von 1:14,97 zu 1:15,60 steigen

---

* S. mein Essai politique T. III, 400, 430 — 448 und 463. Jacob, Prec. Metals T. II, p. 187. Das von mir aufgefundene Resultat ist von Say (Traité d'économie politique T. II, L. 3, Chap. 10) durch Analogien aus dem Waarenhandel scharfsinnig erläutert worden.

lassen. * Der Tauschwerth des Goldes ist seitdem gegen das Silber wenig gesunken. Denn man kaufte auch am Ende des Jahres 1837 in London ein Pfund Gold für $15^{65}/_{100}$ Pfund Silber. Wir werden bald numerische Elemente zu der Lösung der Frage liefern, welche Veränderungen man überhaupt einer sich allmählig fühlbar machenden, vereinten Wirkung des neuen uralischen und nordamerikanischen Bergbaues zuschreiben dürfe?

Die Masse edler Metalle, welche seit der Entdeckung von Amerika bis zum Ausbruch der mexikanischen Revolution nach Europa gekommen ist, war an Gold 10,400,000 castilianische Mark (2,381,600 Kil.), an Silber 533,700,000 Mark oder 122,217,300 Kil., zusammen an Werth 5940 Millionen Piaster. Das in dieser Zwischenzeit dem amerikanischen Boden entzogene Silber ist in dieser Evaluation nach dem Feingehalte der Piaster, das ist zu 0,903 berechnet worden, daher betragen jene 122,217,300 Kil. Piastersilber nur 110,362,222 Kil. feines Silber. Sie würden *eine Kugel von feinem Silber bilden*, welche $83^{7}/_{10}$ *Pariser Fuß Durchmesser* ** hätte. Eine solche Reduktion auf Gestalt und Größe verdient, glaube ich, so wenig als analoge graphische Darstellungen getadelt zu werden. Wenn man das Resultat der dreihundert und achtzehnjährigen Silberproduktion des spanischen Amerika mit dem Resultat *einjähriger* Eisenproduktion einzelner europäischer Staaten vergleicht, so erhält man nach der Angabe meines Freundes, des vortrefflichen Geognosten H. v. Dechen, Kugeln von reinem (geschmiedeten) Eisen für Großbritannien von 148, für Frankreich von 111, für die preußische Monarchie von

---

* S. die neue vortreffliche Schrift: J. G. *Hoffmann*, Lehre vom Gelde. 1838, S. 7.

** Diese Kugel stellt die Masse *feinen* Silbers dar, welche in 318 Jahren, von 1492 bis 1809 aus Amerika nach Europa gekommen ist. Die castilianische Mark ist 0,229 Kil. (Das spezifische Gewicht des Silbers = 10,474.) Von zwei ähnlichen Kugelberechnungen, welche die zweite Ausgabe meines **Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne** enthält (**T. III, p. 418** und **459**), welche aber nur die Silbermengen der Epoche von 1492 bis 1803 in Silber vom Feingehalt der Piaster und in reinem Silber ausdrücken, ist die erstere richtig, in der zweiten muß man aber $26^{87}/_{100}$ statt $20^{47}/_{100}$ Meter Durchmesser lesen.

76 Pariser Fuß Durchmesser. * So groß ist der Unterschied der Frequenz zweier Metalle, Silber und Eisen, in dem den Menschen zugänglichen Theile der Erdrinde.

Während der Strom von Gold und Silber von Westen nach Osten ging, wurde Spanien nur durchströmt. Wenig blieb davon in der Nation, weniger noch in dem Schatze der Könige. Ferdinand der Katholische (so schreibt sein Verehrer und Freund Anghiera wenige Tage nach des großen Monarchen Abscheiden) starb so arm, daß man nicht wußte, wie das Geld zu schaffen wäre, um die Diener bei dem Leichenzuge anständig zu kleiden. Hier die merkwürdige Stelle aus dem Briefe ** an den Bischof von Tuy: „Madrigalegium villulam Regis tibi alias descripsi. Tot Regnorum dominus, totque palmarum cumulis ornatus, christianae religionis amplificator et prostrator hostium, Rex in rusticana obiit casa, et pauper contra hominum opinionem obiit. Vix ad funeris pompam et paucis familiaribus praebendas vestes pullatas, pecuniae apud eum, neque alibi congestae, repertae sunt, quod nemo unquam de vivente judicavit.“ Von Carls V. Geldbedrängnissen hat Ranke in seiner Abhandlung über die spanischen Finanzen gehandelt. ***

---

* Die Berechnung für Großbritannien bezieht sich auf den Durchschnitt der Produktion des Roheisens in den Jahren 1823 — 1830. (M'Culloch, Dict. of Commerce, 1834 p. 736.) Die Durchschnittssumme ist 617,352 Tons oder 12,149,487 Pr. Centner. Der Durchmesser einer Kugel Roheisen für die einjährige Produktion wäre demnach 175 preußische oder 169 Pariser Fuß. Roheisen liefert bei der Verarbeitung zu Stabeisen $^5/_7$ seines Gewichtes. Für Frankreich sind als Produktion im Jahre 1835 (Resumé des travaux statistiques p. 61) an metrischen Cent. 2,690,636 Roheisen = 5,227,905 preuß. Cent. angenommen. In den preußischen Staaten war nach amtlichen Ausweisungen des Jahres 1836 das Erzeugniß an Roheisen 1,651,598 Centner.

** Petri Mart. Epist. lib. XXIX n. 556 (XXIII Jan. 1516). Neun Jahre später waren schon die Goldwäschen in Hispaniola erschöpft. Nur Zucker und Leder werden als Ausfuhrartikel genannt. Tres habemus ab Hispaniola naves (schreibt wiederum Anghiera) saccareis panibus et coriis boum onustas (Epist. n. 806, Cal. Martii 1525). Diese Stelle ist für die Geschichte des Handels wichtig, da bekanntlich das erste Zuckerrohr erst 1520 in Santo Domingo von Pedro Atienza gepflanzt wurde.

*** Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, B. I, S. 347—355.

Der geistreiche Historiker hat meine officiellen Beweise * von der geringen Menge edler Metalle, die bis 1545 der amerikanische Bergbau und die sogenannten Inca-Schätze geliefert, durch neue Dokumente erweitert und bekräftigt.

Eine genauere Kenntniß der Geschichte der Metallproduktion oder der allmähligen Entdeckung großer erzführenden Lagerstätten in der Neuen Welt lehrt uns, warum das Sinken des Werthes der edlen Metalle oder (was dasselbe ist) das Steigen der Preise von Korn und anderer unentbehrlicher Erzeugnisse des Bodens und des menschlichen Kunstfleißes erst gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, und besonders zwischen 1570 und 1595 am lebhaftesten gefühlt wurde. Damals fing die Silbermenge der Bergwerke von Tasco, Zacatecas und Pachuca in Neuspanien, von Potosi, Porco und Oruro in der peruanischen Andeskette erst an, sich in Europa gleichmäßiger zu verbreiten, und ihren Effekt auf die Preise des Weizens, der rohen Wolle und der Manufakturwaaren auszuüben. Die eigentliche Eröffnung und Bearbeitung der Gruben von Potosi durch die spanischen Conquistadores fällt in das Jahr 1545, und die viel berufene Predigt, welche der Bischof Latimer vor König Eduard VI. hielt, ** und in der er seinen Zorn über das Steigen der Preise aller Lebensmittel ausdrückt, ist vom 17. Januar 1548. Besser fast noch, als die von Fleetwood, Dupré de St. Maur, Garnier und Lloyd gesammelten Kornpreise verkündigen die englischen Korngesetze zwischen 1554 bis 1688 die Anhäufung der Metalle. Die Ausfuhr des Weizens ist bekanntlich nur erlaubt, wenn der Preis eines gewissen Maßes eine durch das Gesetz bestimmte Höhe erreicht. Nun war diese Grenze unter der Königin Marie 1554 per Quarter 6 Schilling, unter Elisabeth 1593 gegen 20, und im Jahr 1604 unter Jakob I. über 26 Schill. Diese numerischen Thatsachen sind allerdings von großem Werthe, aber ihre Deutung erheischt besondere Vorsicht, da das Problem der Kornpreise, ja aller Preise ein sehr complicirtes ist, und sehr veränderliche theoretische

* Essai politique T. III, p. 361—382, 421—428. Der Bergbau lieferte bis 1545 nicht drei Millionen Piaster jährlich. Atahualpa's Lösegeld betrug nach Gomara 52000 Mark Silber und die Beute (Tempelraub) in Cuzco nach Herrera nur 25700 Mark Silber an Werth.

** Jacob on Precious Metals, T. II, p. 77, 132 und 388.

Ansichten, Einfluß des landbesitzenden Adels, ja ungleiche locale Anhäufung von Geld und Waaren auf die Gesetzgebung jeglicher Epoche einwirken. Dazu umfassen Temperaturveränderungen (die mittlere Wärme der Frühlings- und Sommermonate), welche die Cultur der Cerealien begünstigen, nicht gleichzeitig das ganze ackerbauende Europa. Selbst die Fortschritte dieser Cultur, die bessere Benützung der erzeugenden Erdkräfte modificiren die Preise. Eine ungleich wachsende Bevölkerung und der damit zunehmende Verkehr vermehren die Nachfrage nach den Metallen. Bei dem Maaße, das man sucht und in den wechselnden Kornpreisen zu finden glaubt, hat man also mit zwei gleichzeitig veränderlichen Größen zu thun. Die erhöhten Kornpreise drücken selbst für ein einzelnes Land nicht die in gleichem Maaße anwachsende Menge von Gold und Silber aus, so wenig als sie uns unmittelbar über die allgemeinen Witterungsverhältnisse und (nach der Hypothese eines großen Astronomen) über die Quantität der Sonnenflecke belehren. Angaben, welche in derselben Epoche einen großen Theil von Europa umfassen, fehlen uns gänzlich, und genaue Untersuchungen haben gezeigt, daß in Oberitalien zum Beispiel das Steigen der Preise von Getreide, Wein und Oel zwischen dem fünfzehnten und achtzehnten Jahrhundert viel geringer * gewesen ist, als man berechtigt war, es anzunehmen, nach dem, was uns aus England, Frankreich und Spanien **

* Gianrinaldo Carli. Opere, T. VII, p. 190. Savigny, Geschichte des Rechts, B. III, S. 567. Die Nachrichten über die Preise der Dinge im südlichen Europa reichen sehr bestimmt bis in das vierzehnte Jahrhundert, da (1321) Marino Sanuto dem Papste Johannes XXII. den Kostenanschlag eines Kreuzzuges vorlegte, durch den der ganze Handel des Orients abgeleitet werden sollte. In diesem Kostenanschlage, wie in den Preisangaben von Balducci Pegoletti, ist aber der Silbergehalt der Münzen mit mehr Sorgfalt zu bestimmen, als bisher von denen geschehen ist, die sich mit der Waarenkunde und der Geschichte des Handels beschäftigt haben.

** Clemencin in den Mem. de la Academia Real de Historia, T. VI, p. 553. Die Vanega Weizen (trigo) kostete in Spanien von 1406 bis 1502 im Mittel 10, von 1793 bis 1808 aber 62 Reales, die Münze auf gleichen Silbergehalt reducirt. Damit stimmen Say's Untersuchungen über die Kornpreise in Frankreich überein (Traité d'économie politique, T. I, p. 352). Zur Zeit der Jungfrau von Orleans, unter Carl VII., war das Hectoliter Weizen (an Gewicht 75 Kil.) bis zum Preise von 219 Gran Silber gesunken. Der Mittelpreis kurz

bekannt ist, wo die Kornpreise seit der Entdeckung von Amerika um das Vier- bis Sechsfache gestiegen sind. Es wird nicht unnütz seyn, hier ein numerisches Resultat einzuschalten, das auf vierzehnjährigen Durchschnittspreisen im ganzen preußischen Staate beruht, und auf meine Bitte von dem Direktor unseres statistischen Bureaus, Herrn Geh. Rath Hofmann, mit dem größten Fleiße berechnet worden ist. Im Jahr 1838, in dem man in Berlin für ein Pfund Gold $15^9/_{13}$ Pfund reinen Silbers, 1611 Pfund Kupfer und fast 9700 Pfund Eisen kauft, ist das Pfund Gold nach Durchschnitten von $18^{16}/_{29}$ und $18^{24}/_{37}$ genau 20794 Pfund Weizen, 27655 Pfund Roggen, 31717 Pfund Gerste und 32626 Pfund Haber werth.*

vor der Entdeckung von Amerika war 268 Gran; er stieg 1514 schon bis 333, unter Franz I. bis 731, unter Heinrich IV. bis 1150 Gran Silber. Lavoisier fand das Steigen der Weizenpreise von 1610 bis 1789 im Verhältniß von 1150 zu 1342 Gran. Im Jahr 1820 kostete in Frankreich ein Hectoliter 1610 Gran Silber, 9216 dieser Gran auf ein Pfund oder 0,489 Kil. gerechnet. (S. auch Letronne Considérations générales sur les monnaies grècques, p. 118 — 123.) Vom Mittelalter aufwärts finden wir die Kornpreise steigend: zur Zeit Valentinians III. (im Jahr 446) das Hectoliter zu 344 Gran Silber, und am Ende der Republik unter Cicerogar zu 528 Gran. Die Resultate von Dureau de la Malle geben noch höhere Preise. (Comptes rendus de l'Inst. Juillet 1838. p. 84.)

* Hier die Fundamente dieser wichtigen Angabe: „Auf dem statistischen Bureau zu Berlin werden monatlich die Marktpreise der vier Hauptgetreidearten aus allen Theilen des preußischen Staates zusammengestellt und Durchschnitte für die einzelnen Provinzen daraus gezogen. Aus diesen Durchschnitten werden am Ende jedes Jahres Mittelpreise für das ganze Jahr und aus der Reihenfolge dieser Mittelpreise vierzehnjährige Durchschnitte so berechnet, daß von den Preisen der nächst auf einander folgenden vierzehn Jahre jedesmal die zwei höchsten und zwei niedrigsten weggestrichen, die übrigen zehn aber addirt werden, wo dann das Zehntheil dieser Summe als Durchschnittspreis der in Betrachtung gezogenen vierzehn Jahre angesehen wird. Aus dieser Arbeit, die Jahre 1816 bis 1837 begreifend, folgt für den preußischen Scheffel:

Weizen . . .	1 Thlr.	23 Silbergr.	$10^5/_9$ Pfennige.
Roggen . . .	1 „	8 „	$1^5/_9$ „
Gerste . . .	1 „	28 „	$8^1/_9$ „
Haber . . .	1 „	21 „	$8^1/_3$ „

Die den vier Getreidearten zukommenden Gewichte sind für den Scheffel in preußischen Pfunden (zu zwei Mark kölnisch) 85, 80, 69

Die Besorgnisse über die verminderte Einfuhr der edlen Metalle aus dem Neuen Continent, welche sich bei dem Erscheinen des wichtigen und in Deutschland nicht genugsam beachteten Werkes von Jakob (on Precious Metals) verbreitet hatten, sind nicht in Erfüllung gegangen. Die von 1809 bis 1826 so tief gesunkene Metallproduktion hat sich, trotz des unruhigen Zustandes des freien spanischen Amerikas, doch wieder zu 3/4 von dem gehoben, was sie in der Epoche war, als ich jene Länder verließ. In Mexiko ist sogar, nach den neuesten Nachrichten, die ich dem thätigen preußischen Geschäftsträger Herrn v. Gerolt verdanke, im Jahr 1837 die Ausbeute auf 20 bis 22 Millionen Piaster gestiegen, wozu außer Zacatecas die neu aufgenommenen Gruben von Fresnillo, Chihuahua und Sonora am meisten beigetragen haben. In der letzten friedlichen Epoche der spanischen Oberherrschaft konnte ich den Mittelertrag der mexikanischen Bergwerke auch nur auf 23 Millionen Piaster (etwa 537,000 Kil. Silber und 1600 Kil. Gold) schätzen. Die Controle war damals leichter, da es nur einen Centralmünzhof gab und strenge Gesetze den Handel auf eine kleinere Zahl von Häfen beschränkten. Die größte Thätigkeit der Welt war damals in jener Centralmünze von Mexiko, die von 1690 bis 1803 aus inländischem Gold und Silber genau für 1353 Millionen Piaster, aber von der Entdeckung von Neuspanien * an bis zur

und 52. Das Pfund Gold ist aber gleich gesetzt, in preußischem Silbergelde, 439 Thlr. 11 Sgr. 6 6/13 Pfg.“ Die Vergleichung der beiden Perioden $18^{16}/_{29}$ und $18^{24}/_{37}$ zeigt ein Fallen der Getreidepreise im preußischen Staate um 14 2/7 Procent beim Weizen, um 11 1/2 beim Roggen, um 12 bei der Gerste und 11 13/17 beim Haber, eine Preisverminderung, welche größtentheils der vermehrten Erzeugung und besseren Benutzung des Bodens zuzuschreiben ist. Die fortschreitende Cultur wendet sich den Cerealien zu, die einen höhern Werth haben. (Dieterici, Uebersicht des Verkehrs. 1838. S. 474.) Ich führe diese Preisverminderung, als eine von dem Zu- und Abfluß edler Metalle unabhängige an.

* Erst in diesem Jahre hat Herr Ternaux-Compans in seiner überaus nützlichen Sammlung von Mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique (Conquête du Mexique, p. 451) eine offizielle Liste der von den Vicekönigen von Neuspanien zwischen 1522 und 1587 nach dem Mutterlande gesandten Summen bekannt gemacht. Ich habe diese Liste in dem Archive von Mexiko nicht gefunden. Sie ist sehr merkwürdig und zeigt, daß meine früheren

Befreiung des Landes wahrscheinlich 2028 Millionen Piaster geliefert hat, das ist ⅖ aller edeln Metalle, welche in dieser Zeit das ganze Amerika nach dem Alten Continent hat fließen lassen.

Was man aus Mißmuth über mißlungene Versuche jetzt so oft von Erschöpfung der mexikanischen Erzmittel vorbringt, ist im Widerspruch mit der geognostischen Kenntniß des Landes, ja selbst mit den neuesten Erfahrungen. * Die Münzstätte von Zacatecas allein hat, in den unruhigen Zeiten von 1811 bis 1833, über 66,332,000 Piaster aus 7,758,000 Mark Silber geprägt und in den letzten 11 Jahren (1822 bis 1833) ununterbrochen zwischen vier und fünf Millionen Piaster:

1829 . . .	4,505,180	Piaster.
1830 . . .	5,189,902	„
1831 . . .	4,469,450	„
1832 . . .	5,012,000	„
1833 . . .	5,720,000	„

In Zacatecas hat ein einziger Gang, die Veta grande, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert bebauet wird, und bis 1738 oft in einem Jahre bis drei Millionen Piaster lieferte, folgende Massen in Umlauf gebracht:

1828 . . .	117,268	Mark	Silber.
1829 . . .	235,741	„	„
1830 . . .	279,288	„	„
1831 . . .	272,095	„	„
1832 . . .	258,498	„	„
1833 . . .	209,192	„	„

Angaben der mexikanischen Metallproduktion von 1521 bis 1600 (Essai politique, T. III, p. 414) eher noch etwas zu hoch waren. Es war neuerlichst oft die entgegengesetzte Meinung geäußert worden. Von der Administration des Fernan Cortez an bis 1552, wo die Gruben von Zacatecas eben erst eröffnet wurden, stieg die Ausfuhr selten in einem Jahre auf 100,000 Pesos. Von da an ist sie in schnellem Steigen. In den Jahren 1569, 1578 und 1587 war sie schon 931,564, 1,111,202 und 1,812,051 Pesos de oro. Die Summen sind nicht in unsern Piastern, sondern in diesen Pesos de oro angegeben.

* S. die lehrreiche Schrift des Herrn Joseph Burkart: Aufenthalt und Reisen in Mexiko in den Jahren 1824 bis 1834. Th. I, S. 360 und 385. Th. II, S. 74 und 152.

Guanaxuato, das freilich zu meiner Zeit schon lange bis 755,000 Mark Silber jährlich lieferte, ist dagegen in neueren Jahren bis unter die Hälfte herabgesunken. Die Ausbeute war:

1829 . . .	an Gold:	852 Mark;	an Silber:	269,494 Mark.
1830 . . .	" "	1058 "	" "	284,386 "
1831 . . .	" "	622 "	" "	258,500 "
1832 . . .	" "	1451 "	" "	300,612 "
1833 . . .	" "	1144 "	" "	316,024 "

Wenn endlich einmal jene herrlichen von der Natur mannichfaltig gesegneten Regionen', nach vielem innern Gähren und Treiben, des Friedens genießen, so müssen mit dem fortschreitenden Anbau des Bodens nothwendig auch neue Lagerstätten entblößt und eröffnet werden. In welcher Region der Erde außerhalb Amerika hat man Beispiele eines ähnlichen Silberreichthums aufzuweisen? Man vergesse nicht, daß bei Sombrerete, wo einige Gruben schon 1555 eröffnet wurden, die Familie Fagoaga (Marquès del Apartado) in fünf Monaten in einer Erstreckung von 16 Lachtern (96 Fuß) Länge aus Anbrüchen von Rothgiltigerz der Veta Negra einen reinen Gewinn von vier Millionen Piaster gezogen hat, und daß in dem Bergdistrikt von Catorce in 2½ Jahren (1781—1783) aus einer Weitung voll Hornsilber und Colorados, welche das Volk Gott des Vaters Geldsack (la Bolsa de Dios Padre) nannte, ein Geistlicher, Juan Flores, ebenfalls 3½ Millionen Piaster erbeutete.

Der Ertrag des Goldes im spanischen und portugiesischen Amerika hat beträchtlich mehr abgenommen, als der Ertrag des Silbers, aber jene Abnahme ist viel älter als der Ausbruch der politischen Revolutionen in den Tropenländern. Ich habe an einem andern Ort bereits entwickelt, in welchem Irrthum man in Europa bis zum Anfange dieses Jahrhunderts über Ausdauer des Reichthums der brasilischen Goldwäschen gewesen ist, wie man den glänzenden Zustand dieser Wäschen (von 1752 bis 1773) mit dem spätern Zustande verwechselt hat. * Der für die Geschichte des Goldhandels so wichtige Bullion-Report ** hat zuerst einiges Licht über diesen Gegenstand verbreitet. Die sichersten Nachrichten verdanke

* Essai polit., T. III, p. 448—452.

** eport of the Bullion Committee of 1810, Append. N. 22.

ich den Privatmittheilungen des ehemaligen Generalbergwerks-Direktors Freiherrn von Eschwege. Jakobs Werk über die edeln Metalle enthält nur dürftige Zusätze. * Zwischen 1752 und 1761 oscillirte die den Quinto bezahlende Goldausbeute von Minas Geraes zwischen 6400 und 8600 Kil. (eine portugiesische Arroba hat nach Franzini 14,656 Kilogrammen). Diese Ausbeute ist allerdings sehr beträchtlich und die jetzigen Produktionen des Ural und Altai weit übertreffend; aber man muß gedenken, daß 1804 auch das spanische Amerika an 10400 Kil. Gold gab, nämlich:

Neugranada . . .	4700 Kil.
Chili	2800 „
Mexiko	1600 „
Peru	780 „
Buenos-Ayres . .	500 „
	10380 Kil.

Die Produktion von Minas Geraes war in den Mitteljahren 1785—1794 schon auf 3300 Kil., zwischen 1810 und 1817 auf 1600 Kil., zwischen 1818 und 1820 auf 428 Kil. gesunken. Damit stimmt die Angabe des Herrn Ritter von Schäffer überein, nach welcher 1822 nur 24 Arrobas (350 Kil.) in den Schmelzhof von Villa Rica abgeliefert wurden. Seit dieser Zeit scheint, durch die Industrie einiger englischen Gesellschaften, sich der brasilische Goldbergbau wieder etwas gehoben zu haben: aber mehr noch als die Erschöpfung der Lagerstätten hat der Hang zur Cultur von Colonial-Produkten, welche die immer fortdauernde schändliche Sklaveneinfuhr aus Afrika begünstigt, an dem Verfall der Goldwäschen Schuld. Bei dem ungeheuren Schleichhandel, der jetzt in Brasilien getrieben wird, wäre zu wünschen, daß ein der Verhältnisse des Landes recht kundiger Eingeborner sich bemühen wollte, den allgemeinen Ertrag der jährlichen Goldproduktion seit 1822 zu ergründen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte des von Europäern getriebenen Bergbaues, daß seitdem die Goldgewinnung in Brasilien so tief gesunken ist, dieselbe im nördlichen Asien und (freilich fast nur vorübergehend) in dem südlichen Theile der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zu einer unerwarteten Höhe empor stieg. Das Bergsystem des Ural (eine Meridiankette, mauerartig

* T. II. p. 261—265 und 395.

hingestreckt vom Ust-Urt im nördlichen Theile des Truchmenen-Isthmus bis gegen das Eismeer, ja nach des Botanikers Alexander Schrenk's und Herrn von Bär's neuesten schönen Beobachtungen bis nach Waigatz und Novaja-Semlja hin) ist goldführend erfunden in einer Länge von fast 17 Breitengraden. Wenn der Ural in den Jahren 1821 und 1822 nur noch 27 bis 28 Pud Gold (440 bis 456 Kil.) lieferte, so stieg der Ertrag des uralischen Goldsandes schon in den drei folgenden Jahren, 1823, 1824 und 1825, stufenweise auf 105, 206 und 237 Pud. Nach der mir, von dem russischen Herrn Finanzminister Grafen von Cancrin handschriftlich mitgetheilten Uebersicht der edeln Metalle, die in dem russischen Reiche gewonnen und in dem Münzhofe von St. Petersburg aus den legirten Metallen rein erhalten worden sind, war die Goldproduktion:

1828	290 Pud	39	Pfund.
1829	289 „	25	„
1830	347 „	27	„
1831	352 „	2	„
1832	380 „	31	„
1833	368 „	27	„
1834	363 „	10	„

Als ich auf Befehl des Kaisers Nicolaus mit meinen Freunden Gustav Rose und Ehrenberg die Expedition in dem nördlichen Asien machte, waren die Goldwäschen auf das europäische Grenzgebirge des Urals beschränkt. Der Altai (mongolisch: das Goldgebirge, Altaiin Dola)* gab nur das wenige Gold (an 1900 Mark), welches aus den goldhaltigen Silbererzen (70,000 Mark) der reichen Gruben von Schlangenberg oder Smeïnogorsk, Ridderski und Syrianowski ausgeschieden werden konnte. Seit 1834 ist aber in diesem mittleren Theile von Sibirien der Fleiß der Goldsucher unerwartet belohnt worden. Man hat Lager von Goldsand (Gerölle) entdeckt, ganz denen am Abhange des Urals gleich. Das durch seinen Einfluß auf die Belebung des Verkehrs von Inner-Asien so verdiente Haus Popof hat auch hier ein rühmliches Beispiel gegeben. Unter den 398 Pud Gold (27,884 Mark), welche 1836 das ganze russische

---

* Altaiin ist eine mongolische Genitiv-Form. (Klaproth, Mémoires relatifs à l'Asie. T. II. p. 382.)

Reich lieferte, * waren 293 Pud 26 Pfund vom Ural und 104 Pud 15 Pfund vom Altai. Im nächstfolgenden Jahr 1837 war die Ausbeute des östlichen Sibiriens schon so gestiegen, daß der Altai 130 Pud, der Ural (von Kron- und Privatwäschen) 309 Pud Waschgold gaben. Rechnet man zu diesen Summen 30 Pud Gold, die aus den in anstehendem Gestein einbrechenden Erzen vom Altai und Nertschinsk ausgeschieden wurden, so ergeben sich für die gesammte russische Goldproduktion des Jahrs 1837 genau 469 Pud oder 7644 Kil. Gold. Die Goldwäschen im Ural sind daher in einem sehr langsamen Sinken, der Altai aber fügt zur Totalmasse so viel hinzu, daß seine Ausbeute zu der des Ural sich schon wie 4:9½ verhält.

Ueber die eigentliche Ablagerung des Goldsandes im Altai sind wir erst ganz neuerlichst durch einen sehr ausgezeichneten Geognosten, meinen ehemaligen Reisebegleiter im südlichen Ural, Herrn von Helmersen, belehrt worden. Das Waschgold, welches seit einigen Jahren in stets wachsender Menge im östlichsten Theile des Tomskischen Gouvernements gewonnen wird, gehört nicht dem großen Gebirgsstock selbst zu, den wir das altaische Erzgebirge ** nennen, den Ledebour, Bunge und Gebler erforscht haben, und in dem sich der Berg Belucha mit seinen unerstiegenen Schneespitzen an den Quellen der Katunja bis zu 11,000 Fuß, bis zur

* Dazu (ebenfalls 1836) an Platin des Urals 118 Pud 2 Pfd. oder 8269 Mark Cölnisch.

** Sehr uneigentlich wird er der Kleine Altai genannt. Auch Hr. von Helmersen theilt meinen Unglauben an die Existenz des Großen Altai (Fragmens asiatiques. T. I. p. 28). „Eines jener großen Längenthäler, sagt Helmersen, „die das Erzgebirge Altai durchziehen, ist das Thal der oberen Buchtarma: es scheidet den nördlichen russischen Antheil des Gebirges von dem südlichen, chinesischen. Dieser südliche Theil ist häufig, und bis in die neuesten Zeiten, als ein besonderes Gebirge mit dem Namen des Großen Altai aufgeführt worden, im Gegensatze zu dem nördlichen sogenannten Kleinen Altai. Abgesehen von dem Unpassenden dieser Benennungen, die weder in der Natur begründet scheinen, noch von den Bewohnern angenommen sind, dienen sie nur, um einen Irrthum fortzupflanzen, den ein Kartenzeichner von dem andern erbt. Der chinesische Altai bildet mit dem russischen nur ein und dasselbe Ganze, und es ist kein Grund vorhanden, sie als zwei, sogar in ihrer Richtung verschiedene Gebirgszüge auftreten zu lassen.“

Höhe des Wetterhorns und Pics von Teneriffa majestätisch erhebt. Die Lager goldhaltigen Sandes zeigen sich an beiden Abhängen, besonders aber an dem östlichen eines kleinen Gebirgsarmes, welchen der von Osten gegen Westen streichende Altai in dem Meridian des Telezkischen Sees gegen Norden aussendet, und der bis in den Parallel von Tomsk reicht. „Auf den Karten," sagt mein Freund, Herr v. Helmersen, „wird dieser waschgoldführende Gebirgsarm durch die Namen des Abakanskischen, Kusnezkischen und Alatau-Gebirges bezeichnet. Seiner Richtung, seiner innern Zusammensetzung * und seiner Form nach hat er mit dem Ural die unverkennbarste Aehnlichkeit; es ist in der That eine Wiederholung des Ural, nur in geringerer Länge. Die Analogie geht so weit, daß auch hier der Ostabhang goldreich, der Westabhang aber viel ärmer ist. Da gerade dieser Westabhang der Krone zur Bearbeitung vorbehalten wurde, so haben bisher fast nur die Privatunternehmer den Goldreichthum des Alatau (dieses gegen Norden auslaufenden Zweiges des Altai) benutzt." Geognosten, welche mit meinen Untersuchungen über die Richtung der Gebirgssysteme von Inner-Asien und mit den geistreichen Ansichten Elie de Beaumont's über Parallelismus und relative Altersfolge der Gebirgsspalten und Ketten vertraut sind, kann die Wichtigkeit jener Beobachtungen des Herrn von Helmersen nicht entgehen. Ich selbst habe die nördliche Lagerstätte des altaischen (kusnezkischen) Goldsandes nicht gesehen, da meine Reise von Tobolsk über Tara, durch die Barabinskische Steppe, nach dem westlichen und südlichen Altai und von da nach dem chinesischen Grenzposten Chunimailächu (in der Provinz Ili, nördlich vom Saysan-See) gerichtet war.

Das altaische Waschgold ist etwas silberhaltiger als das Gold des Ural. Die sibirischen Kaufleute, von dem kaiserlichen Bergdepartement kräftig begünstigt, haben jetzt selbst Winterwäschen angelegt, und die Bearbeitung dieses neuen Zweiges der asiatischen Industrie ist um so merkwürdiger und erfreulicher, als die Arbeiter nur Freiwillige sind und sehr gut bezahlt werden. Nach neueren Nachrichten, die ich dem Herrn Finanzminister Grafen von Cancrin, verdanke, sind reiche Sandlager, wie im Salairskischen Gebirgszuge, so auch am Flusse Biriusa entdeckt worden, der die Gouvernements Jeniseisk und Irkutsk

---

* Helmersen im Bull. de l'Acad. de St. Petersb. T. II. p. 107. Siehe auch Erman, Reise um die Erde. Thl. II. S. 19—21.

von einander trennt.* Für ganz Sibirien sind schon 240 Licenzen (Berechtigungen zu Benutzung von goldhaltigen Lagerstätten) ertheilt.

So beträchtlich zeigt sich demnach in neuerer Zeit (und der Hauptzweck dieser Untersuchung ist, den Wechsel der Strömungen im Goldhandel zu schildern) der Zufluß von Osten her! Jene 469 Pud uralischen und altaischen Goldes (32,830 preuß. Mark), welche der Ertrag des Jahres 1837 waren, sind werth in preußischem Silbergelde 7,211,000 Thaler. Ein solcher Ertrag ist nur noch um $\frac{1}{8}$ geringer, als die Goldproduktion von Minas Geraes in Brasilien in den reichsten Jahren der glücklichen Epoche von 1752 und 1761 war; er ist aber fast um $\frac{1}{3}$ geringer, als die Goldproduktion von Neu-Granada, Chili und Mexiko kurz vor dem Ausbruch der Revolution in dem spanischen Amerika. Wenn man die ungeheure Ausdehnung des sibirischen Continents betrachtet und sich der schnellen Zunahme des Goldes vom Ural in den Jahren 1822, 1823 und 1824 erinnert, so wird es überaus wahrscheinlich, daß der Zufluß des sibirischen Goldes von Osten nach Westen, von Asien nach Europa, noch immer nicht sein Maximum erreicht hat. Der Ertrag von Ostsibirien wird vielleicht schneller steigen, als der Ertrag der uralischen Wäschen, wo man die reichsten Sandlager zuerst und Anfangs leider! zu flüchtig bearbeitet hat, abnimmt. Bei der hydrostatischen Scheidung auf den Waschherden geht unstreitbar eine große Menge des edeln Metalls, welches Körnern von Eisenoxyd und andern leichten Substanzen anklebt, verloren. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob die scharfsinnige und vielverheißende Methode des Zusammenschmelzens mit Eisen und die Behandlung des goldhaltigen Eisens durch Schwefelsäure, welche der Oberst Anossow, Intendant zu Slatoust, vorgeschlagen, bei der Größe der durchzuschmelzenden Massen, bei der Schwierigkeit der Zufuhr eines so goldarmen Sandes und bei dem Erforderniß von vielem Brennmaterial, im Großen mit Erfolg auszuführen ist. Fortgesetzte, wohlgeleitete Versuche scheinen bisher gegen die Ausführbarkeit zu entscheiden.

---

* Das Dorf Biriussinsk auf der Straße von Kansk nach Nijnei Udinsk, hat eine sehr malerische Lage zwischen tiefeingeschnittenen Bächen: auch östlich bleibt der Boden sehr zerrissen bis zu den schroffen Sandsteinfelsen von Nijnei Udinsk. (Erman, Handschriftliche Nachrichten.)

Die Ansichten, welche man seit kaum fünfzehn Jahren über den noch immer vorhandenen Goldreichthum von Nord-Asien gewonnen hat, führen fast unwillkürlich zu den Issedonen, Arimaspen und goldhütenden Greifen zurück, denen Aristeas von Prokonnesus und, etwa zweihundert Jahre später, Herodot einen so dauernden Ruf* verschafft haben. Mir ist die Freude geworden, die Orte im südlichen Ural zu besuchen, wo wenige Zolle unter dem Rasen, nahe neben einander, glänzende Goldmassen von 13, 16, ja 24 russischen Pfunden** entdeckt worden sind. Noch viel größere Massen können einst als rundliche Geschiebe, ganz unverdeckt, auf der Oberfläche der Erde gelegen haben. Kein Wunder also, wenn schon in hohem Alterthume dieses Gold von Jäger- und Hirtenvölkern gesammelt wurde, wenn das Gerücht von solchem Reichthume weit erscholl, ja bis zu den hellenischen Kolonien am Pontus Euxinus vordrang, Kolonien, die früh mit dem nordöstlichen Asien jenseits des caspischen Meeres und Oxussees (Aral) in Verkehr traten. Die handeltreibenden Griechen und auch die Skythen kamen nicht selbst bis zu den Issedonen; sie verkehrten nur mit den Argippäern. Niebuhr in seinen Untersuchungen über die Skythen und Geten (Untersuchungen, die keinesweges durch das bestätigt werden, was wir jetzt über Racenverschiedenheit und Sprachbau nordasiatischer Völker wissen) setzt die Issedonen und Arimaspen nördlich von Orenburg,*** also in jene uns jetzt so bekannt gewordene goldreiche Gegend am östlichen Abfall des südlichen Ural. Diese Meinung wird in dem eben erschienenen inhaltreichen Werke des Staatsraths Eichwald

---

* Auch in den Fragmenten von Alcman, die Herr Welcker bearbeitet hat, wie in denen des Hecatäus und des Damastes geschieht Erwähnung der Issedonen. (Hec. Mil. Fragm. ed. Klausen n. 168, p. 92.)

** Das größte Goldgeschiebe, welches bisher am Ural (zu Alexandrowsk bei Miask) gefunden worden, ist 8 Zoll lang, 5⅜ Zoll breit und 4¾ Zoll hoch. Es wiegt 24 russische Pfund 69 Solotnik (43¼ Mark), und wird zu Petersburg in der prachtvollen Mineralien-Sammlung des Bergcorps aufbewahrt. Unter den Platingeschieben von Nischne Tagilsk (Besitzung des Herrn v. Demidoff) wurden drei gefunden von 13, 19 und 20 Pfund Gewicht. (Rose, Reise nach dem Ural. Thl. I, S. 41.)

*** „Kleine historische und philologische Schriften" S. 361. (S. auch Niebuhrs herodotische Welttafel.)

über die alte Geographie des caspischen Meeres* verthei-digt. Heeren und Völcker deuten dagegen das Herodotische Goldland auf den Altai, und ich gestehe, daß diese geographische Deutung mir mehr durch Lokalverhältnisse gerechtfertigt scheint. ** Herodot beschreibt eine Handelsstraße, auf der das Gold des nördlichen Altai, durch Vermittlung der Issedonen und Skythen, nach dem Pontus gelangen konnte, das Gold selbst oder wenigstens der Ruf davon. *** Um bis zu den Argippäern vorzudringen, die kahlköpfig sind, eingedrückte Nasen und große Kinnbacken haben, † müssen die Skythen und die Griechen der pontischen Colonien sieben Dolmetscher von sieben verschiedenen Sprachen zu ihren Geschäften anwenden. (Herodot, IV, 24.) Seitdem man in dem Gebirgsarme, welchen der Altai gegen Norden bis in den Parallel von Tomsk aussendet, so reiche Lager von Goldsand entdeckt hat, gewinnt die Deutung der Arimaspen auf eine vom Uralgürtel weit östlich liegende Gegend allerdings an Wahrscheinlichkeit. Die Mythe von den goldhütenden Greifen des Herodot hängt, nach der Vermuthung eines gelehrten und talentvollen Reisenden, Adolph Erman, †† mit den im nördlichen Sibirien so häufigen fossilen Knochen urweltlicher Pachydermen zusammen, in denen einheimische Jägervölker Klauen und Kopf eines Riesenvogels zu sehen glauben. „Will man sich nicht weigern," schließt Herr Erman, „in dieser arktischen Sage das Vorbild zu der griechischen von den Greifen zu finden, so ist es streng wahr, daß nordische Erzsucher das Gold von unter den Greifen hervorzogen, denn Goldsande unter Erd- und Torflagern, die mit jenen Knochen

* S. 264. Eichwald leitet, wie Reichard, den Namen Issedonen von dem Flusse Isset her und hält das Volk für einen Wogulenstamm.

** Heeren, Ideen über Politik und Verkehr (1824). Thl. I. Abth. 2. S. 281—287.

*** Völcker, Mythische Geographie der Griechen und Römer. Thl. I. S. 188 und 191. Klausens Commentar dazu in der Allgemeinen Schulzeitung. 1832. S. 653. (Völcker hat die Stellen der Alten, die ich hier nicht einzeln citire, am sorgfältigsten gesammelt.)

† Diese Argippäer leben von den Früchten des Baumes Ponticum, deren Saft Aschy heißt, und deren ausgedrückte Masse zu Kuchen geknetet wird. Schon Nemnich und Heeren (Thl. 1. Abth. 2. S. 283) haben darin den Prunus Padus erkennen wollen. Siehe auch Erman, Reise um die Erde. Thl. I. S. 307.

†† A. a. O. Thl. I. S. 712.

erfüllt sind, gehören jetzt, wie früher, zu den gewöhnlichsten Erscheinungen." Aber so anziehend auch diese Erklärung ist, so steht ihr doch entgegen, daß der wunderbaren Fabelwesen, der Greifen, schon in den Hesiodischen Gedichten Erwähnung geschieht, daß sie die Pforten von Persepolis als Löwenadler schmücken, und durch babylonische und persische Tapeten früh über Milet nach Griechenland kamen. * Ein berühmter russischer Akademiker, Herr v. Gräfe, ist geneigt, ein großzahniges Unthier, den Odontotyrannus byzantinischer Schriftsteller, und des von Majo aufgefundenen Julius Valerius für eine dunkle Erinnerung des sibirischen Mammouth, für einen späten Nachhall der Urwelt zu halten. ** Der Tyrann und die alte Mythe der Greife scheinen mir nicht unterirdisch aus dem gefrornen Schuttlande aufgestiegen, sondern Phantasiegebilde einer sonnigen, südlichen Zone.

Ich habe oben des Umstandes gedacht, daß im Ural ungeheure Goldmassen wenige Zolle unter dem Rasen gefunden werden. Rieselndes Wasser oder andere geringfügige Ursachen können diese Masse einst so entblößt haben, daß sie auf die Oberfläche der Erde selbst gelangten. Ist vielleicht die Geschichte des heiligen Goldes bei den Skythen, deren Herodot (IV, 7) erwähnt, ist das Herabfallen goldener Ackerwerkzeuge vom Himmel, welche die beiden zuerst nach einander hinzutretenden Königssöhne nicht berühren konnten, ohne sich zu verbrennen, während der dritte, Colaxais, das erloschene (erkaltete) Gold ohne Gefahr nach Hause trug, bloß mythisch zu erklären, oder soll man darin vielleicht Anklänge eines heißen ***

* Karl Otfr. Müller, Dorier. Thl. II. S. 276. (Ueber den Greif des Ctesias, als baktrisch-indisches Thier. S. Heeren, Thl. I. Abth. 1. S. 239, und Böttiger, Griechische Vasengemälde. Thl. I. u. 3. S. 105.) Auch Herodot (IV, 79 u. 152) nennt zweimal die Greife als Gebilde und Ornamente.

** Gräfe in Mém. de l'Acad. de St. Petersbourg. 1830. p. 71 et 74. Julius Valerius res gestae Alexandri translatae ex Aesopo III, 33. S. dazu das Chron. Hamartol. welches Hase in den Manuscripten der Pariser Bibliothek excerpirt hat.

*** Ich lasse die Stelle des Herodot (IV, 5) hier nach Schweighäusers Uebersetzung lateinisch folgen: „Targitao filios fuisse tres, Leipoxain et Arpoxain, minimumque natu Colaxain. His regnantibus de coelo delapsa aurea instrumenta, aratrum et jugum et bipennem et phialam, decidisse in Scythicam terram. Et illorum natu maximum,

Aerolithenfalles erkennen? Sind hier Eisen und Gold mit einander verwechselt und war das heilige Gold ein glühender Meteorstein, der von Pallas in Sibirien aufgefundenen Masse ähnlich, aus der man Ackerwerkzeuge schmieden konnte, wie die Esquimaux der Baffinsbay sich ihre Messer aus einer im Schnee halbvergrabenen Meteormasse noch in unsern Tagen bereiten? Ich weiß, daß physische Erklärungen alter Mythen und neuerer Wunder jetzt nicht beliebt sind, und daß ich besorgen muß, auf den Irrweg alexandrinischer Grammatiker zu gerathen; aber einem Naturforscher ist die Erinnerung an einen Aerolithenfall wohl zu verzeihen. Vielleicht war das vom Himmel gefallene Metall nur glühend, um die älteren Söhne abzuhalten? Auch nach deutschem Volksglauben leuchtet und brennt der Ort, wo ein Schatz vergraben liegt. Solche Betrachtungen leiten ab von speciell-physischen Deutungen!

Das Wiederauffinden goldhaltiger Sandlager in Nord-Asien, jenseits des Obi, das Steigen eines einjährigen Ertrages des Altaischen oder Kusnezkischen Waschgoldes bis zu einem Gewicht von 130 Pud oder 9100 preuß. Mark ist eine Begebenheit in der Geschichte des Goldhandels: sie ist eine um so wichtigere Begebenheit, als sie dem, Europa unmittelbar unterworfenen Theile von Asien zugehört, und als die ganze Ausbeute zu uns in Westen hinüberfließend auf den europäischen Goldmarkt einwirkt. So uralt auch der Bergbau auf anstehende Erzmittel unter der unbestimmten Benennung Tschudischer Schürfe * in Sibirien ist, so erklären sich die

qui primus conspexisset, propius accedentem capere ista voluisse; sed eo accedente, aurum arsisse. Quo digresso, accessisse alterum et itidem arsisse aurum. Hos igitur ardens aurum repudiasse; accedente vero natu minimo, fuisse extinctum, huncque illud domum suam contulisse: qua re intellecta, fratres majores ultro universum regnum minimo natu tradidisse. Sacrum autem illud aurum custodiunt Reges summa cura; et quotannis conveniunt, majoribus sacrificiis illud placantes. Dicuntque Scythae, si quis festis illis diebus aurum hoc tenens obdormiverit sub dio, hunc non transigere illum annum." Die Massageten, nach Ammianus Marcellinus ein alanischer Stamm, wandten zur Rüstung und zum Pferdeschmuck das Gold, wie andere Völker das Eisen an. (Her. I, 215.)

* Die sogenannten Tschudischen Schürfe und Tschudischen Gruben Nord-Asiens gehören nicht einem Volksstamm zu. Der Name dieses

beträchtlichen Massen verarbeiteten Goldes, die man bei der ersten Besitznahme des Landes in jenem Lande in den Gräbern fand, und von denen die Petersburger Sammlungen so merkwürdige Stücke aufzuweisen haben, doch leichter noch durch ein frühes Auffinden von Goldgeschieben im Schuttlande nahe an der Oberfläche der Erde. Müller, der vortreffliche Geschichtschreiber Sibiriens, erzählt, daß durch die ersten Goldschätze, die man aus den Gräbern (Kurganui) sammelte, in Krasnojarsk der Werth des Goldes auf das Ueberraschendste herabsank. * Inner-Asien, zwischen den Bergsystemen des Himalaya- und des vulkanischen Himmels-Gebirges, bildet, wie China, ein politisch und fast auch merkantilisch-geschlossenes Ganze. So wenig wir auch seit den glänzenden Zeiten der mongolischen Dynastien am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, seit den Reisen der Venezianer Poli von jenem Erdstriche wissen, so ist doch neuerlichst (im Süden durch Indien, im Norden durch Sibirien) manche Kunde von den goldhaltigen Sandlagern Inner-Asiens zu den Europäern gelangt. Die Zeitungen von Calcutta berichten, daß im ganzen westlichen Tübet alle Flüsse goldführend sind, und daß die Eingebornen das Gold durch Amalgamation (Anquicken) gewinnen. ** Altindische Mythen machen den Herrscher des Nordens, Kuwera, zugleich zum Gott des Reichthums, und es ist merkwürdig genug, daß die Residenz des Gottes (Alakâ) nicht im Himalayagebirge selbst, sondern auf dem Kailâsa jenseits des Himalaya in Tübet *** zu suchen ist. Nordwestlicher, jenseits der Bergkette des Kuenlun, welche die Gebiete von Ladak und Khotan trennt, setzt Heeren, † und ich glaube mit vieler Wahrscheinlichkeit, die große goldreiche Sandwüste, welche die an Caspatyrus (Kaschmir) grenzenden Inder besuchten, und in denen die „Ameisen kleiner wie

erzsuchenden, metallschmiedenden Kabiren-Volkes bezeichnete ursprünglich nur Fremde, Nicht-Russen (barbari), bestimmter aber in den Russischen Jahrbüchern nach Klaproth (Asia polyglotta p. 184) und nach den neuesten gelehrten Untersuchungen Sjögren's (Mém. de l'Acad. de St. Petersbourg VIme Serie. T. I. p. 308) alle finnischen, das heißt uralischen Stämme.

* Journal asiatique, T. II. p. 12.

** A. a. O. T. I. p. 361.

*** Albert Höfer, Uebersetzung der Urwasi des Kalidâsa. 1837. S. 90.

† Her. III. 102—106. (Heeren. Thl. I. Abthl. I. S. 90, 102, 540—545.) Vergl. Ritter, Asien, Th. II. S. 657—660.

Hunde, aber größer wie Füchse" sich eingruben. Auch am westlichen Abhange des Bolor (der östliche führt nach Khufalun, dem sogenannten Klein-Tübet der Geographen, nach Kaschgar und dem Steppensee Lop) hat der talentvolle neueste Erforscher dieser Terra incognita, Alexander Burnes, die Goldsandläger von Durwaz und des oberen Oruslaufes beschrieben.* In China ist die Bearbeitung des Waschgoldes ebenfalls uralt, und man unterscheidet in der bergmännischen Nomenclatur des pedantischen Volkes Goldfelder** (weitausgebreitete Goldlager der Ebenen), Goldgeschiebe als Hundsköpfe, Weizenkörner und kleinen Hirsenstaub. Leider gibt es, wie überall, in Choco, in der Sonora und am Ural der Hundsköpfe weniger, als des goldenen Hirsenstaubes.

Fast zu derselben Zeit, wo der Ural seinen Goldschatz eröffnete, und zu ersetzen anfing, was die tiefgesunkene brasilische Goldausbeute nicht mehr dem Geldverkehr darzubieten vermochte, wurden vielversprechende goldhaltige Lagerstätten in dem südlichen Theile der Alleghanys, in Virginien, Nord- und Süd-Carolina, Georgien, Tennessee und Alabama entdeckt. Der eigentliche Flor dieser nordamerikanischen Goldwäschen, welche bald auch einen eigentlichen Bergbau auf anstehendes Gestein veranlaßten, fällt in die Jahre 1830 bis 1835. Sie haben allerdings in den letzten acht Jahren nicht viel über 4½ Mill. Dollars geliefert, aber die Erscheinung des Goldreichthums in solcher Nähe von der atlantischen Küste verdient in geognostischer Hinsicht mehr Aufmerksamkeit, als man ihr in Europa geschenkt hat. Sie bietet auch ein großes historisches Interesse dar, da das viele Gold, welches die ersten spanischen Conquistadoren in den Händen der Eingebornen von Florida fanden, jetzt nicht mehr als Wirkung eines alten Verkehrs mit Mexiko (Anahuac) oder mit Hayti betrachtet zu werden braucht. Herr Jacob konnte

---

* Burnes, Travels, T. II. p. 165. Noch 1831 wurden im Orus Goldgeschiebe von der Größe eines Taubeneies gefunden. Wie der Rhein führt der Orus (Djihun) seinen Goldsand bis an seinen Ausfluß, und die unglückliche Expedition des Fürsten Alexander Bekewitsch, welche Peter der Große 1716 unternehmen ließ, wurde durch lügenhaft ausgeschmückte Truchmenische Nachrichten von der Anhäufung des Goldsandes an der alten Orusmündung (südlich vom kleinen Balkangebirge am Ostufer des Caspischen Meeres) veranlaßt.

** Landresse, sur les alluvions orifères de la Chine, im Journal asiat. T. II. p. 9?.

in seinem oft erwähnten Werke über die edeln Metalle den Ertrag der Goldwäschen von Nordamerika nur noch zu 130,000 Dollars anschlagen; aber wenige Jahre darauf stieg derselbe auf 800,000, ja selbst auf eine Million Dollars. In der Grafschaft Cavarras (Nord-Carolina) wurde ein Goldgeschiebe von 28 Pfund (englischem avoir du poids-Gewicht) gefunden und daneben mehrere von vier bis zehn Pfund. * Seit meiner Rückkehr aus Sibirien habe ich ununterbrochen, und meist vergeblich, gesucht, mir eine genaue Auskunft über den Fortgang der Goldwäschen in den südlichen Staaten zu verschaffen, und erst ganz neuerlichst ist es mir geglückt, durch die Güte des jetzigen Bank-Directors, Herrn Albert Gallatin, eines der geistreichsten Staatsmänner ** unserer Zeit, meine Wünsche befriedigt zu sehen. Ich schalte hier einige Stellen aus einem Briefe des vielgereisten Mannes ein:

„Der Goldreichthum des Urals und vielleicht des ganzen nördlichen Asiens mußte allerdings Ihre Aufmerksamkeit auf unsere Goldwäschen und auf unseren Goldbergbau in den südlichen Staaten leiten. Ich hoffe, bald durch den Professor Patterson, der zugleich der Director der Münze ist, und durch den Professor Renwick in New-York, beide ausgezeichnete Mineralogen, Ihre geognostischen Fragen beantworten zu können. Jetzt sende ich Ihnen, nach offiziellen Documenten, die specielle Uebersicht von dem, was aus unserm inländischen Golde seit 1824 in unserer Münze, ausgeprägt worden ist.***

---

* Nach handschriftlichen, mir von meinem ältesten Jugendfreunde, Herrn Berghauptmann Freiesleben, mitgetheilten Nachrichten soll gar 1821 in Anson County ein 48 Pfd. schweres Goldgeschiebe zwischen Geröllen von Quarz und Grauwackenschiefer gefunden worden seyn. Diese handschriftlichen Nachrichten begleiteten eine Sammlung von Mineralien, welche der Bruder des verstorbenen Akademie-Inspectors Köhler nach Freiberg sandte. — Möchten doch nordamerikanische Gelehrte uns etwas Bestimmteres über jene kolossalen Goldgeschiebe von 28 und 48 englischen Pfunden berichten!

** Aus Genf gebürtig, aber schon während des Befreiungskrieges in den Vereinigten Staaten ansäßig, Minister der Finanzen unter Jeffersons glänzender Präsidentschaft, dann Gesandter in Paris, St. Petersburg und London.

*** Diese statistische Uebersicht findet sich ebenfalls in dem überaus inhaltreichen American Almanac and Repository of useful knowledge for 1838. (Boston. publ. by Ch. Bower), p. 134, einem Werkchen, das vielen europäischen zum Muster dienen könnte.

Uebersicht des jährlichen Betrages an Gold zur Vermünzung aus den Goldgruben der Vereinigten Staaten.

Jahr	Virginia.	Nord-Carolina.	Süd-Carolina	Georgia.	Tennessee.	Alabama.	Unbestimmt.	Total.
	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.
1824	—	5,000	—	—	—	—	—	5 000
1825	—	17,000	—	—	—	—	—	17,000
1826	—	20,000	—	—	—	—	—	20,000
1827	—	21,000	—	—	—	—	—	21,000
1828	—	46,000	—	—	—	—	—	46,000
1829	2,500	134,000	3,500	—	—	—	—	140,000
1830	24,000	204,000	26,000	212,000	—	—	—	466,000
1831	26,000	294,000	22,000	176,000	1,000	1,000	—	520,000
1832	34,000	458,000	45,000	140,000	1,000	—	—	678,000
1833	104,000	475,000	66,000	216,000	7,000	—	—	868,000
1834	62,000	380,000	38,000	415,000	3,000	—	—	898,000
1835	60,000	263,500	42,400	319,900	100	—	12,200	698,500
1836	62,000	148,100	55,200	201,400	300	—	—	467,000
	374,900	2,465,600	298,100	1,680,300	12,400	1,000	12,200	4,844,500

Sie fragen, wie viel etwa man, wegen des Schleichhandels, zu den Summen an **Dollars**, welche jene Tabelle aufführt, jährlich zusetzen müsse? Eine solche Evaluation ist schwierig, aber ich glaube, Ihnen mit einiger Sicherheit sagen zu können, daß in keinem Jahr die Produktion (Ausbeute) des Goldes über eine Million Dollars gewesen ist. Der Verlust durch Schleichhandel ist um so geringer, als, nach unseren neuesten Gesetzen, das Gold, im Verhältniß zum Silber, fast zwei Procent höher, als der gewöhnliche Preis gesetzt ist. Das Verhältniß zum Silber ist, nach jenen Gesetzen, wie 16 zu 1. Deßhalb kommt jetzt wohl alles inländische Gold in unsere Münzstätte. Im Ganzen nehmen die alten Goldwäschen, besonders in Carolina, ab, doch findet man immer neue goldhaltige Schichten und auch der eigentliche Bergbau auf Gold wird hoffnungsreicher."

Ich füge zu diesen interessanten Nachrichten noch hinzu, daß die goldführenden Regionen von Nordamerika ganz neuerlichst von einem sehr unterrichteten deutschen Bergbauverständigen, Herrn Carl Degenhardt (dermalen zu Clausthal am Harze) und von Herrn Featherstonhaugh, der Zinnerze und Zinnober entdeckt hat, besucht wurden. Der Gewinn, und mit ihm die Lust zum Goldwaschen und zum Goldbergbau sind seit dem Jahr 1835 rasch gesunken. In einem Lande, das bei seinem stets fortschreitenden Wohlstande das Glück des freiesten Verkehrs genießt, bieten sich bessere

Mittel dar, die Capitalien produktiv zu machen; aber in der Geschichte des Geldhandels interessiren die dem Schooße der Erde entrissenen und in Cirkulation gebrachten Massen, wie der Zu- und Abfluß derselben in verschiedenen Richtungen mehr, als der Vortheil, welchen die Bearbeitung der Lagerstätten vorübergehend gewährt.

Die Strömungen der edeln Metalle aus Asien und Amerika nach unserem kleinen Continente, und von diesem theilweise zu den Urquellen zurück, folgen, wie die Flüssigkeiten, den Gesetzen des Gleichgewichts. Die goldreichen, uns aber wenig bekannten Regionen von Inner-Asien und Inner-Afrika bilden kleine, gleichsam abgeschlossene Becken, die mit den Küsten und durch sie mit dem großen Welthandel nur in geringe Verbindung treten. Dagegen ist unter dem Einfluß westlicher Cultur von Nertschinsk, vom Altai und dem Ural an bis jenseits des atlantischen Meeresarms zum Missouri ein ununterbrochenes Fluthen im Verkehr der edeln Metalle. Der Tauschwerth desselben, man betrachte die Metalle in ihrem Verhältniß zu einander oder als Maßstab der Waarenpreise (Preise der Nahrungsmittel oder künstlicher Fabrikate), ist keineswegs allein und hauptsächlich durch Vermehrung und Verminderung der Metallproduktion bedingt: dieser Tauschwerth (ich wiederhole es hier) wird eben so sehr, bei den complicirten Einrichtungen und Wechselverhältnissen des jetzigen Völkerlebens, durch die zu- und abnehmende Bevölkerung und ihre Culturfortschritte, durch das von der Bevölkerung abhängige Bedürfniß eines wachsenden Circulations-Capitals, durch die oft eintretende Nothwendigkeit baarer Geldversendungen und die Richtung derselben, durch die ungleiche Abnutzung beider edeln Metalle, durch die Masse des Papiergeldes, als Theil des Umlaufscapitals, einwirkend auf das neben ihm bestehende metallische Tauschmittel, bestimmt. Ein Steigen des relativen Werthes des Goldes gegen den Werth des Silbers kann während einer allgemeinen Vermehrung der Goldproduktion eben so gut bestehen, als ein vorübergehendes Sinken des Barometers und eine zunehmende Erhöhung der Temperatur bei starkem Nord-Ost-Winde. In den meteorologischen Veränderungen der Atmosphäre, wie im großen Verkehr der edeln Metalle wirken viele perturbirende Ursachen gleichzeitig. Der Erfolg jeder einzelnen Ursache ist bestimmbar, als Preis-erhebend oder Preis-erniedrigend, nicht aber sind es, bei der Unzahl von

sich anhäufenden Störungen, das Maaß der partiellen Compensationen, die Natur und das Maaß der Totalwirkung.

Quantitäten vermehrter Goldproduktion, welche unsere Einbildungskraft aufregen, verschwinden, man möchte sagen, wie ein Unendlichkleines, gegen die seit Jahrtausenden aufgehäufte und im Welthandel cirkulirende Masse, werde diese existirend als Münze gedacht oder verarbeitet zu sachlichem Gebrauchswerthe. Jeglicher Zufluß, auch der kleinste, wirkt allerdings durch eine lange Dauer, da aber eine größere und an Wohlstand wachsende Population auch eines größeren Umlaufscapitals bedarf, so kann, trotz des Zuflusses, durch Vertheilung ein fühlbarer Mangel eintreten. Vor den großen Goldentdeckungen am östlichen Abfall des Ural, deren eigentlicher Flor erst mit den Jahren 1823 und 1824 begann, war auf dem großen Markte zu Hamburg der Tauschwerth des Silbers zum Golde als Mittelpreis der Jahre 1818—1822 wie 1:15,75, wenn er nach der reichen Goldausbeute am Ural im Mittel der fünf Jahre 1830—1834 nur auf 1:15,73 sank. In dieser Zwischenzeit wurden in England, wie ich schon oben berührt, um den Verkehr mit Metallgeld wieder herzustellen, 1,294,000 Mark Gold vermünzt. Welchen Theil hat nun an dieser Veränderung des Tauschwerthes * die verminderte Exportation der edeln Metalle aus dem Neuen

---

* Ich theile hier die Resultate der sorgfältigen Untersuchung mit, die ich der Freundschaft eines in Beurtheilung von Handels- und staatswirthschaftlichen Verhältnissen gleich erfahrenen Mannes verdanke. Herr Joseph Mendelssohn hat, auf meine Bitte, die in London und Hamburg in den Jahren 1816—1837 officiell notirten Preise von Gold und Silber in Barren (nicht vermünzt) gesammelt und daraus für jedes Jahr einen Durchschnitt der Preise aufgestellt. „In London waren die durch einen langen Krieg gestörten Verhältnisse der Metalle von 1816 bis 1819 sehr anomal; 1816 wie 1:15,800 und 1817 wie 1:14,975. Erst mit dem Jahre 1820 tritt in London eine größere Stetigkeit in jenen Verhältnissen ein: die Extreme waren 1825 und 1833, denen 1:15,319 und 1:15,899 zugehörten. (Unterschied $\frac{7^1/_2}{13}$) Ein anhaltendes Vor- oder Rückschreiten war nicht zu bemerken. Auf dem Hamburger Markte waren die Schwankungen weit geringer. Das Verhältniß war dort am größten 1821, am kleinsten 1817: im ersten Jahre wie 1:15,965; im zweiten wie 1:15,635. (Unterschied in 21 Jahren nur $\frac{4^1/_3}{13}$) Dieser Hamburger Markt ist aber mehr

Continent gehabt? Der brasilischen Goldwäschen ist hier kaum Erwähnung zu thun, da sie in jener Zeit jährlich kaum 1700 Mark lieferten. Will man nun auch annehmen, daß in diesen dem ersten Ausbruch der Revolution näheren zwölf Jahren die Golderzeugung des spanischen Amerika bis unter $\frac{1}{3}$ von dem gesunken sey, was in der letzten blühenden Epoche (1800—1806) der mittlere Goldertrag gewesen war, so beträgt der zwölfjährige Verlust der Importation (1816—1827) doch nur 83,200 Kil. Nun hat aber der Ural in den Jahren 1823—1827 bereits einen Ersatz von 17,300 Kil. gegeben. Es sind also im Ganzen in jenen zwölf Jahren nur 286,000 Mark Gold weniger nach Europa gekommen. Ich habe geflissentlich ein Beispiel ausgewählt, welches hinlänglich sichere numerische Elemente darbietet. Das gefundene Resultat ist die Entbehrung einer Goldmenge, die nur zwischen $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{5}$ des, während

---

geeignet, über das Verhältniß des Tauschwerthes der Metalle ein richtiges Urtheil zu gewähren. In London sind die Preise des ungemünzten Goldes und des Silbers beide veränderlich; es wird beides gegen das gemünzte englische Geld oder gegen die jenes Geld repräsentirenden Noten verhandelt. In Hamburg dagegen hat das ungemünzte Silber keinen veränderlichen Preis, es ist selbst das Maaß, welches alle andern Preise bestimmt. Die feine Cölnische Mark à 27¾ Mark banco ist die Valuta, in der alle Waaren, und also auch das ungemünzte Geld, gehandelt und berechnet werden. Es unterliegen die Verhältnisse der Preise beider Metalle in London doppelten Zufälligkeiten in Vergleich mit Hamburg. Soll in London eine bedeutende Quantität Silber gegen Gold eingehandelt werden, so muß zuförderst das Silber verkauft werden, wodurch der Preis des Silbers etwas fällt. Für das gelöste Geld wird Gold gekauft, wodurch das Gold also steigt. Ist eine solche Operation von Belang, so wird das Verhältniß des Goldes zum Silber doppelt erhöht, das Gold steigt und das Silber fällt. Bei einer ganz ähnlichen Operation in Hamburg findet kein Verkauf des Silbers statt: der Preis des Silbers ist unveränderlich und nur das verursachte Steigen des Goldes ändert das Verhältniß.“ Hier folgen einzelne Gruppen von Jahren aus der von meinem Freunde mitgetheilten Tabelle der Hamburger Verhältnisse:

1816: 15,790 — 1817: 15,635. — 1818: 15,685 — 1819: 15,642. — 1820: 15,660. — 1825: 15,693. — 1826: 15,750. — 1827: 15,727. — 1828: 15,776. — 1829: 15,769. — 1833: 15,748. — 1834: 15,663. — 1835: 15,693. 1836: 15,733. — 1837: 15,711.

der zwölf Jahre in der Londoner Münze verprägten Goldes beträgt. Wenn man den Tauschwerth der edeln Metalle befreit von den kleinen lokalen Zufälligkeiten betrachtet, z. B. den Goldbarren-Werth in Hamburg, so erkennt man darin zwischen 1816 und 1837 weder den Einfluß des asiatischen Bergbaues, noch die abnehmende Golderzeugung im spanischen Amerika.

Das Maximum, welches der Tauschwerth des Goldes im Jahr 1827 erreichte, hat sich mit sehr geringen Schwankungen bis 1832 erhalten. Dann wird ein allmähliges Sinken wieder bemerkbar, und dazu ein sehr regelmäßig fortschreitendes Sinken. Das russische Gold aus der Uralkette und aus Sibirien hat einen Theil dieser Wirkung hervorgebracht, aber wir dürfen nicht vergessen, daß die ganze Goldproduktion Rußlands, so wichtig sie in anderer Rücksicht uns scheint, doch in den Jahren 1823 bis 1837 nur gegen 302,000 Mark beträgt, noch 1/19 weniger als die mindere Goldausfuhr aus dem spanischen Amerika in den Jahren 1816—1827. Auch jetzt noch hat sich in jenen Freistaaten von Mexiko und von Südamerika der Goldbergbau weniger gehoben, als die Silberproduktion. Dazu bedürfen die nordamerikanischen Staaten, ihrer großen Geld- und Bankverwirrung kaum entgangen, beträchtlicher und baarer Goldsendungen aus Europa. Das ist ein Abfluß nach Westen, der neben vielen andern immerfort wirkenden Ursachen den Effekt verlarvt, den wir der vermehrten Goldausbeute von Asien zuzuschreiben geneigt sind. Der Hauptgrund des schwachen Wirkens der uralischen und nordasiatischen Goldausbeute liegt aber wohl, wie ich schon mehrmals bemerkt habe, in der relativen Kleinheit des Zuflusses, verglichen mit der schon vorhandenen Masse edler Metalle. Der Abfluß nach Asien, den ich an einem andern Orte und in verschiedenen Epochen zu untersuchen Gelegenheit gehabt, * ist bestimmt im Abnehmen. Für das Jahr 1831 schätzte Herr Jacob den jährlichen Verlust der englischen Handelsbalance in dem asiatischen Verkehr um das Vorgebirge der guten Hoffnung noch

* Sur les quantités relatives de métaux précieux monnayés et reduits en objets d'orfèvrerie und sur les changemens qu'éprouve l'accumulation des métaux précieux en Europe in der zweiten Ausgabe meines Essai pol. T. III, p. 436—444 und p. 460—476. Eine Vertheidigung meiner Ansichten über die Anhäufung edler Metalle ist enthalten in dem Edinb. Review, 1832, April, S. 45—61.

jährlich auf zwei Millionen Pfund Sterling. So viel ich mich erinnere, war dies auch die Meinung des zu früh verstorbenen großen Staatsmannes, Herrn Huskisson. Trotz des häufigen Gebrauchs von Caffe, Thee, Zucker und Cacao, welche das fünfzehnte Jahrhundert nicht kannte, ist der Gewürzhandel noch ein sehr beträchtlicher Gegenstand in der passiven Handelsbalance Europas. In den Staaten des deutschen Zollvereins ist der Verbrauch der Gewürze, nach den neuesten, ganz offiziellen Untersuchungen, in den Jahren 1834, 1835 und 1836 auf einen Werth* von:

* Dieterici, statistische Uebersicht des Verkehrs im Zollverbande 1838, S. 187 — 194. In den zwei ersten der obengenannten drei Jahre war die Bevölkerung der zum Zollverbande gehörigen Länder 23,478,000 Einwohner; im Jahr 1836 aber 25,148,000 Einwohner. Der Verbrauch der Gewürze in Frankreich (Tableau décennal du Commerce de la France, publié par l'administration des Douanes, comprenant les annés 1827—1836) ist auffallend klein im Vergleich mit den deutschen Staaten des Zollvereins. Der relative Verbrauch der einzelnen Artikel, den ich in der folgenden Tabelle zusammenstelle, in Francs und Kilogrammen für Frankreich, in preußischen Thalern und preußischen Centnern für die deutschen Länder, wirft einiges Licht auf die Lebensweise benachbarter Volksstämme.

Hauptartikel des Gewürzverbrauchs.	Frankreich. Einw. 33 Millionen.			Deutschland im Zollverband. Einw. 23½—25 Mill.		
	1834.	1835.	1836.	1834.	1835.	1836.
	Francs.	Francs.	Francs.	Pr. Thlr.	Pr. Thlr.	Pr. Thlr.
Pfeffer u. Piment . .	3,267,000 (2,333,000 Kil.)	2,322,000 (1,658,000 Kil.)	2,796,000 (1,997,000 Kilogr.)	292,100 (17 000 Centner)	336,000 (20,200 Centner)	440,000 (24,900 Centner)
Vanille	1,178,000 (4700 K.)	1,259,000 (5000 K.)	1,412,000 (5600 Kil.)	584 000 (242 Ctr.)	707,000 (293 Ctr.)	813,000 (337 Ctr.)
Zimmt.	694,000 (158,000 K.)	82,000 (18.700 K.)	338,000 (77,000 K.)	426,000 (1215 Ctr.)	380,000 (1100 Ctr.)	407 000 (1160 Ctr.)
Gewürznelken . . .	271,000 (60,300 K.)	240.000 (58,000 K.)	240,000 (53,000 K.)	71,500 (1800 Ctr.)	83,000 (2178 Ctr.)	95,500 (2500 Ctr.)
Muskatnüsse u. Blumen	33,000 (6200 K.)	27,000 (4600 K.)	36,300 (7200 K.)	543,700 (2400 Ctr.)	553,000 (2900 Ctr.)	584,000 (3400 Ctr.)
Totalverbrauch . . .	5,476,000 oder 2,600,000 Kilogr.	3,982,000 oder 1,775,000 Kilogr.	4,856,000 oder 2,171,000 Kilogr.	2,426 000 oder 28,600 Ctr.	2,592,000 oder 31,600 Ctr.	2,876,000 oder 38,000 Ctr.

Eine langjährige Beschäftigung mit der Geographie des Mittelalters und Untersuchungen über den sehr verspäteten Einfluß, welchen Gama's Reise auf die gänzliche Umwandlung des Gewürzhandels ausgeübt hat, veranlaßten mich zu einer speciellen Arbeit über den gegenwärtigen Verbrauch der Gewürze in Europa. Der Geh. Ober. Reg. Rath, Herr Dieterici, hat mir handschriftlich neue und interessante Materialien dazu mitgetheilt.

2,426,000 Thalern
2,592,000 „
2,876,000 „

gestiegen. In Frankreich war die Consumtion in denselben Jahren nur:

5,476,000 Francs.
3,982,000 „
4,856,000 „

aber in ganz Europa, bei einer Bevölkerung von wenigstens 228 Millionen Menschen, ist sie wahrscheinlich nicht unter 14 bis 16 Millionen Thaler, wovon Vanille, Muskatnüsse und Blumen, Pfeffer und Zimmt fast ⅔ ausmachen. Wenn man bedenkt, wie groß die Summe des Gewürzwerthes bei dem jetzigen Verbrauche von Europa im Vergleich mit der Summe seyn muß, um welche am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sich gleichsam der wichtigste Theil des damaligen Welthandels drehte, so hat man hier abermals ein merkwürdiges Beispiel von der Potenz der Metalle, wenn sie mit concentrirter Stärke auf einen engen Raum (damals die Ufer des Mittelmeers und das westlichste Europa) ihre Kraft ausüben. Der Gewürzhandel veranlaßte zufällig die Entdeckung des Neuen Continents, er führte die Portugiesen um die Südspitze von Afrika nach Indien, wie er Griechen und Römer einst nach Taprobane geleitet hatte. Als Christoph Columbus „durch den Occident nach dem Orient“ gelangen will, schreibt ihm (schon am 24. Junius 1474) Paul Toscanelli aus Florenz: „ich freue mich zu hören, daß Ihr den schönen und großen Wunsch nähret, auf kürzerem Wege dahin zu gelangen, onde nacen las especerias.“ Mit welchen Klagen sind die Schriften der Italiener erfüllt, mit welchen Verwünschungen werden die Portugiesen bedeckt, weil sie zur See nach Indien vorgedrungen sind, und den Gewürzhandel der venezianischen, pisanischen und genuesischen Kaufleute zu vernichten drohen. Der Cardinal Bembo * nennt es ein malum inopinatum und sucht philosophische Trostgründe. Petrus Martyr d'Anghiera * schreibt an seinen gelehrten Freund Pomponius Lätus: Portugalenses trans aequinoctium aliamque arcton, aromatum commercia prosequuntur, Alexandrinos ac Damascenos mercatores

* Historiae Venetae, lib. VI, pag. 189.

ad medullas extenuant." Die Meinung, welche die Genueser ausgestreut hatten, der neue Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung werde bald wieder verlassen werden, weil die Gewürze in der langen Schifffahrt von der Seeluft litten, ** fand keinen Glauben, und Amerigo Vespucci, der lang Verläumdete, hatte scharfsinnig auch hier, schon drei Jahre nach Gama, den wahren Gesichtspunkt getroffen. Er sagt in einem neu aufgefundenen Briefe, *** den er am grünen Vorgebirge den vierten Junius 1501 an Lorenzo Pièr Francesco de Medicis schrieb, als er dem Reste von Cabrals Flotte † auf dem Rückwege nach dem Tago begegnet war: „Bald werdet ihr aus Portugal viel Neues vernehmen. Der König hat nun einen überwichtigen und reichen Handel (grandissimo traffico e gran richezza) in seiner Hand. Möge der Himmel sein Heil dazu geben. (Vespucci war damals in portugiesischem Solde.) Nun werden die Gewürze aus Portugal nach Alexandrien und Italien gehen (statt wie bisher von Alexandrien nach Portugal). Das ist der Welt Lauf! (Cosi va el mondo.)"

Berlin, Junius 1838.

---

* Opus Epistolarum, N. CCII.

** Im Jahr 1520 sagte dies in Rußland Pablo Centurion (de Genova), als er so spät noch den Gewürzhandel durch das Caspische Meer und die Flüsse Wolga, Occa und Mokwa ableiten wollte: „Afirmava el genoves corromperse las especias (especerias) en tan larga navegacion" (Gomara Istoria de las Indias, Saragoza, 1553, Fol. XL.

*** Baldelli, il Milione di Marco Polo, 1827, T. I, p. LVIII. Vespucci's Brief ist aus der Biblioteca Ricardiana, manoscritto di Pièr Voglienti, N. 1910, p. 48.

† Vespucci erhielt seine Nachrichten über Cabral's Reise von einem Dolmetscher, den er immer schlechthin den Signor Guasparre nennt und auf einem der zurückkehrenden Schiffe fand. Ich habe vor Kurzem bewiesen, daß dieser Guasparre der Sohn eines polnischen Juden aus Posen war, dessen Eltern 1456 durch Casimir III. vertrieben waren. Vasco de Gama hatte den Menschen auf der Insel Anjadiva (Ankediva) an der Küste Canara gefunden, und ihn erst foltern und dann taufen lassen. S. mein Examen critique de l'hist. de la Géographie (in Fol.) p. 507.

Die Literatur,

ihr Zusammenhang mit dem Leben

und

ihr Einfluß darauf.

Der Streit des Geistes und der Materie ist ein ewig wiederkehrender; er wird auch auf Erden nie mit dem vollständigen Siege des einen, mit der gänzlichen Unterwerfung des andern Elements endigen; denn siegte der Geist vollständig, so würde das Band der Schwere gelöst, welches den Menschen an die Erde heftet und die Bedingungen des natürlichen Daseyns fielen weg; siegte aber die Materie, so träte die verstandlose Gährung des Chaos ein; die beiden kämpfenden Prinzipien sind nämlich, für unsre menschliche Betrachtungsweise, mit und für einander gesetzt; die Materie kann nicht auf die Dauer bestehen ohne das Hinzutreten des ordnenden Geistes, der Geist bedarf immer einer materiellen Unterlage. Die Literatur ist ein Produkt des Geistes; man kann und mag sie immerhin rein vom geistigen Gesichtspunkt betrachten; aber ihr Wesen, ihre Bedeutung erfaßt man doch nur dann vollständiger, wenn man auch die materiellen und realen Elemente und Bedingungen in Betracht zieht, unter deren Einfluß theils ihre Entstehung, theils ihre Wirksamkeit steht. Dies ist der Zweck der folgenden Blätter.

Die Literatur ist, wie nicht zu bestreiten, ein Faktor des modernen Lebens geworden, ein Faktor der dem Alterthum und dem

Mittelalter fremd war, und der erst durch die technische Erfindung der Buchdruckerkunst seine Bedeutung gewann. So begegnet uns gleich im Anfang unserer Erörterung die Wahrheit, daß die Abkürzung des mechanischen Verfahrens die Bedingung und der Hebel einer geistigen, ideellen Macht wurde! Ohne die Druckpresse wäre, was jetzt von Tausenden oder selbst von Millionen gelesen wird, nur zur Kenntniß von vergleichungsweise Wenigen gekommen und Vieles wäre wohl auch ganz verloren gegangen; dies ist die eine, verdienstliche Seite der Presse; eine andre Folge dieser Erfindung aber und zwar eine solche, deren Wohlthätigkeit eher in Frage gestellt werden kann, ist die: daß sie die Produktion einer unendlichen Masse von Büchern verursacht hat, welche ungeschrieben geblieben wären, wenn nicht ihre Verfasser die Aussicht auf Ruhm oder Gewinn oder eine wohlthätige Wirkung mittelst der Vervielfältigung durch die Druckpresse gelockt und bewogen hätte. Die Literatur in ihrer modernen Gestaltung hat den Beruf und das Gewerbe der Autoren, welche bloß schreiben, und der Buchhändler geschaffen — einflußreiche Klassen der Gesellschaft! — und eine mit der Literatur zusammenhängende Frage: die Preßfreiheit, ist einer der wichtigsten Punkte der modernen Politik. So eng sind auf diesem Gebiet Geistiges und Materielles, Ideelles und Praktisches verflochten!

Wenn oben gesagt worden, die Literatur sey ein wichtiger Faktor der neuern Zeit geworden, so soll damit natürlich nicht geläugnet werden, daß man auch, wiewohl in anderem Sinn, von einer griechischen und römischen, von einer Literatur des Mittelalters sprechen könne. Was von den Griechen auf uns gekommen ist, bildet in Wahrheit eine zwar kleine, aber treffliche Literatur; der einzige Homer tränkte mit seinem süßen Gesang viele auf einander folgende Geschlechter der Hellenen; ihre Tragiker, Historiker und Redner sind jetzt noch die trefflichsten Muster; auch die römische Literatur ist nicht unwürdig vertreten durch die auf uns gekommenen Namen; und durch die Erfindung des sinnreichen Deutschen sind nach zweitausend und mehr Jahren die unsterblichen Werke der Alten zu neuem Leben in den von ihnen entzückten und gebildeten Geistern erwacht; als ein Ganzes aber liegt die Literatur der Alten erst den neuern Zeiten vor, wo nicht nur der vom Glück vorzüglich Begünstigte, — wo so ziemlich jeder Gebildete

sich die Kenntniß und den Genuß derselben mit leichter Mühe verschaffen kann. Nach den modernen Begriffen ist ein wesentliches Merkmal der Literatur: die Oeffentlichkeit, die Allgemeinheit der Verbreitung; — der Verfasser der trefflichen Denkschriften, welche in Archiven und geheimen Kabineten verschlossen werden, steht außerhalb der literarischen Republik.

Im weitesten Sinne gehört der Literatur Alles an, was geschrieben und gedruckt wird; neben dieser umfassenden Bedeutung hat sich aber auch eine engere gestaltet und besonders bei Engländern und Franzosen Geltung gewonnen, wornach der Begriff der Literatur — eine willkührliche, nicht genau zu definirende Erweiterung von belles lettres — diejenigen Schriften umfaßt, welche keiner Fachwissenschaft, keiner positiven Disciplin angehören, welche für den mehr oder weniger gebildeten Laien bestimmt, entweder eine Unterhaltung, oder auch Belehrung, in nicht wissenschaftlicher und strenger Form, bieten. Die Literatur in diesem Sinne, gleichbedeutend mit Unterhaltungsliteratur, stände entgegen der Fachliteratur, welcher ebensowohl das unorthographisch geschriebene Kochbuch als die tiefsinnige Metaphysik oder Dogmatik angehört. Es wird kaum nöthig seyn zu bemerken, daß hiemit durchaus keine streng scheidende Gränze gezogen wird, oder, wenn auch die Bücher selbst sämmtlich nach dieser Unterscheidung eingetheilt werden können, denn doch, je nach der Individualität der Leser oder nach der Art zu lesen eine der Fachliteratur angehörige Schrift auch ganz gut zur Unterhaltung dienen kann. Auf der Gränze stehen z. B. historische, ethnographische, Reise-Werke, welche der Eine studirt, der Andre nur liest, und möglicherweise Beide mit gleicher Zufriedenheit, wenn die Gediegenheit und Gründlichkeit des Inhalts ebenso dem Forscher neue Kenntnisse und Resultate bringt, Ansichten und Vermuthungen bestätigt oder berichtigt u. s. w. als die Lebendigkeit und Schönheit der Form und Darstellung dem nicht eben gelehrten und kritischen Leser die Zeit auf eine erfreuliche und den Geist bildende Weise verkürzt. Das Leben Benvenuto Cellini's z. B. kann der Historiker lesen, um einzelne Züge aus der Geschichte jener Zeit zu sammeln, der Kunsthistoriker, um sich über Cellini's Verhältniß zu andern Künstlern und seine Ansichten von seiner Kunst zu unterrichten, der Künstler, um die Winke über die Fertigung seiner Arbeiten, seine Methode u. drgl.

zu benützen, der Literarhistoriker, um seinen Styl kennen zu lernen, der Psycholog, um einen merkwürdigen Charakter sich nahe zu bringen — und endlich der gewöhnliche Leser, um sich durch die Lektüre eines abenteuerlichen Lebens zu vergnügen.

Ueber die Fachliteratur wollen wir uns hier kurz fassen. Durch die Vermittlung der Druckerpresse werden auf den positiven Gebieten des Wissens Kenntnisse, Resultate, neue Ansichten und Entdeckungen ungemein viel schneller verbreitet, einer vielseitigeren Prüfung unterworfen, dadurch neue Bestrebungen geweckt und die Masse nützlichen Wissens vermehrt, wenn schon, wie nicht zu läugnen, auch hier unglaublich viel elende und seichte Bücher gedruckt werden, die aber im Allgemeinen mehr nur materiellen Schaden bringen, indem sie übersehen, nicht gekauft und vergessen werden. Auch das kann man beklagen, daß Mancher, seine Kraft und Talente überschätzend, auf solchem Felde als Schriftsteller austritt, um Verdruß und Tadel zu ernten, während er Nützlicheres wirken könnte, so wie auch: daß die Fachliteraturen immer mehr zu unermeßlichem Umfang anschwellen und seicht werden, statt sich zu concentriren und zu vertiefen; aber das sind Uebelstände, welche gegen die unberechenbaren Vortheile der steigenden Einsicht und Verbreitung der Kenntnisse kaum in Betracht kommen und welchen durch das früher oder später sich Bahn brechende Gute und Treffliche, durch die nie lang ausbleibende Kritik immer entgegengearbeitet wird. In den streng demonstrativen Wissenschaften, Mathematik, Mechanik, Physik kann aus der ihnen gewidmeten Literatur fast nur Vortheil entspringen; aber auch in solchen Disciplinen, wo keine solche Gewißheit zu erzielen steht, in der Medizin kann der Streit der Homöopathie und Allopathie z. B. mit seiner umfassenden Literatur, am Ende für die Wissenschaft nur ersprießlich seyn. Anders könnte es sich zu verhalten scheinen mit der religiösen Literatur, wo durch irreligiöse und frivole Schriften großer sittlicher Schaden soll angerichtet werden können; wenn jedoch hier Nachtheile möglich sind, so entspringen sie wohl hauptsächlich daraus, daß dergleichen gefürchtete Bücher entweder aus dem Charakter von Fachschriften heraustreten, oder aber daß die Laien, von vorwitziger Neugier getrieben, nach Schriften greifen, welche eigentlich für die Männer vom Fach geschrieben, eine wissenschaftliche Prüfung und selbstständige Beurtheilung verlangen, von ihnen aber zur

Unterhaltung und aus vorwitzigem Dilettantismus gelesen und ohne Prüfung angenommen werden. So schädlich übrigens das vorwitzige und anmaßliche Uebergreifen von Laien und Dilettanten in Sphären, die ihnen eigentlich fremd sind, in manchen Fällen werden kann, so wünschenswerth und heilsam wäre es auf der andern Seite, wenn einzelne Literaturfächer, wie z. B. und vorzüglich Geschichte, Naturgeschichte u. dergl., welche ursprünglich Gegenstände des Studiums sind, immer fruchtbarer an Werken würden, welche auch für den gebildeten Laien genießbar, lehrreich und angenehm wären, wenn das lesende Publikum, oder wenigstens ein Theil davon, eine immer wachsende Zahl, herbeigezogen und emporgehoben würde zum Interesse an einer ernsten, gediegenen wahrhaft bildenden Lektüre; wenn die Mehrzahl der Leselustigen statt unstät flatternder Schmetterlinge — emsig sammelnde Bienen wären, von einem, wenn auch anfangs vielleicht unsichern, doch mit der Zeit erstarkenden Instinkt hingelenkt auf solche Blüthen der Literatur, welche ihnen wirklich Nahrung gewähren können; wenn endlich auch die Lektüre von unterhaltenden, imaginativen und poetischen Büchern mit mehr Ernst und Andacht, als gewöhnlich geschieht, betrieben würde. Gar zu häufig liest man, um sich die Zeit zu vertreiben, statt: um sie auf die würdigste Weise und zugleich genußreich, auszufüllen. Wenn ein alter Grieche, aus dem Grabe wiedererstehend, in unser modernes Leben hineinversetzt würde: über nichts vielleicht würde er sich so verwundern, als über die Rolle, welche bei uns das Lesen spielt; wenn er die Bibliotheken, Museen, die Kasino's, die Lesekabinete, die Klubs sähe, mit den in tiefem Schweigen herumsitzenden Lesern, die Boudoirs feiner Damen, strotzend von hübschgebundenen Büchern, die Besitzerin die Morgenstunden mit einem neuerschienenen Werke sich vertreibend, um Abends darüber urtheilen zu können — die Journale, die unentbehrliche Würze des Frühstücks oder Abendbrods — und in den der alten Sitte treuen Häusern die Bücher, daraus man den Morgen- nnd Abendsegen betet; wenn er Zeuge wäre, wie in den Thor-, Wacht- und Gesindestuben zerlesene Romane und „Geschichten“ kursiren und mancher hohle, männliche oder weibliche Kopf, der täglich seinen Band aus der Leihbibliothek verschlingt, nachdem er Tausende von Bänden verzehrt, immer konfuser, wüster und leerer wird. Die Lesesucht und Lesewuth ist ein so

charakteristisches Merkmal unsrer Zeit, daß wir es hier nicht umgehen wollen, sowohl darüber, als auch über die Erfindung der Buchdruckerkunst, durch welche der Lesesucht ihre Befriedigung gewährt wird, Einiges zu sagen.

Die Ursachen davon, daß die Zahl der Lesenden und die Masse des Lese-Materials seit fünfzig oder hundert Jahren so sehr zugenommen hat, sind auf den ersten Anschein nur erfreulich. Erstens rührt dieß daher, daß die Unterrichtsanstalten in den gesitteten Ländern, wie Deutschland, England, Frankreich, sich gegen früher sehr gehoben haben und daß der Wohlstand und die Lebensbehaglichkeit wenigstens gewisser Klassen gestiegen sind. Zweitens ist es auch ein Beweis davon, daß brutale, rohe und wilde Vergnügungen und Zerstreuungen jetzt vielfach einer harmloseren Art des Zeitvertreibs weichen müssen; Jagen, Zechgelage, Tanz und Spiel haben gewiß unter dem Adel und dem Mittelstand bedeutend abgenommen, und eine Bibliothek oder auch nur ein kleines Bücherbrett hat gewiß Manchen als ein wohlthätiger Magnet von den Schauplätzen wilder Lust und roher Leidenschaft zurückgehalten. Ist einmal die Freude am Lesen erwacht, so wird sehr leicht eine bleibende Neigung und Gewohnheit daraus, da der geweckte Wissenstrieb, die angeregte Phantasie nach neuer Nahrung verlangen, und eine solche Gewohnheit pflanzt sich dann sehr natürlich von den Eltern auf die Kinder fort.

Die Wahrnehmung des Wohlthätigen der Lektüre, ihres bildenden und sittigenden Einflusses hat auch schon manche Wohlmeinende und Menschenfreunde auf den Gedanken gebracht, den Eintritt eines glücklicheren Zeitalters von der Epoche zu erwarten, wo der Geringste und Aermste im Volk in Stand gesetzt würde, gute Bücher zu lesen, auf deren Verfertigung und möglichst wohlfeile und allgemeine Verbreitung die Philanthropen ihr Hauptaugenmerk zu richten haben. Dies Prinzip, beschränkt jedoch auf Ein Buch, liegt den Bibelgesellschaften, den Vereinen, welche sich die Verbreitung der heiligen Schriften unter dem Volke (und unter den Völkern) als Zweck vorgesetzt haben, zum Grunde, mit der Modifikation jedoch, daß es ihnen nicht sowohl darum zu thun ist, daß die niedrigeren Volksklassen überhaupt sich an die Lektüre gewöhnen, sondern daß sie eben dies Buch, auch wohl ausschließlich, lesen; denn mancher Freund und Förderer der Bibelvereine

mag, wie der Mahomedaner nur den Koran liest und lesen soll, der Ueberzeugung seyn: alle übrige Lektüre sey, wo nicht ganz verwerflich, so doch entbehrlich. Außer Zweifel ist neben der materiellen auch die formelle Wohlthätigkeit der großen Verbreitung der Bibel, nicht bloß als heiliges Buch religiöser Belehrung und Erbauung, sondern auch als Lesebuch; es entsteht aber die weitere Frage, ob es wünschenswerth sey, das Lesebedürfniß des gemeinen Mannes noch weiter anzuregen, zu nähren und zu befriedigen? was von Manchen dahin beantwortet wird: es seyen allerdings dem gemeinen Mann auch noch andere religiöse und Erbauungsbücher in die Hände zu geben; von Andern aber dahin: wenn man auch die Bibel dem Volk in die Hände geben wolle, und zwar ohne eine rationalistische Censur und Korrektion, so solle man wenigstens ihrem „Mysticismus“ entgegenwirken und ihn unschädlich machen durch aufklärende, lehrreiche, aufs Praktische gerichtete Schriften, durch welche der Handwerker, der Bauer, statt in einem passiven Autoritätsglauben bestärkt zu werden, vielmehr angeregt werde zum Selbstdenken, zur Uebung und Ausbildung seines Verstandes, zur freieren Bewegung in seiner Sprache, zur erweiterten Kenntnißnahme von der Welt und Menschheit. Den Streit, ob dem gemeinen Mann seine sogenannte „glückliche Unwissenheit“ zu belassen sey, oder ob man ihn solle auf jede mögliche Weise aufzuklären und mit Kenntnissen zu bereichern suchen, wollen wir hier nicht erörtern, da die erstere Ansicht doch wohl mit jedem Tage mehr ihre Anhänger verliert, und man immer allgemeiner zu der Ueberzeugung kommt, daß nur in einem primitiven Zustand, wie der von Nomaden und Hirtenvölkern, neben großer Unwissenheit doch ein ziemlicher Grad von Glück und Wohlbefinden möglich ist, in einem sonst civilisirten und besonders in einem dicht bevölkerten Staat aber die Unwissenheit in der Regel immer von andern Uebelständen, von Armuth und Lastern begleitet ist, und in solchen Verhältnissen der Unwissende nicht einem Kinde gleicht, das noch nichts zu wissen braucht, weil auch ohne dies für es gesorgt ist, sondern einem jungen Menschen, der nichts gelernt hat. Auf Verbesserung, Mehrung und Hebung der Unterrichtsanstalten, namentlich der Volksschulen, ist daher jede halbwegs intelligente Regierung bedacht, und nur der grasseste Materialismus kann verkennen, daß der Aufwand für diesen Zweig der Verwaltung ein trefflich und gewinnreich angelegtes Kapital

sey. Der Schulunterricht umfaßt aber nur wenige Lebensjahre; sollen auch die der Schule Entwachsenen in andern Kenntnissen, außer in der Religion, welcher die Kirche dient, fortschreiten, so scheint hiezu die Lektüre guter Bücher das angemessenste, in den Augen Mancher das unentbehrlichste Mittel. Der gegenseitige mündliche Austausch und Verkehr kann zwar, wenn in einer Gemeinde einzelne Unterrichtete sich finden, wenn der Pfarrer und Schullehrer ein lebendiges Interesse für Volksbildung mit kluger Einsicht und Wahl der richtigen Mittel zur Beförderung derselben verbinden, Vieles wirken; häufig wird aber doch erforderlich seyn, die Quellen neuer Kenntnisse durch Bücher herzuleiten. Von Wohlmeinenden könnte dagegen nur etwa dies eingewendet werden: durch die über Bibel und Gebetbuch hinausgehende Lektüre werde ein neues Bedürfniß für den gemeinen Mann geschaffen, dessen Befriedigung leicht sein Geld und seine Zeit mehr als billig in Anspruch nehme; und, was noch wichtiger, habe einmal die Gewohnheit und Sucht zu lesen überhand genommen, so sey nicht nur möglich, sondern selbst wahrscheinlich, daß neben den guten Büchern oder statt derselben, sich schlechte und verderbliche einschleichen, welche einerseits wohlfeiler zu seyn pflegen, und von gewissenloser Gewinnsucht am geflissentlichsten ausgeboten und verbreitet werden. Diese Einwendungen dürfen, so wenig sie ganz abzuweisen sind, doch nicht überschätzt werden. Ein neues Bedürfniß ist an sich noch gar kein Uebelstand und kann sogar zu einer Wohlthat werden, wenn es als Sporn zu erhöhter Rührigkeit und Thätigkeit wirkt, wenn es eine gesteigerte Anwendung der Kräfte und Hülfsmittel zur Folge hat; das Bedürfniß der Lektüre in den niedern Volksklassen wird selten auf Kosten der Arbeit und zum ökonomischen Nachtheil befriedigt werden — meist wird es die entgegengesetzten Folgen haben und die Leute arbeitsamer und sparsamer machen; gewiß ist es leichter, einen wenn auch noch so eifrigen Leser von seinem Buch loszureißen, als den Trinker aus der Schenke zu vertreiben; Ausgaben für Bücher sind in der Regel, verglichen mit dem Aufwand für andre Arten der Unterhaltung und Kurzweil, unbedeutend, und dann ist auch ein gutes Buch ein bleibender Besitz. Aber die schlechte Lektüre, sittenverderbliche, giftige Bücher? — dergleichen gibt es freilich, und der Schaden, der durch sie angerichtet werden kann, soll nicht geläugnet werden; doch übertreibe man auch hier

die Gefahr nicht. Man kann in die Klasse der schädlichen Lektüre theils solche Bücher setzen, welche gegen Sittlichkeit und Religion streiten, theils solche, welche dem Aberglauben Vorschub thun und den Kopf mit wüsten, absurden, abenteuerlichen, verwirrten Vorstellungen anfüllen, als da sind Traumbücher, Gespenster- und Räubergeschichten, Schriften über Zauberei und Hexen und dergleichen. Um mit der letztern Klasse zu beginnen: manche, für einen gebildeteren Geschmack widerwärtige Bücher, wie z. B. Räubergeschichten, sind für rohere, ungebildete Menschen wohl gar heilsam, machen vielleicht durch Schilderung einer Exekution einen tieferen Eindruck auf ihr Gemüth, als eine matte Predigt; andere Bücher der zuletzt genannten Kategorie sind unbedingt der Aufklärung schädlich und entgegenwirkend, und man thut wohl, ihrer Verbreitung und den durch sie genährten Vorstellungen auf jede mögliche Weise entgegenzutreten; häufig aber beschäftigen sie doch mehr nur die nach Nahrung verlangende Einbildungskraft, als daß sie wirklich einen Einfluß auf den Verstand ausübten, und sind eine bloße, freilich wohl nicht die wünschenswertheste Unterhaltungslektüre. Uebervorsichtig ist es und grenzt an pedantische Eingeschränktheit, wenn man dem gemeinen Manne harmlose Mährchen und Geschichten, wie z. B. die Volksbücher, zu entziehen trachtet, unter dem Vorgeben, daß dadurch sein Verstand und seine Einbildungskraft auf falsche Bahnen gelockt würden. Nicht nur ist es hart und grausam, dem Niedrigen und Armen, welcher für die phantastische Herrlichkeit oft einen gerade durch Mangel und Entbehrung geschärften, lebendigen Sinn hat, diese unschuldige Freude, diese Prachtbilder der Zauberlaterne vorenthalten zu wollen; es ist auch gegen das Interesse der Aufklärung selbst; bei dem dermaligen Stand der Bildung, wenigstens in Deutschland, wird es doch nicht schwer halten, den gemeinen Mann von der Fabelhaftigkeit der Geschichten von Fortunat und seinen Söhnen, vom Kaiser Octavianus u. s. w. vollständig zu überzeugen; und an die Einsicht in die Fabelhaftigkeit dieser Sagen kann man doch sehr leicht anknüpfen, um auch andre abergläubische Vorstellungen zu bekämpfen und zu zerstören. Wenn irreligiösen, frivolen Schriften nicht der in einem gegebenen Kreise vorhandene, lebendige religiöse Sinn, verbunden mit der Belehrung und Autorität des Geistlichen entgegenzutreten und sie zu überwältigen vermag, so ist es freilich schlimm; schwerlich aber wird sich

eine solche Gesinnung bloß aus der Lektüre entwickeln. Unsittliche, schlüpfrige, unzüchtige Bücher endlich können großes Unheil stiften; aber dieser Gattung kann man auch aufs kräftigste, ohne gehässige Maßregeln, unter dem Beifall aller Wohlgesinnten, entgegentreten und ihre Verbreitung wehren; das Gefühl der Scham wirkt ihrer Cirkulation auch entgegen, und die Zucht und Ehrbarkeit in den Familien erstickt manchen bösen Samen. Allzu ängstlich darf man übrigens auch nicht seyn wegen eines unanständigen Wortes oder eines derben, rohen Spasses in einem, seiner ganzen Tendenz nach nicht unsittlichen Buche; dergleichen gleitet oft leichter ab, als man denkt, an derben, unverfeinerten Gemüthern, oder ist es nicht ärger, als manche im mündlichen Verkehr vorkommende Aeußerung. Die wahrhafte Philanthropie bewährt sich übrigens, und dies ist wohl zu beherzigen, mehr durch Geben, als durch Verwehren und Wegnehmen, und es ist nur zu wünschen, daß die humanen Männer, welche in neuster Zeit da und dort auf die Lektüre des Volks einzuwirken sich Mühe geben, in der Wahl ihrer Mittel eben so glücklich seyn mögen, als es ihnen mit ihrem Bestreben Ernst ist. In England sind menschenfreundliche Gesellschaften vorangegangen mit dem Beispiele, nützliche Schriften verschiedenen Inhalts zu wohlfeilen Preisen in die Hände des Volks zu geben, und in Deutschland strebt man da und dort, dies Beispiel nachzuahmen. In Würtemberg z. B. hat man darauf Bedacht genommen, durch den Kalender, der alljährlich in viele tausend Hände kommt, auf die Einsicht des Volks zu wirken, und wenn es gelingt, hiedurch die Volksintelligenz zu heben, so ist dies mit dreihundert Gulden nicht zu theuer bezahlt. Außerdem haben sich auch Privatvereine gebildet, mit dem Zweck, die Ausarbeitung von, für das Volk geeigneten Büchern, zu veranlassen und zu befördern. Vielleicht wäre hier das Beste, eine geschickte Auswahl unter schon vorhandenen, älteren und neueren, aber noch nicht genug verbreiteten Schriften zu treffen und durch möglichst wohlfeile Preise ihre Verbreitung zu befördern. Wenn auch der gemeine Mann zu lesen anfängt, wird dies gewiß als ein Fortschritt zu betrachten seyn, wiewohl noch nicht als der Uebertritt in ein goldenes Zeitalter — aber nur schmeichle man sich nicht, durch die Lektüre allein diesen Fortschritt zu erzielen; vielmehr hat man es so anzusehen: wenn überhaupt auch die Niedrigsten im Volke sich dem Drucke der Noth und Anstrengung

einigermaßen zu entwinden vermögen, werden sie Neigung zur Lektüre empfinden. Vor der Hand aber ist über Lesesucht in den niedern Ständen, bei Handwerkern und Bauern, noch keine ernstliche Klage zu führen; eher bei den mittlern und höhern Ständen.

Wer sind die eigentlichen Consumenten der Bücherproduktion? Die Fachschriften werden, wie sich von selbst versteht, von den Fachmännern, den Gelehrten, den Technikern, den Lehrern und Schülern gekauft, und wie schon oben gesagt, finden manche ausgezeichnete Bücher dieser Art auch ein größeres Publikum. Welches aber ist das Publikum der schönen und unterhaltenden Literatur? Seinem größten Theile nach ist es zu suchen in den Bewohnern der Städte, und zwar vorzugsweise der größern und Hauptstädte und unter den auf dem Lande lebenden Gliedern des gebildeteren Mittelstandes. Welche Massen von Büchern werden alljährlich verkauft in Paris, London, Berlin! welche Versendungen werden von dem Stapelplatze des deutschen Buchhandels, Leipzig, nach allen bedeutenderen Städten Deutschlands gemacht! Und die Käufer sind — alle auf Bildung und guten Ton mehr oder minder Anspruch machende Familien, alle jungen Leute, deren Zeit nicht durch Arbeiten ganz ausgefüllt ist und die, neben dem mündlichen Verkehr, gern auch sonstwoher Zuflüsse von Unterhaltung und geistigem Genuß sich verschafften — besonders aber die Lesevereine und Museen, die Lesekabinette und Leihbibliotheken. Nur ein paar Worte über den ursprünglich verschiedenen Charakter der Lesegesellschaft und der Leihbibliothek! Jenes ist eine Association, dies die Spekulation eines Einzelnen; das Motiv zur Gründung von jener ist ein geistiges Bedürfniß Mehrerer; bei der letztern die, wenn schon an sich nicht tadelnswerthe Gewinnsucht eines Individuums, dem daran liegt, ein schon vorhandenes Bedürfniß zu steigern, oder es, wo es noch nicht vorhanden ist, zu wecken. Aus dieser Verschiedenheit der Motive wird sich, wenigstens von Anfang, ein verschiedener, möglicherweise selbst ein entgegengesetzter Charakter der beiden Institute entwickeln. Der Leseverein hat zunächst die wirklichen übereinstimmenden Wünsche und Bedürfnisse einer Anzahl von Liebhabern der Lektüre zu befriedigen, und es ist vorauszusetzen, daß schlechte Bücher in der Regel auf Widerstand stoßen werden; der Besitzer einer Leihbibliothek aber schafft Alles an, wofür er glaubt Leser finden oder wodurch er sie hofft, anlocken zu können, ohne Rücksicht auf den innern Werth

der Bücher; das von einem Leseverein mit gutem Grund Verworfene ist ihm vielleicht das Liebste, weil das Einträglichste. Die Möglichkeit, daß schlechte, vergiftende Bücher in Umlauf gesetzt werden, ist bei der Leihbibliothek viel größer, als bei dem Leseverein; wozu auch noch das kommt, daß der Leseverein sich nur aufgenommenen Mitgliedern öffnet, während sich Jeder die Lektüre eines schlechten Buchs aus der Leihbibliothek um wenige Kreuzer verschaffen kann. Uebrigens können in der Praxis ein Leseverein und eine Leihbibliothek auf gleicher Linie stehen, oder wohl auch letztere unter sorgfältiger und ehrenhafter Leitung den erstern, wenn er nachlässig verwaltet wird, beschämen.

Die Ursachen davon, daß bei den mittlern und höhern Ständen das Lesen seit etwa einem halben Jahrhundert so ungemein zugenommen hat, sind zum Theil dieselben, wie bei den untern Volksklassen; nämlich erhöhter Wohlstand und größere Lebensbehaglichkeit. Durch den wachsenden Wohlstand werden theils größere Kapitalien zur Disposition der buchhändlerischen Spekulation gestellt und die Bücherproduktion befördert, theils auch Mehreren der Ankauf von Büchern, die Theilnahme an Lesevereinen und dergleichen möglich gemacht; zur Lebensbehaglichkeit wird bei den Gebildeteren gerechnet, daß in jedem Hause sich eine kleine Bibliothek von unterhaltenden Schriften findet, daß man nicht nur zu Hause, sondern auch in Gasthöfen, an Bade- und Kurorten politische und wohl auch literarische Zeitschriften antrifft; und was einmal Bedürfniß und Annehmlichkeit geworden, wird durch Mode und guten Ton bestätigt und sanctionirt. Vielleicht dürfte ein Grund der gestiegenen Lesesucht auch darin gefunden werden, daß während der Zeit der französischen Revolution und der vieljährigen darauf folgenden Kriege, man sich daran gewöhnte, mit Ungeduld den, Neuigkeiten bringenden, politischen Zeitungen entgegenzusehen. Nachdem die Quelle wichtiger politischer Nachrichten allgemach versiegte, verlangte man doch noch, den Lesedurst zu stillen, und nun behalf man sich, so gut es gehen wollte, mit politischen Raisonnements, wo dergleichen gestattet waren, oder man übertrug das bisher den politischen Blättern gewidmete Interesse Journalen literarischen, ästhetischen, kritischen oder poetischen Inhalts und enthusiasmirte sich, wie früher für einen Helden des Schlachtfelds oder der Tribüne, für ein ästhetisches System oder eine poetische Schule, oder man nahm,

statt einer Schlacht, mit einem literarischen Turnier vorlieb. — Der Friede, dessen man sich im größern Theil Europas seit längerer Zeit erfreute, erhöhte in jeder Beziehung theils mittelbar durch den Wohlstand, theils unmittelbar, die Genußsucht; nach einer in Orgien oder unter glänzenden Festen verbrachten Nacht hatten die feinen Herren und schönen Damen nur noch etwa so viel geistige Kraft beisammen, als zum Verständniß einer leichten Novelle oder der gefälligen Plauderei eines Modeschriftstellers erforderlich war; wie vom Champagnerkelch, so nippte man mit leichtem Munde von der schönen Literatur den aufsteigenden frischen Schaum weg; und wie über die Reste der Speisen bei Mahlzeiten, so machte sich die Dienerschaft der Vornehmen oft auch über den literarischen Abhub der Herrschaften her; die Zofe und der Kammerdiener lernten die müßigen Stunden des Wartens mit Romanen aus der Leihbibliothek ausfüllen — die mit ihnen auf gleicher Stufe des Rangs und der Bildung Stehenden gelüsteten, wetteifernd, auch nach diesem Genuß; der auf der Pritsche in der Wachstube sich dehnende Unteroffizier oder Soldat griff in der Langeweile nach einem kriegerischen Roman und vervollkommnete sich daran in der Kunst des Lesens, und die kleine Ellenwaarenhändlerin machte die Entdeckung, daß sie in der Zwischenzeit, bis sich wieder Kunden meldeten, nichts Besseres thun könne, als sich in eine rührende Geschichte vertiefen — woneben sie vielleicht gar noch strickte. Wie im Kleiderluxus und in andern Lebensgenüssen, stiegen auch in der Lektüre die verschiedenen Gesellschaftsklassen um eine oder ein paar Stufen höher empor; — und endlich ist auch der unmittelbare Reiz der Gelegenheit, der überall her angebotenen und empfohlenen Bücher, der wohlfeilen Ausgaben, der lockenden Leihbibliotheken, der klatschenden Journale, nicht gering anzuschlagen.

Wenn nun das Lesen eine so allgemeine Kunst geworden ist, daß ein Lehrling oder ein Kammermädchen vielleicht jährlich ihre fünfzig oder hundert Bände verschlingen, so bedenke man, was erst ein Mann vom Fach, ein Virtuos im Lesen, ein das Gelesene beurtheilender Kritiker im Lesen muß leisten können — und man schaudere!

Das Lesen in dem Umfang und in der Art, wie es dermalen in Deutschland betrieben wird (denn wir haben hauptsächlich bei diesem Aufsatz Deutschland im Auge, obgleich wir die Literatur

anderer Länder nicht gerade ausschließen), können wir nicht billigen und rühmen. Vorerst noch ganz abgesehen von der Beschaffenheit der Bücher an sich, und ihre Vortrefflichkeit in ihrer Art vorausgesetzt, haben wir gegen die jetzt herrschende Weise einzuwenden, daß zu frühe, daß zu Vieles, daß ohne Wahl und ohne Ernst gelesen wird.

Das zu frühe Lesen, ein charakteristisches, sogar von Manchen gerühmtes Merkmal eines Theils der heutigen Jugend, mag unter Anderem auch daher abzuleiten seyn, daß der ertheilte mündliche Unterricht nicht alle Geisteskräfte auf die gehörige Weise anspricht; daß besonders bei begabteren Knaben und Mädchen in den gewöhnlichen Lehranstalten, bei einseitiger Uebung des Gedächtnisses und des Verstandes an trockenen Gegenständen, Phantasie und Gemüth zu wenig Nahrung und Pflege erhalten, und daher nach einer Befriedigung auf anderem Wege dürsten — wo sich denn in vielen Fällen das Lesen als ein naheliegendes Auskunftsmittel darbietet. Die Leselust des Knaben wird, statt gezügelt zu werden, vielmehr gelobt; während man ihn davon abzuziehen und auf körperliche Uebungen verweisen sollte, freut man sich, ihn so gut beschäftigt und unterhalten zu sehen, und gibt sich völlig zufrieden, wenn man sich überzeugt hat, daß er keine schlechte Bücher lese. Ein solcher Lesetrieb schadet zwar in manchen Fällen nichts, und kann wohl auch ein Talent indiciren und nähren; in der Regel aber wird doch dadurch die geistige Energie mehr abgestumpft als geschärft werden; die Kraft, welche auf das ordentliche Lernen sollte verwendet werden, wird durch die angenehmere Lektüre vorweggenommen, die strenge Aufmerksamkeit geschwächt und zerstreut, und der Geist an eine weiche Nachgiebigkeit gegen sich selbst, an ein behagliches Brüten über Lieblingsgegenständen gewöhnt; wodurch seiner Tüchtigkeit und Männlichkeit, seiner Selbstständigkeit und Originalität Eintrag geschieht. Fängt man so frühe schon an, zur Unterhaltung zu lesen, so kommt man natürlich an Vielerlei, theils weil der Stoff ausgeht, theils weil man die Abwechslung liebt, oder auch weil man nach einer gewissen Vielseitigkeit strebt, die heutzutage freilich von dem Gebildeten verlangt wird — zu der man aber selten die geeignete Anleitung erhält, und die sich am Ende die Meisten auf eigne Faust aneignen müssen. Ein ausgezeichneter Kopf bewältigt auch eine bunte Lektüre und bringt das Chaos in einige Ordnung, gießt

Licht und Klarheit darüber aus; in minder klaren Köpfen aber ballt sich Alles zu einer dunkeln Masse zusammen, aus der es wohl etwa manchmal blitzt und wetterleuchtet, aber wo es nie heller Tag wird; solche lesen sich manchmal eigentlich dumm, oder wird in ihnen ein dumpfer Geniedrang geweckt, der oft traurig endet. Das zu viel Lesen fällt theilweise zusammen mit dem Lesen ohne Wahl, was zur Folge hat, daß der Geist eine schiefe, für seine gesunde Entwicklung nachtheilige Richtung bekommt, in irgend einer Weise überspannt und überreizt wird, oder auch, wenn, was jedoch seltner der Fall ist, Bücher von schwer verständlichem Inhalt zur Lektüre gewählt werden, daß man sich daran gewöhnt, nicht Alles verstehen zu wollen, auf ein gründliches Verständniß zu verzichten und flüchtig über die Blätter hinzueilen. Und dies ist, neben der Lektüre von wirklich schlechten, verwerflichen Büchern, das Allerverderblichste: dies Lesen ohne Ernst! Von der großen Mehrzahl der Lesenden, dies glauben wir keck behaupten zu dürfen, wird das Lesen rein nur als Sache der Unterhaltung und des Zeitvertreibs betrieben, als ein erlaubter Genuß, dessen man sich nicht zu schämen habe, als eine angenehme, aufregende Abwechslung in der Monotonie des alltäglichen Lebens. Darüber, daß man es als einen gebildeten Genuß ansieht, vergißt man ganz oder größtentheils, es zu einem bildenden Genuß zu erheben, oder man schmeichelt sich, durch die vagen Eindrücke, die flüchtigen Reminiscenzen, die ja wohl von jeder Lektüre zurückbleiben, schon in seiner geistigen Bildung, in seinen Kenntnissen und Einsichten gefördert zu seyn. Es sollte mit weniger Passivität und Hingebung, mit mehr Verstand und Reflexion gelesen werden. Man glaube ja nicht, daß dadurch das Lesen aus einem Genuß eine Arbeit würde! Im Gegentheil wird die Geistesthätigkeit, welche wir allerdings auch für das Lesen in Anspruch nehmen, reichlich vergolten durch den weit größern Genuß, welchen das Lesen mit Sinn und Verstand gewährt. Zum ernsten Lesen gehört, daß man das Gelesene im Gedächtniß behalte, und daß man sich ein Urtheil darüber bilde. Man wende dagegen nicht ein: Viele haben ein schlechtes Gedächtniß und behalten schwer etwas; es gibt allerdings große natürliche Unterschiede der Gedächtnißkraft, aber die frühe Uebung vermag gerade hier unendlich Viel, und zwar ohne daß man die Kinder eben pedantisch quält mit vielem Auswendiglernen; das Gedächtniß, welches neuerer Zeit

wieder anfängt zu Ehren zu kommen, wird vornehmlich gestärkt dadurch, daß man es auf scharfes Aufmerken und lebendiges, die Dinge in ihrem innern Zusammenhang erfassendes Denken, auf reges Interesse gründet. Für einen Lieblingsgegenstand, ein Lieblingsfach hat fast Jeder ein genügendes Gedächtniß, und dies deßwegen, weil hier seine Aufmerksamkeit gespannter, weil in seiner Receptivität selbst schon größere Spontaneität mit thätig ist, weil er hier die Hauptmomente scharf und richtig fassen wird, an welche sich dann das Uebrige, vermöge der Gesetze der Ideenassociation leicht anschließt. Darum sollte man von früh an den Kindern nur Bücher in die Hand geben, deren Inhalts sie sich wohl bemächtigen können, so daß sie im Stande sind, das Gelesene der Hauptsache nach mündlich oder schriftlich wiederzugeben; hiezu müssen freilich Urtheilskraft und Gedächtniß gleichermaßen ausgebildet und angeleitet werden. Die Forderung des Lehrers an den Knaben, daß er den wesentlichen Inhalt des Gelesenen seinem Gedächtniß einpräge, wird später dem Jüngling und Mann zu einem Gesetz, das er immer, ohne ausdrückliches Bewußtseyn, unwillkürlich und mit Leichtigkeit befolgt — es wird zur Angewöhnung, bei der man keinen Vorsatz, keine Mühe mehr braucht. Zum ernsten Lesen verlangen wir ferner, daß der Leser über Alles, was er liest, sich sein Urtheil bilde; damit soll nicht dem anmaßlichen Vorwitz das Wort geredet werden, der sich über Alles mitzusprechen berufen glaubt; durch eine besonnene, ernste Lektüre, nach verständiger und strenger Wahl, würde gerade diesem Hauptübel in der — Bildung unserer Zeit kräftigst entgegengearbeitet werden; sondern der Wunsch wird damit ausgesprochen, daß jeder Leser sich es zum Gesetz mache, den Eindruck, welchen jedes von ihm gelesene Buch, jeder einzelne Aufsatz auf ihn hervorbringt, sich deutlich und klar zum Bewußtseyn zu bringen, und sich über die Gründe seines Wohlgefallens oder Mißfallens genügende Rechenschaft zu geben; sich klar zu werden, ob es der Inhalt oder die Darstellung ist, was ihn anzieht oder abstößt; zu unterscheiden, was das Buch wirklich Neues oder doch für ihn Neues bietet, von dem, was ihm schon bekannt, oder was eine Wiederholung von sonst anerkannten Wahrheiten oder auch von falschen Ansichten ist; in lehrhaften Schriften auf die Consequenz des Verfassers zu achten, in imaginativen dagegen, wie Romane und Novellen, die erdichteten Charaktere und

einzelnen Charakterzüge mit dem wirklichen Leben zu vergleichen; die Wahrheit von Gefühlen in Poesien zu prüfen; verwandte Bücher unter sich zu vergleichen und ihre Vorzüge und Mängel gegen einander abzuwägen u. s. w. Das wäre eine pedantische Art zu lesen! mag Mancher denken, und so erscheint es auch, wenn man die einzelnen Verhaltungsregeln trocken herzählt; aber Jeder, der mit Verstand liest, befolgt unwillkürlich diese Regeln, nur daß er freilich sich dabei nicht eine Art von Schema macht, das er wie eine Tabelle ausfüllte; sondern Vieles fügt sich seinem Urtheil, ohne eine eigentliche kritische Denkoperation, als ein leichtes Moment von selbst ein, und Ein Blick schon zeigt dem Geübten, was für den Ungeübteren erst das Ergebniß längerer Prüfung seyn kann. Vernünftiges Lesen läßt sich mit gesunder Verdauung vergleichen. Wer am gesundesten verdaut, spürt es am wenigsten; und so auch wer sich gewöhnt hat, ernst und vernünftig zu lesen, eignet sich den Inhalt eines Buchs, so weit er seiner geistigen Natur gemäß ist, sehr leicht an, mit nicht größerer geistiger Anstrengung, als etwa ein mäßiger Spaziergang körperliche Anstrengung erfordert; während der Leser, dessen geistige Digestionskraft durch Trägheit oder Unmäßigkeit gestört und gelähmt ist, von der kräftigsten und reichlichsten Nahrung wohl etwa den Wohlgeschmack auf der Zunge, nachher aber nur Beschwerden empfindet, und nicht dadurch genährt und gekräftigt wird. Noch weiter ließe sich die Vergleichung dahin ausführen, daß für den, der mit Verstand liest, selbst eine sparsame und magere Lektüre genuß- und gewinnreicher, gleichsam nahrhafter, ist, als die reichlichste Lektüre selbst der trefflichsten Werke für den, der keine geistigen Nahrungssäfte daraus saugt, sondern sich eben damit anfüllt; Jener findet unter Spreu und Sand — Weizen- und Goldkörner; dieser stürzt sich in ein perlenreiches Meer und bringt, athemlos, nur ein paar leere Muscheln herauf.

Natürlich stehen zwischen den Extremen einer ganz soliden und einer ganz frivolen Art zu lesen viele Abstufungen in der Mitte, und bei unzähligen Lesern, welche die Lektüre nicht eben mit großem Ernst und mit der entschiedenen Absicht betreiben, neben dem Genuß sich auch dadurch zu bilden, bringt sie doch immer noch überwiegende Vortheile, da bei einiger Empfänglichkeit und Aufmerksamkeit doch Manches haften bleibt, was als Keim der Bildung, als Stoff zum Nachdenken, als Anregung zu tieferen Gefühlen wirkt, und

ausgezeichnete Schriften auch den minder erregbaren Geist mit fortreißen, ihn emporhebend über den bloß passiven, träumenden und dumpfhinbrütenden Genuß. Groß aber bleibt immer die Masse der zu unterst auf dieser Skala Stehenden, die ohne Wahl, ohne Ernst, aus bloßer Langeweile und stets nagendem Gelüsten theils zu seichten, theils zu wirklich schlechten Büchern greifen, oder auch gute Bücher ohne Gewinn und Frucht durchblättern und verschlingen, die ihren Tag in einer schläfrigen Lektüre verdämmern, dadurch ihren Geschmack vielmehr verderben als bilden, den Sinn für das wirkliche, praktische Leben, für Handeln und Thätigkeit sich abstumpfen, oder die in den Büchern nur eine Abwechslung wüster Liederlichkeit, berauschender Genüsse suchen. Bedenkt man, welche Massen seichter und schlechter Bücher alljährlich producirt werden und großentheils in die Hände des Publikums kommen; wie manche Autoren und Verleger auf verdorbenen und schlechten Geschmack eines Theils des Publikums ausdrücklich spekuliren, wie durch unangemessene Lektüre eine falsche Bildung mehr und mehr um sich greift, wie dadurch der Samen falscher Vorstellungen und verderblicher Bestrebungen in viele Gemüther ausgestreut wird; wie Ein schlechtes Buch mehr sichtbaren Schaden anrichtet, als Zehn gute nachweisbaren Segen stiften: so könnte man sich wirklich versucht fühlen, zu wünschen: daß Guttenberg seine Erfindung nicht gemacht, daß er dem Genius der Wahrheit und der Aufklärung nicht dies Organ geschaffen hätte, dessen sich der böse Genius der Menschheit mit gleichem, wo nicht noch kräftigerem Erfolge bedient.

Der moderne Lesemensch wird sich freilich entsetzen vor dem Gedanken: was die Menschheit seyn würde, ohne die Erfindung der Druckerpresse, und vor dem barbarischen Einfall, auch nur halb und halb oder augenblicklich zu wünschen, diese Erfindung möchte nicht gemacht worden seyn! Wir sind nicht gemeint, diesen Wunsch ernstlich zum unsrigen zu machen (erinnern wir uns recht, so hat Charles Nodier denselben ausgesprochen, ob im Ernst oder im Scherz, wissen wir nicht anzugeben), können aber nicht umhin, auf das aufmerksam zu machen, was sich zu seinen Gunsten vorbringen läßt.

Die Presse, sagt man, ist der gewaltige Hebel der Civilisation, der Humanität, der Freiheit; sie hat die Aufklärung um Jahrhunderte beschleunigt, sie macht die Früchte des Geistes schneller reifen

und streut den befruchtenden Samen der Geistesblüthen in einem viel umfassenderen Gebiet — der ganzen civilisirten Welt — aus, als ohne sie möglich wäre; namentlich hat die Presse, behauptet man, die Reformation siegen gemacht und den neuen Grundsätzen und Ideen über Politik und Rechte der Völker Anerkennung und theilweise den Triumph erkämpft; sie hat die heilige Schrift erst zum Eigenthum des christlichen Volkes gemacht; sie hat, in Verbindung mit andern Erfindungen, geistige Brücken zwischen den Nationen geschlagen und den Verkehr zwischen den entlegensten Ländern gestiftet; sie fixirt und vertausendfacht den Ton einer sonst im Augenblick verhallenden Stimme, sie vervielfältigt ins Unendliche die edelsten geistigen Genüsse und den Gehalt eines Lebens, sie potenzirt den Menschen.

Hievon ist Manches wahr, Anderes aber zweifelhaft oder nur mit Modifikationen zuzugeben, und gegen Manches lassen sich Nachtheile in die Wagschaale legen. Die Presse ist ein Hebel der Civilisation, der Humanität und der Freiheit, ja! aber schon hat man auch gelernt, diesen technisch-materiellen Hebel zu lähmen und zu bannen, seine Macht willkürlich zu beschränken; die Presse habe der Reformation den Sieg verschafft, wird behauptet; dies klingt sehr scheinbar, ist aber doch vielleicht zu bestreiten; die Buchdruckerkunst war erfunden, und wurde daher allerdings von der Reformation aufs glänzendste und erfolgreichste benützt — aber Wer wollte sich dafür verbürgen, daß die letztere ohne dies Hülfsmittel nicht gesiegt hätte, oder gar, daß sie nicht begonnen worden wäre, da doch das Christenthum selbst ohne die Presse sich über so viele Länder und Völker ausbreitete, seit der Erfindung der Buchdruckerkunst aber gerade keine große Fortschritte mehr gemacht hat? Die Presse beschleunigt den Gang, die Entwicklung historisch wichtiger Ideen; aber ist die Beschleunigung der Geschichte so unbedingt ein Segen zu nennen? ist nicht das langsame Zeitigen oft beglückender als das schnelle Reifen? Ist zur Bildung der Einzelnen und der Nationen erforderlich, daß sie Viel in sich aufnehmen, und können sie sich nicht auch bei Wenigerem befriedigt finden, und dies Wenigere besser verarbeiten und aneignen? Ist der Verkehr zwischen entfernten Völkern so hoch anzuschlagen, wenn die Bande des mündlichen Verkehrs lockerer werden, und wird der Mensch in Wahrheit dadurch potenzirt, daß er einen viel größern Kreis des Wissens um

sich versammelt, und daß er das geistig Erzeugte schneller und weiter hin ausstrahlt? Die Athener waren ohne Zweifel das gebildetste Volk, das die Erde je gesehen, und sie wußten nichts von der Presse; die Gedichte Homers erhielten sich Jahrhunderte lang im Gedächtniß des Volks, ehe sie nur geschrieben und geordnet wurden. Das römische Reich und dann die römische Kirche vereinigte fast die ganze civilisirte Menschheit zu einem unter sich in lebendigem Verkehr und Wechselwirkung stehenden Ganzen, ohne die bindende Macht der Presse.

Durch die Presse, kann man sagen, ist die Menschheit dem natürlichen und naturgemäßen Zustand noch mehr entfremdet und wieder einige Schritte weiter in den der künstlichen Kultur hineingeführt worden. Zur Mittheilung, zum Austausch der Gedanken und Gefühle sind dem Menschen die Organe der Sprache, ist ihm die lebendige Stimme gegeben; und sollte es nicht zu bedauern seyn, wenn das beseelte Wort in die todte Schrift eingekerkert und so seiner unmittelbaren Wirksamkeit und Kraft beraubt wird? Ein durch seine Beredsamkeit oder durch den mündlichen Vortrag seiner Gedichte eine große Zuhörerschaft bewegender und entzückender Mann ist doch wohl eine schönere Erscheinung, als ein in seinem Studierzimmer die Worte zusammensuchender, des Redens, bei aller Gelehrsamkeit, fast unkundiger Mann, der sich seinen Erfolg mittelst der Druckpresse zu erringen gedenkt? Die Wirksamkeit des lebendigen Worts und Vortrags wird noch jetzt anerkannt dadurch, daß man die Universitäten fortdauern läßt; denn im Grunde könnte man die Studien, wegen deren man die Universität besucht, auch aus Büchern machen; in der That hat auch die Bedeutung der Universitäten durch die Buchdruckerkunst eine große Veränderung erlitten. Um die Lehre eines berühmten Meisters kennen zu lernen, mußte man in frühern Zeiten zu seinen Füßen sitzen, und aus seinem eignen Munde den Quell seiner Weisheit auffassen; daher kam es auch, daß viele Tausende von Studirenden nach Bologna und Paris strömten; heutzutage kann man solche Reisen ersparen; meist kann man das Wesentliche der Vorträge der Lehrer in Büchern gedruckt finden; man nennt diese Vorträge — Lesen, weil sie in den seltensten Fällen frei gehalten werden, und der Jünger, der „Paragraphos wohl einstudirt,“ überzeugt sich von dem Lehrer oft genug:

„Daß er nichts sagt, als was im Buche steht."

Platon wünschte, daß die Schreibekunst nicht erfunden worden seyn möchte, weil dadurch die Uebung und Kraft des Gedächtnisses geschwächt werden, weil dadurch der Mensch veräußerlicht werde; etwas Wahres ist unstreitig daran, und Platon geht nur noch weiter, als derjenige, der die Buchdruckerkunst nicht erfunden wünscht; aber von dem richtigen Gesichtspunkt die Sache betrachtet, wird man doch zur Erfindung sowohl der Schreibe- als der Buchdruckerkunst der Menschheit Glück wünschen dürfen. Die Rousseau'sche Theorie, daß alle Erfindungen und Künste ein Abfall von der Natur, ein Heraustreten aus dem intellektuellen Unschuldsstand seyen, darf sich doch kaum mehr hören lassen; die Verwechslung des, historisch oder vielleicht nur fingirt, primitiven Naturzustandes mit dem naturgemäßen Zustand wird allgemein als ein Sophisma erkannt; denn die Perfektibilität, das Vorwärtsstreben in Kultur und Intelligenz ist gerade die charakteristische Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur; der Stillstand, die Stagnation ist für den menschlichen Geist Krankheit und Tod. Die Erfindung, das geflügelte Wort durch die Schrift zu fixiren, läßt sich als eine unvermeidlich zu machende ansehen; die Kunst, die Schrift durch die Presse zu vervielfältigen, ist allerdings zufälliger, scheint aber doch in einem innern, gewissermaßen providentiellen Zusammenhang zu stehen mit der universalistischen, gleichheitlichen Tendenz, die, wenn wir nicht irren, die moderne Zeit charakterisirt. Das Wort, die Stimme des Redners füllte die atheniſche Agora und das römische Forum aus; dies Communikationsmittel mochte genügen, so lange eine Stadt — ein Volk in sich faßte; leben konnte man ohne die Buchdruckerkunst freilich auch später noch — im Mittelalter, wo jedoch der Verkehr dadurch auch lebendig erhalten wurde, daß einzelne Klassen der Gesellschaft, von Abenteuer- und Wander-Lust getrieben, wie die Kriegsleute, die Ritter, zum Theil auch die Gelehrten und Mönche, von einem Land und Volk zum andern zogen; in der neuern Zeit aber kam die Buchdruckerkunst erwünscht dem Bedürfniß entgegen, große Völkermassen durch geistige Bande aneinander zu ketten, das Bewußtseyn der Gemeinschaft unter ihnen zu erwecken und zu nähren und der Intelligenz breitere Bahnen zu öffnen. Die Presse ist auch insofern antidespotisch, als sie dem Einzelnen, der nicht tausend Boten bereit hat, um

sein Wort überall hinaus zu tragen, ein Mittel darbietet, sich in einem so großen Kreise vernehmbar zu machen, als die Stimme eines mächtigen Herrschers, und gleicht so die äußern Unterschiede der Macht aus. Man vergesse auch nicht, daß neben der Schrift und der Typographie uns ja auch noch das lebendige Wort, die mündliche Beredsamkeit bleibt; daß diese Künste nicht nothwendig die Vernachläßigung des Gedächtnisses und der Gabe zu reden nach sich ziehen.

Nunmehr haben wir auf die Literatur selbst, ihrem Inhalt, ihren Leistungen, ihrer Bestimmung nach, überzugehen, und zu erörtern, welche Bedeutung sie in ihrem, keinen bestimmten Fächern und Disciplinen angehörigen Theile, für das Leben der Gegenwart hat.

Geben wir zuerst an, was Alles wir in den Bereich der, die Fachschriften ausschließenden, Unterhaltungsliteratur oder Literatur schlechthin ziehen. Wir rechnen dafür erstens und vorzüglich alle sogenannten belletristischen Schriften, Poesien aller Art, Romane und Novellen, Taschenbücher und Almanache; sodann die große Zahl der der Unterhaltung und Conversation dienenden, theils Originalien liefernden, theils ästhetisch-kritischen Tagblätter und Zeitschriften, die Schriften und Abhandlungen über Gegenstände von allgemein menschlichem Interesse; ferner die im leichteren Tone gehaltenen Reisebeschreibungen, Reiseskizzen, Schilderungen von Ländern und Völkern ohne einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck; die nicht der strenggelehrten Forschung, oder der wissenschaftlichen Politik angehörenden historischen Werke; die Memoiren, die mehr von geistreichem Witz als von der ernsten Muse der Geschichte eingegebenen Charakteristiken mehr oder minder bedeutender historischer Personen, Anthologien, Anekdotensammlungen, und endlich auch die politischen Zeitungen, sofern sie sich nicht streng an's Faktische halten, sofern sie in ihren Raisonnements einen konversationsmäßigen und ästhetischen Anstrich annehmen, oder neben dem politischen Element auch die Literatur, die bedeutenden Persönlichkeiten, charakteristische und konkrete Züge aus der Tagesgeschichte u. dergl. in sich aufnehmen. So hat sich unter den französischen Journalen das Feuilleton mit den Berichten über Kunst, Wissenschaft und Literatur eingenistet; die englischen Tageblätter schließen die Literatur nicht aus und in Deutschland haben die angesehensten Organe

der Tagesgeschichte angemessen erachtet, dadurch ihre Leistungen zu vervollständigen, daß sie ihrem historischen Material auch Berichte und Urtheile über literarische Notabilitäten oder Erscheinungen beifügen. Eine Eigenthümlichkeit der neuern Zeit ist es, daß die Literatur und die Politik in ein engeres Verhältniß zu einander getreten sind; daß letztere nicht mehr so wie in früherer Zeit als ausschließliches Monopol der Diplomaten und Juristen betrachtet, und von allen übrigen Menschenkindern mit scheuer Ehrfurcht gemieden wird, und daß die Politiker vom Fach selbst anfangen, sich nach Unterstützung unter den Literaten, den Schriftstellern, umzusehen, wohl gar hin und wieder sich aus deren Reihen rekrutiren. Auch dies ist eine Folge und ein Beweis davon, daß die Tendenz der neuern Zeit, des modernen Geistes, dahin geht, mit Beseitigung der Vorrechte der Geburt und des Standes, das Talent emporzuheben und ihm die einflußreichsten Posten anzuweisen; was aber kann ein unzweifelhafteres Zeugniß des Talents seyn, als der einem Schriftsteller von der Masse des Publikums freiwillig gezollte Beifall? Der Geist der Neuzeit hat überall die Scheidemauern und die scharfen Gränzen der verschiedenen Gebiete und Kasten zerstört und größere Mischung und Amalgamation herbeigeführt; der Blick der Einzelnen erweiterte sich in den großen Bewegungen und Stürmen der Zeit, an welchen ganz Europa Theil nahm, über die eigne nächste Sphäre hinaus, und in der Revolution und in den Kriegen lernte mancher tüchtige Geist fühlen, daß er die Kraft in sich barg zu einer Art der Wirksamkeit, von der er zuvor, in bescheidener Ruhe, nicht geträumt hatte. Gemeine Soldaten schwangen sich auf zu Marschällen und Gouverneuren; Officiere wurden Könige; Männer ohne feine und gelehrte Bildung fanden sich in die Rolle von Diplomaten; schlichte Bürger nahmen Theil an der Gesetzgebung und Regierung; eine Frau (Mad. Roland) war die Seele der eine Zeit lang herrschenden Gironde; eine Schriftstellerin (Frau von Stael) machte durch ihre Schriften die Besorgniß Napoleons rege; schon vor dieser Zeit aber hatte Rousseau, der Verfasser von Lustspielen und Romanen, durch seinen berühmten Contrat social sich in solchen Ruf, auch außerhalb Frankreichs, gesetzt, daß die Polen ihn um den Entwurf einer Verfassung für ihr Land angingen. Er läßt sich mit Recht als der Prototyp der Vereinigung von

Belletristik und Politik ansehen, welche man seither bei so vielen Autoren hat beobachten können, nicht nur bei Franzosen und Engländern, sondern auch, in veränderter Weise, bei den Deutschen. Rousseau, und die seine Principien verfolgende französische Revolution, haben aber auch insofern den Schriftstellern, welche keine studirten Politiker und Juristen waren und sind, die Theilnahme an politischen Diskussionen erleichtert, als durch beide das Natur- oder Vernunftrecht, gegenüber dem politischen und historischen Recht, in seiner Geltung und Würde proklamirt und anerkannt wurden, und so der bloß talentvolle und geistreiche Schriftsteller, auch ohne viel positives Wissen, dem gelehrtesten Juristen und Diplomaten gegenüber, an seinem natürlichen Rechtsgefühl und gesunden Menschenverstand einen festen Boden hatte, auf dem er mit der Energie einer jungen Begeisterung Fuß faßte. Ein gewandter Stylist oder gar ein glänzender Autor oder Dichter muß in Frankreich großen Succeß haben, wenn er politischen Doktrinen und Ansichten den Beistand seiner Feder leiht — in Frankreich, wo man den Glanz und die Glätte und das pathetische Feuer der Darstellung so zu schätzen weiß! und in einem Lande, wo die Politik so sehr der Puls des Lebens ist, muß sich jeder Autor von Talent aufgefordert finden, für eine der politischen Farben sich zu erklären, die Fahne, der er folgt, mit der höchsten ihm zu Gebote stehenden Kunst und Kraft zu verherrlichen, und wie dem Bürger Athens von der Solonischen Verfassung, so ist es in einem politischlebendigen Volk wie das französische, dem Talent verboten, im Kampfe der Parteien neutral zu bleiben. Schwerlich ist unter den literarischen Notabilitäten Frankreichs Ein Mann, der nicht über Politik mitgesprochen hätte, der nicht seinen Büchern oder Gedichten gelegentlich wenigstens einen politischen Anstrich gäbe; selbst poetischen und ästhetischen Fragen und Problemen wird gern eine politische Wendung gegeben, und der Romanenschreiber, der Vaudevillendichter, der Odendichter berührt häufig die Fragen des Tages. Den großen Einfluß der Literatur auf die öffentliche Meinung anerkennend, gestehen die Staatsmänner in Frankreich und England dem literarischen Talent eine gewisse Ebenbürtigkeit mit sich zu; nicht nur der politische Journalist, auch der Feuilletonist, der Dichter, wird in Frankreich ausgezeichnet und ihm, nach Umständen, eine Bahn eröffnet von den Männern am Ruder;

Ehrenauszeichnungen und Unterstützungen, dem literarischen Verdienst bewilligt, sind in England nichts Seltenes; wir wollen nun an die Standeserhöhungen W. Scotts und Bulwers, an die Pensionen Th. Moore's und der Lady Morgan erinnern. Die Regierungsmitglieder, in England und Frankreich aus dem gebildetsten Theil der Nation der Krone mit einer gewissen Nothwendigkeit aufgedrungen, können und dürfen ihre Sympathie für die wichtigsten Elemente der Bildung, für die Literatur und Kunst, nicht verläugnen — um so weniger, als sie selbst häufig einen ausgezeichneten literarischen Namen haben, — man denke in England nur an Bolingbroke, Walpole, Burke, Canning, Brougham, und die jetzigen poetischen Minister; in Frankreich an Chateaubriand, Guizot, Thiers, Barante, Salvandy; während in Deutschland, wo die Herrscher ihre Minister ohne eine äußere Nöthigung wählen, die höchsten Staatsbeamten sich beinahe „kompromittirt" glauben würden, wenn eine literarische Produktion gegen sie zeugte, oder wenn sie die Jugendsünden eines Gedichts, eines Drama's zu bereuen hätten. Trotz der geringen Gunst jedoch, welche in Deutschland bisher den Männern der Literatur erzeigt wurde, hat auch hier die letztere sich mit der Politik enger verschwistert; wozu theils das Beispiel in andern Ländern, theils der Geist der Zeit beitragen mochte. Männer und Frauen aus den höchsten Rangklassen haben sich in neuester Zeit unter die Reihen der Autoren und Poeten gemischt. Den Grund, warum bisher dies so selten geschah, scheint ein ausgezeichneter Mann, Schleiermacher, in seinen Reden an der Akademie der Wissenschaften, sehr richtig und schlagend bezeichnet zu haben: „ein König als Schriftsteller! welche seltene Vereinigung, aber auch welch bedenkliches Verhältniß! Die Majestät (und kann man hinzusetzen: der Adel, der hohe Stand und Rang überhaupt,) hervortretend auf das Blachfeld der literarischen Oeffentlichkeit, wo Alles von Freiheit und Gleichheit ertönt, und zwar von Gleichheit nicht vor einem Gesetz, welches bestimmt und deutlich aufgestellt, jeden in Stand setzt, sich vorzusehen, sondern vor einer schwankenden und leicht beweglichen Meinung." Auch Folgendes unterschreiben wir gerne: „Uebel berathen ist eine Literatur, in welcher das Urtheil über ein Werk bestimmt, oder auch nur gelenkt wird durch den Werth seines Urhebers in den geselligen Verhältnissen." Man wird nicht läugnen können, daß

dieser Uebelstand zur Zeit noch in der deutschen Literatur statt findet; doch würde es zu streng geurtheilt seyn, wenn man diese Erscheinung nur aus serviler Gesinnung erklären wollte, statt darin, wenigstens in manchen Fällen, eine Aufmunterung und ein freundliches Entgegenkommen von Seiten der die geistige Bildung vorzugsweise Vertretenden gegenüber verwandten Bestrebungen von Hochstehenden auf der Leiter der geselligen Hierarchie zu erblicken. Fürstliche und hochadelige Personen hüllen sich, wenn sie auf das „Blachfeld der literarischen Oeffentlichkeit" hervortreten, bei uns noch immer gern in den Mantel der Anonymität oder Pseudonymität, vielleicht um durch eine solche literarische Fiktion die Unverletzlichkeit ihrer betitelten Person vor jedem unmittelbar treffenden Tadel zu schützen, und ein wohlbekannter, eben so geistreicher als schreibseliger Fürst hat sich viele Mühe gegeben, das Publikum — oder sollen wir vielleicht sagen die Welt? — auf seine verschiedenen Inkognito's aufmerksam zu machen. Gerade der Fürst Pückler-Muskau aber ist für die deutsche Literatur eine beachtungswerthe Erscheinung; zögernd zwar und mit Reservation seiner fürstlichen Persönlichkeit, ist er denn doch in die literarische Republik Deutschlands eingetreten und er hat, dem Vernehmen nach, als er zu dieser Fahne, obschon unter fremdem Namen, zuerst sogar unter dem eines Verstorbenen, schwor, ein Handgeld zu nehmen nicht verschmäht, so daß man ihn nicht einmal mehr als bloßen Volontär betrachten kann, sondern als vollständigen Zunft- und Gildegenossen. Dem Inhalt seiner Schriften nach kann der Fürst für einen Repräsentanten eines bedeutenden Zweiges der Literatur gelten; der Titel, den er einem seiner Bücher gab: Tutti frutti, paßt eigentlich mehr oder minder für alle; in allen berührt er mit gewandter Vielseitigkeit und beweglichem Geiste das Bunteste und Verschiedenartigste; er ist abwechselnd Reisebeschreiber, Ethnograph, Landschaftmaler, ein wenig Antiquar und Historiker, Porträtmaler, Memoirenschreiber, Erzähler, Dichter, Kritiker, Aesthetiker, Politiker und sogar — Moralist, alles temperirt durch den leichten und gefälligen Ton des Mannes von Welt. Hier ist für uns hauptsächlich das politische Element in seinen Schriften von Interesse, weil wir an diesem Beispiel sehen, wie in die Unterhaltungs- und Conversationsliteratur mehr und mehr der politische Geist eindringt und ein in der Gesellschaft so hoch stehender Mann,

trotz den aristokratischen Ansichten und Angewöhnungen, die ihm gewiß nicht fehlen, von dem in der Literatur seinen Ausdruck findenden Geist der Zeit so weit ergriffen ist, daß er nicht bloß als Glied seines Standes, sondern hie und da als freier, der literarischen Republik angehörender Autor sich ausspricht, und in letzterer Eigenschaft über Vorurtheile sich erhebt, gegen deren Bestehen er in seiner gesellschaftlichen Stellung vielleicht durchaus nichts einzuwenden hat. Während der Fürst Pückler und einige deutsche Diplomaten, wie Gentz, Ancillon, Varnhagen, (insgesammt jedoch, so viel wir wissen, von bürgerlicher Geburt!) der Literatur herablassend die Hand boten, streckten in neuern Zeiten manche, ursprünglich literarische Männer die Hand nach den früher so kostbar verschlossenen und vor profaner Berührung bewahrten Schätzen und Kleinoden der Politik aus, und glaubten die Bestrebungen und Interessen der Literatur dadurch anfrischen und heben zu können und zu sollen, daß sie ihnen eine politische Farbe gaben, sie nach einem politischen Ziel richteten, politische Maßstäbe anlegten und die schöne Literatur überhaupt mit Politik würzten und umgekehrt. Dieser Tendenz lag ohne Zweifel eine wichtige Wahrheit zu Grunde; die Literatur und das politische Leben eines Volkes, einer Periode, bedingen und erklären sich gegenseitig; die Literatur ist nicht wie eine auf gut Glück in irgend einen Boden versetzte Pflanze, sondern ein durch alle Einflüsse des Bodens und Klima's bedingtes, ursprüngliches Gewächs; und umgekehrt wirft auf manches Volk seine Literatur einen strahlenderen Glanz, eine unvergänglichere Glorie, als seine Großthaten, Siege und die Weisheit seiner Gesetze. Indeß war es nicht allein die Erkenntniß dieser, für den Historiker höchst fruchtbaren Wahrheit, was jenes Ineinanderfließen von Literatur und Politik veranlaßte; es war auch die Unruhe und der Drang der Zeit, der die Autoren spornte, die Gefühle und Sympathien des lesenden Publikums von der erregbarsten Seite her zu bestürmen und ihren eignen Beruf gewissermaßen zu dem von Tribunen und Reformatoren der Gesellschaft zu erheben uud zu adeln. Die Literatur sollte nicht mehr nur in der Stille vorbereiten und das Volk der Reife und Mündigkeit des Geistes entgegenführen — sie sollte auch selbst das letzte Wort der Emanzipation aussprechen, und ernten, was sie hatte säen helfen. Verschiedne Abstufungen und allerdings auch verschiedne Arten

dieser Durchdringung und Mischung der Literatur und der Politik werden repräsentirt durch Schiller, durch Jean Paul und durch Börne. Bei Schiller bildet das Ethisch-Politische anerkanntermaßen ein Hauptelement seines poetischen Charakters; seinem ebenso sehr philosophisch strebenden als künstlerisch bildenden Geist galt der Inhalt und die Tendenz seiner Poesie wenigstens ebensoviel als die Form, und dies ist es, was ihn hauptsächlich von Goethe unterscheidet, und was ihm von der einen Seite ebensosehr zum Verdienst angerechnet, als von der andern zum Vorwurf gemacht wird, während umgekehrt von Letztern Goethe gegen ihn gehoben, und von Jenen zurückgestellt wird. Die neuen Ideen der französischen Revolution, gegen deren Ausschweifungen und Greuel sich Schiller z. B. im Lied von der Glocke aufs stärkste und entschiedenste aussprach — sie waren es, die, sey es, daß er sie von außen in sich aufnahm oder daß er sie gleichzeitig aus sich selbst erzeugte, in Schiller ein poetisches Organ, einen begeisterten und reinen Priester fanden, und die er am ausführlichsten und klarsten in Don Carlos und in Wilhelm Tell darstellte. Auch die Räuber und Cabale und Liebe sind in gewissem Sinn Auflehnungen eines edeln Unabhängigkeits- und Rechtssinnes gegen die Immoralität und Heuchelei mancher politischen Verhältnisse und Bedrückungen, die jetzt nicht leicht mehr in unserm Vaterland zu finden seyn möchten — und in der Jungfrau von Orleans wurde ebenso sehr dem damals unter französischer Knechtschaft seufzenden, von fremden Kriegern überschwemmten Deutschland ein Spiegel vorgehalten, als die begeisterte Tapferkeit des französischen Heldenmädchens verherrlicht. Dagegen war Goethe ausschließlich Künstler und daher von den vorzugsweise künstlerischen, kontemplativen, minder praktischen Geistern gegenüber von Schillern gepriesen, welcher seine eifrigsten Bewundrer unter der strebenden, thatlustigen Jugend fand und findet, während die Freunde der Goethe'schen Muse mehr den reiferen Lebensaltern angehören, die da keine wirklichen Illusionen mehr haben, über die Trunkenheit des Jugendenthusiasmus und der „Ideale“ hinaus sind und die sich nun gerne mit Goethe in eine bewußte, darum aber nicht minder genußreiche, Illusion versetzen. Den größern Reichthum der natürlichen poetischen Begabung ist man in neuester Zeit so ziemlich einig geworden, Goethe'n zuzugestehen; vergleicht man aber den

Gesammtwerth dieser beiden Koryphäen unserer Literatur, so dürfte man vielleicht das Verhältniß so festsetzen: Schiller ist der Dichter der jugendlicheren, Göthe der Dichter der älteren Gemüther, und mit diesem Urtheil ist, glauben wir, keinem der beiden großen Geister ein absoluter Vorzug vor dem andern eingeräumt; ist es nicht schön, den vom Leben und von der Wirklichkeit vielfach umhergeworfnen, geprüften, getäuschten und enttäuschten Geistern doch noch in der Poesie ein Asyl zu öffnen, und diejenigen zu fesseln, deren Herz sich schon von Vielem hat losreißen müssen? aber ist es nicht auch beneidenswerth, je die Edelsten und Kräftigsten der stets nachwachsenden Generation an dem blumengeschmückten Triumphbogen ihrer Jugend, ihrer Hoffnung und Begeisterung zu empfangen, die ersten, tief haftenden Züge auf die unentweihte Tafel ihres Herzens zu schreiben und den Erstlingen ihrer glühenden seligen Gefühle, ihrer tugendhaften Entschlüsse, ihrer uneigennützigen, für Menschenwohl und Menschenwürde schwärmenden Träume vermählt zu seyn? Zwar das reifere Alter steht an Erfahrung, an Kenntniß, an Einsicht und besonnener Nüchternheit über der Jugend; aber der natürliche Fortschritt und Uebergang der Jugend ins Alter ist nicht eben auch nothwendig und in jedem Betracht ein geistiger und sittlicher Fortschritt; und der Lorbeer des Dichters der Jugend ist ebenso unverwelklich wie der des Dichters für die reiferen Jahre; denn wenn es dereinst keine Jugend mehr geben sollte, deren Brust die flackernde Flamme der Begeisterung nährt, wird auch im Alter jener Sinn erloschen und erstorben seyn, der, aus der Jugendlichkeit des Herzens gerettet, an der milderen und gedämpfteren Glut einer goethe'schen Dichtung sich erfreut.

Als zweiten Repräsentanten der Verschmelzung von schöner Literatur und Politik nannten wir Jean Paul; als solcher bewährte er sich in mehreren seiner Schriften, die in die Periode des Kampfs gegen den ausländischen Dränger, der blutigen Befreiungskriege und die folgenden Zeiten fielen. Zwar ließen sich hier wohl auch andre lyrische Dichter nennen, wie Arndt, Th. Körner, Max von Schenkendorf, oder Fouqué; aber jene Lyriker sind zu ihren schönsten Dichtungen gerade durch die Zeitumstände begeistert, sind durch Kampf und Krieg gleichsam erst Poeten geworden, und Fouqué's politische Begeisterung hat einige störende Zuthaten; Jean

Paul aber ist ein um so merkwürdigerer Zeuge jener Thatsache, als man in dem Manne, welcher in überschwenglichen Phantasien, in der maßlosesten Gefühlsweichheit und Trunkenheit, in den verwirrtesten Labyrinthen des Witzes und Humors sich so gern erging, am wenigsten den begeisterten Sprecher für das Glück, die Größe und die Rechte der deutschen Nation vermuthet hätte. Es ist zu bedauern, daß gerade der hieher bezügliche Theil seiner Schriften beinahe am wenigsten bekannt ist und die Nation das warme und große Herz eines Mannes nicht kennt, von dem man gewöhnlich nur entweder den reichen, glänzenden und witzigen Geist, oder die überfließende, oft ins Kränkliche sich verirrende Sentimentalität hervorhebt. Für die deutsche Gemüthseigenthümlichkeit ist es gewiß beachtenswerth, daß der Geist, der sich mit so ätherhaften und unrealen Gebilden beschäftigte, als manche von Jean Pauls Schöpfungen sind, der sich in seinen Empfindungen und Gefühlen, in seinen Imaginationen und witzigen Kombinationen ohne Zweifel häufig verstieg, der sich durch seine unklassische Form — oder Formlosigkeit — in dem Briefwechsel von Schiller und Goethe den spöttischen Namen eines Tragelaphen erwarb: — daß dieser Geist von der Sympathie für sein Vaterland, von dem Interesse an seinem Wohl, seiner Würde so tief ergriffen wurde und mit so gewaltiger Stimme für dasselbe zeugte und stritt; es ist auch ein Beweis, wie in der deutschen Natur der transscendente Zug (denn dieser ist Jean Pauls Produktionen zuzuschreiben,) sich ganz wohl vereinbart mit dem Streben nach dem Würdigsten und Höchsten im realen Leben, wie in der philosophischen Sphäre Fichte, — dessen Ich-Philosophie dem guten Jean Paul so viel zu schaffen machte.

Als dritten Mann haben wir Börne genannt, nicht als ob wir ihn den beiden andern Männern gleichzustellen gesonnen wären, aber als bezeichnend und vertretend die neuste Epoche der Verschmelzung von Literatur und Politik, und als einen begeisterten, glücklichen Jünger Jean Pauls. Nur kehrt sich bei ihm und seinen Produktionen, verglichen mit Jean Panl, das Verhältniß in so fern um, als Börne das meiste Aufsehen gerade durch seine fast ausschließlich die Politik berührenden Schriften, geschrieben jedoch im Conversationston, erregte und dem größern Theil des deutschen Publikums dadurch erst bekannt zu werden anfing, während

man seine literarischen Sachen wenig beachtet. Und doch haben seine politischen Plänkeleien und die Brandraketen, die er in den Briefen aus Paris nach Deutschland schleuderte, die aber nicht Deutschland, sondern bloß einige ehrgeizige und heißblütige junge Leute und Schriftsteller entzündeten, in ihrer überspannten und leidenschaftlichen Inconsequenz, in ihrer fast ganz negativen Bitterkeit und Schonungslosigkeit, beinahe rein nur ein literarisches oder stylistisches Verdienst; einige Berechtigung zu seinem Schimpfen über Alles und über Alle — oder doch einige Nachsicht dagegen — erkaufte er sich nur durch die Festigkeit seines persönlichen Charakters: aber seine Art zu schreiben, Politik in der Form der Conversation oder von Briefen, aphoristisch, nach augenblicklichen Eindrücken und Stimmungen, mit Witz und Humor, mit lebhaften Farben und besonders mit Galle zu besprechen, hat seither vielfache Nachahmung in Deutschland gefunden und es ließen sich mehrere, besonders junge Schriftsteller namhaft machen, welche, zum Theil nicht einmal wie Börne, ihre politisch-literarischen Werke an eine tüchtige Persönlichkeit anlehnend, das Publikum wohl einige Zeit mit ihren glänzenden, dickaufgetragnen Farben überraschen und blenden und immer mehrere auf ihre Bahn hereinziehen mochten, die aber auf die Dauer, zumal da ihrer immer mehrere wurden und das Kunstgeheimniß ihrer Manier sich unter eine größere Anzahl von Prophetensöhnen verbreitete, das Zwitterhafte ihrer Strebungen nicht verhehlen können; die, von der ernsteren Politik, welche Wahrheit will, wie von der Literatur, welche Reinheit und Gediegenheit der Form verlangt, zurückgewiesen, nachdem sie die ephemere Genugthuung erlebt, den Gaumen des Publikums gekitzelt zu haben, größtentheils zerfallen und vergessen werden. Deßwegen aber sollte man doch nicht verkennen, daß ein in einander Arbeiten von Literatur und Politik, nur von einem minder selbstsüchtigen und leidenschaftloseren Standpunkt, als Börne und andre moderne Schriftsteller einnahmen, ganz erwünscht und heilsam wirken, in die Literatur kräftige Fermente werfen, und die Politik humanisiren, sie mit den reineren und höheren Bestrebungen des Geistes in Einklang setzen kann.

Den drei genannten Schriftstellern steht Goethe gegenüber, der, mit Schiller später in freundschaftlichem Verhältniß und Verkehr stehend, die Verschiedenheit ihrer Naturen doch wohl erkannte, der von Jean

Pauls Humor und Sentimentalität sich nicht angesprochen fühlte und den Börne auf's feindseligste angriff. Weder für die Ideen der Revolution, noch für die deutsche Freiheit, noch für die Hoffnungen nach den Juliustagen hat Goethe sich begeistert — er ließ die Zeiten mit ihren politischen Wechseln ruhig an sich vorüberziehen, und ist so der Repräsentant der von politischen Einflüssen sich scheu und sorgfältig rein haltenden Literatur. Wir werfen gar nicht die Frage auf, ob er daran wohl that oder nicht? genug, es lag einmal in seinem Wesen, und jedenfalls hatte man nicht das Recht, von dem, der Vieles leistete, Alles zu verlangen. Dagegen aber werfen wir hier die Frage auf: ist die Literatur, ihrem eigentlichen Wesen, ihrem Charakter und ihrer Bestimmung nach aristokratisch oder demokratisch? ist sie für die Reaktion, wenigstens für die Stabilität, oder für den Fortschritt? oder hat man überhaupt Unrecht, sie mit diesen aufs politische Leben bezüglichen Begriffen in Verbindung zu setzen?

Alle Lebensgebiete und Lebensformen sind unter sich verknüpft und wirken auf einander ein, denn alle sind ja Eins in dem höchsten, allumfassenden Begriff und Element des Lebens. So ist man auch völlig berechtigt, eine Wechselwirkung anzunehmen zwischen den Bestrebungen auf dem Gebiet des Schönen, namentlich des Schönen in der Sprache, der Literatur und den auf die Ordnung des bürgerlichen und staatlichen Lebens gerichteten. Denn es ist immer der in höherer Betrachtungsweise als Einheit zu fassende Genius eines Volks, der im Realen und im Ideellen sich offenbart, obwohl zuzugeben ist, daß das Talent oder die Neigung für das Eine oder das Andre bei verschiedenen Nationen verschieden seyn mag, und aus unerforschlichen Ursachen das Eine oder das Andere zu einer reicheren Blüthe, einer freieren Entfaltung in einzelnen Individuen kommen kann. Auch das ist in Betracht zu ziehen, daß die politische Blüthe eines Volk entweder mehr die Bildung und Freiheit der Gesammtheit zur Unterlage haben, oder mehr an das Herrschertalent großer Regenten geknüpft seyn kann.

Die Frage, ob die Literatur für die Stabilität oder für den Fortschritt sey, muß ohne Zweifel beantwortet werden: für den Fortschritt — jedoch nur in gewissem Sinn und mit Einschränkungen. Alles Leben ist ein Fortschreiten — der Stillstand ist der Tod. So ist auch das Leben in der Literatur ein beständiges

Fortschreiten, ein Assimiliren und Aneignen von neuen Elementen, ein Bilden von neuen Formen; darum kann es für die Literatur nur erwünscht und heilsam seyn, wenn das Gesammtleben, in welchem sie wurzelt, aus dem sie ihre Nahrung zieht, in einer steten Bewegung ist und ihr immer neue Seiten darbietet; damit soll aber nicht behauptet werden, daß jede Bewegung vorwärts auch gerade ein Fortschritt zum Bessern sey, und eben so wenig, daß je schneller die Bewegung und Entwicklung im Leben eines Volks, desto förderlicher und wohlthätiger sie auf die Literatur wirken müsse. Auffallend rasche Veränderungen können eben sowohl Zeichen von der Schwäche, als von der Vollkräftigkeit eines Organismus seyn, wie die bunten Farben des herbstlichen Laubes die Vorboten der winterlichen Erstarrung sind. Der allzurasche Verlauf des politischen Lebensprozesses kann gar leicht, statt die Literatur zu heben, zu schwellen und zu kräftigen, die ihr bestimmten Kräfte verschlingen und sie verkümmern machen. Am förderlichsten möchte der Literatur, so weit ihr Gedeihen überhaupt von äußern Einflüssen abhängig ist, ein stetiger, gemäßigter Fortschritt des politischen Lebens seyn, dessen Grad freilich nicht genau bestimmt werden kann, wodurch auch die innere Gesundheit und Tüchtigkeit der literarischen Produktionen am ehesten verbürgt wird. Der vornehmste Theil der Literatur, die Poesie, beschäftigt sich zwar in ihren wichtigsten Gattungen, in Epos und Drama, hauptsächlich mit der Vergangenheit, und insofern könnte scheinen, daß das politische Vorwärtsschreiten eben keine wesentliche Bedingung ihres Gedeihens sey; aber ohne Zweifel wird eine lebendige Vergangenheit am besten in einer lebendigen Gegenwart begriffen, und die poetische Reproduktion muß, wie Anteus durch die Berührung seiner Mutter Erde seine Kraft stärkte, auf dem Boden einer kräftigenden Wirklichkeit stehen. Die Literatur eines Volks, einer Epoche wird zwar immer in der Vergangenheit wurzeln, aber der Stamm, die Aeste, die Blüthen gehören der Jetztzeit an und stehen unter dem Einflusse von dieser; und diejenige Literatur oder Poesie, die mit der Vergangenheit einen Götzendienst treibt, mit Verachtung und Vernachlässigung des Nächsten und der Gegenwart, wird wohl in sich selbst etwas Ungesundes und Untüchtiges haben. Dies gilt eben so von demjenigen Classicismus der modernen Zeit, der sich in die antike Weltanschauung mit sklavischer Abhängigkeit zurückversetzte,

den Olymp mit all seinen Göttern adoptirte und die zwischen dem Alterthum und der Neuzeit liegenden Jahrhunderte zu überspringen sich die Miene gab, als von einer einseitigen Romantik, die nur in den Gefühlen und Ideen des Mittelalters das Heil sah und dessen Legenden, Mystik, Mariakultus, Rittergeist u. s. w., mit einiger moderner Sentimentalität versetzt, wieder beleben wollte. Die Literatur ist oder soll seyn wie ein Januskopf, rückwärts, aber zugleich auch vorwärtsschauend, dabei aber soll sie doch vorwärts schreiten mit der übrigen Lebensentwicklung, und nie einem Stabilitätsprinzip einseitig huldigen.

Ist die Literatur aristokratisch oder demokratisch? Man kann erwiedern: es gibt eine aristokratische und eine demokratische Literatur; das ist aber nicht die Antwort auf die aufgeworfene Frage, welche den Sinn hat: ob die Literatur an sich, ihrem Wesen nach, diese oder jene Tendenz habe?

Die Anfänge der Literatur sind überall Poesien gewesen und zwar Poesien, die, aus dem innersten Bewußtseyn, den Lebensgewohnheiten, der Empfindungsweise, den wichtigsten Interessen des Volkes entsprungen, ob zwar von Einzelnen, höher Begabten in die poetische Form gefaßt, doch ihrem Inhalte nach gewissermaßen als ein Gesammtprodukt, als ein Gemeinbesitz des ganzen Volkes betrachtet werden konnten. Somit ist die Literatur in ihrem Ursprung populär oder demokratisch, wenn man sich dieses Ausdrucks der Kürze halber bedienen darf. Auch in den spätern Perioden der Geschichte eines Volks, wo die Unterschiede des Berufs, der Bildung, selbst der natürlichen Begabung, schärfer hervortreten, die Dichter und Schriftsteller sich von der Masse absondern und sich über sie erheben, wünscht natürlich Jeder, der die Gabe der Dichtung oder Erzählung besitzt, seine Stimme im möglichst großen Kreise erschallen zu lassen, das möglichst ausgebreitete Publikum für seinen Ruhm zu gewinnen. Die Zahl der Herzen, die er zu rühren oder zu begeistern vermag, ist für den Dichter der sicherste Maßstab seiner Macht, seines Talents, die wellenartige Ausbreitung seiner Poesien und seines Namens sein höchster Stolz. Dies wird immer das Natürliche bleiben; aber in der historischen Entwicklung der Völker haben sich die Verhältnisse so gestaltet, daß diese ursprüngliche Volksthümlichkeit der Literatur, als Poesie, hin und wieder sich in das Gegentheil verwandelt zu haben scheint. Von

der Masse des Volks hat sich überall in den modernen Staaten eine Aristokratie, theils des Blutes, theils des Reichthums, der Intelligenz und Bildung, abgesondert, die, wenigstens was die geistigen Interessen und Bestrebungen anbelangt, eigentlich das Volk vertritt oder bildet. Stand im Mittelalter der freie Adel der Masse der Hörigen und Leibeigenen gegenüber und behauptete sich, neben der Geistlichkeit, beinahe im Alleinbesitz aller höheren geistigen Bestrebungen; so schwang sich im Verlauf der Zeit der in den freien Städten ansässige Bürgerstand nach und nach zu gleicher und selbst zu höherer Bildung empor, als der im Krieg brutaler werdende, durch das Hofleben verdorbene und auf dem Lande verbauernde Adel; und heutzutage, wo so manche Vorurtheile über den Werth der Geburt und des Bluts verschwunden sind, wo in Deutschland (und noch mehr in Frankreich) in den wesentlichsten Rechten kein Unterschied der Stände mehr gilt, ist die Aristokratie der Bildung und Intelligenz durch eine weit schärfere Demarkationslinie von der Masse des niedern Volkes geschieden, als der Adel vom Bürgerstand. Zu der Zeit, wo der Adel die Nation war, wo, wie in Frankreich, der allmächtige Hof, die Majestät des Königs die Bedeutung des gesammten Volks verschlang, da kannte freilich die Literatur, die Poesie kein höheres Streben, keinen stolzeren Triumph, als den Beifall der Edlen, die Gunst und die Belohnung des Monarchen; der ritterliche Troubadour hätte den Beifall der Unebenbürtigen geringgeschätzt; und selbst noch ein Racine starb aus Verdruß und Kummer darüber, daß Louis XIV. einem seiner Stücke keinen Beifall gezollt hatte. Aber seitdem der Mittelstand mit den höheren und höchsten Ständen an Bildung und Intelligenz wetteifert und wohl gar sie übertrifft, hat auch die Literatur wieder ihren populären, volksthümlichen Charakter angenommen und streben die Dichter und Autoren (zwar allerdings, wenn es ihnen ums Gute und Treffliche Ernst ist, nach dem Beifall der Besten, aber auch) nach dem Beifall einer möglichst großen Anzahl, sie bemühen sich um ein ausgebreitetes Publikum, sie wünschen mit ihren Produktionen in den Kern des Volkes hinabzudringen, und dem Dichter unserer Tage z. B. ist es ohne Zweifel schmeichelhafter, wenn er ein Lied von sich im Mund eines gemeinen Mannes hört, als wenn fürstliche Personen ihr Wohlgefallen daran bezeugen. Das Patronat der eigentlichen Aristokratie zu Gunsten der Literatur hat, abgesehen von

einzelnen Fällen, in Deutschland so ziemlich aufgehört; an die Stelle der Mäcenasse ist das Publikum getreten — eine Masse, wo nicht von Millionen, doch von Hunderttausenden — welches freilich zur Bethätigung seines Beifalls und seiner Gunst nicht schenkt, sondern nur kauft, aber dessen Mittel zur Unterstützung der Literatur mittelst des Ankaufs der Bücher sehr groß, größer als die der reichsten Potentaten und Magnaten sind, und dem diese Art von Patronat nicht bloß Ehrensache, sondern Sache des Bedürfnisses ist. Der Kreis des literarischen Publikums überhaupt kann sich jetzt nur nach unten hin erweitern, und daß dies geschehen werde, scheinen auch viele Zeichen anzudeuten; die Buchhändler, die Vermittler der Produktion und der Consumtion, thun ihr Möglichstes, um durch wirklich oder scheinbar wohlfeile Ausgaben auch den Unbemittelteren den Ankauf von Büchern zu erleichtern, und die Autoren lassen sich mehr und mehr angelegen seyn, durch Verständlichkeit und Popularität der Darstellung sich innerhalb des geistigen Horizonts der weniger Gelehrten und Gebildeten zu halten. In so fern kann man sagen, die Literatur (in Deutschland) habe eine mehr demokratische als aristokratische Tendenz, und sie suche sich eine möglichst breite Basis zu geben.

Eine aristokratische Literatur, welche nur die Vornehmen und Großen zu ausübenden Jüngern oder zu beschützenden Gönnern und Pflegern hat, verfällt, wie die Literaturgeschichte zeigt, gar leicht ins Preziöse, Affektirte, Gezierte und Hohle; eine höfische Literatur trägt den Wurm in sich und die Servilität der Gesinnung wird, wenn sie auch das Genie nicht zu ersticken vermag, wenigstens seinen kühnsten und edelsten Flug lähmen und seine Reinheit beflecken. Der Literatur von entgegengesetzter Tendenz aber droht eine andere Klippe; sie kommt in Versuchung, wie jene dem Dünkel und Hochmuth der Vornehmen, so den unedeln Neigungen und Gesinnungen, dem Neid, der Eigenliebe, dem Haß und der Bosheit des großen Haufens zu schmeicheln, und so zur plebejischen Literatur im schlechten Sinne des Worts herabzusinken. Das Vermittelnde und Versöhnende zwischen diesen beiden Extremen wäre eine wahrhaft nationale Literatur, d. h. nicht etwa eine solche, welche sich ausschließlich oder vorzugsweise an das politische Bewußtseyn des Volkes wendete, sondern eine solche, welche weder ausschließlich die Bedürfnisse und Gelüste der dem Blut oder dem Geiste nach

Vornehmen zu befriedigen, noch dem rohen und gemeinen Geschmack des lesenden Pöbels zu schmeicheln sich vorsetzte; welche gleich weit vom Gesuchten und Raffinirten, wie vom Trivialen und Gemeinen abstände; welche Adel der Gesinnung und des Strebens mit Einfachheit und Anspruchlosigkeit des Auftretens, der Haltung und Darstellung verbände, und indem sie die Quintessenz des Strebens, Fühlens und Denkens der Nation in mannichfachen Formen verkörperte, einen Mittelpunkt für die verschiedensten Geister, vorausgesetzt, daß sie von tüchtiger Gesinnung und kräftiger Gesundheit seyen, bildete. Was die Jahrhunderte gethan haben, die Völker zu zerreißen, den Unterschied der Stände zu einer ungeheuern Kluft der Bildung, der Denkweise, der Bedürfnisse, der Empfindung zu erweitern: das kann man freilich der Literatur nicht zumuthen wieder gut zu machen und auszugleichen; die Millionen, die ihr Brod im Schweiß ihres Angesichts essen, oder die am Morgen noch nicht wissen, wie sie sich am Abend sättigen werden — die um den täglichen Unterhalt ringen: sie haben freilich kein Ohr, kein Verständniß für die Musik und die Süßigkeit eines noch so köstlichen Liedes, dessen Sänger voll der reinsten Humanität ist; sie würden stumpf seyn gegen das patriotische Epos, gegen den volksthümlichsten Roman; aber welch ein ungeheures Echo haben doch wahrhaft nationale Dichter, als welche wir beispielsweise Beranger, Walter Scott, Schiller und Uhland nennen können, gefunden! Wie tief in die Nation sind sie hinabgedrungen, weil sie von dem Genius der Nation selbst gleichsam beseelt und geweiht sind!

Nunmehr haben wir auch vom Personal der Literatur zu sprechen, von den Individuen, deren Produktionen zusammen die Totalität der Literatur (in dem oben angegebenen, eingeschränkteren Sinne des Worts) bilden. Natürlich müssen wir uns hier sehr im Allgemeinen halten, denn die sogenannte „literarische Republik“ besteht aus den buntesten Elementen und die Skala derselben hat unzählig viele Abstufungen und Sprossen. Von einer Republik hat die literarische Republik hauptsächlich die Faktionen und das Prinzip des Ehrgeizes; die Patronate und Clientelen und die Freiheit (so weit nicht der Staat sich darein mischt) zu thun und zu treiben, was Jeder will, und eine persönliche Willkür und Unverantwortlichkeit, vermöge welcher jedem Individuum unverwehrt ist, es zu halten mit wem er will, zu verherrlichen und zu besingen, zu schmähen und zu

lästern, wen er mag, und auf die ehrwürdigsten, lorbeergekrönten Häupter, Lebende und Todte, seine Galle und seinen Geifer auszugießen, ohne deßhalb wegen Hochverraths und Majestätsbeleidigung zur Rechenschaft gezogen und etwa aus dem literarischen Gemeinwesen verbannt zu werden. Von Gemeinsamkeit des Strebens, von Gesetzlichkeit, von einer Verfolgung bestimmter Zwecke durch die Bemühungen Vieler und Aller ist in der literarischen Republik keine Rede; und so wenig herrscht in ihr Gemeingeist, daß ein Autor dem Andern, wenn er ihm nicht zufällig durch Uebereinstimmung des Strebens, der Gesinnung oder durch Bande der Freundschaft näher gebracht ist, bloß als einem Mitgliede derselben Gilde mit keiner besondern Aufmerksamkeit entgegenkommt. Die Eintheilung der bunten Legion der Schriftsteller läßt sich nach verschiednen Eintheilungsgründen und Momenten machen; man kann sie eintheilen nach den Fächern oder Materien der Literatur, womit sie sich beschäftigen, und da bekommen wir, außer den in Fachwissenschaften arbeitenden Gelehrten, folgende, nicht einmal erschöpfende, Klassen: dramatische, epische, lyrische Dichter, Roman- und Novellen-Dichter und Schreiber, Erzähler, im Gebiet der Geschichte und Politik Arbeitende, Memorienschreiber und Anekdotensammler, Jugendschriftsteller, Arbeiter an den belletristischen Tagesblättern bunten Inhalts, Reisebeschreiber, Kritiker, Plauderer, Uebersetzer von Poesie und Prosa, Compilatoren in allen Gebieten. Oder aber man nimmt zum Eintheilungsgrund das Talent, die Geschicklichkeit und den Fleiß — und dann, welche Unterschiede wieder zwischen den nach der vorigen Eintheilung in Eine Klasse fallenden Autoren! zwischen dem die Nation begeisternden Sänger und dem jämmerlichen Versmacher, zwischen dem Verfasser eines die Tiefen des Lebens und des Geistes aufschließenden Romans oder Drama's, und dem Verfertiger einer übelgeschriebnen, trivialen oder schmutzigen Geschichte, — eines gemeinen, jämmerlichen Schwankes, einer hölzernen, seynsollenden Komödie! zwischen dem Verfasser eines geist- und ideenreichen Aufsatzes über Politik und dem geistlosen Wiederkäuer politischer Neuigkeiten und Lügen; dem ernst zu Werk gehenden Kritiker und dem unwissenden und gewissenlosen Lobhudler oder Lästerer u. s. w. Oder man kann auch eintheilen nach den Motiven, die den Autor zur Schriftstellerei veranlassen; entweder ist es ein unüberwindlicher,

innerer Drang, eine aus Genie oder Talent entspringende Nothwendigkeit zu produciren, bald ist es Geschmack und Neigung, was Einen zur Literatur hinzieht, daß er die Schriftstellerei als eigentlichen Beruf oder als Nebenbeschäftigung treibt, bald ist es die wirkliche Noth, die Einem diesen Erwerbszweig anweist. — Dieser versteht sich zu pekuniären Opfern, um seine Eitelkeit befriedigt, seine Produkte, seinen Namen gedruckt zu sehen; Jener ist froh, immer ungenannt zu bleiben, wenn er nur mit seiner Feder etwas erwirbt; der Eine sucht durch seine Erzeugnisse ernstlich etwas Gutes zu stiften, die Ansichten aufzuklären, die Gefühle zu erwärmen und zu veredeln; der Andre hat seine Freude daran, Vorurtheile und schlechte Leidenschaften zu nähren. Bedenkt man nun, wie diese Eintheilungsgründe und Momente durcheinander laufen und sich kreuzen, so begreift man, welche bunte Mannigfaltigkeit in der literarischen Republik herrscht, und wie wenig Gleichförmigkeit und Eintracht in diesem Reiche ist! Der Schein der Einheit wird noch am meisten gerettet und vertreten durch die Buchhändler, welche vermöge der Organisation des deutschen Buchhandels, mehr als irgend ein andres Gewerbe Ein unter sich in beständigem, wechselseitigem Verkehr stehendes Ganze bilden, so daß in dem Laden des Sortimentsbuchhändlers Freund und Feind, Hohes und Niedriges, Edles und Gemeines, Dauerndes und Ephemeres, friedlich sich zusammenfinden und neben einander gestellt dem kauflustigen Publikum angeboten werden.

Die Buchhändler bilden die dritte bei der Literatur betheiligte Macht, neben den Autoren und dem Publikum. Es wäre höchst interessant, eine auf Thatsachen und Zahlen gegründete Darstellung, eine Art Statistik, zu bekommen von dem Einfluß, welchen die Autoren, die Buchhändler, das Publikum auf die Literatur und je unter sich auf einander, etwa in den letzten fünfzig oder siebzig Jahren in Deutschland geübt haben. In Ermanglung von genau ermittelten Thatsachen und Zahlen müssen wir uns auf Allgemeines beschränken. Offenbar und unbestreitbar ist, daß eine Wechselwirkung zwischen den drei Faktoren besteht, deren Anfang allerdings vorzugsweise in den Autoren zu suchen seyn mag. Die großen, das letzte Drittheil des vorigen Jahrhunderts zumeist verherrlichenden deutschen Schriftsteller und Dichter weckten in hohem Grade die Empfänglichkeit des Publikums; das vermehrte und elektrisirte

Publikum versprach und gewährte unternehmenden Verlegern der Werke jener berühmten Männer einen ausgezeichneten Erfolg; der große Erfolg weckte den Eifer und vermehrte die Concurrenz der Buchhändler; die gesteigerte Zahl und Unternehmungslust der Verleger vermehrte auch die Zahl und steigerte die Honorare der Autoren, und die unendlich gestiegene Zahl der neuen Bücher lockte und nährte die Leselust des Publikums. Die in gewaltigem Verhältniß wachsende Zahl der Leser machte es hinwieder den Buchhändlern möglich, bei Schriften, welchen sich ein ausgebreiteter Beifall prophezeien ließ, sehr große Auflagen und sehr niedrige Preise zu machen und gleichsam eine Concurrenz der Wohlfeilheit zu eröffnen. Dies konnte für das Publikum recht nützlich seyn, war es aber durchaus nicht immer; der Spekulationsgeist fing an, eine allzugroße Rolle bei den buchhändlerischen Unternehmungen zu spielen; Verleger begannen, selbst die Plane zu Büchern und literarischen Instituten zu entwerfen — mitunter mit glücklichem Takt, mit noblem Sinn, mit geschickter Wahl der Autoren und Gegenstände und mit glänzendem Erfolg — oft aber auch ohne alle Sachkenntniß, einzig beherrscht von dem Streben, schnell einen reichen Gewinn zu machen, unbekümmert um den innern Werth der pompös angekündigten, oft nur dem Scheine nach spottwohlfeilen, Werke, deren Ausarbeitung, Bearbeitung oder Compilation fast im Abstreich an den Wenigstnehmenden übertragen wurde. Unmöglich konnte bei einem Verfahren dieser Art die Würde der Literatur, das Ansehen der Autoren, der Geschmack und die Bildung des Publikums gewinnen.

In ein solches totales Abhängigkeitsverhältniß von Buchhändlern und Publikum konnten freilich nur die Dii minorum und minimarum gentium unter den Autoren treten, und man könnte nach diesem Moment noch eine andre Eintheilung der Autoren machen, in solche, welche in ihren Produktionen frei ihrer eignen Neigung, der eignen Ueberzeugung und dem eignen Geschmack folgen, die, wenn sie durchdringen, das Publikum beherrschen und nach ihrem Sinne bilden, und in solche, welche in ihren literarischen Arbeiten abhängig sind entweder von dem Willen und Auftrag des Buchhändlers, oder von dem Geschmack und der Laune des Publikums, als dessen maîtres de plaisir sie sich betrachten, statt, wie es der Würde der Literatur geziemt, als seine Bildner

und Lehrer. Aus dem maître de plaisir wird gar leicht etwas noch Schlimmeres, — ein Verführer und Vergifter der Sitten, und die Literatur, zu deren Orden sich auch solche unwürdige Mitglieder, und zwar oft mit der widerlichsten Anmaßung und Aufdringlichkeit zählen, wird durch ihre Schuld mit den Wehklagen und Verwünschungen mancher Redlichgesinnten beladen, welche Vortheil und Nachtheil nicht gegen einander abzuwägen im Stande sind. Aufs bitterste wird beklagt, daß die Literatur zu einem eigentlichen Erwerbszweig, zu einer Profession geworden sei, und der in seiner jetzigen Gestalt nur durch die Druckerpresse möglich gemachte Buchhandel für die Existenz der bei weitem überwiegenden Anzahl von Schriften verantwortlich gemacht und gescholten, die einzig in der Aussicht auf Publikation durch den Druck den Grund ihrer Entstehung haben.

Die unstreitig gerechten Klagen über die eigentlich schlechte, d. h. verderbliche Literatur führen uns nun zu den Beschwerden und Anfechtungen, die man von verschiednen Seiten gegen die Literatur überhaupt (in dem hier angenommenen Sinne) vorgebracht hat. Ausschließliche Realisten, zelotische Fromme und moralische Rigoristen verwerfen und verdammen diese ganze Literatur als überflüssig, unnütz, entnervend, und während sie dem Frommen als zu weltlich erscheint, wird sie von dem Realisten als überhirnig und unpraktisch verachtet. Die Einen sagen: sie zieht den Menschen von Gott; die Andern: sie zieht ihn von nützlicher und gewinnreicher Arbeit; die Dritten: sie zieht ihn vom sittlichen Handeln ab. Alle stimmen überein: sie mache die Menschen faul und untüchtig, fülle ihnen den Kopf mit phantastischen Grillen und Bildern, mit hohlem, leerem Zeuge an, nähre krankhafte Gefühle und Leidenschaften und führe am Ende wohl gar zur Liederlichkeit, zur Verrücktheit, zum Selbstmord. Nur etwa ein an Geistliches streifendes Gedicht würde der Fromme, moralische Erzählungen der Moralist, und Reisebeschreibungen der Realist gelten lassen.

Diese Anklagen gegen die Literatur, wiewohl einseitig und von einem beschränkten Standpunkte aus erhoben, sind doch nicht ohne Gewicht und enthalten manches Wahre. Die Gegner der Literatur könnten auch eine achtunggebietende Autorität für ihre Ansicht anführen, wir meinen den Platon, der aus seinem Staat die Dichter verbannt wissen wollte, welchen er gewiß so ziemlich alle

Autoren, deren Erzeugnisse unter den Begriff der Literatur in unserm Sinne fallen, zugesellt hätte. Platon wollte nämlich in seinem, aus lauter rüstigen und tüchtigen, zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Tugenden (zu theoretischer und praktischer Philosophie) heranzubildenden Männern und Jünglingen bestehenden, griechisch-idealen Staate alles nur auf den Schein, auf die Nachahmung Berechnete, alles des wahren Ernsts und Wesens Ermangelnde in Kunst, Poesie, Musik ausgeschlossen und verbannt wissen, weil der Nachbildner nichts der Rede Werthes versteht von dem, was er nachbildet, sondern die Nachbildung eben nur Spiel ist und kein Ernst; von den Tonarten wollte er nur die dorische und phrygische, als die Krieger zur Tapferkeit begeisternd, von den Dichtern nur die Strengeren und weniger Anmuthigeren, zulassen, mit Verbannung Alles dessen, was die Bürger zur Schlaffheit, Trägheit, Weichlichkeit und Vielthuerei verleiten müßte. Ein Erklärer Platons bemerkt darüber: „daß die Dichtkunst Unkundige berückt und täuscht, macht ihr Platon zum Vorwurf; und es wird nicht geläugnet werden können, daß die große Mehrzahl der Menschen über das richtige Verhältniß der Dichtung zur Wahrheit nie ins Klare kommt, ja sogar auch das nicht, daß die Dichtkunst eine Menge verworrener Leute nur noch mehr verwirrt, und darum auch die unphilosophische Menge, die Frauen und die Jugend am meisten hinzureißen pflegt,“* und wir müssen dieß zugeben; wir können mit Bestimmtheit annehmen, daß, da in der Unterhaltungsliteratur die eigentliche Poesie wohl noch das tüchtigste Element ausmacht, gegenüber von so vielem „Lesefutter,“ der Verdammungsspruch des griechischen Philosophen, welcher sich ja nicht bloß darauf gründete, daß die Poesie, als Nachahmung, soweit von der Idee abstehe, sondern auch darauf, daß sie Vielthuerei, Weichlichkeit und Schlaffheit erzeuge, aus pädagogischen und ethischen Gründen, nahezu Alles unter dem Namen Literatur Befaßte getroffen haben würde. Was sollen wir zu den, mit einer solchen Autorität verstärkten Beschwerden und Anklagen der oben bezeichneten Parteien gegen die Literatur sagen?

Erstlich läßt sich bezweifeln, ob es dem Platon, bei seiner bekannten ironischen Weise, mit diesem seinem Verdammungsspruch

* A. Ruge's platonische Aesthetik. S. 180.

gegen die Poesie, so wie mit seinem oben angeführten Paradoxon über die Nachtheile der Erfindung der Buchstabenschrift, so ganz voller Ernst gewesen sei? Gerade das Uebertriebene in seinem Dichterhaß, mit dem er besonders den Homer verfolgt und verspottet, welchen er selbst gewiß ungern würde aufgeopfert und aus dem Gedächtniß der Nation vertilgt haben, und die prosaische Sophistik, womit er in der Poesie nur Schein und Nachahmung finden will, führen zu der Annahme, daß er in solchen Aeußerungen noch nicht sein letztes Wort ausgesprochen. Sodann ist wohl zu beherzigen, daß die der Literatur schuld gegebenen nachtheiligen Wirkungen zu einem sehr großen Theil dem Mißbrauch zur Last fällt, der bei der Benützung und dem Genuß ihrer Produktionen statt findet. Daß die Lektüre hinsichtlich der Wahl der Bücher so unzweckmäßig, in ihrer Methode so leichtsinnig und genußsüchtig, in ihrem Umfang so unmäßig und heißhungrig zu sein pflegt — das ist gewiß ein weit größerer Uebelstand als die Beschaffenheit der Bücher selbst. Daß die Literatur, namentlich die deutsche, nur dabei gewinnen würde, wenn die Hälfte oder drei Viertheile ihrer Masse, nämlich die Hefe, von ihr genommen werden könnten, geben wir gerne zu; aber jene Eiferer gegen die Literatur würden sich auch dabei nicht beruhigen, sondern am liebsten würden sie sie ganz, als eine schädliche Wucher- und Schmarotzerpflanze, mit Stumpf und Stiel ausgerottet sehen. Ehe wir zugäben und billigten, daß man dem Ueberhandnehmen der Literatur mit polizeilichen Gewaltmitteln entgegenträte, daß man nicht nur aus Gründen politischer Gefährlichkeit und Vergiftung der Sitten, sondern auch wegen zu geringen Gehalts, schlechten Styl's u. dgl. den Büchern die Existenz verweigerte, wollen wir doch lieber die ganze Sündfluth einbrechen lassen, die sich ja am Ende doch auch verlaufen wird. Nicht einmal dem vielleicht wohlgemeinten und beifallswerth scheinenden Wunsche, der übrigens nie realisirt werden könnte, möchten wir beitreten: daß nur diejenigen literarischen Erzeugnisse in Umlauf kommen sollten, welche nicht durch die Aussicht auf die Verbreitung durch den Druck hervorgerufen worden, welche mithin mehr aus einer gewissen innern Neigung und Nothwendigkeit entsprungen seien und darum in einem höhern Grade die Berechtigung zum Dasein anzusprechen haben, die übrigen dagegen, als künstlich herangezogene und entwickelte Treibhauspflanzen, gar nie hätten ans

Licht treten sollten, und von Rechtswegen der Vernichtung verfallen seyen. Allerdings würden in die erstere Klasse die edelsten und freisten Produktionen, namentlich im Gebiete der Poesie, fallen, diejenigen Erzeugnisse, die als die gereiftesten Früchte von den begabtesten Geistern von selbst sich ablösen, und in welchen die Lebenskraft des Genius fortwaltet; aber einerseits würde man doch auch noch Manches in der Literatur behalten, was ihr wenig Ehre und Gewinn brächte; denn nicht nur in den trefflichsten, ihrer Kraft bewußten Geistern ist der Trieb zur Produktion so stark, daß er ohne alle andre Absicht und Berechnung in Erzeugnissen sich bethätigt, sondern auch mittelmäßige, ja schwache Geister glauben oft einen unwiderstehlichen Beruf und Drang in sich zu verspüren zur Produktion von Poesie oder von Prosa; dies jedoch wäre immer noch das kleinere Uebel; aber andrerseits würde ohne die Aussicht und Möglichkeit der Verbreitung durch den Druck sehr viel Gutes und Treffliches in der Literatur ungeschrieben bleiben. Um einen Fall anzuführen, der freilich nicht ins Gebiet der Literatur in unserm Sinn gehört: würde sich wohl Luther zur Verdeutschung der ganzen Bibel entschlossen haben, wenn er nicht hätte hoffen können, sie mittelst des Drucks in die Hände des Volks zu geben? Was in diesem Falle die fromme Menschenliebe wirkte, das wirken bei Andern nicht selten weniger edle, darum aber noch keineswegs verwerfliche Motive. Schiller z. B. schreibt irgendwo, er müsse, um bestehen zu können, jährlich ein Drama schreiben. Man kann diese Nothwendigkeit, diesen aus den Verhältnissen entspringenden Zwang zum Dichten beklagen, man mag den edeln Dichter bedauern, daß er so seine Kräfte, seinen Lebensgenuß, vielleicht sein Leben selbst opferte: aber im Interesse der Literatur kann man gewiß nicht wünschen, daß irgend eines seiner Stücke wäre ungeschrieben geblieben. In vielen andern Fällen ist nicht diese so dringende äußere Nöthigung, wohl aber ein die Produktionslust erhöhender oder herausfordernder äußerer Reiz, durch die Aussicht auf den Druck des Producirten, vorhanden und wirksam; und soll man es tadeln oder beklagen, wenn entweder die Aussicht auf einen nicht unrühmlichen Erwerb, oder auf einen zu gewinnenden Namen, auf den Beifall und die Gunst der Menschen, den, der etwas Tüchtiges und Liebliches zu produciren im Stande ist, aber ohne jenen Sporn nicht zur wirklichen

Ausführung gekommen wäre, vollends bestimmt, seine Kräfte anzustrengen und zu koncentriren, oder das ganz freiwillig entstandene Fragment zu einem fertigen, ansprechenden Ganzen abzurunden? Gegen eine gewisse, oft selbst dem tüchtigen Talent anhaftende, der Produktion hinderliche Trägheit, bildet die Liebe zum Ruhm oder auch die Eitelkeit manchmal ein ganz heilsames Gegengewicht, und das äußere Bedürfniß wird zwar oft die Stelle der Muse oder der Minerva schlecht genug vertreten, aber doch manchmal den Leichtsinn und die Flüchtigkeit bannen und nöthigen, bessern und höhern Eingebungen zu horchen.

Wir haben aber den gegen die Literatur eifernden Realisten, Frommen und Moralisten noch etwas genauer zu antworten und Rede zu stehen; wir haben die Würde und Bedeutung, ja die Existenz der Literatur gegen sie zu vertheidigen. Den Anwalt eines sehr großen Theils der Literatur, so wie sie in Deutschland jetzt ist, möchten wir freilich nicht machen, und geben gern zu, daß es mit der Würde und Bedeutung von vielleicht drei Viertheilen derselben übel beschaffen ist; aber wer mit freierem und umfassenderem Blick die Erscheinungen des Lebens zu betrachten vermag, wer nicht immer nur bei dem Einzelnen, an sich Unerfreulichen und wohl auch Verwerflichen haftet, wer einen größern Zusammenhang sucht und die Gesetze und Symptome der Entwicklung nicht verkennt, weiß sich auch über die unlieblichen und widerlichen Erscheinungen, über die Mißgestalten und Verkrüpplungen im Gebiete der Literatur zu trösten und zu beruhigen. Das Große, Schöne, Vollendete ersteht nirgends auf einen Schlag, getrennt von allem Kleinlichen, Rohen, Verfehlten; kein Wald besteht einzig aus lauter gleich stattlichen Eichen; so steigt auch in der Literatur das Große, Gediegene, Meisterhafte erst aus einer Menge von roheren Anfängen empor; selbst das scheinbar Plötzliche und Unvorbereitete ist nicht über Nacht gewachsen, obschon vielleicht sehr rasch zur Blüthe aufgebrochen; so darf man sich nicht wundern oder allzu sehr betrüben, wenn auch in der Literatur das Edle und Gediegene in der wimmelnden Umgebung von Fehlversuchen, von rohen Nachahmungen von Caricaturen und Verkrüpplungen auftritt. Die mit den einzelnen neuen Erscheinungen der Literatur sich befassende Kritik thut wohl daran, alle ihre Schwächen und Sünden, das Kleinliche, das Rohe, das Uebertriebene, das Unnatürliche, das Raffinirte, das

Widerliche und Verderbliche daran schonungslos zu rügen; die Pflicht der Pädagogen im weitesten Sinne, d. h. aller derjenigen, welche auf die Erziehung und Bildung Einzelner oder Vieler im ganzen Verlauf des Lebens einen Einfluß ausüben können, ist es, vor der Lektüre seichter, unerquicklicher, werthloser, roher und verderblicher Bücher zu warnen, auf die lebenskräftigen, originellen, durchdachten und durchempfundnen hinzuweisen, und so zur Anerkennung des Ursprünglichen und Trefflichen, zur Verdrängung des Gemeinen und Hohlen kräftigst beizutragen: betrachtet man aber die Literatur als ein Ganzes, das sich allmählig und nach natürlichen Gesetzen entwickelt, so urtheilt man weniger streng, oder doch ohne Erbitterung über das Mittelmäßige und Geringe, welches immer das Treffliche umwuchert, aber auch immer von ihm überragt wird.

Als eine Wucher- und Schmarotzerpflanze erscheint nun aber die ganze Literatur ihren oben bezeichneten Gegnern, weil sie nicht dem Nutzen, der Gottseligkeit und dem sittlichen Handeln diene. Hier handelt es sich freilich um die gesammte Welt- und Lebensanschauung, und wir können kaum hoffen, eine solche Differenz auszugleichen. Wir müßten uns in eine Erörterung darüber einlassen: Was ist das Höchste im Leben? was ist die Bestimmung des Menschen? und dies läßt sich nicht in der Kürze abmachen. Jene drei Arten von Gegnern sind übrigens unter sich sonst durchaus nicht einig, sondern nur in ihrer Feindschaft gegen die Literatur; der consequente Realist, dem das leibliche Behagen, das irdische Wohlseyn der Einzelnen, und wenn er einige Philanthropie besitzt, der Menschheit, das Höchste ist, will von der Gottseligkeit nichts wissen, sieht die Religion für Phantasterei an, wie die Poesie, und läßt die Moral hauptsächlich wegen ihres praktischen Vortheils für die Ordnung und das Wohlseyn der Gesellschaft gelten. Er haßt die Literatur weniger, als daß er sie geringschätzt.

Der Moralist mißtraut der Literatur, der Poesie; er wittert überall darin eine Verführung zur Unsittlichkeit, mindestens zur sittlichen Trägheit und Gleichgültigkeit gegen die Tugend und die Pflicht; er erblickt im Schönen gern eine Beschönigung des Lasters, und das Reich der Poesie und Literatur ist ihm ein Reich des Scheins und der Täuschung.

Dem Frommen ist der Dienst der Poesie ein Götzendienst, sofern nicht gerade geistliche Lieder oder Messiaden gedichtet werden; die weltliche Poesie und Literatur rechnet er insgesammt zu den unnützen Worten, für welche dereinst Rechenschaft abzulegen sey; das Schöne reducirt er auf die Sinnlichkeit und Sünde.

Dem Realisten kann, nach seinem Standpunkt, erwidert werden: er habe keinen Grund, die Literatur anzufeinden, wenn sie einerseits ihren Mann nähre und andrerseits die Summe der Genüsse des Publikums vermehre, worüber doch dies selbst nach seinem Geschmack urtheilen muß; dem Realisten ist nicht die Arbeit, sondern das durch die Arbeit zu erzielende Wohlseyn, der Genuß, das Ziel seines Strebens; sein Ideal ist: bei einem Minimum von Arbeit ein Maximum von Genuß; und was hätte er dagegen einzuwenden, wenn die ganze Menschheit gut gekleidet und köstlich schmausend, auch eine Freude, einen Genuß am Lesen, an der Literatur fände?

Bei den beiden Andern handelt es sich um einen angeblichen Widerstreit geistiger Faktoren: nämlich des Schönen mit dem Guten oder Sittlichen, und mit dem Göttlichen. (Platon behauptet auch den Widerstreit der Dichtung, des nur Scheinenden, mit der Wahrheit.) Es verräth große Beschränktheit, wenn man, was nicht identisch ist und sich deckt, sofort für absolut einander widersprechend erklärt, wenn man durchaus die Vermittlung des Schönen und des Guten, des Schönen und des Göttlichen, des Schönen und des Wahren läugnet, weil die unmittelbaren Erscheinungsformen verschieden sind, und Wer würde nicht denjenigen einen abgeschmackten Narren nennen, der z. B. Jesum der Lüge beschuldigte, weil er in seinen Parabeln Ereignisse, die in der Wirklichkeit nicht statt hatten, als geschehen erzählt, um eine Wahrheit zu veranschaulichen? Freilich ist nicht bei jeder Poesie ebenso wie bei einer Parabel oder Fabel die Absicht die: eine bestimmte Wahrheit oder Lehre, eine Moral zu veranschaulichen und einzuschärfen; aber die menschliche Natur ist auch nicht so beschaffen, daß sie immer nur nach reinen Erkenntnissen verlangte, daß sie immer nur durch Bestimmung des reinsittlichen Willens zum Handeln angeregt werden müßte, oder nur in der beständigen Fixirung auf das Ueberirdische und Göttliche ihre Bestimmung erfüllte. Was man mit den Namen Phantasie und Gemüth bezeichnet, der Geschmack und der

Schönheitssinn bilden auch ein integrirendes Element des menschlischen Wesens; sie sind der Bildung, der Veredlung in einem unendlichen Grade fähig, sie verschmelzen in ihrer Vollendung und Reinheit mit dem Wahrheitssinn, mit dem sittlichen, ja selbst mit dem religiösen Gefühl zu einer untrennbaren Einheit, und der Gipfel der ästhetischen Bildung läßt sich ohne einen lebendigen Sinn für Wahrheit und Güte nicht einmal erreichen. Wir möchten nicht behaupten, die Wahrheit solle dadurch, daß sie im Gewande der Schönheit auftrete, sich geneigte und gefällige Aufnahme erschmeicheln, und die Tugend solle, statt an den Willen sich zu wenden und die Sehnen der Mannhaftigkeit zu spannen, als gewinnende Grazie sich empfehlen; wir hielten es für bedenklich und gewagt, die ästhetische Bildung und Weltanschauung zur Basis aller moralischen und intellektuellen Bildung zu machen, die Literatur zur einzigen Schule der Weisheit und Sittlichkeit zu erklären, und aufs Theater z. B. hinzuweisen, als auf die Veranschaulichung der Gesetze der Weltgeschichte; nicht allein aus Bildern und Fiktionen, und wären es die genialesten und trefflichsten, lernt man die Wahrheit, den Sinn und die Aufgaben des Lebens kennen, und nie kann die Literatur den Mangel einer kräftigen, gesunden und großen Wirklichkeit ersetzen und vergüten: aber die letzte Vollendung, eine Art Weihe, kann die ästhetische Bildung, die Bekanntschaft mit der Literatur und Poesie der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung geben, sie kann die Kenntnisse und Einsichten lebendiger machen, die verschiednen Elemente und Sphären der Bildung auf eine gefällige und harmonische Weise verbinden, Gefühl und Anschauung kräftiger wecken, das allgemein menschliche Bewußtseyn erweitern, in einer engen Sphäre des Wirkens und Daseyns die Aussicht in größere und erhabnere gewähren, in der Monotonie des alltäglichen Lebens einen kühnen und frischen, vom Gemeinen nicht zu überwältigenden Sinn nähren, für manche Entbehrungen einen idealen Ersatz bieten und die Seele in die schmerzstillenden Wellen der Schönheit und Begeisterung tauchen. Das Alles kann die Literatur, wenn sie Heroen aufzuweisen hat wie die deutsche — und will man ihr noch im Ernst vorwerfen, daß sie unnütz, entnervend, für Sittlichkeit und Religiosität nachtheilig wirke?

Und endlich haben wir noch die Literatur von einer Seite zu betrachten, von welcher sie eine neue Bedeutung, eine unendliche

Wichtigkeit erhält. Die Literatur eines Volks, jenen Begriff in seinem höchsten Sinn genommen, so daß darunter die edelsten, dauerndsten, vorzüglich die poetischen Erzeugnisse seines Genius begriffen sind, ist für eine Nation ein kostbarer Schatz, und zwar kein todter und unfruchtbarer, sondern ein lebendiger, eine immer und Allen zugängliche Quelle nicht bloß des individuellen Genusses, nein! nährend auch das erhebende Selbstbewußtseyn der Nation, ihren gerechten und edeln Stolz auf die Geister, die in ihrer Mitte erstanden, in ihren Schöpfungen ihre Sprache verherrlicht und bereichert haben. Die Sprache ist es, die die Nationen verbindet und ihre organische Einheit repräsentirt, und der Werth dieses Allen gemeinsamen Besitzes steigert sich unendlich durch die aus diesem Material erbauten geistigen Denkmale der großen Dichter; so übt die Literatur eine bindende Kraft, die sich mit den Jahrhunderten verstärkt, und der Engländer, der freilich auch sonst Grund hat, auf sein Heimathland stolz und ihm anhänglich zu seyn, fühlt gewiß sein Herz auch darum noch inniger verwachsen mit der Gesammtheit und dem Genius seines Volkes, weil der größte, vor zwei Jahrhunderten gestorbne Dichter der neuen und vielleicht aller Zeit, dessen Echo noch heute ganz England und Europa ist, ein Britte war, und den Schatz der Literatur Englands ebenso sehr zum reichsten an köstlichen Edelsteinen machte, als seine Krone und Schatzkammer es an Juwelen und Gold sind. Und wir Deutsche — haben wir Ursache, unserer Literatur, so wie sie seit etwa sechzig Jahren sich gestaltet hat, uns zu schämen? Kann man verkennen, daß das Beste und Gediegenste mit immer tiefern und kräftigeren Wurzeln in den Kern der Nation hinabdringt, und, während die Ephemeren der Tagesliteratur in Massen kommen und verschwinden, einen Augenblick die altehrwürdigen Namen in Vergessenheit zu bringen drohen und im nächsten Augenblick verdorren wie Gras, — in aller Stille mehr und mehr Boden gewinnt? Die Klagen über die überhandnehmende Frivolität in der Literatur, über schwindelhafte Spekulationen von Buchhändlern, über schmähliche Abhängigkeit der Autoren von dem corrupten Geschmack eines blasirten Theils des Publikums und manche andre Uebelstände mögen im Allgemeinen nicht unbegründet seyn; aber so lange man sich überzeugt halten darf, daß der Grundstock des Guten doch im Wachsen begriffen ist, so lange

die Herolde und Bewundrer des Frivolen und Schlechten die Freunde des Gediegenen und Guten zwar überschreien aber nicht überreden; so lange die kecken Prahlereien anmaßender Neuerer wie Wasserblasen zerspringen und ihre listigen Anläufe gegen erprobte Ehrennamen und Koryphäen ein lächerliches Ende nehmen: so lange darf man auch wegen des Gedeihens und der Lebenskraft der deutschen Literatur unbesorgt seyn, und zuversichtlich hoffen, daß sie in ihrer nationalen Bedeutung ein an Wirksamkeit sich stets verstärkendes Ferment deutschen Gemeinsinns und eines das Volk ehrenden Nationalgefühls bleiben werde.

G. P.

Die Stellung Kants zur Philosophie vor ihm und nach ihm.

Wenn wir in tiefer Winternacht bei eingetretenem Thauwetter, nach anhaltendem Frost, einsam aufgeblieben sind bei stillen Studien, dann bemächtigt sich unserer Seele eine eigenthümliche Stillung aller Gedanken und Empfindungen. Der allgemeine Schlaf, welcher alle übrigen Lebenden gefesselt hält, lagert sich um uns herum wie ein Zelt aus schwarzer Seide, und umfängt uns wie eine mysteriöse Hütte wunderbarer Sicherheit. Die brennenden Farben unserer Gefühle werden dunkler und matter, und spielen nur gleich leisen farbigen Schatten auf unserer Vorstellungswelt. Die Maschinerie unserer Gedanken, welche sich am Tage umhertrieb gleich einem Uhrwerk in heftiger Arbeit, läßt nach und behält nur noch eine leise Schwebung übrig, gleich der Schwebung der Magnetnadel über ihrem Ruhepunkt. Die ganze Welt rückt uns ferner; durch jeden schauernden Zug des Nachtlüftchens wird sie uns entfremdeter. Unser Denken wird zu einem Zweifel an ihrer Existenz. Draußen erblicken wir alle Gegenstände in schwarzen Flor gehüllt, nicht unterscheidbar von der Nacht, die vom Himmel herabquillt, und den Raum gleich einem unermeßlichen Meere mit einer schwarzen Wogenfluth durchdringt. Die Uhr, mit ihren gleichmäßigen Perpendikelschlägen, scheint nicht mehr ein Entstehen und Vergehen, sondern nur eine einfache Zeitdauer, ohne Abwechselung, anzuzeigen, in welcher als unauslöschliche, aber matt glimmende Funken die Sterne des unendlichen Abgrunds schimmern, unter ihnen der Stern meiner nächtlichen Kerze und der Stern meines denkenden Bewußtseyns. Und in dieser

Anschauung verlernen meine Gedanken das Zeitliche und wenden sich auf das Ewige. Ihre Magnetnadel, nachdem sie eine Zeit lang, wie von Stößen eines unsicher gehenden Schiffs, geschaudert, beruhigt sich nun, und wendet sich mit Entschiedenheit unbeweglich auf einen verborgenen Polarstern, der uns zieht, ohne daß wir ihn fassen, der unsere Gedanken unabwendbar auf sich richtet, ohne daß wir ihn sehen. — Dies ist die Stimmung, in welche uns das anhaltende Studium des Kantischen Systems versetzt.

Denn die Kantische Philosophie erregt uns auch einen Zweifel an der Gewißheit der sinnlichen Existenz und der Welt, und geht darauf aus, unsere Gedanken zu einer anderen Ordnung der Dinge zu gewöhnen, in welcher zwar die Reize der empirischen Weltordnung sich großentheils in eine fahle Nacht verlieren, dafür aber ein entgegengesetzter Seelenreiz hervortritt durch die stärker empfundene Würde unserer moralischen und gesetzgebenden Vernunft. Kant raubt dieser Vernunft hundert Interessen, wodurch sie bei andern Lehrern der Moral in Spannung erhalten wird. Er macht ihr weder, wie Fichte, den Kampf mit der Außenwelt zur ritterlichen Aufgabe, noch läßt er sie mit wolfischer Emsigkeit nach äußeren und inneren Vollkommenheiten trachten; weder daß er ihr mit Hegel Ideale des Staats-, Gesellschafts- und Familienlebens zur Erringung und Darstellung vorhielte, noch ihr die Kränze zeigte, welche beim Laufen in den Rennbahnen des weltgeschichtlichen Prozesses zu erreichen sind. Eben so sehr wird der sich getäuscht sehen, welcher bei ihm Entflammung für ein religiöses System sucht, worin ihn Schelling, oder für ein politisches System, worin ihn Fichte übertrifft. Alles dieses sind Interessen des Tages, die wir uns gefallen lassen müssen, in den dunkeln Brunnen der Vergessenheit als unwichtig herabfallen zu sehen, indem sich Kant erkühnt, für all dieses Weggeworfene uns vollständigen Ersatz zu bieten in einem einzigen schlichten Willensakt, in dem Willen, uns einzig und allein dem abstrakten Gesetz unserer praktischen Vernunft, welches Pflicht heißt, zu unterwerfen. Er schärft dieses Gesetz dadurch, daß er von der strengen Pflicht als solcher die Zuthaten sorgfältig absondert, womit Philosophen alter und neuer Zeit dieselbe zu verbrämen und einschmeichelnder zu machen suchten, indem sie theils auf die wohlthätigen Folgen einer strengen Pflichterfüllung das hauptsächlichste Gewicht legten, theils neben dem reinen Moralgesetz noch gewisse Ideale einer

außerordentlichen Seelengröße, oder den Schwung einer Begeisterung für diese oder jene Lebenszwecke als Motive der Pflichterfüllung gelten ließen. Kant hingegen nannte die Ideale solcher eklatanter Tugenden, welche den Menschen groß und mächtig machen, dafür aber auch viele grausame und blutige Opfer fordern, die Blendlaternen des Lebens, welche mit ihren trüglichen und sinnlichen Scheinen die praktische Vernunft vom geraden Wege ablenken und in Sümpfe locken; er verglich die, welche ihren schimmernden Scheinen als etwas Wesenhaftem folgen, denen, welche bunt schillernden Seifenblasen nachlaufen.

Dies ist die Stimmung der praktischen Philosophie Kants, welche übereinkommt mit jener Stimmung der tiefen stillen Mitternacht, wenn das Geräusch des Tages mit seinem Glanze und seinem Prunk wie ein untergesunkenes Leben hinter uns verbraust ist, und wir in eine ruhige und kühle Betrachtung sinken, in welcher der geniale Tugendglanz eben so sehr bei uns im Preise sinkt, als eine treue und ausnahmslose Pflichterfüllung in demselben steigt, verbunden mit dem süßen Bewußtseyn, Niemanden anders gehorcht zu haben, als dem Imperativ der eigenen praktischen Vernunft.

Aber der durch Kant eröffnete Weg des Denkens fesselt nicht allein in so hohem Grade durch diese Tiefe der Anschauung, zu der er führt, durch diese Wunderbarkeit des Standpunkts, auf welchen er bringt, sondern der durch ihn gefundene Kreis neuer philosophischer Begriffe ist zu einem Gemeingut geworden, an welchem wir Alle, theils mit Wissen, noch viel mehr aber unbewußter Weise zehren. Kein Gebildeter ist heutzutage von Kantischen Einflüssen in seinem Denken frei zu nennen; sie sind vorhanden, oft selbst ohne daß wir uns ihrer im entferntesten bewußt sind. Gebrauchen wir z. B. nicht alle Tage die Kategorien von Subjektiv und Objektiv mit großer Geläufigkeit und instinktartiger Feinheit, ohne gewöhnlich daran zu denken, daß dies unmöglich seyn würde, wenn Kant nicht diese Begriffe durch seine Vernunftkritik zu einer solchen philosophischen Tiefe und praktischen Anwendbarkeit erst langsam heraus präparirt hätte? Wir urtheilen z. B. von Goethe, daß bei ihm die objektive, von Jean Paul, daß bei ihm die subjektive Auffassung vorherrscht, und haben, indem wir diesen Unterschied auf hundertfältige Weise an den Werken dieser Dichter denkend

durchzuspielen wissen, dadurch das Bewußtseyn einer erworbenen Verstandesstärke, welche nicht bloß Eigenthum Einzelner, sondern ein sich durch die Literatur verbreitendes Allgemeingut geworden ist. Den Wenigsten fällt freilich hierbei die erste Quelle ein, aus welcher Schelling und Andere, welche die Kategorien von Subjekt und Objekt im Kantischen Sinne zuerst ins populäre Denken einführten, dieselben schöpften. Wir sind ferner gewohnt, bei einem vorliegenden Ereigniß nach dem Begriff zu forschen, welcher sich darin entwickelt, denken aber wohl kaum jemals daran, daß die Neueren, welche diese Methode ins populäre Denken einführten, und auf Geschichte, Theologie u. s. w. anwandten, den ersten Anstoß zu solchem Verfahren durch Kant bekamen, indem sie auf das Verhältniß reflektirten, welches er in der Vernunftkritik zwischen Begriffen und sinnlichen Erscheinungen festsetzt. Und auf ähnliche Art wachsen fast alle Begriffe, welche aus den neueren philosophischen Entwickelungen in Deutschland in das allgemeinere Bewußtseyn eingeflossen sind, aus dem Kantischen System, als ihrer Wurzel. Und so ist das Denken gegenwärtiger Zeit als ganz und gar von Kantischen Kategorien durchdrungen anzunehmen, ganz zu schweigen von den vielverbreiteten Theorien, welche sich ausdrücklich unter seinem Namen von ihm herschreiben, und auch in ihrer ursprünglichen Gestalt noch keineswegs untergegangen sind. Das Bewußtseyn dieser Zeit hat sich allmählig in eine neue, aus dem Kantischen System ursprünglich entsprossene Denkweise eingesponnen, und aus dieser neuen Denksphäre ist darum kein Entfliehen mehr, weil ihre Instrumente des Urtheils feiner, schärfer, umfangender, unwiderstehlicher sind, als die früheren philosophischen Mittel, und weil, wenn man die durch die neuen philosophischen Mittel bewerkstelligten Funktionen des Begreifens mit den früheren Arten des philosophischen Begriffs zusammenhält, man einen Unterschied zwischen beiden entdeckt, welcher ähnlich ist dem Unterschied zwischen den regulären und energischen Bewegungen eines von innen heraus bewegten Dampfschiffs und den Bewegungen des dem Zufall der Winde und Wellen ausgesetzten Segelfahrzeugs, welches mit gelegenheitlicher Benutzung von Wind und Wetter, mit Laviren und Segelstreichen sich überall so gut hilft, als es kann.

Welches nun sind die näheren Umrisse dieses Systemes von so großer Macht, daß von ihm eine Reformation des Denkens

ausgehen konnte, welche noch tagtäglich im Wachsen und Gähren begriffen ist? Welches ist die Gestalt, in der die Welt erscheint unter der matten, aber klaren Nachtbeleuchtung jener zu Anfang bezeichneten Seelenstimmung des Ernstes und der tiefen Contemplation?

Die Kantische Philosophie ist Idealismus, aber nicht gemeiner Idealismus, sondern transcendentaler. Der Unterschied zwischen beiden ist dieser. Der gemeine Idealismus hält die ganze existirende Welt für Trug und Täuschung, indem er keine Dinge, sondern nur Vorstellungen von Dingen für existirend annimmt. Der transcendentale Idealismus hingegen nimmt existirende Dinge in der Außenwelt an, aber gibt nicht zu, daß wir dieselben erkennen, wie sie an sich sind, sondern nur wie sie unserem menschlichen Vorstellungsvermögen als solchem erscheinen. Der gemeine Idealismus läßt bei den Dingen der Außenwelt, von denen wir Vorstellungen haben, die Dinge ganz weg und hält sich bloß an die Vorstellungen. Dies thut der transcendentale nicht, sondern hebt nur die vollständige Uebereinstimmung zwischen Dingen an sich und Vorstellungen auf, welche das gemeine Bewußtseyn zwischen beiden arglos vorauszusetzen pflegt. Während das unphilosophische Bewußtseyn vorauszusetzen pflegt, daß Alles, was unsere Vorstellung von einem Dinge aussagt, als z. B. Farbe, Gestalt, Zusammenhang der Theile, Verbindung derselben zu einem Zweck u. s. w. in dem Dinge an sich selbst enthalten liege und sein eigenstes Wesen ausmache, sieht der transcendentale Idealismus in allem diesen nur Beziehungen zwischen den Dingen an sich selbst und dem menschlichen Erkenntnißvermögen, welches der Erkenntniß derselben eine Menge von Formen und Gesetzen, die ihm von Natur inwohnen, eben durch sein Erkennen aufdrückt.

Im Blick dieses transcendentalen Idealismus fängt nun unsere ganze Erkenntnißwelt zwischen zwei unerkennbaren Punkten, als ihren beiden Polen, zu schweben an, zwischen den Dingen an sich selbst einerseits und dem Erkenntnißvermögen oder Subjekt andererseits. Dieser höchste Polargegensatz von einem absoluten Subjekt und absoluten Objekt wurde von den Philosophen nach Kant weiter verarbeitet. Der Kantischen Theorie zufolge kann er aber nicht weiter verarbeitet werden, weil einem jeden seiner Glieder das Prädikat der Unerforschlichkeit zukommt.

Die Dinge an sich sind nach Kant darum unerforschlich, weil eine jede Vorstellung, die wir nur irgend auf sie anwenden können, sich nachweisen läßt als eine solche, deren Elemente entweder aus sinnlichem Schein oder aus inneren angebornen Formen unseres Erkenntnißvermögens bestehen. Es bleibt uns daher von den Dingen an sich selbst nur die Erkenntniß übrig, daß sie sind. Was sie aber sind, bleibt uns verborgen, und eine jede Qualität, die wir ihnen beilegen, ist aus uns und nicht aus ihnen geschöpft.

Daß das reine Subjekt ebenfalls unerforschlich ist, versteht sich schon daraus, daß es ein Wirkliches, ein Ding an sich selbst ist. Dinge an sich können vorgestellt, d. h. mit subjektivem Schein behaftet werden, aber ihr Wesen wird dadurch nicht erkannt. So ist es auch mit dem reinen Subjekt. Die Eigenschaften von sich, welche es im inneren Sinne vorfindet, daß es eine denkende, fühlende, begehrende Kraft sey u. s. w. bezeichnen ebenfalls nur Stücke aus den ihm eingebornen Begriffen und Vorstellungen, mit denen es, durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen, sich selbst behaftet. Auch hier bleibt als eine sichere und gewisse Erkenntniß nur dies zurück, daß das reine Subjekt ist, nicht aber, was dasselbe ist. Dieses Was bleibt unerforschlich, undurchschaubar. Völlig durchschaubar und erkennbar sind hingegen die mannichfaltigen Vorstellungsformen, mit denen das Subjekt, gezwungen durch innerliche Nothwendigkeit, sowohl die Dinge der Außenwelt, als auch sich selbst unwillkürlich behaftet.

Diese Vorstellungsformen sind das Apriori im Gegensatz zum Aposteriori. Denn Apriori heißt alles dasjenige in der Erkenntniß, was den nothwendigen und allgemeingültigen Charakter an sich trägt, folglich nicht aus der Erfahrung geschöpft seyn kann, sondern im Erkenntnißvermögen selbst gegeben ist. Aposteriori heißt dasjenige, was aus der Erfahrung geschöpft ist und aus keinem anderen Grunde gilt, als weil es so oder so gegeben ist, daher auch anders gedacht werden könnte, als es ist.

Das Apriori ist zweierlei: Formen, wodurch wir anschauen, und Formen, wodurch wir urtheilen. Die Anschauungsformen sind der Raum und die Zeit nebst allem dem, was in und mit ihnen von selbst zu erkennen ist. Dahin gehören die drei Dimensionen als Eigenschaften des Raums, die mathematischen Figuren als mögliche Theilungen und Zerschneidungen desselben, die arithmetischen

Progressionen, welche entspringen durch ein Hinauf- und Hinunterzählen im Zeitschema, auch die verschiedenen Formen der ortverändernden Bewegung als eines im Raume angeschauten Zeitwechsels. Rufen wir diese sämmtlichen Anschauungsformen, so weit sie bisher von der Wissenschaft erforscht sind, vor die Seele, so entdecken wir darin einen unendlichen Schauplatz unendlich mannichfaltiger Formen, in denen alles Erscheinende zu erscheinen gezwungen ist. Je nachdem nun die Dinge an sich selbst in diesen Formen erscheinen, und sich mit deren Verhältnissen behaftet zeigen, beurtheilen wir die Dinge an sich als Gegenstände unserer Erfahrung. Und hierdurch ist der Stoff unserer Urtheile über die Gegenstände der Erfahrung gegeben. Denn der Stoff unserer Urtheile besteht in den Beziehungen, in denen wir die Dinge an sich selbst zu den apriorischen Formen der Zeit und des Raums erblicken. Um aber das Urtheil vollständig zu machen, muß zum Urtheilsstoff die Urtheilsform treten, welche den zweiten Theil des Apriori bildet.

Die Urtheilsformen fallen unter vier Rubriken, welche auf folgende Art gefunden werden. Wenn wir urtheilen wollen, sind wir erstlich genöthigt, entweder ein einzelnes Ding oder mehrere, oder eine Allheit von Dingen zum Gegenstande des Urtheils zu nehmen, und also die Dinge, über die wir urtheilen, aufzufassen unter die Form entweder der Einheit oder Vielheit oder Allheit. Kant nennt diese Formen die Kategorien der Quantität. Wir sind zweitens genöthigt, von dem Dinge, über welches wir urtheilen wollen, irgend ein Prädikat entweder auszusagen oder zu leugnen, und die Form entweder der Bejahung oder der Verneinung anzuwenden, welche Kant die Kategorien der Qualität nennt. Wir sind drittens genöthigt, an dem Dinge, über welches wir urtheilen wollen, gewisse Eigenschaften hervorzuheben, die wir als Prädikate dem Dinge, welches nun das Subjekt heißt, beilegen. Die dritte Urtheilsform ist also das Verhältniß des Dinges zu seinen Eigenschaften, oder, was dasselbe sagt, der Substanz zu ihren Accidentien. Ich kann aber auch zwei Urtheile mit einander in eine solche Verbindung setzen, daß das eine dem andern eben so anklebt, wie das Accidens seiner Substanz, z. B. indem ich sage: Wenn die Sonne aufgeht, wird es Tag. In diesem Fall heißt der Inhalt des substantiellen Urtheils die Ursache, und der Inhalt des accidentiellen Urtheils die Wirkung. Kant benennt die Urtheilsformen von

Substanz und Accidens, Ursache und Wirkung mit dem gemeinsamen Namen von Kategorien der Relation. Endlich viertens sind wir genöthigt, sobald wir urtheilen wollen, entweder etwas als gewiß zu behaupten, oder dasselbe als zweifelhaft und eine Sache bloßer Möglichkeit auszusprechen. Die Gewißheit eines Thatbestandes erreicht aber dann ihren höchsten Grad, wenn ich die Unmöglichkeit des Gegentheils nachweisen kann. Dann verwandelt sich Gewißheit in Nothwendigkeit. Kant bezeichnet die Denkformen der Nothwendigkeit, Möglichkeit und Wirklichkeit als Kategorien der Modalität. Und hiermit ist das zweite Feld des Apriori mit seinem wesentlichen Inhalte beschrieben.

Der Vorgang unseres Erkennens besteht aus einem Ineinandergreifen beider apriorischen Felder, von denen das eine die Formen enthält, durch welche wir anschauen, das andere die Formen, durch welche wir urtheilen. Das Ineinandergreifen ist so beschaffen, daß jede Urtheilsform im Felde der Anschauungen ihr eigenthümliches Schema findet, bei dessen Erscheinen sie eintritt. Z. B. wo Etwas in immer gleicher Ordnung auf einander folgt, bildet dieses Aufeinanderfolgen ein Schema für die Kategorien der Ursache und Wirkung; * wo in einer wechselnden Erscheinung etwas Beharrendes wahrgenommen wird, woran der Wechsel vorgeht, bildet dieses Beharren ein Schema für die Kategorie der Substanz ** u. s. w.

Das Erkennen ist also nach Kant eine überaus künstliche Maschinerie, bei welcher viele Räder in einander greifen müssen, um das Produkt hervorzubringen. Alles aber, was wir erkennen,

---

* Wir nehmen z. B. wahr, daß, so oft wir an ein Glas schlagen, ein Klang erfolgt; daß, so oft die Kälte einen gewissen Grad erreicht, ein Gefrieren des Wassers erfolgt; daß, so oft wir in die Sonne sehen, eine Farbenentwicklung in unserem Auge erfolgt. In allen diesen und ähnlichen Fällen nennen wir das Vorhergehende die Ursache, das Erfolgende die Wirkung.

** Wir nehmen z. B. wahr, daß sich ein gewisses Volumen Wasser aus dem festen in den flüssigen, und aus diesem wieder in den dampfförmigen Zustand begibt, und auch wieder rückwärts; daß der Mond sich aus Vollmond in Neumond verwandelt, und der Mensch aus einem Knaben ein Greis wird, und in seinem täglichen Leben aus einem Wachenden ein Schlafender wird und umgekehrt. In allen diesen Fällen nennen wir die wechselnden Zustände Accidentien; aber das, woran der Wechsel vorgeht, als: Wasser, Mond, Mensch, — Substanzen.

ist ein durch diese Maschinerie verarbeiteter Stoff, und wir erkennen die Stoffe nur als verarbeitete. Denn die rohen Stoffe, d. h. die Dinge an sich selbst zu erkennen, ist darum nicht möglich, weil ein jedes Erkennen schon ein Verarbeiten des rohen Stoffes ist, welcher, so lange er nicht unter die Maschinerie des Apriori gebracht wird, auch nicht erkannt werden kann. Denn er kann unmöglich eher erkannt werden, als er erkannt wird, obgleich er vom verarbeitenden Erkenntnißakt immerwährend in seiner noch unverarbeiteten Gestalt als Stoff vorausgesetzt wird.

So weit uns daher nach Kant die Metaphysik bringt in der Einsicht in den Akt unseres Erkennens, so sehr versagt sie uns jeden Blick in das übersinnliche Reich der Dinge an sich selbst. Die Ahnung, welche sich im gemeinen Bewußtseyn oft zu regen pflegt, daß innerhalb unserer sinnlichen Erkenntnißsphäre sich viel Schein und Blendung in unsere Erkenntniß einmische, erhebt das Kantische System zur Einsicht und Gewißheit; dagegen schlägt es die Hoffnung, die sich mit jener Ahnung gewöhnlich zu verbinden pflegt, die Hoffnung, daß sich durch bloßes Nachdenken über die Natur und das Weltall die wahre Gestalt der Dinge an sich selbst erforschen lassen möge, auch durchaus zu Boden.

Wir sind hiermit an den Ort im Kantischen System gelangt, wo wir recht die Finsterniß empfinden, in welcher wir dieser Theorie zufolge herumirren in Beziehung auf die Erkenntniß der Dinge an sich selbst, und in welcher die Seele, nachdem sie vergebens alle Leitern ihrer apriorischen Begriffe auf und abgelaufen ist, am Ende zwischen sich und dem jenseitigen Orte ihrer Sehnsucht doch nichts entdeckt, als eine unübersehliche Kluft. Während sie aber an dieser Kluft starrt und sich resignirend auf sich selbst zurückzieht, entdeckt sie bei sich selbst eine Freistätte wunderbarer Beruhigung, in einem Entschluß ihres Willens. Und so bemächtigt sich ihrer jenes stille und gottgeborgene Bewußtseyn, weil sie in den höchsten Gebieten ihr Glauben und Meinen nicht mehr von einem vergeblichen Forschen und Grübeln, sondern von einem Entschluß des Willens abhängig macht, nämlich vom Entschluß, in einem Gebiete, worin kein Wissen möglich ist, dasjenige zu glauben und zu hoffen, was wir bei einer gewissenhaften Vollziehung des in unserer praktischen Vernunft liegenden Moralgesetzes zu glauben und zu hoffen nicht umhin können.

Der Entschluß, sich für ein Glied einer höheren geistigen Weltordnung zu halten, welche nicht bloß in die Grenzen dieses Lebens eingeschlossen ist, sondern darüber hinausreicht, ist identisch mit dem Entschluß, das moralische Gesetz zur strengen Richtschnur seines Lebens zu machen. Denn weil das moralische Gesetz befiehlt, so zu handeln, als ob wir das Mitglied einer solchen Weltordnung seyen, so können wir dies im Ernst unmöglich vollführen, ohne uns für ein solches zu halten, und so steht und fällt unser Entschluß zum Glauben an eine höhere Ordnung der Dinge mit unserem Entschluß, das zu thun, was in diese höhere Ordnung gehört, und von ihr seine Früchte und Folgen zu erwarten hat.

Entschließen wir uns zu diesem Glauben und diesem Thun, so erkennen wir uns als Geschöpfe, die zu zwei Welten gehören, und gelangen auf den Standpunkt, auf welchem Kants Leben und Denken als auf seinem Fundamente ruhete. Das Bewußtseyn, daß wir Wesen sind, welche, obgleich durch die apriorischen Formen des Anschauens und Denkens an eine niedere Natur gefesselt, dennoch ihr Haupt über dieselbe erheben, und schon hier ihr Leben als Bewohner einer höheren Welt beginnen dürfen, dies Bewußtseyn bringt die Seele in jene tiefe und contemplative Ruhe, gleich der Stille, welche von den Gestirnen der Mitternacht in unser Gemüth herabquillt, und unsere Seele in himmlischer Klarheit badet.

Die Stille einer solchen tiefen contemplativen Nacht liegt auch über dem ganzen Leben des Mannes ausgebreitet, in dessen Haupte sich diese Lebenstheorie entwickelte. Er verließ Zeit seines Lebens seine Vaterstadt, Königsberg, nicht. Er war daselbst geboren in demselben Jahre, in welchem Klopstock das Licht der Welt erblickte (1724), von armen, sehr ehrenwerthen Eltern, deren Vorfahren aus Schottland, dem Vaterlande des Philosophen Hume, stammten. Wenn Kant später gestand, von diesem schottischen Skeptiker zu seiner philosophischen Kritik bedeutende Anreize empfangen zu haben, so machte ihn dabei vielleicht ein gewisser überseeischer Blutstropfen in seinen Adern zur Aneignung der Ideen dieses kühnen Schotten noch geschickter. Wie ein stiller und tiefverborgener Strom floß das Leben Kants langsam hin. Nach einer zehnjährigen Thätigkeit als Informator und einer fünfzehnjährigen als Privatdocent trat

er im Jahr 1770 als Professor ordinarius mit seiner lateinischen Abhandlung de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis auf, in welcher er zum erstenmale die Idee seiner nachherigen Kritik der reinen Vernunft öffentlich an den Tag legte, oder vielmehr durch die gewählte strenge Form der mathematischen Methode und der todten Sprache vor den Augen aller Welt öffentlich vergrub. Dieser langmüthige Charakter konnte nochmals ohne Grämen Jahre der Vergessenheit und Nichtbeachtung über sein neues Weltsystem hingehen sehen, bis 1787, wo seine Kritik der Vernunft erschien, oder vielmehr bis 1792, wo sie zuerst durch die mehreren polemischen Angriffe, die sie auf sich zog, sich recht bemerkbar zu machen anfing. Damals war Kant bereits bis in sein 68stes Lebensjahr vorgeschritten. Und doch findet man schon in seinem mit 22 Jahren geschriebenen Traktat von den lebendigen Kräften mehrere von den eigenthümlichen Grundideen zur Vernunftkritik ausgesprochen. Man findet daselbst z. B. schon die Ansicht, daß der Raum eine Anschauungsform sey, welche die Gesetze enthalte, unter denen unser Vorstellungsvermögen von den sinnlichen Eindrücken afficirt werde; man findet daselbst schon die Ansicht ausgesprochen, daß es an sich seyende Dinge geben könne, welche nirgends und nie in unser menschliches Vorstellungsvermögen zu fallen vermöchten. In dieser Abhandlung findet sich die Bedächtlichkeit eines Alten mit der Keckheit des frischen Jugendmuths gepaart. Der junge Kant unternahm in dieser seiner ersten Excursion im Gebiete der Philosophie nichts Geringeres, als gegen Leibnitz, Cartesius, Bernoulli, Bilfinger und Andere damals berühmte Philosophen in die Schranken zu treten, und sich zum Schiedsrichter in einem zwischen den Leibnitzianern und Cartesianern mit großem Eifer geführten Streit aufzuwerfen. Was sich als Resultat der Ueberzeugung durch diese Arbeit bei ihm festsetzte, hat er später in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft niedergelegt, und ist von da in die Naturconstruktionen der Schellingschen Schule übergeflossen. Für den Augenblick aber hatte die Schrift des jungen muthigen Ringers kein anderes Schicksal, als das, unbeachtet zu bleiben. Natürlich, denn es gibt ja überall kein besseres Mittel, seine Gedanken zu verbergen, als wenn man sie in eine philosophische Form kleidet, welche die Farbe keiner der im Augenblick herrschenden Schulen trägt. Kant konnte warten. Er kannte seinen Schatz,

und er hatte nicht die Ansicht einer neueren Schule von ihm, daß seine Philosophie nur Philosophie seines Jahrhunders sey und mit demselben unterzugehen habe. Ein anderer Begriff von der Wahrheit beseelte ihn, nach welchem die Wahrheit lieber um der Gründlichkeit ihrer inneren Durchbildung willen von der Eile ihres Erscheinens absteht, als in der Angst, ihre Idee möge mittlerweile schon veralten, nicht weiß, wie schnell sie zur hundertstimmigen Posaune ihres eigenen Ruhmes greifen soll. Kant konnte warten. Seine Philosophie war seine Existenz. Sechzig Jahre lagen noch vor ihm, ihr durch allmählig vorbereitendes Wirken und durch ein ewiges Umwälzen und stilles Graben in dem Bergwerke des neuen Grundgedankens ein auf Unerschütterlichkeit und ewige Dauer berechnetes Fundament zu geben. Sein Leben war seine Philosophie. Mehr brauchte es vor der Hand nicht, damit seine Philosophie lebte. Sein Leben war eingetaucht in jene stille Mitternacht, deren schwarze und beruhigende Fluth aus den Brunnen einer ununterbrochenen Contemplation hervorquoll, und jedes übereilte Begehren des stürmischen Ehrgeizes dämpfte. Der Horizont der neuen philosophischen Anschauung bot Nahrungsstoff und Lebensbalsam genug, um ein einsames und farbloses Leben für seine Entbehrungen und seine Oede zu entschädigen, und die Sicherheit der erworbenen Erkenntniß bot innere Zufriedenheit genug dar, sich mit der bloßen Erlaubniß, seiner Lebensbestimmung wirklich leben zu dürfen, genügen zu lassen, ohne einen frühen Beifall oder Anhang ertrotzen zu wollen. So wie die Abhandlung von den lebendigen Kräften Zeugniß davon gibt, daß die Grundanschauungen der Vernunftkritik sehr früh schon in Kants Denkart Wurzel gefaßt hatten, so bezeugen dasselbe in Beziehung auf den praktischen Theil seiner Philosophie viele kleinere Aufsätze aus früherer Zeit (z. B. Gedanken beim Ableben des Herrn v. Funk 1754 u. a. m.), in denen Kant sich mit sichtlicher Vorliebe über Gegenstände der Religion und Moral nach einer Ansicht ausspricht, welche sich weigert, in den Meinungen über die Zwecke des Lebens und der Tugend Partei zu nehmen, und sich im Gegentheil mit Hinwegwerfung aller anderen Hülfe nach den reinen Geboten der gesetzgebenden Vernunft richtet, im Vertrauen, daß wenn der Mensch auf diese Art nach dem von Gott ihm auf seine Fahrt mitgegebenen Kompaß seine Schuldigkeit thue, auf der anderen Seite der Beherrscher der Meere und Stürme

das Seinige hinzufügen werde, nach dem in einem jener Aufsätze angeführten Verse Pope's:

„Daß Jeder seinen Kreis vollende, den ihm der Himmel ausersehn."

Die Kantische Lehre ist also gar nicht in dem Grade Sache der bloßen Verstandesberechnung, in welchem sie dies, nach der Form der späteren Kantischen Schriften zu urtheilen, wohl scheinen kann, und in welchem sie auch nach dem eingeschlichenen falschen Begriff des sogenannten trockenen und dürren Kantianismus gemeiniglich dafür gilt. Ihr Fundament ist vielmehr eine Grundanschauung des Lebens, welche schon vom 22sten Jahre an so frisch und lebendig in Kants Adern pulsirte, als nur der gleichzeitige Klopstock von seinen poetischen Idealen als Triebfedern des innersten Lebensbluts seinerseits in Bewegung gesetzt seyn mochte. Aber indem diese positive Kantische Grundanschauung sich als Maßstab sowohl an die deutschen als ausländischen spekulativen Systeme ansetzte, gebar sie eine fundamentale Kritik derselben, und trat so in der Gestalt einer Kritik der philosophischen Spekulation überhaupt, oder als eine Kritik der reinen Vernunft auf.

Zwei philosophische Mächte waren es, welche auf Kants Nachdenken von zwei verschiedenen Seiten her fortwährend entgegengesetzte Eindrücke ausübten: die deutsche Philosophie und die ausländische. Die deutsche Philosophie war in ihrer damaligen dogmatischen und starren Form des Wolfischen Systems ihm im eigenen Geiste dadurch regsam und thätig, daß er als Lehrer der Logik und Metaphysik selbst zu Vorlesungen über dieselbe verpflichtet war, wobei er sich der Meierschen Compendien zu bedienen pflegte. Den Contrast zu der pedantischen, aber gründlichen Wolfischen Methode bildete damals die bewegliche Mannichfaltigkeit der französischen und englischen Sensualphilosophie, deren geistreiche, flüchtige und zum Theil ausschweifende Erscheinungen Kant mit großer Lebhaftigkeit und dem spähenden Blick eines Thurmwächters im Stillen verfolgte. Seine philosophische Grundanschauung gewann hierdurch gleichsam einen doppelten Schlagschatten, einen, den sie im Lichte der Wolfischen und mathematischen Methode warf, und einen entgegengesetzten, der ihr im flimmernden Fackelschein des französischen und englischen Sensualismus nachzog. Durch ein wiederholtes Vortragen der Philosophie nach Wolfischer Methode,

wobei er seine Gegenansichten immer anmerkungsweise einflocht, gewöhnte er sich, dieselben als Zweifel an gewissen Lehrsätzen des Leibnitzischen Dogmatismus auszusprechen. Aber in der Kritik der reinen Vernunft stellte er sich auf den entgegengesetzten sensualistischen Standpunkt, und hierdurch mußte bei ihm eine Gedankenumwälzung von kolossaler Natur entstehen. Denn Alles das, was er als Lehrer nach der Wolfischen Methode als Zweifel zu rechtfertigen hatte, verstand sich auf dem anderen Standpunkte von selbst, und fast Alles, was er als ein Schüler Wolfs bisher hatte stehen lassen, war nun zu beweisen. Hierdurch entstand die Anforderung einer Rechenschaft über die untersten Fundamente des Denkens und Wissens, von einer Gründlichkeit, wie sie vorher noch nirgends statt gefunden hatte. In welcher Art solche Gedankenumwälzungen mit der Gewalt einer Axendrehung der Erde unter unseren eigenen Füßen in ihm vorgehen mußten, erlaube ich mir in einigen Beispielen zu zeigen.

Wolf fand in den Grundbegriffen des Verstandes die Grundgesetze der uns umgebenden Welt enthalten, indem die Verhältnisse der Substantialität, der Ursachlichkeit, des Zweckzusammenhangs, der Nothwendigkeit, der Möglichkeit u. a. zugleich die Grundbedingungen der Existenz um uns her und die Grundbegriffe unseres Verstandes bilden. Wolf nahm daher das Allgemeine, was durch den Begriff erkannt wird, als das Wesentliche und Substantielle in den Dingen an, an welchem er alle sinnlichen und individuellen Bestimmungen als bloße Accidenzen kleben ließ. Kant nun stimmte mit der ersten Hälfte dieses Satzes wohl überein, aber nicht mit der zweiten, welche Wolf als eine vermeintliche Folgerung aus jener fließen ließ. Kant ließ daher als Ausleger des Meierschen Compendiums den Vordersatz ruhig stehen. Um aber seine wahre Ansicht über die vermeinte Folgerung daraus an den Tag zu legen, durfte er nur in Form eines Zweifels sich ausbreiten über die Nicht-Nothwendigkeit dieses Folgesatzes und über den Widerspruch, der darin liege, wenn man das individuelle Daseyn zu einer bloßen Eigenschaft von Begriffen und (weil Begriffe bloße Möglichkeiten und noch nichts Wirkliches bezeichnen) die Wirklichkeit zu einer bloßen Eigenschaft von etwas nur Möglichem macht. Als er nun aber sich entschloß, seine Philosophie eben so auf den Boden der Erfahrung zu erbauen, wie Locke und Hume dies gethan, hatte er

den letzten Satz zu beweisen nicht mehr nöthig, weil derselbe sich auf diesem Standpunkt von selbst verstand. Aber mit einem Anklammern an die bloße Erfahrung schien nun auch zugleich der obige erste Vordersatz zu fallen, welchen Kant doch nicht wollte fahren lassen. Dadurch kam er nun hier in die Nothwendigkeit, das, was sich auf dem Wolfischen Standpunkt oder dem Standpunkt der reinen Vernunft von selbst verstand, umständlich zu beweisen, nämlich, daß in den Grundbegriffen des Verstandes die Grundgesetze der uns umgebenden Welt vorgezeichnet liegen. Es war daher nur die Rettung und Rechtfertigung eines Wolfischen reinen Vernunftsatzes vom Standpunkt der Erfahrung aus, welche sich von diesem Standpunkt aus so neu und frappirend ausnahm als Behauptung, daß die Dinge sich nach unserer Erkenntniß richteten und nicht unsere Erkenntniß nach den Dingen, genauer gesprochen, daß die Grundgesetze der Erfahrungswelt, in welcher wir leben, in den Grundbegriffen unseres Verstandes vorgezeichnet liegen.

Dasselbe Verfahren, welches Kant hier beobachtete, mußte er bei vielen anderen Punkten wiederholen, so daß man sagen kann, er war Zeit seines Lebens beschäftigt, seine Philosophie aus der Tonart des Wolfischen in die des Humischen Systemes zu transponiren. Wolf leitete alle philosophische Erkenntniß aus dem reinen Verstande, Hume leitete sie alle aus den Erfahrungen unserer Sinne ab, und so unterzog sich Kant, indem er sich auf den Standpunkt der Erfahrung stellte, der Arbeit, alle diejenigen Wolfischen Sätze, welche er stehen zu lassen gesonnen war, mit empirischen Beweisen zu versehen, und so kann man von ihm sagen, daß er die Wolfische Philosophie in den Brunnen des Humeschen Skepticismus versenkte, um das Unhaltbare daran untergehen zu lassen, dasjenige aber, was er für rettbar hielt, durch sichere und starke Hebezeuge daraus wieder geläutert und erfrischt ans Tageslicht empor zu ziehen.

Zu diesen emporgezogenen Sätzen gehört als der allervorzüglichste der von einer intelligibeln Welt im Wolfischen Sinn, oder von einer Welt der noumena, im Gegensatz zur erscheinenden oder phänomenen Welt.

Leibnitz, und ihm zufolge Wolf, hatten behauptet, daß der Mensch ein Wesen sey, welches in zwei entgegengesetzten und von

einander getrennten Welten lebe, in einer Körperwelt, welche wir durch die Erfahrung der Sinne, und einer Geisterwelt, welche wir durch die bloße Vernunft vermöge ihrer Begriffe erkennten. Kant war von dieser Behauptung im Allgemeinen überzeugt und durchdrungen; in ihr bestand der starke moralische Pulsschlag seines Lebens und der Grundtrieb seines Philosophirens. Dennoch sah er sich genöthigt, bei diesem Wolfischen Satz einen sehr erheblichen Zweifel anzubringen, dadurch, daß er auf mannichfaltigen Denkwegen es erprobte und hernach auch in seiner Vernunftkritik unter dem Titel der Antinominen bewies, daß jenseits der Grenzen der Erfahrung durch bloßes Denken keine sichere Erkenntniß möglich sey. Er fand auch, daß die Erkenntnisse, welche uns die Psychologie am Leitfaden der Erfahrung bietet, lange nicht hinreichen, ein solches Leben der Menschennatur in zwei entgegengesetzten Welten zu bewahrheiten. Weil er aber von diesem Leibnitzischen Satz moralisch überzeugt war, so ergriff er zu seiner Beglaubigung den Weg der moralischen Postulate. Und so stellte sich in seiner Philosophie dem empirischen Bewußtseyn das moralische Bewußtseyn entgegen als eine Erfahrung von höherer Natur, und rückte gleichsam der gemeinen sinnlichen Erfahrung als eine Gegenerfahrung aus einer anderen Welt ins Angesicht. Und hierher stammt nun die energische Gewalt, womit das Kantische System den Geist vom flimmernden Lichte des Erfahrungsbewußtseyns in die einsame Nacht des moralischen Selbstbewußtseyns treibt. Es treibt nicht mit der Gewalt des spekulativen Gedankens, sondern mit der des moralischen Zwangs. Es zwingt die Seele zur Anerkennung ihrer eigenen Freiheit; es zeigt ihr die Mittel, dieselbe keiner Art von wissenschaftlicher Verlockung zum Raube zu lassen. Es fordert eben dadurch auch auf, unter den vielen Personen, die in uns zu stecken pflegen, besonders den freien Philosophen in uns hervortreten zu lassen, und uns nicht tiefer in das Gedränge und Gewühl der geschäftigen Erfahrungswelt einzutauchen, als so, daß es uns noch von Zeit zu Zeit möglich wird, die bunte Uniform, in welche uns ein solches Leben kleidet, als einen fremden Schmuck von den nackten Gliedern der Seele zu werfen, gleichwie der große Baco von Verulam am Abend nach vollbrachter Arbeit seinen Lordkanzlerschmuck verachtend auf den Sessel zu werfen pflegte mit dem Ausruf: „Da lieg', Lordkanzler von England!“

Auf diese Art entstand bei einem Manne, der in hohem Grade von der Gemüthsart erfüllt war, die das Alterthum eine philosophische nannte, eine Lehre, in welcher sich eben diese Gemüthsart besonders getreu und wahr abbildete. Von einem klaren und scharfsinnigen Denken geschärft, wurde in ihm die Sinnesart eine Sense, vor deren mächtigem Schwung alle früheren Systeme wie gemähetes Gras zusammensanken, aber auch zu einem Pflug, der den philosophischen Acker mit tieferen Furchen als jemals urbar machte, und zu neuen blühenden Saaten zubereitete.

Und zwar sind es drei neue in Bewegung gesetzte philosophische Triebräder, durch deren Energie die Kantische Philosophie in der Wissenschaft umwandelnd gewirkt hat. Das erste Rad ist die Kantische Methode des Wissens, das zweite ist die Kantische Deduktion des Glaubens, das dritte ist das Kantische Moralgesetz. Ein genaues Studium der Kantischen Schriften ergibt, daß, so sehr auch die Neueren in Methode, Form und Inhalt der Wissenschaft wieder von Kant ab- oder vielmehr zurückgewichen sind, es dennoch jene drei Triebräder sind, die ihren Systemen nicht allein den ersten Anstoß gegeben haben, sondern deren geheimem Fortarbeiten sie auch ihre ganze innere Organisation verdanken. Die Arbeit der gegenwärtig thätigen Tochtersysteme Kants, namentlich des Hegelschen, ist, Brücken zu schlagen über die ungeheure Kluft, die sich zwischen der neuen Kantischen Weltansicht und der alten scholastisch-Wolfischen aufgethan hatte, Brücken, um darauf das wissenschaftliche Bewußtseyn sanft und allmählig vom alten Standpunkt auf den neuen hinüberzuleiten. Zu diesem Zweck sind sie zwischen der neuen Kantischen und der alten scholastischen Ansicht Achselträger geworden, und haben ihre ewige Schönheit der augenblicklichen Nützlichkeit aufgeopfert. Dennoch arbeiten in ihnen unverkennbar die drei Triebräder der Kantischen Wissenschaft als innerster, aber verdeckter Lebenspuls. Sie haben aber in ihrer unverdeckten und vollen Energie folgende Gestalt.

Das erste ist die Kantische Methode des Wissens. Die Philosophie war vorher dadurch verhindert gewesen, sich zum Range einer sicheren und exakten Wissenschaft zu erheben, daß sie sich nicht an dem genügen ließ, was wir sicher wissen können, und daß sie so durch Vermischung des Sicheren mit dem Unsicheren in der Erkenntniß das erstere ebenfalls in den Verdacht des Schwankens

brachte. Die Kantische Wissenschaft ging daher darauf aus, alle diejenigen Elemente aus dem Wissen auszuscheiden, welche auf sichere und demonstrative Erkenntniß keinen Anspruch zu machen haben. Und indem sie dann den übrig bleibenden Rest des Wissens, welcher schlechterdings nicht zu stürzen war, als auf unerschütterlichen Grundfesten ruhend zeigte, räumte sie den einen der Zankäpfel aus dem Wege, die bisher zu unaufhörlichem Streit entflammt hatten, nämlich den Gegensatz von Dogmatismus und Skepticismus. Die Philosophen hatten früher einen von diesen beiden Wegen betreten zu müssen geglaubt, daß sie entweder als Dogmatiker die philosophische Erkenntniß auf ein einziges Princip zurückbrachten, oder als Skeptiker an der Gründlichkeit und Sicherheit aller philosophischen Erkenntniß zweifelten. Das eine war jetzt durch die That eben so unmöglich gemacht, als das andere.

Der andere Zankapfel, welchen Kant aus dem Wege räumte durch seine Methode des philosophischen Wissens, ist der Gegensatz von Sensualismus und Intellektualismus. Alles Wissen fängt nach Kant zwar mit Thatsachen sinnlicher Erfahrung an und geht von ihnen aus, fließt aber nicht lediglich aus der sinnlichen Erfahrung, sondern die Thatsachen derselben werden von angeborenen und a priori bestimmten reinen Verstandesbegriffen oder Kategorieen, als von einem schon bereit liegenden Fachwerk, aufgenommen und in Ordnung gebracht. Die Ordnung aber richtet sich nach den Lagen, Stellungen und Figuren, welche die sinnlichen Eindrücke bilden in den von ihnen angefüllten Behältern der angeborenen Anschauungen der Zeit und des Raumes. Durch diese inwendige Anordnung, gleichsam Verdauung des von außen Gegebenen, werden erst sinnliche Eindrücke in den Rang von Begriffen oder Erkenntnissen erhoben. Durch diese Methode, womit Kant zwischen Sinnlichkeit und Verstand als genau abwägender Schiedsrichter trat, wurde er in der Philosophie zugleich Friedensstifter und Beendiger der hartnäckigsten Streitigkeiten. Denn diese dreheten sich von Cartesius bis auf ihn selbst großentheils darum, ob die philosophische Erkenntniß solle, wie die Sensualisten wollten, aus reiner Erfahrung, oder, wie die Intellektualisten wollten, aus reiner Vernunft abgeleitet werden. Beides ist, wie Kant gezeigt hat, unmöglich, indem jede Erkenntniß aus zwei Faktoren, einem äußerlichen und einem innerlichen, entspringen muß. Die

Wissenschaft erkrankt durch Vernachlässigung des einen oder des andern Faktors. Denn ein Verstand, welcher die Erfahrung aus den Augen verliert, hat keine Macht, sich vor Blendwerken zu schützen, und eine Erfahrung, welche nicht mit gehörigem Verstande, Scharfsinn und Combinationsgabe verarbeitet wird, bleibt ein todter und für die Praxis unbrauchbarer Klumpen.

Der dritte Zankapfel, welchen Kant durch seine Methode des philosophischen Wissens aus dem Wege räumte, ist die von den Zeiten der Scholastik her noch von Wolf und Anderen beibehaltene spekulative Theologie. Hierbei hatte Kant nicht als Vermittler Frieden zu stiften, sondern das Uebel war mit Stumpf und Stiel auszurotten. Kant hat den alten Drachen der Scholastik, gegen welchen schon die meisten Philosophen vor ihm mit großem Eifer, aber nicht mit hinreichenden Waffen ins Feld gezogen waren, ein für allemal getödtet. Es darf uns dabei nicht irre machen, dieselbe Scholastik, welche durch ihn den Todesstreich empfing, wieder in mehreren neueren Systemen das Haupt erheben zu sehen. Denn es erscheint hierin nichts anders, als die letzten Gliederzuckungen eines Leichnams, welchem schon das Herz unheilbar durchschnitten ist und welchem die inneren Lebensbedingungen gänzlich fehlen. Die drohende Gestalt, in welcher sich der Leichnam nochmals emporthürmt, um dann auf immer zu sinken, kann keinen Kundigen mehr schrecken. Die Schärfe, welche dem Unthier ins Herz traf, ist in den erwähnten einfachen Begriffen enthalten. Die spekulative Theologie leitet die Lehre von Gott, von der Weltschöpfung, von der Substanz der Seele und ihrem Zustande nach dem Tode aus Begriffen der bloßen oder reinen Vernunft ab, isolirt also den einen jener Faktoren, durch deren Zusammenwirken einzig Erkenntniß möglich ist. Und so verführerisch wirkte dieser unrechtmäßige scholastische Zauber, daß sich selbst Locke, welcher doch vom Princip ausging, daß alle unsere Erkenntniß aus der Erfahrung fließe, seine vermeintlich aus bloßer Erfahrung abgezogenen Vernunftkategorien dazu mißbrauchte, um seine Erkenntniß weit über die Grenzen aller Erfahrung wahrhaft ins Blaue auszudehnen, und über die Beschaffenheit einer ewigen Materie, einer Schöpfung aller Dinge durch ihren Urheber u. s. w. philosophische Machtsprüche zu thun. Diese uralte philosophische Ungezogenheit eines Fischers im Trüben der reinen Vernunft hat durch Kant ihr

wirkliches Ende erreicht, und das führt uns auf das zweite Triebrad der Kantischen Forschung, den Glauben.

Die Gegenstände des Glaubens, nämlich Gott und Unsterblichkeit, fallen schlechterdings über die Grenzen des Wissens hinaus. Der Glaube beruht auf keinerlei Art von Einsicht, sondern auf einem moralischen Willensentschluß von eigenthümlich dringender Art. Der Glaube ist nothwendig immer mit einer moralischen Gemüthsumwandlung verbunden. Er ist selbst eins mit der Richtung, die das Gemüth von seinem Streben nach unten, nach den Gütern der Erde, hinaufwärts nach oben, nach der ernsthaften Vollziehung des moralischen Gesetzes nimmt. Wie diese Richtung schwindet, schwindet auch nothwendig der Glaube; wie sie wiederkehrt, kehrt auch nothwendig der Glaube wieder. Wer für das moralische Gesetz sich anstrengt, und in ihm steht, der ist ein Glaubiger, indem der Glaube nichts ist, als die Consequenz dieses Gesetzes; wer hingegen den Glauben annimmt und bekennt, ohne ihn mit der moralischen That zu besiegeln, dessen Glauben hat keinen größeren Werth, als eine metaphysische Einsicht von Gott und göttlichen Dingen, d. h. den Werth einer Selbsttäuschung. Die Identität zwischen einer unablässigen Willensrichtung auf das moralische Gesetz und dem Glauben läßt sich folgendermaßen sehr einfach einsehen.

Das moralische Gesetz, welches als das Gebot, kein Unrecht zu thun, jeder menschlichen Vernunft angeboren ist, fordert unbedingte und ausnahmslose Unterwerfung. Diese wird ihm auch von selbst zu Theil werden, so lange sich eine Nützlichkeitsidee mit ihm verbinden läßt, d. h. so lange wir durch Befolgung des Gesetzes uns zu den Zielen entweder des Wohlseyns, oder der Ehre, oder eines zu erlangenden Glücks, eines inneren oder äußeren Behagens, einer inneren oder äußeren Vollkommenheit hingetrieben sehen. Denn Tugend und wahre Glückseligkeit sind Ideen, welche sich im angebornen Urtheil unserer praktischen Vernunft verhalten, wie Ursache und Wirkung. Von einem tugendhaften Menschen urtheilt unsere praktische Vernunft, er sey ein Mensch, welcher verdient wahrhaft glückselig zu seyn. In den Fällen also, wo das moralische Gesetz mit unserem Streben nach Glückseligkeit im Einklang steht, hat die Befolgung des ersteren keine Schwierigkeit. Aber dieser Einklang ist nicht immer vorhanden. Man nehme also von

den Fällen des Gegentheils, die die Erfahrung bietet, einen heraus, welcher die That, wodurch wir erhöhete Glückseligkeit und Vervollkommnung verdienen, mit Unglück oder gar mit der Zerstörung aller uns erworbenen Vollkommenheiten, d. h. mit dem Tode belohnt oder zu belohnen verspricht. In diesem Fall erscheint nothwendig das moralische Gebot als eine Absurdität, welche im Gedränge der Leidenschaften, die ein solcher Fall mit sich führt, uns nur noch ein achselzuckendes Lächeln abnöthigen kann, womit wir uns über das Gebot hinwegsetzen, Andere aber, welche sich demselben dennoch unterwerfen, als Thoren bemitleiden. Und so wird das moralische Gesetz zum Scherz, zu einer Maske, die nur so lange eine Bedeutung hat, als sie die Zwecke der Glückseligkeit und Vervollkommnung zu überkleiden dient. Dies Verhältniß weicht nicht eher, als bis wir uns entschließen, die Zustände, welche uns dem moralischen Gesetz zufolge bloß des Glücks und der Vollkommenheit würdig machen, ohne sie zu gewähren, für reelle Ursachen eines noch höheren Glücks, einer noch höheren Vollkommenheit in einer über diesem Leben stehenden höheren moralischen Weltordnung anzusehen. Ohne diesen Glauben ist eine Willenskraft, welche in allen Fällen ausreiche, dem moralischen Gesetz nachzukommen, unmöglich; und wenn es uns daher wirklich Ernst ist, ohne Ausnahme zu thun, was das moralische Gesetz gebietet, so muß es uns vor Allem mit diesem Glauben Ernst werden, ohne welchen das moralische Gesetz keine Kraft hat. In diesem Glauben an eine gerechte Vergeltung in einer höheren Ordnung der Dinge liegt aber beides eingeschlossen, der Glaube an die Fortdauer des Subjekts, welchem vergolten wird, und der Glaube an eine Allwissenheit, Allgerechtigkeit und Allmacht, welche vergelten kann und will.

So wird der Glaube an Gott und Unsterblichkeit bei Kant aus einer Sache der Demonstration zu einer Sache des moralischen Entschlusses. An Gott und Unsterblichkeit glauben heißt, sich zur höheren moralischen Weltordnung entschließen, daran zweifeln aber heißt, sich zur niederen physiologischen Weltordnung entschließen. Beides ist in des Menschen freie Wahl gegeben. Und das Kantische System tritt daher in diesem Punkte mehr, als irgend ein anderes, auf die Seite der positiven Religion, welche ihrer Natur nach niemals die philosophischen Anmaßungen begünstigen konnte,

durch welche das, was die Religion als einen moralischen Entschluß fordert (das Nichtsehen und doch Glauben) in eine metaphysische Demonstration aus bloßen Begriffen verwandelt werden soll. Auch hat die Kantische Lehre vom Glauben durch die darin enthaltene enge Verknüpfung von Gottesfurcht und Moralität, durch die darin vorherrschende Vorstellung von Gott, daß er sey ein allmächtiger Rächer des Bösen und ein Erbarmer über die leidende Unschuld, eine enge Beziehung zum einfachen und uralten Glauben Abrahams und der Patriarchen. Und so wie der uralte Jehovah alle die heidnischen Theologien und Götterlehren, welche sich als glänzende und systematische Gebäude bis in den Himmel hinein thürmten, mit langsamen und allmächtigen, aber eisernen Schritten zertrat, so hat auch das Kantische System angefangen und fährt noch immer fort, die glänzenden Gebäude des Intellektualismus und Sensualismus, des Dogmatismus und Skepticismus mit langsamen und allmähligen, aber eisernen Schritten zu zertreten. Und auch diesmal erschien Jehovah wieder in seiner alten und gewohnten Gestalt, als Gesetzgeber der zehn Gebote, an denen darum keine menschliche Gewalt etwas ändern und rücken kann, weil sie als Regeln zur Vermeidung des Unrechts und zur Vollziehung des moralischen Gesetzes das angeborene Eigenthum der praktischen Vernunft ausmachen.

Um endlich auf das dritte Triebrad der Kantischen Forschung, das Moralgesetz selbst, zu kommen, so ist dasselbe unerschütterlich und ewig, und es bleibt einem Philosophen dabei natürlich kein anderes Verdienst, als die Reinheit der Darstellung, oder auch die Auffassung desselben von einem neuen, bisher noch nicht versuchten Standpunkt. Auf letzterem Wege haben sich die Moralphilosophen vor Kant einiges Verdienst erworben, indem sie zeigten, wie weit man mit den aus der Erfahrung geschöpften Principien des Wohlwollens, des sittlichen Instinkts, des Strebens nach Vervollkommnung, des Geselligkeitstriebs u. s. w. auf dem Felde der Moral fortkommen könne. Kant hingegen hat darnach gestrebt, das Moralgesetz auf einen möglichst abstrakten Ausdruck zu bringen, d. h. auf einen solchen, welcher von allen aus der Erfahrung zu schöpfenden Bestimmungen möglichst abstrahirt. Sobald man das Moralgesetz möglichst rein fassen will, ist man darum genöthigt, einen solchen zu wählen, weil überall bei vorkommenden Fällen des

des Conflikts zwischen reiner Moralität und solchen Motiven, die aus der Erfahrung stammen, das Moralgesetz seinem Wesen nach eine Unterdrückung letzterer Motive fordert. Kant hielt sich also an dem bekannten abstrakten Ausdruck des moralischen Gesetzes fest: Was du nicht willst, das man dir thue, das thue du Andern auch nicht; thue du ihnen aber das, wovon du wünschest, daß es dir geschehen möge. Beide Sätze faßte er in den noch kürzeren Ausdruck zusammen: Handle so, daß du wollen kannst, dein Handeln gelte als Maxime und Richtschnur für alle Menschen.

Das moralische Gesetz ist darum nicht mit einem bloßen moralischen Triebe oder moralischen Sinn zu verwechseln, weil seine zwingende Kraft auf einer Einsicht dessen ruht, was uns moralische Würde gibt und was nicht, und weil wir nicht einen Trieb oder eine Neigung, sondern das vernünftige Urtheil über den moralischen Werth einer Handlung Schiedsrichter seyn lassen. Kant fühlte das Bedürfniß, den Inhalt des reinen Vernunfturtheils in dieser Sache sorgfältig abzusondern von dem, was Neigung, Begeisterung, Abscheu, Nutzen, Furcht dem bloßen Vernunftgesetz gewöhnlich noch hinzuzusetzen pflegen. Er bezeichnete daher seine Arbeit in diesem Stücke selbst als einen gleichsam chemischen Scheidungsproceß. Denn durch das einfache Verfahren, daß wir uns das, was irgend ein Trieb von uns fordert, als sittliche Handlungsweise für einen ganzen gesellschaftlichen Zustand denken, löset sich das, was an diesem Triebe Schlacke ist, von selbst ab, und nur das, was dem moralischen Gesetz nicht mehr widerspricht, kann sich dabei in der Vorstellung halten.

Der Unterschied zwischen dem Moralsystem Kants und zwischen denen sowohl der Späteren als der Früheren hat besonders darin seinen Grund, daß Kant diese Sache verdeutlichte zu seinem eigenen Gebrauch, zu seiner eigenen inneren Gewißheit und Ueberzeugung, die Andern aber mehrentheils zur Gewinnung eines bequem lehrbaren und in allen Fällen mit einer prompten Antwort dienenden Systems. Daher wählte er seinen Maßstab nach der reinen Vernunft in ihrer möglichsten Entfernung von empirischen Motiven, die Andern aber nach dem Leben und der schnellen empirischen Anwendbarkeit. Ihm war es fatal, daß die praktische Vernunft in ihren Urtheilen sollte bei den moralischen Trieben und Neigungen der Erfahrung oder bei ihrer herrschenden Sitte, beim Geiste des Zeitalters u. s. w.

betteln gehen; deßhalb hielt er sich lieber an der Reinheit des abstrakten Gesetzes, sollte dessen Anwendung auch in vielen Fällen keinen allgemeinen Ausdruck leiden und dem Gewissen eines jeden überlassen bleiben. Den Andern war es hingegen fatal, daß das reine Moralgesetz der Vernunft viele ihnen höchst wichtige Fragen unentschieden ließ, und eben dadurch für unwichtig erklärte, gewisse Pflichten mit übertriebener Strenge forderte und bei manchen Tugenden, besonders bei denen von genialer Natur, sich kalt zeigte, kurz, daß nach dem abstrakten Moralgesetz der Vernunft ein großer Theil des Pomps der Moralsysteme wegfiel, welcher dadurch so sehr begeistert und fesselt, daß wir Anleitung bekommen, alle außerordentlichen Kraftäußerungen für irgend einen von der Zeit und dem Jahrhundert aufgegebenen Zweck für Tugenden anzusehen und so im Begriffe der Tugend nur im Grunde unser eigenes Jahrhundert glorificirt zu erblicken, oder gar eine jede energische und außerordentliche Kraftäußerung, gehe sie zu welchem Ziel sie wolle, für Tugend zu halten. Das Verdienst Kants in Beziehung auf das Moralgesetz ist, dasselbe in der unsterblichen Schönheit vor uns hingestellt zu haben als nackte Göttergestalt. Das Verfahren der Späteren ist, daß sie aus Furcht, die Welt möchte die nackte Schönheit und Unschuld nicht wohl ertragen, dieselbe wieder in glänzende Gewänder hüllten, wie es schon die Früheren gethan, damit sich der Glanz der himmlischen Schönheit dämpfe und derselbe den Sterblichen nicht gar zu stechend ins Auge fahre.

Versenken wir so den Geist in das gewaltige Arbeiten dieser drei Triebräder im Kantischen System, so können wir nicht umhin zu rufen: Sokrates! Hier ist in der That ein neuer Sokrates. So wie Sokrates, erhob auch Kant den praktischen Theil der Philosophie an Werth und Gewißheit über den theoretischen; so wie Sokrates, mahnte er von unnützen Sophistereien ab und vernichtete die metaphysischen Scheinkünste seiner Zeit; so wie Sokrates, brachte er eine völlige Umwälzung in die Philosophie; so wie Sokrates, setzte er dem Glänzenden das Unscheinbare, dem Künstlichen das Einfache, der geschraubten Spekulation den gesunden Menschenverstand entgegen; so wie Sokrates, brachte er die Philosophie vom Himmel auf die Erde, vom Standpunkt theoretischer Allwissenheit auf den Standpunkt praktischen Glaubens; so wie Sokrates, war er ein Feind aller auf Blendung ausgehenden Rhetorik, aber ein

Meister in Knüpfung und Entwirrung logischer Spitzfindigkeiten und Antinomieen. Auch sind Kant und Sokrates darin einander ähnlich, daß beide keine abgeschlossene Schule bildeten, welcher sie die Grundsätze eines vollendeten und fertigen Systems eingeimpft hätten, sondern beide erklärten ihre Philosophie dem theoretischen Theile nach bis an ihr Ende für werdend und unvollendet, und nur zu der praktischen Gewißheit vom Gesetze des an sich Guten und dem darin enthaltenen Zusammenhang der Seele mit einer göttlichen Existenz bekannten sich beide als zu einer dogmatischen, festen und über allen Zweifel erhabenen Lehre. Denn Kant hielt seine Vernunftkritik nur erst für eine Vorbereitung zu einer zukünftigen Metaphysik, die er sich noch nicht aufzustellen getraute, und Sokrates verschmähete es nicht, bei jedem Gespräche das Forschen wieder von vorne anzufangen, ob sich ihm nicht vielleicht noch ein besserer Weg entdecken möge, als die bisher betretenen, welcher zu der Höhe des einzig Einen hinaufführe, welches das Gute ist. Beider Leben bestand in einer fortgesetzten Prüfung und Kritik sämmtlicher vorangegangener Systeme, bei Sokrates in einer Kritik des Parmenides, Zeno, Heraklit und der Sophisten, bei Kant in einer Kritik von Leibnitz, Wolf, Locke, Hume und den französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts, welchen man wohl, Voltairen an ihrer Spitze, den Namen der Sophisten des modernen Zeitalters passend zuertheilen darf. Kant wäre schwerlich durch das Wolfische System, welches er lehrte, bloß und allein zu einer so gründlichen und durchdringenden Vertheidigung der in ihm schon angedeuteten moralischen Weltordnung angefeuert worden, hätten ihn nicht die hundertstimmigen Echo's von den widerstreitenden, geistreichen und blendenden Lehren eines Helvetius, Condillac, La Mettrie, Maupertuis, Robinet, Rousseau beständig umrauscht und zur unaufhörlichen Disputation mit ihnen aufgefordert, welche vom Sokratischen unaufhörlichen Kampf mit den rednerischen Sophisten sich nur dadurch unterschied, daß der Sokratische dialogisch, öffentlich vor den Ohren Athens geführt wurde und erst später durch Plato, Xenophon und Aeschines aufs Papier kam, der Kantische Streit aber sich monologisch als unaufhörliche Contemplation eines langen und einsamen Lebens in der Stille des Königsberger Studierzimmers vollführte, und sich erst dann der Welt kund gab, nachdem er sich als Kritik der reinen

Vernunft hatte aufs Papier bannen lassen. Dieser Unterschied betrifft also nur die Form und nicht das Wesen; im Wesen sind Sokrates und Kant sich durchaus ähnlich. Sokrates wollte, was Kant wollte. Beide gingen darauf aus, der irre gewordenen Philosophie einen unerschütterlichen Grund aufzufinden. Und weil beide nach demselben strebten, so fanden beide dasselbe. Die reformatorische Macht beider gründete sich darauf, daß beide den ganzen Umfang der vor ihnen eingeschlagenen Denkwege einer Kritik von Grund aus unterwarfen, aber nicht einer bloß verneinenden Kritik, sondern einer aufbauenden, einer Kritik, welche mit wohlwollendem Fleiße, nach Wegschneidung der faulen Zweige, den stehen bleibenden gesunden Stamm in ein kräftiges Wachsthum bringt durch ein stärkeres Zuführen von gesunderen Säften aus der unerschütterlichen Wurzel der praktischen Vernunft, des moralischen Gesetzes. Die Lehre des neuen Sokrates enthielt eine durchaus treffende und fein nuancirte Antwort gerade auf die Fragen, welche sein Jahrhundert an ihn stellte, und eben so war es mit der Lehre des alten Sokrates in Beziehung auf seine Zeit beschaffen. Dies brachte beiderseits Modifikationen sowohl im theoretischen, als praktischen Theil ihrer Lehre hervor. Es ist lehrreich, dieselben näher ins Auge zu fassen und zu beobachten, wie dasselbe ewige Licht des nackten moralischen Gesetzes in verschiedenartiger Atmosphäre auch einen anders gefärbten Schein von sich warf.

Erstlich in theoretischer Hinsicht. Das Alterthum war bis auf Sokrates noch mit Versuchen beschäftigt, den Begriff einer Sache von der Sache selbst zu trennen, dadurch ein eigentlich abstraktes Denken zu begründen und sich aus dem Reiche sinnlicher Vorstellungen in das Reich reiner Abstraktionen zu erheben. Dieser Prozeß, der uns jetzt der leichteste und geläufigste dünkt, ging mit einer solchen Schwierigkeit damals von Statten, daß es erst dem Aristoteles gelang, die allgemeingültigen Gesetze für das abstrakte Denken, Urtheilen und Schließen völlig festzusetzen und systematisch zu ordnen. Einfache logische Sätze, an denen es uns nicht mehr einfällt Anstoß zu nehmen, galten damals noch für Räthsel und Paradoxen. Wir, die wir an logische Gleichungen bis zum Ueberdruß gewöhnt sind, empfinden z. B. keineswegs mehr einen Widerspruch darin, wenn wir denken, daß zwar alle Neger Menschen, darum aber noch nicht alle Menschen Neger sind.

Das Alterthum hingegen, welchem die mathematischen Gleichungen zwar schon sehr geläufig waren, die logischen aber nicht, faßte den genannten Satz auch als mathematische Gleichung: Neger = Mensch, und fand es dann natürlich sonderbar, daß er sich nicht umkehren lasse, indem wir nicht sagen können: Mensch = Neger. Daß dieser und ähnliche Sätze zu Sokrates Zeit für nicht minder schwierige Probleme galten, als heutzutage die Antinomieen und Paralogismen der Kantischen Vernunftkritik, zeigt die geringe Stufe der logischen Ausbildung jener Zeit an, die im eigentlichen Sinn erst daran war, denken zu lernen. Da dem Alterthum die Gesetze der Abstraktion noch so schwer wurden, so war eine Lehre, wie die Kantische, welche dieselben in der höchsten Geläufigkeit der Scholastik voraussetzte, und nun darauf ausging, dieselben in ihrem unrechtmäßigen Umfange zu beschränken, im ganzen Alterthum unmöglich. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir bei Sokrates noch keine Maßregeln zur Einschränkung im Gebrauch metaphysischer Begriffe bei Erkenntniß der göttlichen Gegenstände finden, wenn wir uns bei ihm im Gegentheil zu einem so unumschränkten Gebrauch unseres Abstraktionsvermögens aufgefordert sehen, daß jedes System, welches wir hiernach aufbauen, nothwendig der Scheere der Kantischen Kritik anheimfällt. Sokrates selbst aber hütete sich durch einen richtigen Takt vor solchem Aufbau, und Plato folgte ihm darin. Die theoretische Selbstbeschränkung, welche sich die Philosophie in Sokrates auferlegte, ist also eine eben so große, als die, welche sie in Kant übte, nur daß sie bei Sokrates erst als ein unbestimmter persönlicher Takt, bei Kant hingegen als eine genaue und feste Grenzbestimmung auftreten konnte.

In Beziehung auf den praktischen Theil ihrer Philosophie ist aber zwischen Sokrates und Kant der Unterschied, daß jener als eigentlicher Lehrer der Moral und philosophischer Eiferer für dieselbe zu handeln hatte, indem er selbst öffentlich mit einem leuchtenden Beispiel voranging; Kant aber hatte nichts anderes zu thun, als auf ein uraltes, bis zum Ueberdruß bekanntes und mit dem Tode von tausend Märtyrern besiegeltes Gesetz hinzuweisen. Die Griechen waren ein jugendliches Volk, gewöhnt, auf glänzenden Rennbahnen nach Kränzen zu laufen. Die Schönheit ihres Lebens bestand darin, daß sie auch ihre Schlachten, ihre Sitten all ihr Thun als einen Wettlauf auf Olympischen Bahnen ansahen.

Auch die Bahn der Enthaltsamkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit befand sich unter diesen, und die berühmten sieben Weisen, welche sie liefen, waren zugleich geehrt als Philosophen und Gesetzgeber Griechenlands. Auf diesen alten ehrenvollen praktischen Standpunkt steuerte Sokrates das Schiff der Philosophie wiederum aus den Klippen und Sandbänken, auf die es gerathen war. Sokrates vergleicht sich daher bei Plato selbst mit einem Gymnasten. Den ganzen Tag stand er auf der Palästra des philosophischen Begriffs, und erkämpfte von jedem, der sich mit ihm einließ, die Grundsätze der Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Besonnenheit. Als nun aber die gymnastische Ascetik des Sokrates und Epiktet sich in die Moral des Christenthums ergossen hatte wie ein Strom ins Meer; als die Lehre, den Nächsten wie sich selbst zu lieben und zu achten, allgemeines Volkseigenthum geworden war; als eben diese Lehre aber auch die Metaphysik des Neu-Platonismus begierig in sich gesogen hatte, und sich zuerst mit theologischer, hernach mit philosophischer Metaphysik furchtbar überwaldet hatte, fand Kant es für nöthig, mit Umgehung aller Metaphysik sein ganzes Wissen und Glauben wiederum auf den uralten unerschütterlichen Felsen zu bauen, daß man dem Nächsten das thue, was man nur sich selbst gethan wünschen mag, und daß man so gegen sich selbst handle, wie man es gern einem jeden zur Regel machen würde, und daß man sich in alle die reellen Folgen und ideellen Folgerungen ergebe, die aus diesem Thun fließen.

An Kant und Sokrates hat sich auf eine auffallende Weise der alte Satz bewährt, daß die Furcht des Herrn Weisheit sey, und daß eine Geistesstimmung, die mit einer vorherrschenden Lust an den Gesetzen der praktischen Vernunft verbunden ist, auch den hellsten und klarsten Spiegel abgibt für die Auffassung der schwierigsten theoretischen Wahrheiten. Beide besaßen in ihrem Denken eine solche Unbefangenheit und Selbstbeherrschung, daß sie sich für alle Systeme Zeit Lebens offen halten konnten, ohne die Klippen eines matten Eklekticismus, oder eines alle Wahrheit aus den Augen verlierenden Skepticismus jemals fürchten zu dürfen. Sie waren vielmehr Skeptiker voll Ernst und Treue, Zweifler voll Hoffnung, krystallklare Spiegel eines jeden ausgesprochenen Worts, einer jeden möglichen Ueberzeugung. Dies kam aber nur daher, weil sie das Fundament aller Wahrheit so fest unter ihren Füßen

fühlten, und daher gleichsam Himmel und Erde ruhig in Flammen konnten aufgehen sehen, ohne für sich und die von ihnen vertretene Wahrheit eine Haarkrümmung befürchten zu dürfen.

Es ist daher zu schließen, daß die Kantische Philosophie auf die philosophische Entwicklung der Zukunft wohl eine eben so große Einwirkung haben wird, wie sie Sokrates im Alterthum gehabt hat. Was die kurze Zeit betrifft, die von Kant bis auf heute verflossen ist, so widerspricht die Geschichte dieser Vermuthung nicht. Denn so wie im Alterthum Sokrates der Anstoß wurde zu einer völlig neuen Ideenentwicklung, welche aber nach den verschiedensten Seiten auseinanderwich, und in ihrem Auseinanderweichen auch wieder die älteren Lehren des Parmenides, Pythagoras, Heraklit und Demokrit theilweise erneuerte, so hat auch unsere Zeit in Folge der Kantischen Reform wieder von verschiedenen Seiten die Lehren Spinoza's, Leibnitzens, Plato's, Jakob Böhmens u. A. ihr Haupt erheben sehen, und die Kantische Ideenbewegung hat sich schon eben so geschickt als die Sokratische darin bewiesen, altes philosophisches Material zu neuen Zwecken zu benutzen und dadurch auch wieder alte Systeme mit neuen Stützen zu versehen. Die Kantische Philosophie erscheint schon jetzt als die Durchgangspforte für alle Systeme vor ihm und nach ihm. Zu ihr strömen alle hin, um nach entgegengesetzten Richtungen wieder auszuströmen.

Die Leibnitzische Theorie von einer überirdischen Intellektualwelt ist in sie eingedrungen als die Lehre von einem überirdischen Vernunftstaat, worin wir als Geister leben, während wir als Naturwesen der Raum- und Zeitwelt angehören. Diese Theorie ist wieder daraus hervorgeströmt als eine Hegelsche Lehre von dem sich in der Weltgeschichte gesetzmäßig vollführenden Reiche Gottes.

Der Geist Spinoza's ist eingegangen in diese Pforte als eine Anforderung, aus reinen Begriffen ein strenges metaphysisches System (nur innerhalb der Grenzen einer möglichen Erfahrung) zu begründen, und ist in anderer Gestalt wieder daraus hervorgeströmt als eine aus Begriffen construirte Schellingsche Natur-Metaphysik, welche aus dem Urquell des höchsten Begriffs die verschiedenen Natur-Qualitäten stufenweise als Adern rinnen läßt.

Der Locke'sche Versuch einer Naturbeschreibung unseres Vorstellungsschatzes ist eingegangen in diese Pforte als eine Sonderung und Scheidung der verschiedenen Elemente, aus denen unsere

Erkenntniß besteht; er ist in anderer Gestalt daraus hervorgegangen als eine Herbartsche und Beneke'sche Psychologie, welche die Anziehungs- und Abstoßungskräfte der Vorstellungen einer Beobachtung und Berechnung unterwirft.

Die Platonische Dialektik, welche in den Widersprüchen und Labyrinthen der Begriffswelt unseres Verstandes mit bewunderungswürdigem Scharfsinn rechnete, ist ins Kantische System gedrungen als eine Lehre von den Antinomieen und Paralogismen, welche dem über seine Grenzen schweifenden Verstande den Weg versperren. Sie ist in anderer Gestalt wieder daraus hervorgedrungen als ein zwiefacher Versuch, die in Antinomieen liegenden Widersprüche zu beseitigen, entweder durch eine Hegelsche Versöhnung oder durch eine Herbartsche Korrektur derselben.

Die Naturconstruktion des Cartesius, welcher sprach: Gebt mir Ausdehnung und Bewegung und ich will die Natur daraus entstehen lassen, ist ins Kantische System gedrungen als eine physikalische Dynamik aus Anziehungs- und Abstoßungskräften, und ist wieder daraus hervorgegangen als eine Okensche Naturphilosophie, welche von den ersten Anziehungen der Atome an bis in den Organismus des denkenden Gehirns hinauf den Akt eines einzigen sich vollziehenden Selbstbewußtseyns nachweist.

Die Lehren des Grotius und Hobbes sind ins Kantische System gedrungen als Idee zu einem Naturrecht, und sind bereichert und verwandelt wiederum daraus hervorgetreten als Staatslehren, durch welche Männer, wie Hegel und Krause, das Ideal der Platonischen Republik zu übertreffen suchten.

Der mit Abälard angefangene theologische Rationalismus, welcher den Glauben aus der äußeren Autorität in die innerliche Autorität des eigenen Gemüthes hinüberpflanzte, ist in die Kantische Philosophie eingekehrt als eine Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, und ist wieder andersgestaltig daraus hervorgetreten als ein Glaube, welcher seine Dogmen aus den Erregungen und Empfindungen des eignen Herzens empfängt, wie er von Schleiermacher am glücklichsten und wirksamsten ist vertheidigt worden.

Mit einem Worte, das Kantische System ist die Pforte, durch welche Alles aus- und einströmt, was die philosophische Welt vor und nach in Bewegung gesetzt hat, die universelle geistige

Börse, wo sich alle Ideencirkulation concentrirt, um von dort sich in äußersten Weiten wiederum zu verlieren, das philosophische London, welches seine Schiffe in alle Weltgegenden aussendet und wieder zurücknimmt, und für welches kein unbesuchter und unbenutzter Ort auf dem Erdball der menschlichen Begriffe existirt, den es nicht bei seinen Weltumseglungen und Irrfahrten begrüßt und colonisirt hätte.

Die Philosophie des heutigen Tages gleicht einem mannichfaltigen Ausbau von Kammern und Zellen, die zusammen ein schwer überschaubares Ganze bilden. Ein jeder der neueren Philosophen hat nur einen Flügel des Gebäudes inne. Das ganze Gebäude ist aber im Grundriß construirt von Kant. Niemand hat sich nach ihm gefunden, der sich als Beherrscher des Ganzen wieder hätte zu erkennen geben dürfen; sondern indem der eine sich in die Kategorien, der andere in die apriorischen Anschauungen, der dritte in die Untersuchung der Dinge an sich, der vierte in das absolute Subjekt u. s. w. fest nistete, ist die große Anschauung des Ganzen allmählig verloren gegangen, mit welcher Kant alle diese Felder des Denkens in einer gleichmäßigen klaren, wenn gleich erst abstrakten und unerfahrenen Deutlichkeit überschaute. Die Erkenntniß der neueren philosophischen Systeme ist daher ausgebreitet und erfahrungsreich, aber einseitig; der Blick des Kantischen Systems dagegen war allseitig, obgleich unausgebreitet und erfahrungsarm. Die Nothwendigkeit, auf die Kantische Vernunftkritik zurückzugehen, wenn man sich in der heutigen philosophischen Welt gründlich orientiren will, braucht nicht bewiesen zu werden; ein jeder, der an die Sache kommt, fühlt sie von selbst. Wer sich aber einem gründlichen Studium der Vernunftkritik unterzieht, dem springen die Keime zur heutigen Ideenentwicklung daraus aller Orten in überraschender Fülle entgegen. Ihm zeigt sich das Kantische System als ein Begriffsorganismus, der seine Denkbewegungen fortsetzt bis zu einer gewissen Grenze, wo er sich selbst Ziel steckt und eigenmächtig abbricht. Sobald wir aber jene Denkbewegungen in uns selber wieder lebendig werden lassen und das System in unsere eigene Seele nehmen, so setzen sich jene Bewegungen in uns weiter fort und bringen uns nothwendigerweise auf viele Ideengänge, welche denen sehr ähnlich sind, in denen sich die neueren Systeme bewegen, und wir fangen an,

uns zu überzeugen, daß jenes reiche nachherige philosophische Leben, jener stürmische und vielbewegte Jenensische Denkproceß, schon allen seinen wesentlichen Begriffen und Formen nach im Kantischen System enthalten liegt, aber als ein leises und innerliches Pulsiren. Fichte stellte seine Philosophie auch in der That noch dar als das, was sie wirklich war, als einen aus der Vernunftkritik entsprossenen Zweig, aber schon in Schellings Schule wurde es Sitte, auf Kant mit Verachtung herab zu sehen, und bei Hegel gilt die Kantische Kritik vollends nur noch für den untergeordneten Standpunkt des kritisirenden Verstandes, welcher vom Standpunkt der concreten Vernunftwahrheit eben so sehr als ein bloßes Moment überwältigt wird, als das Gesetz des moralischen Imperativs sich hier als ein höchst untergeordnetes Moment in den Wogen des sich mit Trümmern und Leichen darüber hinwälzenden weltgeschichtlichen Processes verlieren muß. Es hat fast das Ansehen, als ob diese Philosophen das Todesurtheil nachträglich auf geistige Art an dem neuen Sokrates vollstrecken wollten, welches sein Jahrhundert auf körperliche Art an ihm zu vollziehen vergaß. Sie waren in diesem Todesurtheil von einer leichteren Art zwar dadurch einigermaßen zu entschuldigen, daß sich eine geistlose und hölzerne Schaar fand, welche, anstatt in den Begriffen Kants weiter zu denken, bei ihnen mit Eigensinn stehen blieb und, obwohl mit Unrecht, den Namen der Kantischen Schule für sich allein occupirte. Sie wurde dann die eigentliche Veranlassung dazu, daß sich die lebendigen Schüler Kants, welche auf dem von ihm eingeschlagenen Wege sich nicht sklavisch, sondern frei bewegten, es für besser fanden, die Gemeinschaft mit dem Kantischen System, von welchem sie nichts desto weniger getragen wurden, zu verläugnen. Zur Zeit des Wachsthums dieser Systeme führte die Verläugnung wenig Schaden herbei, indem man schon um des Kampfes willen, den man mit der Gegenparthei der alten unbeweglichen Kantianer zu bestehen hatte, stets auf die ursprünglichen Kantischen Ideen zurückgetrieben wurde. Denn dieser Kampf wurde recht eigentlich im Schooße des Kantischen Systems geführt, und seine Parteien waren keine andere, als zwei innerhalb dieses Systems bestehende Principien, ein Princip der Stabilität, ein anderes der Bewegung. Jetzt aber, da das trockene Holz des staubigen und dogmatischen Kantianismus längst in Flammen verzehrt ist, da die einzelnen aus der wahren Seele des Kantischen Systems

hervorgegangenen Denkwege sich in entgegengesetzte Richtungen verloren und durch Vermischung mit allen Fächern des Wissens sich in die Weite und Breite zerstreut haben, muß das allmählige Vergessen der Kantischen Mutterphilosophie sich unausbleiblich rächen, schon darum, weil es im Reiche des Gedankens entnervend ist, an einem System zu hangen, welches sich selbst nur für eine dem augenblicklichen Zeitgeist angemessene Erscheinung ausgibt, und dessen Anhänger der größeren Anzahl nach ihre laue Anhänglichkeit nur dadurch begründen, daß sie sagen, sie halten sich eben ans System der Jetztzeit, und ein System könne nicht anders widerlegt werden, als durch ein neues System.

Wenn wir demnach einen Rückblick werfen auf die beschriebene wunderbare und die Aufmerksamkeit so magisch fesselnde Figur, welche die Stellung Kants in der Ideengeschichte der Neuzeit bildet, so fallen folgende Hauptpunkte und Beziehungen dabei ins Auge:

Wir versinken hier erstlich aus dem gemeinen Tageslicht einer oberflächlichen und gedankenlosen Anschauung der Sinne in die gestirnte Nacht eines Denkens mit bewaffnetem Auge, mit geläuterten und gereinigten Begriffen, eines Denkens, welches unser geistiges Anschauungsvermögen gleich dem Apparat einer Sternwarte weit über die Grenzen des kleinen Erdballs, welchen wir bewohnen, zur Erkenntniß der wahren Gestalt des Universums hinüberträgt.

Wir entdecken dann, daß das Gesetz dieser nicht mehr terrestern, sondern universellen Ordnung der Dinge auch nicht mehr ein physiologisches oder psychologisches, sondern ein moralisches sey.

Wir entdecken ferner, daß diese Erkenntniß als philosophisches System schon einmal im Alterthum vorhanden war, und dort mit dem Namen Sokrates bezeichnet ist.

Wir entdecken endlich in dieser Erkenntniß das Centrum und die Durchgangspforte aller philosophischen Ideenströmungen in alter und neuer Zeit.

Und aus diesem allen ergibt sich im Urtheil eines Jeden von selbst die Wichtigkeit der Stellung, welche die Kantische Philosophie im Leben Europa's schon einnimmt und nothwendig immer mehr einnehmen wird, so wie die Bedeutung des weltgeschichtlichen Ruhms, auf welchen sein Erfinder so lange die Ansprüche haben wird, als die menschliche Vernunft nicht ihrer eigenen Macht und Würde vergißt.

C. Fortlage.

Das englisch-amerikanische Bankwesen

in seinen

commerziellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen.

---

* * * Every loan
Is not a merely speculative hit,
But seats a nation or upsets a throne.
Republics also get involved a bit;
Columbia's stock has holders not unknown
On 'Change; and even thy silver soil, Peru,
Must get itself discounted by a Jew.
Byron's Don Juan.
Canto XII. 6.

Die amerikanische Bankfrage hat in so vielerlei Richtungen die Interessen der commerziellen Welt in Anspruch genommen, sie hat ihren zerstörenden, lähmenden Einfluß auf die Politik und das ruhige Fortschreiten der Vereinigten Staaten so sichtbar an den Tag gelegt, und so wesentlich auf den moralischen Charakter des Volkes eingewirkt, daß eine nähere Betrachtung derselben wohl nicht unnütz und selbst für europäische Leser von Bedeutung seyn kann. — Die merkantilen Verhältnisse aller Nationen sind so eng mit einander verknüpft und der materielle Wohlstand der Völker steht mit denselben in solchem innigen Zusammenhang, daß eine Handelsrevolution, wie die durch das englische und amerikanische Bankwesen hervorgerufene, in ihren Folgen nothwendigerweise auch entferntere Staaten berühren und mehr oder weniger nachtheilig auf sie einwirken muß. Aber auch der durch dasselbe hervorgerufene politische Zustand ist

beachtungswerth, um so mehr, da in neuester Zeit mehrere Staaten sich demselben günstig bewiesen, und durch die Einführung von Zettel- und Discontobanken ihrem Handel neuen Aufschwung zu geben suchten. Die durch die Einführung und Vermehrung von Banken geänderten staatswirthschaftlichen Verhältnisse kommen hier ebenfalls in Betrachtung, so wie der Einfluß, den jede solche Aenderung auf den sittlichen Zustand eines Volkes ausüben muß. Es wäre sonach dieser Gegenstand, wie bereits die Ueberschrift dieses Artikels ausspricht, zuerst in seinen commerziellen und staatswirthschaftlichen, sodann aber in seinen politischen und moralischen Folgen zu betrachten; den Schluß könnte sodann der Leser für sich selbst ziehen und denselben auf irgend ein beliebiges Staatensystem anwenden. In der Bearbeitung desselben hat der Verfasser kein eigenes politisches Vorbild im Auge gehabt, kein besonderes staatswirthschaftliches oder philosophisches System; wohl aber ist er der Erfahrung treu geblieben, und den aus ihr hergeleiteten Lehren. Er betrachtete die amerikanische Bankfrage stets als eine rein praktische, ins Leben eingreifende, und hat sich daher auch bemüht, sie ganz aus diesem Gesichtspunkte aufzufassen, und ohne Berücksichtigung irgend einer schulgerechten Theorie, die mit ihr zusammenhängenden Thatsachen dem Leser deutlich vor's Gesicht zu führen.

Der rein merkantile Theil dieser Frage läßt sich zuvörderst aus zwei Gesichtspunkten betrachten: dem geschichtlichen, und dem rein theoretischen, woraus sich der Schluß: „in wie ferne die bis jetzt eingeführten Banken ihrem ausgesprochenen Zwecke entsprochen," von selbst ergibt.

Das gegenwärtige Banksystem mit allen seinen politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Folgen nahm seinen Ursprung im Jahr 1609 mit der Gründung der Bank von Amsterdam. Die Banken von Venedig und Genua sind zwar älter, es waren dies aber einzelne, für sich bestehende und mit dem gegenwärtigen System durchaus nicht zusammenhängende Institute. Die Bank von Amsterdam war eine reine Depositenbank — ein bloßes Magazin für Gold und Silber — welche keinen andern Zweck hatte, als den kaufmännischen Verkehr zu erleichtern und die edeln Metalle selbst gegen Abnützung und Veruntreuung (durch Beschneiden und Durchlöchern) zu bewahren.

Auch war die Errichtung einer solchen Depositenbank, gleich der später entstandenen Bank von Hamburg, ein Hauptmittel, einen

bestimmten Münzfuß einzuführen, und den Kurs der aus allen Ländern zusammenfließenden Geldsorten nach einer festgesetzten Einheit zu reguliren. Die ganze Einrichtung war so einfach wie möglich. Der Deponent, das heißt derjenige, welcher Gold oder Silber der Bank in Verwahrung gab, wurde für den Betrag desselben in den Büchern der Bank ins Haben geschrieben und erhielt dafür ein Certifikat, welches, da es transferabel war (girirt werden konnte), von einer in die andere Hand ging, und, da die Bank zu jeder Zeit bereit war, dasselbe gegen eine mäßige Vergütung für die Kosten des Aufbewahrens der edeln Metalle wieder einzulösen, statt der klingenden Münze in Umlauf gesetzt wurde. Diese Bank-Certifikate wurden nach und nach zum cirkulirenden Medium von Holland, das heißt, verrichteten den Dienst des Handels und der Gewerbe, während die edeln Metalle, die sie Gulden für Gulden repräsentirten, ruhig in den Gewölben der Bank schliefen, und dadurch gegen die Gefahren des Abnutzens und des Verlustes durch den Gebrauch gesichert waren. Auf diese Art wurde ein Papiergeld gegründet, welches die ganze Sicherheit, Einheit und Solidität der edeln Metalle mit der Leichtigkeit der Transportation und den größeren Vortheilen von Wechselbriefen verband und zugleich dem Staate eine Auslage von mehreren Millionen Gulden ersparte. Mac Culloch schätzt die Summe des jetzt in England cirkulirenden Geldes auf sechzig Millionen Pfund Sterling. Bestünde diese einzig in Gold, * so wäre dieselbe für die gegenwärtigen Bedürfnisse des Handels und der Gewerbe noch lange nicht hinreichend; durch das Bankgeschäft aber wird der Umsatz so erleichtert und dabei so viel Zeit gewonnen, daß die Summe von 60 Millionen die von wenigstens 200 ersetzt, welche man sonst zum Behufe desselben Verkehrs nöthig haben würde. Nehmen wir

* Nach englischen Gesetzen sind nur Gold und Noten der englischen Nationalbank als Baarzahlungen zu betrachten. Eine in Silber über den Betrag von 39 Schillingen angebotene Zahlung kann von dem Empfänger zurückgewiesen werden. Auch cirkuliren die in England geprägten Silbermünzen 5 Proc. über ihren eigentlichen inneren Werth, das heißt sie sind 5 Proc. geringhaltiger als die ihnen aufgeprägte Zahl. Dies geschieht, um die Ausfuhr der für die arbeitenden Klassen unumgänglich nothwendigen Scheidemünze zu verhüten. Die Noten der Bank von England sind überall als Baarzahlungen statt Gold anzunehmen, die Bank selbst aber ist verbunden, ihre Gläubiger in Gold zu bezahlen.

nun an, daß das Gold durch den Umsatz jährlich nur ¼ eines Prozent durch Abnützung verliert, so ergibt sich auf die Summe von 200,000,000 Pfd. Strl. allein ein Verlust von einer halben Million. Rechnet man nun noch die bei weitem größeren Transportkosten, den momentanen Verlust der in Transportation begriffenen und durch keine Repräsentanten ersetzten Kapitalien, so wie die Interessen der auf Zeit gestellten Wechselbriefe hinzu, so kann man die ganze durch die Banken erzielte Ersparniß auf nicht viel weniger als 3½ Mill. Pfunde oder ungefähr auf 5 Proc. des jetzt circulirenden Geldes anschlagen. Ein Land, wie Frankreich, Deutschland oder Amerika, in welchem das System der Anweisungen (checks und drafts on a banker) weniger ausgebildet und vervollkommnet ist als in England, brauchte bei einer ähnlichen Ausdehnung seines Handels und seiner Gewerbe vielleicht eine dreimal größere Summe cirkulirenden Geldes, und insofern dieses aus Gold bestünde, wäre der Gebrauch desselben mit einem jährlichen Verluste von vielleicht zehn oder fünfzehn Procenten des ganzen in Umlauf gesetzten Mediums verbunden. In den Ländern, wo Silber den Hauptbestandtheil des cirkulirenden Geldes bildet, wie dies z. B. in Frankreich, Deutschland und Nordamerika der Fall ist, würde dieser Verlust, im Verhältniß zu den größern Transportationskosten und der hiedurch oder durch Wechselbriefe verlornen Zeit, noch größer seyn, und in den Vereinigten Staaten endlich, wo der Süden der Markt aller Erzeugnisse, der Norden aber, wegen der Einfuhr, der Platz ist, auf dem remittirt wird, müßte derselbe bei der stets steigenden Ausbreitung des Handels und der Manufakturen in kurzer Zeit die Summe aller jetzigen Staatseinkünfte erreichen, und eine direkte Besteurung des ganzen Volkes zur Folge haben.

Es ist somit keinem Zweifel unterworfen, daß eine sichere, wohleingerichtete Depositenbank, nach dem Muster der im Jahr 1609 eingeführten Bank von Amsterdam, nicht nur im Allgemeinen zur Erleichterung des Verkehrs und des Handels, sondern auch zu bedeutenden Ersparnissen im Staatshaushalt selbst benützt werden kann. Es bleibt sonach nur noch die Frage zu beantworten: ob eine Bank dieser Art keinen Mißbräuchen unterworfen ist, und ob die durch sie drohenden Gefahren mit den von ihr zu erwartenden Vortheilen einigermaßen im Verhältniß stehen.

Zu diesem Zweck müssen wir auf die Operation eines solchen Instituts

etwas näher eingehen. Zuerst ist vorauszusehen, daß wegen der von ihm gebotenen Sicherheit alle bemitteltere Klassen, Kaufleute, Banquiers und Fabrikanten, sich desselben zur Aufbewahrung ihrer Gelder bedienen, und von letzteren nur so viel in Händen behalten würden, als zu ihrem täglichen Gebrauch gerade nothwendig ist. Die Bank muß demnach der Depositar aller im Großhandel cirkulirenden Summen werden, wie dies ebenfalls die Geschichte der holländischen, englischen und amerikanischen Banken nachweiset, und wovon vielleicht in wenigen Jahren noch ganz andere Institute Beweise liefern dürften. Diese Summen würden zwar von Zeit zu Zeit der Bank wieder abgefordert werden, da aber jeder bedeutende Kaufmann mit der Bank in Verkehr stehen müßte, so würden bald alle großen Geschäfte durch Anweisungen auf die Bank oder durch Umschreibungen in den Büchern der Bank abgemacht werden, und das baare Geld nach und nach ganz, wenigstens aus dem Großhandel, verschwinden. Da die Bank keine Anweisungen auf sich selbst, daß heißt, keine Banknoten ausgeben würde, so hätte sie auch nicht zu befürchten, daß man die ihr anvertrauten edeln Metalle, außer zum Behuf ihrer Versendung ins Ausland, zurückverlangte; sie wäre also gegen Reclamationen von Seite ihrer Deponenten so ziemlich sicher gestellt, und hätte nur die Handelsbilanz anderer Länder zu fürchten, insofern dieselbe, den Activhandel der Nation übersteigend, den unmittelbaren Münzschatz derselben in Anspruch nehmen würde. In einem Lande, wie England, welches bis jetzt noch immer eine Handelsbilanz gegen alle Länder der Erde hat, wäre daher dies am wenigsten zu fürchten. Holland, zur Zeit der Errichtung der Bank von Amsterdam, hatte beinahe den ganzen Activhandel Europas in Händen, denn es war das eigentliche Magazin aller europäischen und Colonialprodukte, und hatte daher noch weniger an eine Ausfuhr der edeln Metalle zu denken; aber der Fall ist verschieden in den Vereinigten Staaten, wo in den letzten vier Jahren, ungeachtet der steigenden Ausfuhr von Baumwolle, Tabak, Reis und verschiedenen Arten von Manufakturen, die Einfuhr aus England und Frankreich dennoch die ganze Exportation um mehr als vierzig Millionen Thaler überstieg. — Es ist daher vorauszusehen, daß bei Errichtung einer solchen Depositenbank die Summe der von ihr aufbewahrten Gelder, im Verhältnisse zu den Fluktuationen des Handels, steigen oder fallen müsse. Nehmen wir nun an, daß zur Zeit der ungünstigsten

Handelsbilanz dieselbe bis auf zehn Millionen sich vermindere, zur Zeit des größten Activhandels aber bis auf zwanzig Millionen steige, so würde die Bank bald das Minimum ihrer permanenten Depositengelder kennen lernen, und dasselbe, oder doch den bei weitem größeren Theil desselben, ohne Gefahr des Entdeckens, an den Staat oder an Private und Corporationen ausleihen können. Die so ausgeliehenen Summen könnten sogar ins Ausland versendet werden, während die Bankanweisungen statt Münze im Lande selbst cirkulirten, so daß statt des eigentlichen Münzwerthes der an dessen Stelle gesetzte Bankcredit zum cirkulirenden Medium würde. Ginge die Bank mit vorzüglicher Klugheit zu Werke, so würde sie vielleicht eine Million über dem Minimum ihrer Depositen als Reservefond zurückbehalten, um unvorhergesehenen Fällen zu begegnen, den Rest von neun Millionen aber könnte sie ruhig auf Zinsen leihen und bei einem Zinsfuß von fünf Prozent 450,000 Gulden jährlich darauf gewinnen. — So weit die Theorie. — Geschichtlich bewies sich die Möglichkeit eines solchen Verfahrens in den Verhandlungen der Bank von Amsterdam. Diese lieh Millionen der ihr anvertrauten Gelder, für deren sichere Verwahrung die holländischen Kaufleute noch dazu eine Prämie bezahlten, an die holländisch-ostindische Compagnie und an die Provinzen von Holland und West-Friesland, ohne daß das Faktum vor dem Einbruch der französischen Truppen im Jahr 1794 entdeckt oder auch nur geahnt worden wäre. Daß die Bank von Amsterdam von den ihr anvertrauten Summen keinen größern Mißbrauch machte; daß sie die ihr zu Gebote stehenden Gelder nur in sichere Hände legte; daß sie ihren unbezweifelten Kredit nur zu Gunsten einzelner reicher Provinzen und zur Unterstützung der ihrer Hülfe sehr bedürftigen ostindischen Compagnie verwendete; daß sie dieselben Begünstigungen nicht auch auf Privatpersonen ausdehnte, und hierdurch die Sicherheit ihrer Kapitalien aufs Spiel setzte: — das ist im Allgemeinen der Klugheit, Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit der Nation zuzuschreiben, unter welcher sie ins Leben trat; die Gesetze und Einrichtungen der Bank selbst lieferten hiervon keine Bürgschaft.

Aber die Bank von Amsterdam, wie die von Hamburg, war in ihrer Einrichtung gänzlich verschieden von der englischen Nationalbank und von den noch weiter ausgedehnten, verbildeten und verzerrten Leih- und Zettelkassen in Amerika. Wir wollen vor der Hand der stufenweisen Ausbildung des Banksystems folgen und kommen somit

zuerst auf die Bank von England. Daß die Bank von Amsterdam keine erdichteten Depositen-Certifikate ausstellte und in Umlauf setzte, was sie ohne Gefahr des Entdeckens eben sowohl hätte thun können, als einen Theil der ihr anvertrauten Gelder auf Zinsen leihen (in beiden Fällen nämlich ergibt sich derselbe Unterschied zwischen der ganzen Summe der Bankanweisungen und den eigentlichen Depositen in baarem Gelde), ist so ziemlich erwiesen und steht mit der allgemein anerkannten Rechtlichkeit und Geradheit des holländischen Handelsgeistes im vollkommensten Einklang; rascher, kaufmännisch-künstlicher und weniger ängstlich verfuhren die Engländer.

Die Bank von England kam im Jahr 1694, also 85 Jahre nach der von Amsterdam zu Stande, und war die erste Depositen-, Disconto- und Zettel-Bank. Ihr Kapital bestand aus 1,200,000 Pfd. Strl., die sie der Regierung lieh, und für welche sie die Schuldverschreibungen derselben als Fond in die Kasse legte. Die Zinsen dieser Staatsschuldscheine waren zuerst auf jährliche acht Procent festgestellt. Die Zettel (Banknoten), welche die Bank auszugeben befugt war, wurden bei allen Staatskassen als baares Geld angenommen und die Staatseinkünfte selbst bei der Bank deponirt. Ueberdies hatte die Bank die Vollmacht, Tresorscheine in Umlauf zu setzen und der Regierung Geldvorschüsse zu leisten. Welcher Uebergang ist dies nicht von der einfachen, soliden Organisation der Bank von Amsterdam zu einer mächtigen, zusammengesetzten Staats- und Handelsmaschine! Als eine Depositenbank hatte sie das Recht, nicht nur Gelder in Verwahrung zu nehmen, um sie auf Verlangen der respektiven Deponenten wieder zurückzustellen, sondern sie war auch befugt, die ihr anvertrauten Gelder zum Besten der Institution zu gebrauchen und auszuleihen; als eine Zettelbank gab sie Banknoten aus, die auf ihren Staatsschuldverschreibungsfond und auf die ihr anvertrauten Depositen gefußt waren, und als Discontobank endlich discontirte si[e] mit respektablen Giranten versehene Tratten oder Sola-Wechsel gege[n] etwas höhere Zinsen, als Privatpersonen zu nehmen das Recht hatten.*
„Um das letztere Verfahren genauer zu würdigen," sagt ein berühmte[r]

---

* Der Unterschied zwischen Bank- und Privatzinsen ist dieser: di[e] Bank zieht von dem Betrage des Wechsels die gan[-]zen Interessen für die Zeit, die derselbe zu laufen hat, ab; –

amerikanischer Staatsmann,* „müssen wir dasselbe, nicht wie gewöhnlich irrthümlich geschieht, als ein Darleihen, sondern als einen Austausch von Kredit betrachten. Bei Escontirung eines Wechsels nimmt die Bank in Form eines Versprechens den Kredit eines Individuums, dessen Zahlungsfähigkeit so nubezweifelt ist, daß sein Wechsel von einem andern, ebenfalls zahlungsfähigen Individuum umsonst indossirt wird,** und gibt dafür ihren eigenen Kredit, ihr eigenes Versprechen zu zahlen in Form einer Banknote. Das ganze Verfahren ist offenbar nur ein Austausch von Kredit. Fallirt der Aussteller und Indossant, so trifft der Verlust die Bank; fallirt aber die Bank, so fällt der Verlust aufs Publikum; und doch heißt diese Verhandlung, in welcher auf der einen Seite die Bank, auf der andern aber das Publikum bloßgestellt wird, ein Darleihen, und hat die Bank das Recht, für dasselbe mehr Interessen zu berechnen, als Privaten erlaubt ist, die dabei ihr eigenes Kapital aufs Spiel setzen."

Laßt uns jetzt die unmittelbaren Folgen der Verbindung der Bank mit der Staatsverwaltung betrachten. Hier ist das in die Augen Springende die Allianz zwischen Staats- und Bank-Credit und die Quasi-Indossirung der Banknoten durch den Staat mittelst ihrer Annahme an Geldes Statt bei allen öffentlichen Kassen. Diese

---

Privatpersonen hingegen zahlen, bei Escontirung eines Wechsels, für denselben diejenige Summe, die mit Einschluß der Interessen bis zum Verfallstag gerade den Betrag des Wechsels ausmacht. In der Geschäftssprache Englands unterscheidet man diese zwei verschiedenen Arten, Interessen zu berechnen, mit „interest on" und „interest off." Um dies durch ein Beispiel dem nicht kaufmännischen Leser deutlich zu machen, sey ein Wechsel von 1000 fl., in sechs Monaten zahlbar, zu fünf Procent bei der Bank zu escontiren, so wird dieselbe $2\frac{1}{2}$ Proc. von 1000 fl. oder 25 fl. vom ganzen Betrag abziehen, also für denselben 975 fl. auszahlen. Das eigentliche mathematisch-rechtliche Verfahren aber wäre dieses: Welches Kapital mit $2\frac{1}{2}$ Proc. Zinsen gibt 1000 Gulden?

$$x + \frac{2\frac{1}{2}}{100}x = 1000$$
$$2000x + 5x = 200000$$
$$x = 975\frac{25}{41}.$$

Die Bank hat also um mehr als einen halben Gulden zu viel genommen.

* John C. Calhoun in seiner am 3. Okt. 1837 im Senat der Vereinigten Staaten gehaltenen Rede.

** Nicht indossirte Wechsel werden von der Bank nicht discontirt.

Staatsgarantie mußte zuerst die Cirkulation der von der Bank ausgegebenen Noten vermehren, sodann aber, durch die Deponirung derselben als Staatskapital bei der Bank selbst, letzterer nicht nur den Gewinn, der ihr durch die Abstraktion ihrer Noten zufiel (die, so lange sie als Staatskapital bei der Bank deponirt, als ein unverzinsliches, der Bank geliehenes Kapital betrachtet werden müssen), sondern durch diejenigen Vortheile sichern, die ihr der Gebrauch der Staatseinkünfte bis zu ihrer endlichen Ausbezahlung für die Bedürfnisse der Verwaltung gewährte. Fassen wir diese ganze complexe Operation kurz zusammen, so ergibt sich, daß die Bank von England, in ihrer Eigenschaft als Staatsgläubiger, die Regierung selbst mit Noten bezahlte, die auf dieselben Staatsschuldverschreibungen gefußt waren, worauf ihr die Regierung 8 Procent Interessen vergütete. Die Bank lieh also der Regierung bloß ihren eigenen Kredit zurück. Mit solchen außerordentlichen Privilegien und Begünstigungen — die ihr noch dazu ausschließlich als Monopol zukamen — ausgestattet, ging das Kapital der Bank in etwas mehr als 100 Jahren, vom Jahr 1694 bis 1797, von 1,200,000 auf 11,000,000 Pfund Sterling, und dies hauptsächlich durch neue, aus dem Gewinn der Bank der Regierung geleisteten Vorschüsse, über den Betrag der jährlich unter den Actionärs vertheilten Dividende.

Während dieser ganzen Epoche hielten das brittische Publikum und zum Theil die Kaufleute des Continents die Bank von England für eben so sicher als die von Amsterdam, obwohl dieses Institut von einer einfachen Depositenkasse in eine einfache Depositen-, Disconto- und Cirkulationsbank übergegangen war. Ihre Noten wurden allgemein den edlen Metallen gleichgeschätzt, als ob sie gerade Pfund für Pfund dieselben repräsentirten, wie dies bei den ursprünglichen Certifikaten der Bank von Amsterdam der Fall war. Kein Mensch glaubte damals, daß es der Bank je möglich wäre, den Kredit ihrer Noten von dem Augenblicke an aufrecht zu erhalten, wo diese aufhören würden in Gold oder Silber convertibel zu seyn. Auch dachte niemand daran, daß durch sie das Aggregat des cirkulirenden Geldes vermehrt und hiedurch der Preis aller Gegenstände verhältnißmäßig in die Höhe getrieben würde.*

* Calhoun's Rede. Oktbr. 3. 1837.

Alles dies, bemerkt Calhoun, der beste amerikanische Financier, welcher in der ersten Zeit der Jackson'schen Verwaltung Finanzminister war, war jedoch eine große Illusion. Die von der Bank ausgegebenen Noten repräsentirten vom ersten Augenblick an keineswegs die edlen Metalle; sie waren nicht die Repräsentanten, sondern das Substitut für Gold und Silber. Statt den gemeinen Dienst der Cirkulation zu versehen, während die edlen Metalle gegen Veruntreuung und Abnützung in den Gewölben der Bank gesichert ruhten, traten sie an die eigentliche Stelle derselben, und setzten hiedurch den Werth der Münze herab, oder verdrängten dieselbe theilweise aus dem Lande. Jede Banknote, behauptet derselbe Staatsmann, welche an die Stelle des Goldes oder Silbers trat, machte die Cirkulation der letzteren unnöthig, und verminderte hierdurch den Werth der edlen Metalle. In Folge dessen aber mußte sich die Consumtion derselben vergrößern, während ihr Ersatz sich verminderte, indem das baare Geld stets weniger produktiv wurde. Das System setzt Gold und Silber als die eigentliche Basis der Bankcirkulation voraus, muß aber seiner Natur nach diese Grundlage gerade im Verhältniß zur Circulation selbst vermindern, und hiedurch sich selbst untergraben. — Statt die Cirkulation zu erleichtern, was man sich doch hauptsächlich von jeder Bank versprechen sollte, treten die von ihr ausgegebenen Noten über kurz oder lang in einen eigentlichen Conflikt mit der Münze, wie dies theilweise in England, in Amerika aber allgemein der Fall war, und wie die Geschichte aller Zettelbanken unter mehr oder weniger günstigen oder nachtheiligen Umständen überall nachweist. *

* Merkwürdig ist die Art und Weise, wie die amerikanischen Banken die Vorliebe für ihre Zettel beim gemeinen Volk zu erwecken suchen. Die von ihnen ausgegebenen Noten nämlich sind nicht, wie die englischen oder französischen, einfach geschriebene oder gestochene Schuldverschreibungen, sondern mit den schönsten Stahlstichen, Allegorien des Handels, der Schifffahrt und der Manufakturen und den Bildnissen der größten amerikanischen Patrioten, wie Washingtons, Franklins, Jeffersons, und in letzterer Zeit mit denen der Herren Clay und Webster — verziert, während man spottweise Kupfer= und Silbermünzen mit dem Bildnisse Jackson's schlagen ließ, auf deren Rückseite sich ein Schwein, ein Esel und dergleichen abgebildet befanden. Vielleicht war dies eine etwas grobe und schlechte Anspielung auf die Allegorien der eigentlichen amerikanischen Münzen, welche auf der einen Seite das

Im Jahr 1797 sah die Bank von England durch die unglücklichen Ereignisse jener Zeiten sich genöthigt, ihre Baarzahlungen einzustellen, und dem Publikum über ihren eigentlichen Zustand die Augen zu öffnen. Damals rettete nur ein Sonntag dieselbe vor gänzlichem Bankerott. Die Bank hatte nämlich am 25. Februar 1797 nur noch 1,272,000 Pfd. Sterling in der Kasse, und man erwartete den darauf folgenden Montag einen allgemeinen Andrang (a run upon the bank). Da erschien denn Sonntags der merkwürdige Geheimerathsbefehl, welcher der Bank verbot, ihre Noten mit baarem Geld einzulösen, ehe das Parlament deßhalb einen Beschluß gefaßt habe; das Parlament beschloß aber, daß diese Restriktion bis 6 Monate nach geschlossenem Frieden fortbestehen solle.

„Vorher,“ sagt Mac Culloch, * „ehe die Verordnung wegen der Bankrestriktion erlassen worden war, hatte allgemein der Glaube geherrscht, daß es unmöglich sey, Banknoten in Umlauf zu setzen, welche nicht jeden Augenblick in Gold (heißt so viel als baares Geld, weil in England nur Gold die eigentliche Zahlungsvaluta ist) umgewandelt werden können; aber der Erfolg zeigte, daß dies nicht der Fall war. Obgleich die Noten der Bank zu jener Zeit nicht für gesetzliche Zahlungsmittel erklärt waren (d. h. obgleich jedermann sie bei Wechseln und anderen Zahlungen zurückweisen konnte), so wurden solche dennoch allgemein und unweigerlich als baar Geld angenommen, und zwar eben sowohl in den Zahlungen an die Regierung, als von dem größten Theil der Nation.“

„In den darauf folgenden drei Jahren,“ fährt Mac Culloch fort, „waren die Noten-Emissionen so mäßig, daß dieselben dem Gelde im Kurse nicht nur gleich standen, sondern sogar noch mit einigem Agio bezahlt wurden. In der letzten Hälfte des Jahrs 1800 wurden sie dagegen so vermehrt, daß sie wieder 8 Procent gegen Geld verloren; sie erhoben sich aber bald wieder auf Pari.“

Mac Culloch führt diese Fakta zwar an, sucht sie aber auf keine Weise zu erklären. Zwar scheint ihm die Wahrheit

---

Sinnbild der Freiheit, von einer Sternenglorie umgeben, auf der andern aber den amerikanischen Adler (welcher freilich mehr einer Eule ähnlich sieht), mit der Ueberschrift „E pluribus unum“ enthalten.

* Wir citiren hier, da wir das Original nicht bei der Hand haben, die deutsche Uebersetzung von L. R. Schmidt. Stuttgart und Tübingen J. G. Cotta'sche, Buchhandlung.

vorgeschwebt zu haben, wie aus seiner allgemeinen Definition von Banknoten hervorgeht; aber er scheint seinen Gegenstand doch mehr abstrakt (wissenschaftlich), als von der praktischen (kaufmännischen) Seite betrachtet zu haben; daher vermissen wir auch in seinem ganzen Artikel „über Banken“ und namentlich in seinen sehr mangelhaften Angaben über die Banken von Amerika die eigentlichen staatswirthschaftlichen und politischen Belehrungen über diesen Gegenstand.* Er sagt nämlich in der Einleitung zu jenem Artikel mit seinem charakteristischen Scharfsinn, der sich, wo er anonym ist, wie z. B. in den Mittheilungen im Edinburgh Review noch viel deutlicher ausspricht:**

„Anweisungen und Handscheine, von Einzelnen und Handelshäusern ausgestellt, erhalten sich nur im Umlauf, weil diejenigen, welche sie annehmen, unbedingtes Vertrauen in Vermögen und Zahlungsfähigkeit der Aussteller setzen, und weil sie überzeugt sind, bei deren Verfall pünktlich bezahlt zu werden. Sollte sich gegen die Aussteller irgend eine Art von Mißtrauen zeigen, so würde ihnen jede fernere Ausgabe derselben unmöglich werden und die bereits ausgegebenen würden sogleich wieder an sie zur Bezahlung (Einlösung) zurückgesandt*** werden. Dieses ist jedoch nicht auf das eigentliche Papiergeld anzuwenden oder auf Banknoten, welche für gesetzliche Zahlungs-Valuta erklärt sind. Es ist nicht nöthig, um den Kredit solcher Banknoten zu erhalten, daß sie überhaupt zahlbar sind; das Einzige, was dazu erforderlich wird, ist, sie in beschränkter Menge auszugeben.“

Dies ist zwar ein unbestreitbarer Erfahrungssatz; aber der Leser ist dabei doch mystifizirt. Wenn mit der „beschränkten Menge“ gemeint ist, daß die Banknoten in einem unabänderlichen Verhältnisse zum wirklichen Daseyn des Werthes, den sie repräsentiren, ausgegeben werden sollen, so bleibt noch immer zu erörtern, worin dieses Verhältniß eigentlich besteht, und es ergäbe

* Vielleicht hat er sich auch absichtlich dessen enthalten, um nicht den Anschein eines politischen Parteigängers zu gewinnen.

** Auf diese werden wir später zurückkommen.

*** In der bereits angeführten Uebersetzung heißt es zwar: an Zahlungsstatt eingehen; dies ist aber offenbar nicht der Sinn des Originals; „for payment“ heißt dort zur Bezahlung, wie aus dem Sinn des ganzen Satzes deutlich genug hervorgeht.

sich sodann von selbst, daß mit jeder Aenderung desselben auch die Sicherheit der Banknoten und des Publikums Gefahr laufen müßte. Nun ist aber das Verhältniß der Banknoten zum baaren Gelde in keinem Lande zu verschiedenen Zeiten dasselbe gewesen, und kann bei einer Abweichung von dem in Amsterdam festgestellten System schlechterdings nicht dasselbe bleiben; woraus der nothwendige Mißbrauch des Papiergeldes sich von selbst ergibt. — Versteht aber Herr Mac Culloch unter einer beschränkten Menge, nur Ausgabe von Noten, welche im Verhältnisse zu dem Bedürfnisse des Handels und der Gewerbe besteht, so geräth er hier offenbar auf ein Dilemma. Denn es ist das eine durch das andere bedingt, und kann eine vermehrte Banknotenausgabe die Gewerbs- und Handelsthätigkeit momentan eben so heben, als die vermehrte Thätigkeit des Handels und der Gewerbe die Vermehrung des Papiergeldes hervorrufen. Es ist aber eben diese Ungewißheit und die hiedurch häufig eintretenden Handelskrisen ein Hauptübel des ganzen Systems.

Wir wollen aber Herrn Mac Culloch weiter reden lassen.

„Jedes Land,“ sagt er, „bedarf hinreichender Tauschmittel; es kommt aber wenig darauf an, ob diese Mittel als Repräsentanten der Valuten in gemünztem Golde oder in Banknoten bestehen.“ Mit diesem Satz sind wir keineswegs einverstanden. Vielmehr behaupten wir, in Uebereinstimmung mit dem Vorausgeschickten, daß bei einer Abweichung von dem System der Bank von Amsterdam die Banknoten keiner Bank, sie stehe in welchem Kredit sie immer wolle, wahre Repräsentanten der Valuten seyn können. Ebenso glauben wir nicht, daß gemünzte Metalle bloß Repräsentanten der Valuten sind, sondern wir halten sie vielmehr für die wirklichen Valuten und haben hierin zwar nicht alle, aber doch einen sehr großen Theil der berühmtesten Staatswirthschaftslehrer, wenigstens derjenigen, die in neuester Zeit Gelegenheit hatten, sich Erfahrungen zu sammeln, für uns. Es ist nämlich ein großer Irrthum, wenn man glaubt, es könne irgend etwas als Maßstab des Werthes der Dinge gelten, was selbst keinen eigenen Werth besitzt. Man könnte eben so gut ein Wesen ohne Länge, Breite und Tiefe zum Maß des kubischen Inhalts eines Körpers annehmen. Geld als Maßstab des Werthes der Dinge ist seiner Natur nach den Gesetzen aller Maße unterworfen. Länge wird

durch Länge, Gewicht durch Gewicht und Werth durch Werth gemessen. Wie es nun nöthig ist, den Maßstab der Längenmaße, die Einheit des Gewichts u. s. w. zu bestimmen, eben so nothwendig ist, die Einheit des Werthes zu bezeichnen, als da sind Gulden, Kreuzer, Thaler u. s. w. — Der Werth der zum Maßstab des Werthes angenommenen Einheit, das heißt der Werth eines Geldstücks, hängt von der Quantität des edeln Metalles ab, aus dem es geprägt ist, und es ist eben so unmöglich, ihr durch das Gepräge einen größeren oder geringeren Werth zu verschaffen, oder ihr durch das Gesetz einen höheren oder niedereren Kurs als den ihres eigentlichen Metallgehalts zu erzwingen, als es unmöglich ist, ein Loth in ein Pfund oder letzteres in das erstere umzuschaffen. * Wo eine Veränderung im Münzfuße eingetreten ist, da hat sich der Werth des Geldes zu dem der Gegenstände immer wieder auf das frühere Verhältniß reduzirt, was gewiß nicht hätte seyn können, wenn, wie manche Staatswirthschaftslehrer behaupten, Münzen wie Banknoten bloße Rechnungsmarken wären.

„Gold und Silber," sagt der berühmte Ricardo, welcher das Amendement zu Sir Robert Peel's Akte, die Aufhebung der Restriktion der Bank von England und die mit dem Jahre 1823 anzufangenden Bankzahlungen betreffend, vorschlug, nach welchem die Bank ihre Noten auf Begehren in Barren von 60 Unzen Goldes einlösen mußte, „Gold und Silber, wie alle anderen nützlichen Dinge, haben einen eigentlichen nothwendigen Werth im Verhältniß zur

* In England kann, wie bekannt, jedermann Geld (d. h. Gold) schlagen lassen. Das königliche Münzamt berechnet dafür nur eine kleine Provision zur Deckung seiner Kosten und für das Einschmelzen und Raffiniren des Metalls. Das Gepräge ist somit weiter nichts als die amtliche Versicherung der königlichen Beamten, daß das Stück die vorgeschriebene gesetzliche Quantität Gold von gehöriger Feinheit enthält. Zur Zeit als die amerikanischen 5 und 10 Thalerstücke unter ihrem Goldwerth ausgeprägt waren, machten die Kaufleute der Vereinigten Staaten Rimessen in Gold, die sie sodann von ihren Correspondenten in London in Pfundstücke (Sovereigns) umprägen ließen, worauf sie 4 Procent gewannen. Das Schlagen von Silbermünzen ist deswegen nicht frei, weil sie aus andern Rücksichten, die nicht hieher gehören, 5 Procent unter ihrem Nominalwerth ausgeprägt sind. Dafür sind aber auch Silbermünzen keine gesetzliche Zahlungsvaluta, und man kann sie bei Zahlungen über zwei Pfund zurückweisen.

Arbeit und den Kosten ihrer Gewinnung und Transformation. Dieser Werth entspricht zugleich dem Marktpreis der verschiedenen Gegenstände, in welche sie verarbeitet werden können. Ueberdies besitzen sie die Eigenschaft, sich leicht raffiniren zu lassen, so daß wir zu jeder Zeit wissen, welches Quantum wir davon vorräthig haben, und daß alle Theile dieses Quantums vollkommen homogen sind. Dadurch werden sie leicht vergleichbar, ohne daß man zu befürchten hätte, daß ein Unterschied in der Qualität obwalte. Sodann sind sie unveränderlich und lassen sich leicht in die kleinsten Theile theilen. Sie sind leicht verführbar und unterliegen nicht der Deterioration oder der Zerstörung ihres Werthes. Dadurch muß jedermann diese Metalle allen übrigen nützlichen Dingen, die er bis zur Zeit ihres Gebrauchs aufbewahren will, vorziehen. Jeder, der eine Waare besitzt, die entweder der Veränderung und durch diese der Entwerthung ausgesetzt ist, deren Qualität sich leicht verändert, welche viel Raum einnimmt, oder die nicht leicht sich vertheilen läßt, wird solche gerne gegen eine andere vertauschen, welche von allen diesen Unbequemlichkeiten frei ist. Daher kommt es, daß diejenigen Dinge, welche in dieser Beziehung so viele vorzügliche Eigenschaften vor andern voraus haben, zuletzt das Maß aller andern, der Typus alles Austausches geworden sind. Sie sind beständig und unveränderlich, sie werden beständig in allen Plätzen, in allen Ländern und bei allen Gelegenheiten gesucht, sie sind daher nicht den Veränderungen ausgesetzt, welche jeder Gegenstand, welcher einmal gesucht, das andere Mal aber zurückgewiesen wird, nothwendigerweise erleiden muß, und sie sind überdies nicht von den Jahreszeiten abhängig, von dem Kredit einzelner Personen oder Körperschaften, und nur selten von den Begebenheiten der Geschichte.“ Wir wollen hier noch hinzufügen, daß es gewiß keinem Uebereinkommen über einen philosophischen Begriff zuzuschreiben ist, daß alle Völker, auf welcher Stufe der Kultur sie auch stehen mögen, jetzt und zu allen Zeiten Gold und Silber, wo dieselben vorhanden waren, zum eigentlichen Maßstab alles Werthes gebrauchten. Zwar haben andere Gegenstände auch die Stelle des Geldes vertreten, wie z. B. nach der Angabe Say's, das Salz in Abyssinien oder die Stockfische an der Küste von Neufundland, oder wie Smith in seinem „Weath of Nations“ versichert, Nägel in einem schottischen Dorfe, oder Leinwand,

Muscheln und sogar Negersklaven auf einigen Inseln des indischen Oceans; aber es behaupten ja auch dieselben Schriftsteller, daß diese Praxis unstatthaft sey, weil man ihr Quantum in kurzer Zeit vermehren oder vermindern, und dadurch gewaltige Fluktuationen ihres Werthes hervorbringen kann. Und warum sollte dasselbe Argument nicht auf die Ausgabe von Banknoten anwendbar seyn, deren willkührliche Vermehrung gewiß leichter ist, als das Gewinnen des Salzes, das Fangen und Trocknen der Stockfische, das Fabriciren von Leinwand u. dergl.?

Say sagt: „der Gegenstand, den man als Maßstab alles Werthes angenommen hat, muß schwer zu erwerben seyn, daß er den Besitzer gegen die Gefahr plötzlicher Depreciation sichert;“ wie kann man aber die vermehrte Ausgabe von Banknoten und dadurch die Herabsetzung ihres Werthes verhüten? * Mac Culloch sagt zwar an verschiedenen Orten (wenn wir nicht irren, wenigstens dreimal im Artikel über die Banken), daß, um Mißbräuche dieser Art zu verhüten, man jeder Bank, ehe man ihr erlaube Zettel auszugeben, Bürgschaft abfordern sollte. Allein, wie diese Bürgschaft zu stellen sey, und wie hiedurch das Publikum für entschiedene Verluste entschädigt werden soll, darüber schweigt er. Wir aber glauben, daß die Leistung einer solchen Bürgschaft gänzlich unmöglich ist, und daß, wenn sie wirklich so geleistet werden könnte, daß dadurch eine Ueberausgabe von Banknoten und —

* Nach Angabe des Herrn Gallatin in seinem Werk: „Ueber das Papiergeld und das Banksystem der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ („On the Currency and Banking System of the U. States“) schätzt die ganze Masse der edeln Metalle auf dem ganzen Erdboden auf den Werth von vier- bis fünftausend Millionen Thaler. In den Jahren von 1803 bis 1809, während welcher die Silber- und Goldbergwerke von Amerika die meiste Ausbeute gewährten, betrug der jährliche Zuschuß 50 Millionen. In den letzten zwanzig Jahren soll sich der Ertrag der Bergwerke nur auf 27 Millionen belaufen haben. Es betrug also zur Zeit der größten Ergiebigkeit der Bergwerke der jährliche Zuschuß der edeln Metalle nur 1¼ % ihres ganzen Vorraths, und in den letzten Jahren bloß ⅗ %; man kann also im Durchschnitt den jährlichen Zuwachs nur auf 1 Procent anschlagen. — Der jährliche Zuwachs an Agrikultur-Produkten übertrifft gewöhnlich den vorhandenen Vorrath, und der der Manufakturen ist in einzelnen Fällen auch schon dem vorhandenen Lager gleich gekommen.

worauf wir später zurückkommen werden — von Bankkreditscheinen unmöglich gemacht würde, das Bankprivilegium selbst seinen eigentlichen Werth verlöre. Das Edinburgh Review sagt in einem, wenn wir nicht sehr irren, aus der Feder des Herrn Mac Culloch geflossenen vortrefflichen Aufsatz:* „Was diesen Punkt betrifft (den Mißbrauch des Papiersgeldes), so brauchen wir uns nicht von allgemeinen Begriffen und Regeln leiten zu lassen. Wir können hier eine weit ausgebreitete, fortwährend wiederkehrende Erfahrung zu Hülfe nehmen, wir können uns auf die Geschichte Englands, jedes europäischen Staats und auf die der Vereinigten Staaten berufen, um zu zeigen, daß kein Mann und keine Gesellschaft von Männern je die Macht besessen hat, eine unbeschränkte Menge Papiergeld auszugeben, ohne diese Macht zu mißbrauchen, oder, was dasselbe ist, diese Macht zur Ausgabe von ausschweifenden Quantitäten derselben zu benützen.** Wenn die hierdurch hervorgerufenen Calamitäten in anderen Ländern weniger schreckhaft waren, als in England und Amerika, so dürfte dieses von ihrem geringeren Verkehr mit fremden Ländern und der hierdurch geringeren Handelsbilanz zu ihrem Nachtheile herrühren; oder es hatte, wie dies namentlich im Kaiserstaate Oesterreich vor der Reduktion der Bankzettel und in Frankreich vor der Reduktion der Assignaten der Fall war, das Papiergeld gar keinen festen Kurs und daher schon früher aufgehört, das Maß der Valuten zu seyn. In jedem Falle aber hat die Ausdehnung oder plötzliche Einziehung des Papiergeldes unbeschreibliches Elend über alle Klassen verhängt. In England, wo die Noten der Nationalbank nie mehr als 25 Procent gegen baares Geld, und dies nur ein einziges Jahr lang, verloren, dessen Handel und Fabriken fast jedes Jahr die Handelsbilanz aller

---

* Wir wissen nämlich aus sehr guter Quelle, daß Hr. Mac Culloch die meisten statistischen Artikel dieses Journals liefert.

** On this point we are not left to be guided by general principles. We have it in our power to appeal to a widely extended and uniform course of experience — to the history of Great Britain and every state in Europe, and to that of the United States — to show *that no man, or set of men, have ever been invested with the power of making unrestricted issues of paper money without abusing it* — or, which is the same thing, without issuing it in inordinate quantities. **E. Review.**

Länder zu seinen Gunsten wenden, wo das öffentliche Vertrauen in die Nationalbank so unbegrenzt war, daß die Noten derselben, selbst nach Einstellung der Baarzahlungen sich noch immer al pari erhielten und sogar 3 Jahre später noch mit Agio gegen Gold vertauscht wurden, wo der ganze Staatskredit der Bank als Finanzmaschine verpfändet war, fallirten dennoch Tausende von Kauf- und Gewerbsleuten und mehr als 300 Banken in Folge der plötzlichen Expansion und Contraktion des Papiergeldes. Zwar schreibt Mac Culloch dieses Unglück der Handelswuth der Engländer, den Spekulationen in Getreide, den schlechten Aerndten u. s. w. zu; allein hier glauben wir in ihm den politischen Schriftsteller zu erblicken, der auch bei der Aufführung von Thatsachen noch immer die Farbe seiner Partei trägt. Solche Spekulationen sind immer die Folge von angehäuftem Papiergeld, ob sie sich nun auf Getreide oder andere Gegenstände beziehen. Wären damals Eisenbahnen und Kanäle an der Tagesordnung gewesen, so wären die Spekulanten über diese hergefallen; denn das über die gesunden Bedürfnisse des Handels und der Gewerbe angehäufte Geld sucht immer einen Ausweg, und dann wäre die Schuld auf die Eisenbahnen gefallen. In Amerika fielen die Spekulanten zur Zeit der größten Expansion des Papiergeldes (im Jahr 1836) über Alles her, Eisenbahnen, Kanäle, chinesische und europäische Handelsartikel, Ländereien, Sklaven; kurz man verwendete das überflüssige Geld auf Alles, was die Aussicht auf Verzinsung übrig ließ; es war somit nicht das unnatürliche Steigen oder Fallen irgend eines Artikels, was die große Krise herbeiführte, sondern die krankhaft gesteigerte Thätigkeit in allen Zweigen. Dies war bei einem jungen aufblühenden Staate nicht anders zu erwarten, welcher in allen Fächern noch genug Ausbeute darbietet. Dagegen entwickelte sich in den Staaten des europäischen Festlandes, unter ähnlichen Umständen, eine für die allgemeine Industrie höchst verderbliche Spekulation in Staatspapieren. Immer aber waren große, auf Kredit gemachte Geschäfte und später Fallimente die unausbleibliche Folge von zu großen Papierausgaben und später nothwendig werdenden Einziehungen. Wie unstät aber das Ausgeben von Banknoten im Vergleich zum baaren Gelde ist, beweist uns eben die Bank von England, deren Verhandlungen ungleich öffentlicher und durch die Gesetze gesicherter sind, als die ähnlichen Institute

(mit Ausnahme der Banken von Frankreich, Amsterdam und Hamburg) in Europa oder Amerika.* Diese hatte z. B. am 26. Februar 1796 für 10¼ Mill. Pfd. Banknoten und 643,133 Pfd. Bankanweisungen im Umlauf, 6 Monate später (am 26. August) aber nur noch 8,981,645 Pfd. in Noten und 549,690 in Anweisungen Verminderung mehr als eine Million. Im Febrauar 1798 hatte sie wieder 10,856,188 Pfd. im Umlauf; aber am 25. August desselben Jahres schon wieder eine Million weniger. Vom 26. August 1799 bis 25. Februar 1800 stieg die Zahl der Banknoten von 11,260,675 bis auf 13,106,368 Pfunde, war aber im darauf folgenden August schon wieder um eine Million gefallen. Vom 26. Februar 1817 bis August desselben Jahres stieg die Ausgabe der Banknoten um beinahe drei Millionen Pfund. Am 28. December 1833 endlich hatte die Bank 10 Millionen Pfd. Sterling in Gold in ihren Gewölben, oder ungefähr ein Drittel des ganzen Betrags ihrer Noten und Depositen; aber am 15. Novbr. 1836, also weniger als zwei Jahre später, war ihr Vorrath an Gold nur noch 4,933,000 Pfd. St., oder weniger als ein Sechstel ihrer Depositen und cirkulirenden Noten! Das Verhältniß des baaren Geldes zu den Noten war daher nur die Hälfte des im Jahr 1833 existirenden; und doch sollen wir glauben, daß bei der Gleichstellung der Banknoten mit dem baaren Gelde die Besitzer, „gegen die Gefahr plötzlicher Depreciation“ gesichert wären? daß also das Papiergeld ein eben so guter Maßstab des Werthes der Valuten sey, als das baare Geld? Und was für Contraktionen und Expansionen könnten wir erst im amerikanischen Banksysteme nachweisen, namentlich in den Notenausgaben der Bank der Vereinigten Staaten! Wie verhielt es sich mit den Zettelausgaben der alten Assignations-, Zettel-, Disconto-, Leih- und der alten Reichsbank von Copenhagen? — Wenn es aber ausgemacht ist, daß jede Art von Papiergeld solchen Expansionen und Contractionen und hiedurch einer abwechselnden Verminderung oder Vermehrung seines Werthes unterworfen ist, wie kann man dasselbe als Repräsentanten der Valuten annehmen und behaupten, daß es wenig

* Es ist bekannt, daß die Bank der Vereinigten Staaten, als sie durch den Congreß aufgefordert wurde, ihre Bücher vorzulegen, von dem Rechte eines Angeklagten Gebrauch machte, welcher nicht gezwungen werden könne, gegen sich selbst Zeugenschaft abzulegen.

darauf ankomme, ob die Tauschmittel als Repräsentanten der Valuten in gemünztem Golde oder in Banknoten bestehen?“ — Mac Culloch ist hier von der (wenigstens nach unserer Ueberzeugung) irrigen Ansicht ausgegangen, daß die edeln Metalle nur Repräsentanten der Valuten seyen, während sie doch selbst Valuten sind, und das Papiergeld als Tauschmittel dieselben repräsentirt. Aber Mac Culloch widerspricht sich gleich im darauf folgenden Satze, wo er sagt: „Noten, welche sonach für gesetzliche Zahlungsmittel (Wechsel-Valuta) erklärt sind, und nicht sofort gegen baares Geld eingelöst werden, werden nicht darum angenommen, weil man die Aussteller für solvent genug hält, solche gegen Geld einzulösen, noch finden sie etwa deßhalb Nehmer, weil sie denselben Werth haben, wie die Gegenstände, für welche sie ausgetauscht werden, sondern solche haben darum Kurs, weil sie die Stelle des baaren Geldes vertreten, und als solches von jedermann in Zahlung genommen werden.“ „Banknoten dieser Art,“ setzt er hinzu, „sind als Marken oder Rechenpfennige zu betrachten, nach welchen Besitz und Eigenthum beim Uebertragen von Einem auf den Andern bemessen werden. In so fern solche durch kein Steigen oder Fallen des Kredits leiden, so ist augenscheinlich, daß ihr Werth allein von der Menge bedingt ist, in welcher sie auf einmal vorkommen, verglichen mit den Zahlungen, welche durch sie geleistet werden sollen. Wollte man dieselbe unter die Quantität baaren Geldes herabbringen, welche an ihrer Statt für den Umsatz erforderlich wäre, so würde ihr Werth über den des baaren Geldes erhöht werden, durch Vermehrung aber müßte derselbe nothwendig sinken.“ Hiermit sind wir freilich einverstanden; aber die Quantität des baaren Geldes, welches zu irgend einer Zeit statt der Banknoten für die Bedürfnisse des Handels und der Gewerbe in Umlauf gesetzt werden müßte, läßt sich nur höchst schwer bestimmen, da der Handel und die Gewerbe eben durch die vermehrte Ausgabe von Banknoten zu irgend einer Zeit eine andere als die gewöhnliche Richtung nehmen und hiedurch eine weit größere Quantität des cirkulirenden Austauschmittels nöthig machen könnten, als unter andern Umständen nothwendig geworden wären.

Dies führt uns auf die Beantwortung unserer früher aufgestellten Frage, warum die Noten der Bank von England, als sie

aufhörten gesetzliche Zahlungsmittel zu seyn, dennoch ihren Kurs hielten, und drei Jahre später sogar noch mit Agio gegen baares Geld ausgegeben wurden. Freilich glauben Manche, daß die im Mansionhouse gleich nach dem Erscheinen des Geheimenrathsbefehls stattgehabte Versammlung von Kaufleuten, Bankiers, Fabrikanten u. dergl., die den Beschluß faßte, die Noten der Bank von England in allen Geschäften und Waarenzahlungen für baares Geld anzunehmen, die eigentliche Ursache dieser Erscheinung war; wir aber halten diesen Schritt der englischen Geschäftsleute für einen nothgedrungenen, und den Kredit der Bank deßwegen noch immer für einen erzwungenen. Zwischen der Bank und dem Publikum existirt nämlich das wechselseitige Verhältniß von Gläubiger und Schuldner; und zwar so, daß die Bank bei dem Publikum einen größeren Betrag gut hat, als die von ihr in Umlauf gesetzten Noten absorbiren können; (denn wenn die Bank nicht für mehr als den Betrag der ausgegebenen Noten Wechsel escomptirte und Gelder ausliehe, so könnte sie mit den Privatbankiers gar nicht competiren) und es müssen folglich ihre Noten so lange mit dem baaren Gelde Kurs halten, als die Schuldner der Bank solvent und verpflichtet sind, ihre Schuld binnen kurzer Zeit in Gold oder in Noten der Bank abzutragen, das heißt, es müssen die Noten der Bank so lange ihren nominalen Werth beibehalten, bis das Guthaben der Bank gegen das Publikum völlig ausgeglichen ist. Wo die Bank zugleich der Fiskalagent der Regierung ist, das heißt, wo die Steuern und Staatszahlungen in Banknoten geleistet werden dürfen, ist die Bank zugleich Gläubiger in Bezug auf das ganze Volk für den Betrag aller Staatseinkünfte, und der Staat selbst gewissermaßen Gerant aller von ihr ausgegebenen Noten. Unter solchen Umständen ist der Kredit der Bank eine absolute Nothwendigkeit für das ganze Publikum, eine Conditio sine qua non aller Geschäftsführung in Bezug auf Handel und Fabriken. Hätten die Londoner Kaufleute damals die Bank nicht mit ihrem ganzen Privatkredit unterstützt, so wäre letztere gezwungen gewesen, ihre bei den Kaufleuten ausstehenden Forderungen sogleich einzutreiben, und es hätten die Fallimente nicht mit der Bank, sondern mit den Handlungshäusern begonnen; die Kaufleute und Privatbankiers, die in allen Ländern die großen Geldumsetzer sind, hätten zum Behuf ihrer Zahlungen an die Bank zur Eintreibung

ihrer ausstehenden Forderungen schreiten müssen, und so hätten sich Verlegenheit und Noth aller Volksklassen bemächtigt, ehe die Reihe selbst an die Bank gekommen wäre. Die Bankrestriction im Jahr 1797 war daher nicht sowohl eine Wohlthat für die Bank, als für das gesammte Publikum. Und hier sehen wir zugleich die Natur des durch sich selbst bestehenden Princips des Papiergeldes, die Unmöglichkeit seiner Vertilgung, wo es einmal feste Wurzel gefaßt hat. — Noch auffallender zeigte sich dies in den Vereinigten Staaten, als bald nach der Kriegserklärung an England die meisten Banken der Union, mit Ausnahme von einigen wenigen im Staate Massachusetts, ihre Baarzahlungen einstellten. Damals existirte in Amerika kein großes Centralinstitut zur Regulirung des Papiergeldes und der Finanzen, und doch erhielten sich die Noten der besseren Banken in ihrem Werth; bloß weil die Banken mehr ausstehen hatten, als den Betrag ihrer ausgegebenen Noten, die solvent gebliebenen Kaufleute mit diesen Noten ihre Zahlungen leisten konnten, und das größere Publikum stets diejenige Valuta annehmen wird, die beim Kaufmann und Bankier als Zahlungsmittel gilt; und dieselbe Erscheinung wiederholte sich im Jahr 1837. * Kurze Zeit nach dem Friedensschlusse von 1815 dachte man in England ernstlich an die Wiederherstellung der Baarzahlungen. In den Jahren von 1797 bis 1813 war die Zahl der Landbanken von 280 auf 900 gestiegen, die Leichtigkeit des Wechselscomptos vermehrte auf unglaubliche Art die Spekulationswuth in allen Zweigen; das ausgegebene Papiergeld, welches längst im Mißverhältniß zu den gesunden Bedürfnissen des Handels stand, erlitt eine allgemeine Entwerthung, bis endlich in den Jahren 1813 bis 1817 240 Landbanken ihre Zahlungen einstellten. Die Entwerthung

* Calhoun hat daher Recht, wenn er sagt, es beruhe das ganze System des Papiergeldes auf einem auf sich selbst gestützten und durch sich selbst unterhaltenen Princip, wodurch es frei und unabhängig zwischen Himmel und Erde dahin schwebe, ohne durch das Zusammenstoßen mit andern Körpern seine Bahn merklich zu verändern. „Seeing all this, I cleearly perceived that self-sustaining principle which poised and impelled the system self-balanced in the midst of the heavens, like some celestial body, with scarcely a perceptible deviation from its path from the concussion it had received.“ Siehe Speech of the Hon. John. C. Calhoun. Washington Okt. 3. 1837.

der Noten der kleinen Landbanken hob natürlich die des Central-instituts so, daß die Noten der Bank von England in kurzer Zeit dem Gold und Silber beinahe gleich standen. Gerade derselbe Fall ereignete sich in diesem Jahre (1838) in den Vereinigten Staaten. Im Verhältniß zur Entwerthung der Noten der kleineren Banken vermehrte sich der Kredit der großen Vereinigten-Staaten-Bank von Philadelphia; denn im Verhältniß als durch die Falliten der kleineren Geldinstitute die Zahlungsmittel (für die das vorhandene Gold und Silber längst nicht mehr hinreicht) sich vermindern, müssen die zurückbleibenden einen höhern Kurs gewinnen, und es kann sogar der Fall eintreten, in welchem die Zahlungsmittel im Verhältniß zu den vom Publikum eingegangenen Verbindlichkeiten, das heißt im Verhältniß zum allgemeinen Austausch von Gütern in so geringer Anzahl vorhanden sind, daß die Noten der bedeutendsten Banken (selbst bei der Unfähigkeit der Banken, dieselben gegen Gold oder Silber einzulösen) noch immer höher stehen, als das baare Geld selbst. *

Die günstige Stellung der Noten der Bank von England veranlaßte das Parlament im Jahr 1819, ** die Resumption der Baarzahlungen mit dem Jahr 1823 anzuordnen; um aber diese möglich zu machen, das heißt, um zu verhindern, daß bis dorthin keine neue Entwerthung des Papiergeldes durch zu große Ausgabe desselben Statt finde, wurde der Vorschlag des berühmten Staatswirthschaftslehrers Ricardo angenommen, wodurch der Bank die Verpflichtung aufgelegt ward, ihre Noten sogleich in Barren von 60 Unzen Gold einzulösen; mit dem Jahr 1833 aber sollte die Einlösung der Noten mit gemünztem Golde ihren Anfang nehmen.

„Die Zweckmäßigkeit dieser Rückkehr zur Baarzahlung,“ sagt Mac Culloch, „unter Beibehaltung des alten Münzgehaltes wurde vielfach angegriffen; man behauptete, der Geldwerth sey dadurch im Allgemeinen erhöht, und der Fall aller Preise von Lebensmitteln, Waaren 2c. wesentlich verstärkt worden. Einige Wahrheit liegt auch diesen Beschwerden zu Grunde; doch geht es hier wie in allen ähnlichen Fällen: beide Theile übertrieben, und im Ganzen halten

* Im Jahr 1800 hatten die Noten der Bank von England Agio im Wechsel gegen Gold und Silber.

** Peel's act, George III. 59. C. 78.

wir obige Maßregel immer dem Kredit und Vortheil des Landes weit zuträglicher, als eine Verschlechterung des Geldes." * Daß durch die Gleichstellung des Papiergeldes mit dem Golde, oder besser dadurch, daß die Banknoten, statt Substitute für baares Geld zu seyn, jetzt wieder die eigentlichen Repräsentanten desselben wurden, der Werth derselben sich heben, ihre Anzahl zugleich aber sich vermindern mußte, ist allerdings klar, so wie, daß als nothwendige Folge hievon der Preis aller Waaren und Lebensmittel fallen mußte; allein hierin scheint uns doch nicht der eigentliche Grund der Opposition zu liegen, welche die Freunde dieser Maßregel bei einem großen Theil des commerziellen Publikums zu bekämpfen hatten. Auch in Amerika widersetzte sich eine große Partei der erzwungenen Rückkehr zu Baarzahlungen sowohl im Jahr 1816, als neuerdings im Monat Mai dieses laufenden Jahres (1838), wie denn überhaupt die ganze Geschichte des amerikanischen Papiergeldes der des englischen, mit geringen Ausnahmen, analog ist. Es ist hier wieder das Verhältniß vom Gläubiger zum Schuldner, in dem die Bank zum Publikum steht, zu berücksichtigen. Die Kaufleute und Fabrikanten sind die Hauptschuldner der Bank, diese werden daher bei der Resumption der Baarzahlungen zuerst um baares Geld angegangen, und da ihr Kredit hauptsächlich von ihrer Pünktlichkeit abhängt, so müssen sie dieselben auch um jeden Preis leisten. Sie werden hiedurch gezwungen, einen Theil ihrer Waaren zu geringern Preisen loszuschlagen, als im Verhältniß zu den verringerten Zahlungsmitteln die eigentlichen nothwendigen Lebensbedürfnisse sinken, und kommen hierdurch in offenbaren Verlust. Es vermindern sich nämlich die Preise aller Dinge zwar im Verhältniß zur verminderten Cirkulation des Geldes, aber dies geschieht nicht auf einmal, und nicht mit Allen zugleich in demselben Maß. Was sich am längsten unverändert erhält, ist der Preis des Brodes und der Taglohn. Daß dies so seyn muß, läßt sich leicht aus den allgemeinen Prinzipien der Staatswirthschaftslehre nachweisen; wir ziehen aber vor, uns hier auf die Erfahrung zu berufen, und verweisen unsere Leser auf die Geschichte der Papiergeld-Einlösung nicht bloß von England

* Theoretisch-praktisches Comptoirhandbuch nach Mac Culloch von L. N. Schmidt. S. 71.

und Amerika, sondern auch, und zwar hauptsächlich, von Oesterreich. Der Kaufmann und Fabrikant, der bei den Fluktuationen des Papiergeldes seinen Kurs stets 30 bis 90 Tage im Voraus zu decken weiß, und selbst den erlittenen Verlust zum Preis der Waare schlägt, verliert bei der Depreciation des Papiergeldes wenig oder nichts, während der Taglöhner und überhaupt die arbeitenden Klassen, deren Verdienst lange nicht im Verhältniß zur vergrößerten Papierausgabe steigt, ihre Armuth erst dann zu fühlen anfangen, wenn sie sich höhere Genüsse verschaffen wollen, deren Preise, indem sie meistens auf dem Verkehr mit fremden Ländern beruhen, ungleich elastischer sind, und zu deren Anschaffung ihre geringen Mittel nun nicht mehr hinreichen. Wer daher bei der Einführung des Papiergeldes, und durch den hierdurch vermehrten Kredit am wenigsten gewinnt, das ist der gemeine Arbeiter, dessen Lohn erst spät, wenn alle Bedürfnisse des Lebens im Preise gestiegen, und diejenigen, die bei dem allgemeinen Austausch von Gütern am meisten betheiligt, reich geworden sind, anfängt, mit dem Erwerb der anderen Stände in Verhältniß zu treten, was ihm dann doch nichts nützt, insofern er nicht mehr verdient, als er braucht. Umgekehrt aber verhält es sich bei der Einlösung des Papiergeldes. Hier entschlüpft den geldtauschenden Klassen (money-dealers) der Gewinn, die Preise aller Luxus- und Modeartikel fallen, während die Preise der Früchte, des Brodes und der Taglohn noch lange beständig bleiben oder im Verhältniß zu den übrigen Bedürfnissen nur langsam zu sinken anfangen. Deßhalb war der Rückschritt zu Baarzahlungen in allen Ländern eine Maßregel der Volkspartei, begleitet, wie dies nicht zu vermeiden ist, von großen Handelskrisen und den Fallimenten von Hunderten von Kaufleuten und kleinen Banken. Es ist natürlich, daß in Ländern, wo ein großes Central-Bankinstitut existirt, wie in England, zuerst die kleinen Banken, welche die Schuldner des großen Instituts sind, um Zahlung angegangen werden; diese müssen dann ihre bei den Kaufleuten ausstehenden Summen eintreiben, und zuletzt wendet sich der Kaufmann an den Privaten. Es werden aber die Rückzahlungen nicht von allen Parteien mit gleicher Pünktlichkeit geleistet, wodurch die Privaten am wenigsten, der Kaufmann und die Banken am meisten in Nachtheil gerathen. Der Kaufmann verliert hiedurch seinen Kredit und fallirt, und das Falliment der Kaufleute zieht endlich das der Banken nach sich. — Die arbeitenden Klassen, welche weniger

Kredit haben und geben, sind bei solchen Handelskrisen weniger betheiligt, und kommen erst dann in Verlust, wenn durch den verminderten Reichthum und Luxus der höheren Stände auch die niederen sich einzuschränken gezwungen sind, und zuletzt das Nothwendige entbehren. — Alles dies ist eine nothwendige Folge der Vertheilung der Arbeit und des Vermögens, und es ist daher nicht wenig auffallend, wenn Statistiker, wie Mac Culloch, den Grund der Handelskrise vom Jahr 1821 bis 1823 hauptsächlich in den Fluktuationen der Kornpreise und den mit Getreide unternommenen Spekulationen suchen. Ein Umstand aber bleibt bemerkenswerth und stimmt mit den neuesten Vorfällen in den Vereinigten Staaten ganz überein, daß nämlich die Kaufleute und Bankiers aller Länder die Einlösung des Papiergeldes bloß als eine kluge Finanzmaßregel betrachten, die „im Ganzen dem Kredit und Vortheil des Landes zuträglicher ist, als eine Verschlechterung des Geldes.“ An die moralische Verpflichtung, Wort zu halten und dem auf der Banknote geschriebenen Versprechen nachzukommen, dachten die Engländer bei den betreffenden Parlamentsverhandlungen, mit einzelnen Ausnahmen, eben so wenig, als die Amerikaner. *

„Obwohl Baarzahlungen wieder geleistet wurden,“ sagt Calhoun, „und das Bankwesen (in Amerika und England) allmählig wieder seinen früheren Gang ging, so hatten die dabei Betheiligten doch nicht die große Fähigkeit vergessen, die es besaß, sich auch ohne Baarzahlungen erhalten zu können.“ Der Gedanke, daß zur Cirkulation der Banknoten es nöthig sey, daß dieselben die edeln Metalle repräsentiren, gerieth nach und nach gänzlich in Vergessenheit; im Gegentheil, man hielt letztere eher für Restrictionen der freien und einträglichen Bankoperationen, als für ein Mittel, denselben Sicherheit und Dauer zu verschaffen. „Es bildete sich,“ fährt derselbe Staatsmann fort, „in England und Amerika ein Esprit du corps unter den Bankinteressenten, welche nun ihre ganze Macht aufboten, das Papiergeld statt der Münze in Umlauf zu erhalten.“ Dies gelang ihnen auch größtentheils. Mit der steigenden Popularität ihres Systems aber nahmen die Bankgeschäfte einen kühnern

* Man vergleiche hiermit den in der Allgem. Zeitung vom Monat Juni enthaltenen Aufsatz über „die Amerikanische Geldaristokratie und ihre Aussichten.“

Charakter an, der Gewinnst der Bankactionärs vermehrte sich auf unglaubliche Weise, und damit auch die Tendenz zur Verbreitung und größeren Ausdehnung des Systems. — Endlich im Jahre 1833 lief der Freibrief der Bank von England ab; in Amerika sollte die Ver. Staatenbank erst mit dem Jahr 1836 aufhören. In beiden Ländern zeigte sich eine gewaltige Opposition, nicht aber, wie dies die neuesten Vorfälle hinlänglich bewiesen haben, gegen das Banksystem überhaupt, sondern gegen die ausschließenden Privilegien jener Centralinstitute. Die gewerbtreibenden Klassen hatten in den letzten Jahren mit neidischen Augen zugesehen, wie sich Hunderte und Tausende mit dem Bankmonopol bereicherten, und wünschten nun auch daran Antheil zu nehmen. Man wollte auf angenehme, leichte Art reich werden, und hiezu gab es nur Einen Weg, den die Mehrzahl nicht betreten durfte. — Diesem allgemeinen Andrang der in England ziemlich wohlhabenden Bürgerklasse konnten die Bankmonopolisten nicht lange widerstehen; die Opposition siegte, und es fielen bei der Erneuerung des Freibriefes der Bank die in der Parlamentsacte vom Jahr 1708 enthaltenen Bestimmungen weg, in Folge deren es Handelsbanken mit mehr als sechs Theilnehmern nicht allein verboten war, Noten zahlbar bei Sicht auszugeben, sondern auch gewöhnliche Bankgeschäfte zu betreiben, nämlich Gelder von Privaten anzunehmen und zu verwahren, ihre Tratten zu bezahlen oder sich mit der Einkassirung derselben zu beschäftigen ꝛc. Ueberdies wurde festgesetzt, daß für die Folge jede Zahl von Theilnehmern zur Errichtung eines Bankgeschäftes zusammentreten könne, und zwar an jedem Orte, der weiter als 65 (englische) Meilen von London entlegen sey. — Die Erlaubniß, B a n k e n mit vereinigtem Fond (Joint stock banks) mit irgend einer Anzahl von Theilhabern überall in einer Entfernung von nicht weniger als 65 Meilen von London errichten zu dürfen, hatte das Parlament schon früher (im Jahr 1826) ertheilt. Der Bank von England wurde gestattet, Filialbanken in den bedeutendsten Städten des Königreichs zu errichten, und es wurden ihre Noten überdies allgemein als gesetzliche Zahlungsmittel anerkannt, nur nicht zwischen ihr und ihren eigenen Gläubigern. Außerdem wurde noch in die Parlamentsacte 3 und 4, William IV, C. 98 eine Clausel aufgenommen, welche die Errichtung von Banken, w e l c h e k e i n e N o t e n a u s g e b e n, mit jeder Anzahl von Theilnehmern und überall innerhalb des Distrikts, auf welchen die

ausschließenden Privilegien der Bank beschränkt sind, ausschließlich gestattet.* So brach das Monopol der Bank von England zwar zusammen; es erhielt aber das Bank- und Kreditwesen selbst hiedurch eine ungeheure Ausdehnung und (durch die Erhebung der Noten der Bank von England zu gesetzlichen Zahlungsmitteln) eine verhältnißmäßig sehr verkleinerte Münzbasis.

Es ist dies das letzte Stadium des weit verbreiteten Papier- und Kreditsystems. In den Jahren von 1826 bis 1835 wurden 34 Joint-Stockbanken errichtet, und in den darauf folgenden zwei Jahren und acht Monaten, bis zum 12. März 1836, kamen achtundzwanzig neue hinzu. Um diese Zeit griff die Spekulationswuth so um sich, daß in den Monaten April, Mai und Juni die Zahl dieser Banken monatlich um fünf Procent stieg! Zwei von den fünfzehn Banken, welche in diesen drei Monaten zu Stande kamen, hatten jede 750 Theilhaber, und eine von ihnen hatte eilf, die andere vierunddreißig Branchen in verschiedenen Orten des Königreichs. Die Edinburgh Review vom Monat Juli 1836, welche diese Fakta anführt, und auf welche wir hier unsere Leser verweisen, sagt unter anderem: „Wir haben alle Ursache zu glauben, daß dieses Verhältniß der Zunahme von Banken seither eher sich vermehrt als vermindert hat. Die Manie für Banken mit vereinigtem Fond ist in letzter Zeit eben so allgemein geworden, als die Manie für Eisenbahnen. Man kann jetzt keine englische Zeitung in die Hand nehmen, ohne darin auf einige Anzeigen von solchen Etablissements zu stoßen, die natürlich immer in die anziehendsten Farben gekleidet sind.“ ** Diese Muthmaßung des Edinburgh Review war sehr richtig; denn nach einem offiziellen Ausweis war am 26. November desselben Jahrs die Zahl der Joint-Stockbanken bereits auf 102 angewachsen, und es hatten diese noch überdies eine außerordentliche Menge von Branchen in den verschiedenen Provinzen.

---

* Dieselben existiren auch jetzt in Gloucester, Birmingham, Leeds, Liverpool, Bristol, Exeter, Newcastle upon Tyne, Hull, Norwich rc.

** „We have reason to think that the rate of this extraordinary increase has been since augmented rather than diminished. Latterly indeed the mania for joint stock banks seems to have become almost as prevalent as the mania for railways. It is in fact hardly possible to take up a newspaper without meeting with sundry announcements of such establishments, all of course, dressed up in the most captivating manner. Edinburgh Review July 1836.

Zwar erscheinen die Notenausgaben dieser Banken im Verhältniß zu ihrem Kapital und den von ihnen betriebenen Geschäften nur sehr gering. So zum Beispiel hatten sie im März 1836 (wo ihrer zweiundsechzig existirten) nur für 3,094,025 Pfd. Strl. Noten im Umlauf, welche Summe im December desselben Jahrs (wo sich ihre Anzahl auf 102 vermehrt hatte) nur auf 4,258,000 Pfd. Strl. stieg. Aber diese Banken brauchen zum Behufe ihrer größeren Geschäfte keine Banknoten, sondern bloß Kreditanweisungen. Sie escomptiren Tratten und Solawechsel und schreiben den Betrag derselben ihren Kunden ins Haben. Dieser Kredit wird sodann zum Depositum und constituirt das Kapital, mit welchem das bezügliche Individuum Handel treibt oder spekulirt. Die Bank ertheilt hierüber Certifikate, und die so bei der Bank gut geschriebenen Summen cirkuliren dann mittelst Anweisungen auf die Bank (bank checks), die dann das eigentliche größere Papiergeld bilden. **A** besitzt einen mit zwei guten Giranten versehenen Wechsel, diesen escomptirt die Bank, zieht von dem Betrag fünf Procent ab und schreibt den Rest ins Haben. Dafür erhält **A** ein Bankcertifikat, und bis zu diesem Betrag kann er nun auf die Bank anweisen, welche Anweisungen sodann als baares Geld angenommen werden; oder er kann, was bei größeren Geschäften gewöhnlich geschieht, die ganze Summe auf einen andern Namen umschreiben lassen, und hiedurch eine Schuld von 1000 Pfd. (minus fünf Procent) an **B** entrichten, ohne daß bei der ganzen Verhandlung eine einzige Banknote nöthig gewesen wäre. Mit dieser Art Geschäfte verdienen die Banken am meisten, es sind dies aber auch die gefährlichsten von allen und beruht die Sicherheit derselben bloß auf der Zahlungsfähigkeit von vier Personen, nämlich: Aussteller, Acceptant und zwei Giranten des Wechselbriefes. Das aber ist noch lange nicht der Schluß des modernen Kreditwesen und Papiergeldes. Diesen machen der offene Kredit (open credit), das heißt das Einschreiben ins Haben von Summen, die dem bezüglichen Individuum bloß auf seine Zahlungsfähigkeit hin geliehen werden, und über die er dann, wie in dem zuletzt angeführten Fall, verfügen kann, und das Ziehen der einen Bank auf die andere und der letzteren wieder zurück auf die erste, was die Engländer und Amerikaner mit dem charakteristischen Ausdruck „Drachen steigen lassen“ (kite-flying) zu bezeichnen pflegen. Bei dem Verleihen von offenem Kredit leiht die Bank weiter nichts, als ihren Kredit; nur höchst selten gibt sie

dabei ihre eigenen Noten her, und es sind die so Begünstigten gewöhnlich Bankinteressenten und deren Freunde und Verwandte, * während die Wechselziehungen der Banken unter sich selbst die Summen ihrer respektiven Zahlungsmittel vermehren, ohne ihr eigentliches Kapital zu vergrößern oder eine vermehrte Sicherstellung ihrer Noten zu gewähren. Ein weiteres Mittel, ihren Kredit und Einfluß zu vermehren, besitzen die Banken auch darin, daß sie die von ihnen escomptirten Wechselbriefe nicht bis zur Verfallzeit liegen lassen, sondern dieselben nach der Hauptstadt zum weitern Escompto senden, um den Betrag derselben sogleich zu realisiren, und anderwärts verwenden zu können. Die meisten von ihnen haben sodann selbst offenen Kredit bei Privaten oder anderen Geldinstituten und Körperschaften, wodurch es ihnen möglich wird, nicht nur mit ihrem eigenen Kapital und den bei ihnen deponirten Summen Handel und Geschäfte zu treiben, sondern auch mit dem Kredit einer Menge Theilhaber und Interessenten anderer Banken und Leihinstitute. So stützt sich zuletzt eine Bank auf die andere, der Interessent eines Instituts auf den des andern, und es verwickeln sich die Interessen auf eine Art, daß an ein Rückschreiten zur Ordnung und zur Besonnenheit gar nicht mehr zu denken ist. „Wir würden in den größtmöglichsten Irrthum verfallen,“ sagt der oben angeführte Schriftsteller im Edinburger Review, „wenn wir annehmen wollten, daß der Einfluß der Banken nach der Summe ihrer auf Vorzeigung gestellten Noten zu ermessen sey. Diese bilden in der That nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil ihrer eingegangenen Verbindlichkeiten. Viele von ihnen haben den Gebrauch, nicht bloß mit ihrem eigenen Kapital und den bei ihnen deponirten Geldern zu handeln, sondern auch mit dem Kredit, den sie in der Hauptstadt oder anderswo besitzen. Statt die Wechselbriefe und andere Bürgschaften, auf die sie Geld geliehen, in ihren Koffern aufzubewahren, bis dieselben fällig sind, senden viele Banken dieselben nach London, um sie neuerdings escomptiren zu lassen. Und so weit ist dieses System (des beständigen Kreditaustausches) getrieben worden, daß wir die gewisse Versicherung haben, daß gewisse

* Bei dem vor fünf Monaten stattgefundenen Falliment der Massachusettsbank von Boston zeigte es sich, daß der Präsident derselben, ein Hr. Simpson, allein einen offenen Credit von 1 Mill. 200,000 Thlr. hatte. Das ganze Bankkapital war aber nur 500,000 Thlr.

Banken mit weniger als 500,000 Pfund eingezahltem Kapital bis zu fünf Millionen Pfd. Strl. Wechselbriefe escomptirt und Vorschüsse gemacht haben, und die Operationen anderer Banken standen zu ihren Kapitalien noch in größerem Mißverhältniß. *

Ueberdies wird das Publikum noch dadurch getäuscht, daß es zwischen dem subscribirten Bankkapital und dem eigentlichen eingezahlten keinen Unterschied macht. Es werden nämlich selten mehr als von fünf bis zehn Procent des ganzen unterzeichneten Kapitals eingezahlt, so daß, während man in den Zeitungen angekündigt findet, daß diese oder jene Bank mit einem Kapital von einer oder einer halben Million etablirt ist, man derselben kaum mehr als 50 bis 100,000 Pfd. Strl. wirklich vorhandenes Kapital zutrauen darf, und es ist dieses auch nicht immer in baarem Geld oder disponiblen Fonds, sondern oft nur in Anweisungen auf andere Banken, in Schuldverschreibungen von Privaten, in Wechselbriefen von Kaufleuten oder gar in Solabriefen der Bankinteressenten selbst

* „But we should fall into the greatest possible error, if we supposed that the influence of the banks in question was to be measured by the amount of their notes in circulation, payable on demand. These, in fact, constitute but a comparatively small portion of their obligations. Most of them have been in a habit of trading, not on their own capital or on the deposites made with them, but on credit obtained in] the metropolis and elsewhere. Instead of retaining the bills and other securities they have discounted in their coffers till they are paid, many of the banks have been in a habit of immediately forwarding them to London to be rediscounted. To such an extent has this system been carried, that we are well assured that certain banks, with less than 500,000 £ Strl. of paid up Capital, have discounted bills and made advances to the extent of from *five* to *six Millions;* and the engagements of others have been even more incommensurate with their capital."

Im vorhergehenden Paragraph desselben Aufsatzes gesteht der Verfasser zwar ein, daß die schnelle Zunahme der Zahl und Wirksamkeit der Banken mit Vereinigtem Fond theilweise eine Folge der hohen Waarenpreise ist, dessen ungeachtet schreibt er diesen Banken selbst die Ursache der hohen Preise und der allgemeinen öffentlichen Aufregung zu.

„This rapid increase in the number and in the issue of joint Stock banks," sagt er, „has been *in part* a *consequence*, but in a much greater degree a cause of the late rise of prices, and of the excisting exitements." Edinburgh Review July 1836.

vorhanden, die zum Behufe des baaren Geldes erst der Operation der Bank bedürfen und escomptirt werden müssen. Ja es ist der Fall eingetreten, wo von dem ganzen subscribirten Bankkapital kein Heller einbezahlt wurde und die Bank einzig mit den ihr anvertrauten Depositen und ihrem Kredit Handel trieb, ohne in ihrem Geschäftsgang mehrere Jahre hindurch bedeutend gestört zu werden, bis die Schwindelei durch erlittene Verluste endlich ans Tageslicht kam. Die amerikanischen Banken, welche vor den englischen noch den Vorzug der Unverantwortlichkeit haben (denn die Theilhaber derselben sind nicht, wie in England, in solidum, sondern nur zum Betrag ihres Antheils, das heißt ihrer Actien, für alle von der Bank eingegangenen Verbindlichkeiten verantwortlich), sind darin die eigentlichen Meister, und es existirte in Boston drei Jahre lang eine Bank mit einem Kapital von 300,000 Thalern, welche Geschäfte bis zum Betrag von zwei Millionen betrieb, ohne einen einzigen von den Theilhabern einbezahlten Thaler in ihrer Kasse zu haben. MacCulloch, der den Umsturz eines großen Theiles dieser Banken sowohl in Amerika als in England schon vor vier Jahren voraussah, bewies in seinem Dictionary of Commerce, daß der Gewinn selbst in den bestverwalteten Banken nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ bis 2 Procent betragen kann, und daß eine höhere, unter den Interessenten und unter den Theilhabern vertheilte Dividende (mit Zuziehung der gewöhnlichen Interessen von $3\frac{1}{2}$ bis 4 Proc.) auf Schwindelei oder Betrug hinweise. „Es ist übrigens eine von Grund aus falsche Ansicht," sagt er, „wenn man glaubt, daß irgend ein Bankgeschäft je auf solide Weise etablirt werden könne, wenn es nicht ein bedeutendes eingezahltes und verfügbares Umtriebskapital besitzt. Wir glauben aber, daß gar manche Bankgesellschaften mit vereinigtem Fond, welche kürzlich in England errichtet worden sind, die Sache aus einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachten, und sich mehr auf Depositen und Kredit, als auf Benützung ihres eigenen Kapitals verlassen. Es läßt sich bei diesem oder überhaupt bei Handelsgeschäften irgend einer Art keine Einwendung gegen die Ausgabe von Banknoten machen, vorausgesetzt, daß vollkommene Sicherheit für deren Bezahlung geleistet werde; * aber Regierung und Parlament

* Wir haben bereits oben bemerkt, daß diese Sicherstellung nie vollständig geleistet werden kann; es sey denn, daß die Regierung oder

würden ihre Pflichten gegen das Volk gleich sehr vernachlässigen, wenn sie nicht auf der Stelle Schritte ergriffen, welche hiezu nöthigen. Nur auf diese Weise kann das Papiergeld des Landes gegen Mißkredit und Störung durch Betrug, schlechte Geschäftsführung oder unzureichendes Kapital seiner Ausgeber beschützt werden. Dem System der Ankündigung des subscribirten Kapitals sollte man jedenfalls ein Ende machen. Auch sollte keiner Gesellschaft gestattet seyn, ihr Kapital höher anzugeben, als die Summen, welche wirklich in ihre Kassen eingegangen sind."

Gegen die Beschränkung der Verantwortlichkeit der Theilhaber, wie sie in den Vereinigten Staaten existirt, und wovon die unheilvollen Folgen dem Verfasser des Dictionary of Commerce unmöglich fremd gewesen seyn können, spricht sich derselbe auf folgende Art aus: „Die Verantwortlichkeit sollte nie, in keinem Falle, beschränkt werden. Wir protestiren gegen den Vorschlag, den Theilhabern solcher Banken, welche keine Noten ausgaben, eine Beschränkung ihrer Verantwortlichkeit zu gestatten. Eine solche Maßregel würde nichts anderes seyn, als die Aufstellung einer Prämie für jegliche Gattung von Betrug. Was für Schranken ließen sich unter einem solchen System noch denken, welche die Theilhaber einer Bank verhindern könnten, eine Reihe von Jahren hindurch bedeutenden Gewinn unter sich zu vertheilen, während sie vielleicht in der That Verluste erlitten, ehe nicht jeder Pfennig ihres Kapitals und der ihnen anvertrauten Depositen aufgezehrt worden wäre?" „Es ist abgeschmackt," setzt er hinzu, „davon zu sprechen, daß man solche Personen, auf das Zeugniß ihrer eigenen Bücher hin, der Strafe als betrügerische Bankerutiers unterwerfen könne; denn vorausgesetzt, daß es die Absicht der Betheiligten war, zu betrügen, so konnten sie leicht ihre Bücher so führen, daß keine andere als falsche und verworrene Auskunft daraus zu entnehmen ist." Hiermit sind wir ganz einverstanden, denn die Erfahrung der amerikanischen Banken hat diese Besorgnisse hinlänglich gerechtfertigt. — Nur wundert es uns, daß Herr Mac Culloch nicht als Hauptgrund seines Raisonnements den von uns angeführten Umstand

das Parlament selbst die Oberaufsicht über die Bank führt, und selbst in diesem Fall beruht dieselbe auf der besondern Beziehung der Bank zum Staate.

bemerkt hat, daß es nicht die Ausgabe von Banknoten ist, bei welcher die Banken am meisten gewonnen, sondern das Ausstellen von transferablen Depositen=Certifikaten, womit alle größere Geschäfte abgemacht werden. Es würden daher bei einer möglichen Sicherstellung der Banknoten zwar die niederen Klassen gegen Betrug geschützt seyn, keineswegs aber die größeren Kaufleute und Fabrikanten. Eine Bank kann sehr wenig Noten in Umlauf setzen, und doch, wie wir oben bemerkt, für viele Millionen Pfunde Wechsel und Geld umsetzen, und es wäre daher gewiß lächerlich, einer Bank, welche keine Noten ausgibt, größere Vergünstigungen zu gewähren, als einer andern, welche eben wegen dieser Ausgabe beständig baares Geld vorräthig haben muß, um die ausgegebenen Noten auf Verlangen wieder einzulösen. Wir haben (S. 153) nachgewiesen, daß die Summe aller von den Banken mit vereinigtem Fond ausgegebenen Noten im Monat März 1836 sich nur auf circa drei Millionen Pfund Sterling belief, und daß dieselbe durch das Hinzukommen von 42 neuen Banken mit einer ungeheuern Anzahl von Branchen nur um circa eine Million sich vergrößerte, während das Escomptogeschäft einer einzigen unter ihnen zwischen fünf und sechs Millionen Pfund Sterling jährlich in Anspruch nahm.

Als Zugabe zu den Banken mit vereinigtem Fond (Joint stock banks) sind besonders noch die Gesellschaften und Körperschaften zu anderen Zwecken mit vereinigtem Fond (Joint stock companies) zu berücksichtigen. Diese verdanken ihren Ursprung den Banken mit vereinigtem Fond, denn sie sind erst durch den mittelst der Banken leichter zu erhaltenden Kredit möglich geworden, und bezeichnen die durch jene Geldinstitute hervorgerufene Spekulationswuth auf eine auffallende Weise. Es sind diese Joint=Stock=Compagnien übrigens ebenfalls als eine Art von Banken zu betrachten, denn es können die Theilhaber der besseren unter ihnen zu jeder Zeit auf ihre Aktien bei einer oder der anderen Bank Geld geliehen bekommen; oder es haben diese Joint=Stock=Compagnien bei den Banken offenen Kredit, und sind dadurch in den Stand gesetzt, neben ihren angeblichen Geschäften Wechsel zu escomptiren, Gelder auszuleihen und einzukassiren 2c., kurz alles das zu thun, was die Banken, mit denen sie arbeiten, nach den Gesetzen zu thun befugt sind. So kann eine solche

Gesellschaft auf die Aktien der andern Geld leihen, indem sie der andern bei ihrer Bank Kredit anweist, und die andere kann, wenn sie will, auf diesen Kredit gefußt, wieder bedeutende Summen den Aktionärs der erstern zur Verfügung stellen, die dann wieder auf eine andere Bank angewiesen sind u. s. w. In Amerika verbindet sich in der Regel jede Bank mit einer Assekuranz-Compagnie oder auch wohl in letzter Zeit mit einer Eisenbahngesellschaft; die Bank leiht sodann auf die Aktien dieser Gesellschaften und die Gesellschaften wieder auf die Aktien der Bank. Dies ist eine Umgehung des Gesetzes, welches den Banken verbietet, auf ihre eigenen Aktien Geld herzuleihen. A ist Aktionär einer Bank und will von ihr Kredit haben; er geht somit zur Assekuranz-Compagnie, verpfändet seine Aktien und die Compagnie gibt ihm hierauf eine Anweisung auf die nämliche Bank zum Belauf der hierauf vorgestreckten Summe. Ein ähnliches Verfahren existirt, wie wir bereits bemerkt haben, auch in England zwischen den Joint stock companies und den Joint stock banks, was die ungeheuern Summen erklärt, die durch sie beständig in Thätigkeit gesetzt werden, und die Möglichkeit, daß ein eben nicht sehr begütertes Individuum zugleich Theilnehmer an mehreren von ihnen seyn kann. Wir wollen als Beispiel hier einen einzigen Fall annehmen: Gesetzt N hat ein Vermögen von 1000 Pfd. Strl., mit welchem er bei einer Joint stock bank, deren Aktien auf 100 Pfund lauten, betheiligt ist. Will er an einer andern Bank Antheil nehmen, so borgt er auf diese Aktien (wenn er bei der ersten Bank keinen offenen Kredit hat) bei einer zweiten und bekommt von ihr, so fern die erste Bank in gutem Rufe steht, nicht weniger als 950 Pfd. Strl. vorgestreckt. Mit dieser Summe kauft er nun Aktien, die er dann, wenn er will, wieder verpfändet, um neue zu kaufen u. s. w. Nehmen wir an, daß er jedesmal nur gute Aktien kauft und daher auf sie bis auf fünf Procent ihres Nominalwerthes geliehen bekommt, so ergibt sich, daß er mit einem Kapital von 1000 Pfd. Strl., wenn wir zur Erleichterung der Uebersicht die Brüche weglassen und den Calcul nur bis auf 20 Pfd. Strl. abwärts fortsetzen, ungefähr 28,600 Pfd. Strl. zu leihen bekommen, und bis zu diesem Betrag spekuliren kann, ohne seinen Privatkredit dabei in Anspruch zu nehmen. Darum hat sich auch die Spekulationswuth hauptsächlich in Gesellschaften mit vereinigtem Kapital Luft gemacht,

und es gibt deren jetzt für alle möglichen Unternehmungen unter dem Monde. Es gibt Gesellschaften mit vereinigtem Fond für Eisenbahnen und Kanäle, für den Bau von Straßen und Brücken, für Baumwollen- und Tuchmanufakturen, für Roth- und Weißgerbereien, für Bierbrauereien und Branntweinbrennereien, für die Manufakturen von Glas, Steck- und Nähnadeln, für Saifen- und Leimsiedereien, für den Handel mit Steinkohlen, für die Runkelrübenzucker-Fabrikation, für Wallfisch- und Stockfischfängerei, für Ansiedlungen an der Südostküste von Afrika, für die Perlenfischerei in der Südsee, für den Bergwerksbau in Südamerika und Mexiko, für die Construktion von Eisenbahnen in Hindostan, für die Fabrikation von Zündhölzchen, für das Waschen der Wäsche, für die Pflege der Kranken und die Begrabung der Todten. In den Monaten Oktober, November, December des Jahres 1836 kamen in Manchester und Liverpool allein 104 Joint stock companies (Gesellschaften mit vereinigtem Fond) zu Stande, deren Gesammtkapital sich auf 37,987,500 Pfd. Strl. belief, oder beinahe das Dreifache des Kapitals der Bank von England, und in Amerika beträgt das Kapital der Gesellschaften mit vereinigtem Fond zur Construktion von Eisenbahnen allein mehr als 500 Mill. Thaler oder ungefähr das Vierzehnfache alles cirkulirenden Geldes in der Union! Nach Angabe des Hrn. Poulett Thompson, * welcher ein Register aller vorgeschlagenen Joint stock companies hielt, belief sich ihre Zahl auf mehr als 300, und würde ein Kapital von 200 Mill. Pfd. Strl. (ungefähr zwanzigmal das Kapital der Bank von England) erforderlich seyn, dieselben in Gang zu setzen! Die bei weitem größere Zahl derselben ist daher nichts anderes, als ein Mittel, Kredit und Spekulation zu unterhalten, denn nur Wenige nehmen an diesen Unternehmungen ernsthaften Antheil in der Absicht, ihre Kapitalien auf diese Art anzulegen; die meisten Aktionärs kaufen sich bloß ein, um die Aktien später wieder zu einem höheren Preis loszuschlagen; nicht selten variiren sie an einem Tage von 10 bis 20, auch 30 und 50 Proc. ihres Werthes, und es ist dies eine Art Hazardspiel, gegen welches selbst das mit Staatspapieren als kleinlich erscheint.

* Siehe seine Rede im Haus der Gemeinen in der Diskussion des Budgets.

Wir wollen jetzt einen Blick auf Amerika werfen, um zu sehen, welchen Gang das Papier- und Kreditwesen bei dem gänzlichen Mangel einschränkender Gesetze dort genommen hat. — Die erste Bank in der Union, die Bank von Nordamerika (The bank of North-America) kam im Jahr 1781 zu Stande. Ihr Kapital belief sich auf 400,000 Dollars und ihre Organisation war ganz der Bank von England analog. Kaum war diese Bank geschaffen, so etablirten sich ähnliche Institute in den einzelnen Staaten und zuletzt, wie in England, Banken mit vereinigten Fonds, wobei aber die Theilhaber nur bis zum Betrag ihrer Aktien (also nicht für alle von der Bank eingegangenen Verbindlichkeiten in solidum) verantwortlich waren. Diese Unverantwortlichkeit der Theilhaber gab natürlich dem Bankgeschäfte selbst eine ungeheure Ausdehnung. Man riskirte bei Bankgeschäften weniger als bei gewöhnlichen Handelsspekulationen, wo die Theilhaber mit ihrem ganzen Vermögen verantwortlich sind, und besaß überdies das Privilegium, Noten auf Sicht gestellt ausgeben zu dürfen, die, da bei dem Steigen der Preise das cirkulirende Silber und Gold den Bedürfnissen des Handels nicht mehr genügte, ungeachtet kein Gesetz sie zu gesetzlichen Zahlungsmitteln stempelte, bald allgemein als baares Geld angenommen wurden, und die Münze nach und nach gänzlich verdrängten. Wer die Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlungen der verschiedenen Staaten seit jener Zeit durchgeht, wird finden, daß ihre ganze legislative Thätigkeit beinahe auf nichts anders gerichtet war, als auf neue Freibriefe für Banken und bankähnliche Körperschaften. Die Bank von Nordamerika mit ihrem Kapital von weniger als einer halben Million Thaler war bald für die Bedürfnisse des Handels und der Finanzen nicht mehr zureichend, und man glaubte endlich die Nothwendigkeit einzusehen, ein großes Centralinstitut zu errichten, welches der Regierung als Fiskalagent dienen, zugleich aber die Papierausgabe der kleineren Banken innerhalb gewisser Gränzen zu erhalten verpflichtet seyn sollte. Ob die Errichtung eines solchen Instituts durch die Constitution erlaubt, oder ob der Kongreß dabei seine ihm durch die Verfassung angewiesene Gränzen überschritten hat, wollen wir, da doch diese Frage in Deutschland so vielfältig in Anregung gebracht worden ist, später untersuchen. Hier führen wir vor der Hand nur die Fakta auf, um unseren Lesern den Gang zu bezeichnen,

den das amerikanische Bank- und Kreditwesen, nachdem die Verantwortlichkeit der Bankinteressenten aufgehoben wurde, genommen hat.*

Im Jahr 1791 wurde durch eine Congreßakte die erste Nationalbank der Vereinigten Staaten in Philadelphia errichtet, und ihre Dauer bis zum 4. März 1811 festgesetzt. Sie sollte nach dem Muster der Bank von England eine Depositen-, Disconto- und Zettelbank seyn, und mit einem Kapital von 10,000,000 Thalern in 25,000 Aktien, jede zu 400 Thlr. begründet werden. Die Theilnehmer sollten den vierten Theil ihrer Aktien in Gold oder Silber, Dreiviertheile aber in Staatsschuldverschreibungen entrichten. Der Staat selbst unterzeichnete für 2 Millionen. So weit sah das Unternehmen sehr plausibel aus; aber bei näherer Untersuchung der diesfälligen Akten finden wir — was sich bei den meisten Staatsinstituten ähnlicher Art, wenn ihre Verhandlungen öffentlich kund würden, vorfinden dürfte — daß der Staat kein Geld herzugeben und die zu schaffende Bank keines herzuleihen hatte. Man nahm also zu dem in neuester Zeit sehr üblich gewordenen Bank-Hocuspocus seine Zuflucht. Die Regierung borgte von der Bank zwei Millionen, für welche sie 6 Procent jährliche Zinsen zu bezahlen sich verpflichtete, und die Bank, die bei ihrer Entstehung kein Geld hatte, schrieb diese zwei Millionen der Regierung ins Haben. Die übrigen acht Millionen wurden vom Publikum aufgebracht. Um dasselbe anzulocken und auch Minderreiche zur Theilnahme zu bewegen, wurde festgesetzt, daß das Kapital nicht auf Einmal, sondern in vier Ratenzahlungen, jede zu 100 Thalern, eingelegt werden

* Schon vor mehreren Jahren sagte Mac Culloch in seinem Dictionary practical theoretical and historical of Commerce and commercial Navigation: „Derjenige Theil des amerikanischen Banksystems, welcher die Verantwortlichkeit der Theilhaber an einer Bank auf den Belauf ihrer Aktien einschränkt, erscheint uns im höchsten Grade verwerflich. Er bietet eine starke Versuchung zu Betrügereien, und wir kennen auch keinen einzigen Vortheil, welcher dagegen geltend zu machen wäre.“ Herr Mac Culloch sprach hier in Bezug auf das Publikum, in Amerika gibt es aber jetzt beinahe eben so viele Bank- und Körperschaftsinteressenten als Arbeiter, so daß das Volk durch die Frage von Bank oder nicht Bank in zwei der Zahl nach beinahe ganz gleiche Theile getheilt ist, wovon der erste durch seinen Reichthum noch überdies der mächtigere seyn oder werden muß.

sollte. Kaum war jedoch die erste Ratenzahlung eingegangen, so zeigte es sich, daß die Münzbasis der Bank und der Kredit des Staates mehr als hinreichend waren, den regelmäßigen Gang der Geschäfte einzuleiten. Es fiel daher bei den spätern Einzahlungen die Verbindlichkeit, den vierten Theil in Gold und Silber zu erlegen, stillschweigend weg. Die Noten der Bank standen bis dorthin al pari mit der Münze, und es wurde somit das weitere Bankkapital in Noten der Bank selbst und in Staatsschuldverschreibungen eingezahlt, das heißt: die Bank erhielt auf einer Seite als Fond, was sie auf der andern als baares Geld wieder auszahlte.

Gleichzeitig mit dieser Bank, oder bald nachher traten die Staatsbanken (State banks) der einzelnen Staaten, ganz nach dem Prototypus der vereinigten Staaten-Bank geformt, in Wirksamkeit und mit ihnen ein ganzer Schwarm kleinerer Institute und Körperschaften, deren Hauptgeschäft immer nur in Geld borgen und leihen bestand, * obgleich man ihnen die anlockendsten Titel gab, wie z. B. Blei- und Kupferbergwerks-Gesellschaften, Eisen- und Steinkohlen-Compagnien u. dergl., und daher nicht selten europäische Spekulanten anlockte, die das bezeichnete Terrain bis jetzt noch immer vergebens auf der Karte nachsuchen dürften. — Alle diese Institute vermehrten mehr oder weniger das ausgegebene Papiergeld, und da das Verhältniß des baaren Geldes zu demselben sich immer mehr und mehr verminderte und hiedurch die Idee, daß das Papier die baare Münze bloß repräsentire, immer mehr und mehr in Vergessenheit gerieth, so lag es bald im Interesse aller dieser Anstalten, die edeln Metalle gänzlich aus dem Handel zu verbannen, und die Nachfrage nach denselben allen möglichen Schwierigkeiten zu unterwerfen. Es bildete sich, wie bereits erwähnt, unter den Banken und den ihnen verwandten Instituten ein Esprit du corps und eine moralische Abneigung gegen Baarzahlungen, als Restriktionen des freien und einträglichen Kreditwesens.

* Man wird sich erinnern, daß dies auch mit vielen Körperschaften in England und Schottland der Fall war und zum Theil noch ist. So z. B. ist die im Jahr 1746 in Schottland gestiftete britische Leinwand-Gesellschaft zur Aufmunterung von Leinwandfabriken (the British Linen-Company) nach und nach ganz in eine Bank umgeschaffen worden, deren Kapital sich jetzt auf 500,000 Pfd. Sterling beläuft.

Allein es bildete sich auch unter dem Volke und zum Theil unter den kleineren Banken selbst eine heftige Opposition gegen das Centralinstitut. Diejenigen Gegner desselben, welche schon bei seiner Entstehung aus constitutionellen Gründen nichts mit ihm zu thun haben wollten, waren durch seinen Einfluß auf die Politik des Staates in ihrer Opposition gegen dasselbe nur noch verstärkt worden. Man sah in der Vereinigung der höchsten Staatsgewalt mit dem Hebel aller kaufmännischen und industriellen Interessen eine der Souveränität der einzelnen Staaten wie der Freiheit der Bürger gleich gefährliche Macht * und eine Wahlmaschine, welche der Verfassung selbst gefährlich werden konnte. Die kleineren Banken und die Glieder anderer Körperschaften hingegen schrien damals, wie jetzt, gegen das große Ungeheuer, gegen das alle kleineren Institute dieser Art erdrückende Bankmonopol, gegen die Unterdrückung des Privatkredits und der Industrie durch die mit der Regierung verbundene und durch den Kredit des Staates und den Besitz der Staatsgelder alle kleineren Geldinstitute beherrschende Nationalbank. — Die Partei, welche der Bank das Privilegium ertheilt hatte, und die durch eine Menge antirepublikanischer Maßregeln in Verbindung mit der Bank sich dem Volke verhaßt gemacht, hatte dem Andrang der Demokratie, unter Anführung von Thomas Jefferson, weichen müssen, und so kam es, daß, als im Jahr 1811 das Privilegium der Nationalbank abgelaufen war, dasselbe von der nun am Ruder stehenden demokratischen Partei nicht mehr erneuert wurde.

* Wie weit die Geldmacht, vereint mit der obersten Staatsgewalt, hierin gehen konnte, hatten die Amerikaner durch die im Congreß durchgegangene und vom obersten Gerichtshofe bestätigte „Alien and Sedition bill" hinlänglich erprobt. Es enthielt diese Bill eine Art „Septembergesetze" zur Beschränkung der aufstrebenden Demokratie. Namentlich war es darin zum Verbrechen (liable to indictment) gemacht, gegen die Regierung und ihre Beamten irgend etwas zu schreiben, zu drucken oder zu sprechen, was dieselben in den Augen des Volkes herabwürdigen könnte. Diese Bill, welche die damalige Regierung zu ihrer Existenz nothwendig hielt, und die das Volk jetzt nur noch unter dem Namen des „Maulverstopfungsgesetzes" (Gag law) kennt, wurde kurz nach Antritt der Jefferson'schen Präsidentschaft widerrufen.

Dies war das Signal zur Etablirung einer ungeheuern Zahl neuer Banken und zur ausgedehntesten Thätigkeit der bereits bestehenden. Jetzt erst konnte man die wahre Elasticität des Papiergeldes kennen lernen, welches durch das Abtreten der Nationalbank noch mehr anschwoll, als vorher, wo der Druck der letzteren, wie ein gefürchteter Alp, die zu großen Zettelausgaben der einzelnen Banken niedergehalten hatte. Das Vacuum, welches durch die Einziehung der Noten der Nationalbank entstand, war im Nu durch die Notenausgaben der Staats- und anderen Banken wieder ausgefüllt, und es gab eine Prosperität, wie sie die Vereinigten Staaten früher nicht gekannt hatten.

Indessen fing kurze Zeit nachher der politische Horizont von Amerika sich zu trüben an. Die von England angesprochenen Rechte, amerikanische Schiffe zu durchsuchen und Matrosen zu pressen, welche den freien Handel und die Schifffahrt der Union gleich stark bedrohten, führten 1812 zum Krieg mit Großbrittanien, und die Folge der hierdurch eingetretenen Handelskrise war ein allgemeines Falliment aller Banken im Süden und Westen von Neu-England. Sie stellten beinahe gleichzeitig ihre Baarzahlungen ein; aber zur allgemeinen Verwunderung aller mit dem Banksysteme weniger Vertrauten erhielten sich die nun nicht mehr einlösbaren Noten dennoch geraume Zeit in ihrem Kredit, obwohl sie aufgehört hatten, Repräsentanten der Metalle zu seyn, und eigentlich nichts als die Schulden der Bank gegen das Publikum beurkundeten. Es ist dies ein mit der Bankrestriktion von England im Jahr 1797 ganz analoger Fall, welcher die weiter oben von uns aufgestellte Behauptung, daß diese Erscheinung durch das wechselseitige Verhältniß von Gläubiger und Schuldner, in welchem die Bank zum Publikum steht, erklärt werden muß, hinlänglich rechtfertigt. Die Banknoten der obgleich nicht mehr in Silber und Gold zahlenden Banken blieben dessenungeachtet Ausweise einer Schuld, die, da der Schuldner (die Bank) selbst als Gläubiger des handeltreibenden Theils des Publikums auftrat, zu Zahlungen an die letzteren, und von diesen wieder zu Zahlungen an die Bank verwendet werden konnten. Nur als der Krieg eine unglückliche Wendung nahm, und der Handel nach und nach gänzlich darniederlag, stellte sich die Differenz zwischen den Noten der münzzahlenden Banken von Massachusetts und den uneinlösbaren Zetteln

der andern Banken mit 10 bis 25 prCt. und mehr heraus, je nachdem das Publikum die Geschäfte der einen oder der andern Bank mehr oder weniger günstig beurtheilte.

Die Baarzahlungen, auf einen kleinen Raum und auf wenige Banken eingeschränkt, ließen die Metalle immer mehr und mehr aus dem Umlauf verschwinden, bis endlich im Congreß der Vorschlag gemacht wurde,* eine Bank mit fünf Millionen Thalern zu etabliren, welche beinahe gänzlich auf die neuen, von den Vereinigten Staaten während des Krieges ausgegebenen Staatsschuldverschreibungen gefußt, und der Regierung zu neuen Anlehen verpflichtet, das Privilegium besitzen sollte, Noten auszugeben, welche erst drei Jahre nach hergestelltem Frieden zahlbar seyn sollten. Diesem Vorschlag widersetzte sich Calhoun (damals im Hause der Repräsentanten), und es gelang ihm auch, die Mehrzahl von der Nachtheiligkeit dieser Maßregel zu überzeugen. Aber man schritt zur Berathung einer neuen Bank, deren Vorschlag diesmal nur durch die ausschlaggebende Stimme des Sprechers verworfen wurde. Da kam endlich die Nachricht von der gewonnenen Schlacht von Neu-Orleans und kurze Zeit darauf die des geschlossenen Friedens mit England.

Nun glaubte man, es müßten die Baarzahlungen von selbst wieder ihren Anfang nehmen; die Noth war verschwunden, Handel und Gewerbe waren der Industrie und dem Unternehmungsgeiste von neuem geöffnet, und der Kredit des Staates hatte seinen alten Aufschwung genommen. Aber wie wenig kannte die damalige Regierung das eigentliche Wesen des Papiergeldes! Eben jetzt dachten die nichtzahlenden Banken weniger als jemals an die Erfüllung ihrer eingegangenen Verbindlichkeiten. Während des Krieges waren ihre Zettelausgaben und der von ihnen an Privaten und andere Institute ertheilte *offene Kredit* durch das allgemeine Mißtrauen in Unternehmungen jeglicher Art beschränkt gewesen; jetzt hofften sie erst, mit den nichteinlösbaren Noten, das heißt, mit dem Privilegium, uneinlösbare Schuldscheine auf Zinsen leihen zu dürfen, recht zu gewinnen. Man mußte also,

* Diesen Vorschlag machte Herr Dallas, welchem Hr. Campbell, der sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen hatte, als Sekretär der Schatzkammer folgte.

wie im Jahr 1821 in England, die Baarzahlungen der Banken durch gesetzliche Gewalt zu erzwingen suchen, und um dies leichter thun zu können, sahen sogar die Demokraten damals keinen andern Weg, als neuerdings ein großes Centralinstitut, nach dem Muster der Bank von England zu schaffen, welches die Staats= und kleineren Banken entweder zur Einlösung ihrer Noten, oder zum Falliment zwingen und hiedurch das Publikum enttäuschen, und die soliden von den nicht solventen Banken trennen sollte.

So kam am 16. April 1816 die neue Bank der Vereinigten Staaten zu Stande, deren Freibrief auf 20 Jahre lautete, und deren Kapital 35 Millionen Thaler betrug, wovon die Regierung selbst 7 Millionen unterzeichnete. Die Aktien waren im Betrag von 100 Thalern, wovon, wie bei der Errichtung der früheren Bank, ein Viertheil in Gold und Silber, die übrigen Dreiviertheile aber in Staatsschuldverschreibungen zahlbar waren. Die Bank sollte keine Noten unter fünf Thalern ausstellen, und dieselben, wenn sie solche bei Vorzeigung irgend einmal nicht einlösen könnte, mit 12 Procent jährlich verzinsen. Die Noten der Bank sollten bei den Staatskassen für baares Geld angenommen und der Staatsschatz selbst bei der Bank deponirt werden. Für die Aufbewahrung, Versendung und Auszahlung von Staatsgeldern sollte die Bank keine Provision berechnen. Die Regierung, als Aktionär von 7 Millionen, ernannte 5 von den 25 Bankdirektoren, und es stand ihr noch überdies das Einsichtsrecht auf die geführten Geschäfte zu. Weiter hatte die Bank gegen die Regierung keine Verbindlichkeit, und es stand dem Congresse nicht einmal das Recht zu, dieselbe zu irgend einer Zeit ihrer Zahlungsverbindlichkeit zu entheben, oder sich überhaupt in ihren Angelegenheiten und Verhältnissen zu ihren Schuldnern und Gläubigern zu mischen. Es war sogar festgesetzt, daß die Bank der Regierung nie mehr als eine halbe Million Thaler, und den einzelnen Staaten nie mehr als 50,000 Thlr. vorschießen dürfe, so wie es ihr gesetzlich untersagt war, irgend einen Theil der sechsprocentigen Staatsschuld käuflich an sich zu bringen. Die Geschäfte der Bank wurden auf Kreditverleihungen, auf den Handel mit Gold und Silber (Bullion) und auf den Verkauf solcher Hypotheken beschränkt, welche derselben für gemachte Darleihen verpfändet worden waren. Die Bank hatte das Recht, Töchterbanken (Branches) überall in den Vereinigten Staaten,

wo es ihr zweckmäßig schien, zu errichten, der Staat aber sollte mit Ausnahme des Distrikts von Columbia nirgends ein ähnliches Institut, und im Distrikt von Columbia selbst keines mit einem größeren Kapital als 6 Millionen Thalern privilegiren, für welches Monopol die Bank der Regierung anderthalb Millionen zu bezahlen sich verpflichtete. Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, daß mit dem Einsichtsrechte des Staates noch das des Sekretärs der Schatzkammer verbunden war, die von Seiten des Staates gemachten Depositen von dem Augenblick an zurückzufordern, wo ihm die längere Aufbewahrung derselben bei der Nationalbank gefährlich erscheinen dürfte. Dieses Recht, insofern der Präsident den Sekretär der Schatzkammer ernennt, steht auf indirekte Weise auch dem Oberhaupt des Staates zu, das als solches denjenigen Beamten entlassen kann, der ihm in der Erfüllung seiner Pflichten fahrlässig erscheint, oder überhaupt seinem Amte nicht gewachsen ist. Dies möge einstweilen zur Beurtheilung des Verfahrens des Generals Jackson dienen, welcher bei der Zurückziehung der Depositen (the removal of the Deposites), nach unserer Ueberzeugung, zwar bis an die Gränze der ihm durch die Constitution verliehenen Gewalt ging, jedoch dieselbe keineswegs überschritt, und noch überdies bereit war, seine diesfällige Handlung gegen den Congreß und das Volk öffentlich zu rechtfertigen.*

* Jackson, wie bekannt, befahl dem Sekretär der Schatzkammer, über den Zustand der Bank Bericht zu erstatten. Dieser Bericht lautete dahin, daß die Bank solvent sey und daher die Staatsgelder bei ihr keine Gefahr liefen. Jackson war, wahrscheinlich aus nicht bloß merkantilischen Gründen, anderer Meinung, und entließ den Finanzminister. Sodann ernannte er (und zwar während der Zeit, da der Congreß nicht in Sitzung war) einen neuen Sekretär der Schatzkammer, von dessen Gesinnung er sich schon früher überzeugt hatte, und welcher, nach der Constitution, bis zur nächsten Versammlung des Congresses der Zustimmung des Senats nicht bedurfte. Dieser übergab die Depositen den sogenannten Petbanken, und führte so eine Maßregel durch, welche der Senat während der Congreßsitzung damals gewiß nicht zugegeben haben würde. Der Präsident trieb hier zwar seine Prärogative aufs äußerste, das Resultat der nächsten Wahlen bewies aber, daß er die Stimme des Volkes eben so für sich hatte, als sein Nachfolger jetzt von einem großen Theil desselben mit Schmähungen überhäuft wird.

Die Rückkehr zu den Baarzahlungen war in Amerika, wie in England, von großen Opfern und einer Handelskrise begleitet, welche unbeschreibliches Elend über alle Klassen verbreitete. Es haben, wie wir bereits oben Gelegenheit hatten zu bemerken, die Banken immer mehr an das Publikum zu fordern, als das letztere an die Banken. Werden daher die Banken zur Bezahlung ihrer Noten angehalten, so müssen diese ihre ausstehenden Schulden ebenfalls eintreiben. Die Kaufleute, die am meisten mit der Bank verkehren, sind dann gezwungen, auch ihren Schuldnern aufzusagen, oder zu falliren, was dann wieder das Falliment der Banken nach sich zieht und das Elend erst allgemein macht. Bei den ungeheuern Ressourcen der Vereinigten Staaten, bei der sich schnell hebenden Baumwollenkultur und der Etablirung von Fabriken, besonders in den nördlichen Staaten der Union, ging jedoch auch diese Krise vorüber. Handel und Gewerbe gingen allmählig wieder ihren alten Gang, als inmitten des Friedens und des allgemeinen Wohlstandes im Jahr 1819 eine neue Periode des Mangels und Elends eintrat und viele der angesehensten Häuser der Union dem Bankerott nahe brachte. — Was war wohl hier die Ursache? könnte man fragen. Etwa die Politik der Regierung oder der einzelnen Staaten? oder Mangel an Vertrauen in die Bank? Keineswegs! — Es war diese neue Krise nur in Folge außerordentlicher Expansionen und Contractionen des Papiergeldes entstanden. Diese kann der Gewerbsmann, der Fabrikant und selbst der wohlunterrichtete Kaufmann nicht immer voraussehen und richtig beurtheilen. Gibt nämlich die Bank zu viel Papier aus und macht dadurch in der Sprache der amerikanischen Geldmänner das Geld wohlfeil (to make money cheap), so steigt der Werth nicht nur aller einheimischen, sondern auch der fremden Produkte, und mit ihnen der Wechselkurs auf auswärtigen Plätzen. Kaufleute, die um jene Zeit Waaren importiren und ein weiteres Steigen des Kurses erwarten, welches sie nach dem hohen Preis der Waaren zu erwarten berechtigt sind, finden sich dann später plötzlich getäuscht, wenn durch die Contraction der Banknoten und des Bankkredits das Geld theuer und die Waare wohlfeiler wird, als ihr Einkaufspreis. Der aktive Kaufmann sieht sich hierdurch bloßgestellt, und muß bei der gänzlichen Unmöglichkeit, den Werth des Geldes zu irgend einer Zeit genau zu bestimmen, entweder in bedeutenden Verlust gerathen oder jeden

Gedanken an ein solides Geschäft aufgeben und, gleich den Banken selbst, auf diese Fluktuationen des Papiergeldes spekuliren. Dies geschah auch, und zwar nicht bloß von Seiten der größeren Kaufleute, sondern von Krämern, Fabrikanten, Gewerbsleuten, Beamten, Offizieren, Lehrern und sogar Predigern und Geistlichen aller Confessionen. Alles spekulirte auf das Steigen und Fallen des Papiergeldes, welches, obwohl unter einer andern Form, dennoch wieder zum eigentlichen circulirenden Medium geworden war. Man kaufte und verkaufte jetzt Grundstücke, Häuser, Ländereien und Waaren, nicht bloß auf die Aussicht hin, daß sich ihr innerer Werth bis zu einer bestimmten Zeit bedeutend vermehre, sondern weil man hoffte, zur Zeit der größten Papierverminderung (wo das Geld seinen höchsten Werth hatte) wohlfeil einzukaufen, und bei einer darauf folgenden Expansion, wo die Preise aller Gegenstände wieder hinaufgehen mußten, dieselben vortheilhaft wieder loszuschlagen. Von nun an gab es keinen stätigen Preis für irgend einen Artikel; der Kurs auf Frankreich, England und Hamburg veränderte sich fast mit jedem Tage, und mit ihm der Werth jeder Art von Eigenthum. Aber mit den großen Contractionen und Papierausgaben verfuhr die Bank etwas vorsichtiger. Die große Ebbe und Flut in allen Gattungen von Spekulationen durfte nicht zu oft wiederkehren, wenn die Bank selbst in der ungeheuern Anzahl ihrer Interessenten (wovon mehrere Tausende noch dazu Europäer, meist Engländer, waren) dabei keine Gefahr laufen wollte. Die größte Vermehrung oder Verminderung der Banknoten und des Bankkredits fand daher selten öfter als einmal in vier Jahren statt; aber um diese Zeit finden wir gewöhnlich einen Unterschied in der Zettelausgabe und im Wechseldisconto von 15 bis 20 Millionen gegen frühere Jahre. Daß diese Summe hinlänglich ist, eine allgemeine Handelsrevolution zu begründen, werden wir später nachweisen; jetzt genügt es uns, das Faktum selbst anzuführen, um zu zeigen, daß im Verhältniß zur Unsicherheit des Gewinns bei irgend einer Gattung von Geschäften der Preis aller Gegenstände bedeutend in die Höhe gehen muß. Der Kaufmann und Fabrikant, der bei jedem Einkauf 5 bis 6 Procent seines Kapitals auf's Spiel setzt, muß, wenn er sich sicher stellen will, diese 5 oder 6 Procent zum Preis der Waare schlagen, und der Consument, das heißt die arbeitenden Klassen, werden in

demselben Verhältniß besteuert, als die Kaufleute und durch sie die Beamten gewinnen. Der Taglohn und die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens bleiben dabei so ziemlich in ihren alten Preisen, bestehen nämlich in derselben Anzahl von Thalern, ob dieselben nun in Papier oder in Silber ausbezahlt werden; die Bank aber, welche durch die Fluktuationen ihrer Noten denselben bald einen größeren, bald einen geringeren Werth geben kann, besitzt hierdurch die Macht, auch den Werth dieser Dinge nach Belieben zu erhöhen oder zu vermindern. Dieser commerciellen und industriellen Herrschaft der Nationalbank und ihrer Branchen konnten die Banken der einzelnen Staaten und die mit vereinigten Fonds nur mühsam entgegenarbeiten; denn es waren dieselben entweder durch Geschäftsverbindungen von dem Centralinstitut zu sehr abhängig, oder sie fanden es ihrem Interesse zuträglicher, mit der Nationalbank gemeinschaftliche Sache zu machen. Desto entschiedener aber war die Opposition der arbeitenden Klassen, welche, durch die Präsidentschaft Jackson's ermuthigt und in seine Thatkraft vertrauend, endlich den Muth faßten, die Bank, von der sie sich unterdrückt fühlten, offen anzugreifen. Die Bank, welche die Richtung der untern Volksklassen wohl begriff, wollte ihnen zuvorkommen und bat daher den Congreß schon im Jahr 1832 — also volle vier Jahre vor dem Ablauf ihres Freibriefs — um Wiedererneuerung ihres Privilegiums. Um dieselbe Zeit nämlich fiel die Präsidentenwahl vor, und die Bank hoffte, durch diese frühzeitige Kriegserklärung über Jackson und seinen Anhang zu siegen und ihre Macht auf ein weiteres halbes Jahrhundert zu begründen. Wirklich erhielt der Vorschlag zur Erneuerung des Freibriefes eine Majorität in beiden Häusern; aber der Präsident machte Gebrauch von seinem Veto, und veranlaßte kurze Zeit nachher die Wegnahme der Staatsdepositen, die er einzelnen Staats- und Banken mit vereinigtem Fond anvertraute. Diese Maßregel, welche von der Opposition und von den meisten englischen Blättern vielfach gerügt, von der demokratischen Partei in Amerika aber als das einzige Rettungsmittel gegen das Bank-Monopol betrachtet ward, ist auch in Deutschland vielfältig besprochen worden, und es sind über deren Zweckmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit die Meinungen sehr verschieden ausgefallen. Was die Constitutionalität dieses Verfahrens betrifft, so haben wir unsere Meinung bereits in der Note zu Seite 167

ausgesprochen; was aber die Zweckmäßigkeit desselben betrifft, so ist es klar, daß die demokratische Partei nur auf diese Weise zum Ziel gelangen konnte.

Gleich bei dem ersten Ausbruch, ich möchte fast sagen, der Feindseligkeiten zwischen der Regierung und der Bank hatte die letztere einen allgemeinen Schreck (panic) unter den commerciellen und industriellen Klassen zu verbreiten gesucht, was ihr auch fast über ihre eigenen Erwartungen gelang. Die Handelskrise war lange Zeit vorbereitet, das heißt von dem Augenblick an, wo der Präsident in seiner Botschaft auf die Gefahren, welche dem Staat und den einzelnen Bürgern von der Nationalbank drohten, hinwies, und dem Congreß zur Pflicht machte, diesen Gegenstand in seine legislative Berathung zu nehmen. — Ein allgemeiner Geldmangel und eine Noth, wie sie kaum das Jahr 1837 sah, war die Folge dieser Anstrengungen der Bank und der reichsten Kapitalisten im Norden und Nordosten der Union.

Der Präsident der Bank erklärte, er könne, um den Anforderungen der Regierung Genüge zu leisten, keine weiteren Wechsel escomptiren, auch nicht, was in Amerika so oft geschieht, alte Wechsel bei Verfallzeit wieder erneuern. Die auf Sicht gestellten Briefe ließ die Bank sogleich zur Zahlung vorweisen und die auf Hypotheken ausgeliehenen Kapitalien unverzüglich eintreiben. Dies, wie sich aus den Büchern der Bank und dem Zeugniß aller wohlunterrichteten Kaufleute, und zum Theil selbst durch ihren seither geführten Geschäftsgang herausgestellt, hatte die Bank nicht nöthig, sie that es aber, um den Wählern bei der neuen Präsidentenwahl zu beweisen, welche Macht sie besäße, und wie es besser sey, mit ihr Friede zu schließen, als sie auf das Feld der materiellen Interessen und der damit stets verbundenen politischen Macht herauszufordern. Dreißig Millionen hatte die Bank bereits dem Handel und den Gewerben entzogen, und hiedurch in allen Theilen der Union die Popularität der Regierung untergraben; da mußte denn endlich die letztere auch auf Mittel denken, gerade jene Interessen zu schützen, deren Entfremdung ihr am meisten nachtheilig werden konnte. Dies geschah durch die Zurücknahme der Depositen (the removal of deposites), im Betrag von acht Millionen Thalern. Diese wurden nun einzelnen von der Regierung gewählten Banken in den verschiedenen Städten der Union in Verwahrung gegeben, wobei

ihnen der Sekretär der Schatzkammer ausdrücklich erklärte, daß sie diese Gelder an Privaten und Kaufleute ausleihen dürften, und ihnen diese Freigebigkeit sogar zur Pflicht machte.* Auf diese Weise brach die Regierung damals die Macht des Central-Instituts, indem sie die Macht und den Einfluß der kleineren Banken bis auf einen Grad ausdehnte, der sie später selbst an den Rand des Verderbens brachte.

Als financielle Maßregel können wir das Verfahren der Jacksonschen Administration nicht gut heißen; denn es half dem in der Union einmal eingerissenen Bankübel nicht ab; vielmehr hatte man das Beispiel Englands vor sich, wo die Restriction des Monopols der Nationalbank die Menge des vorhandenen Papiergeldes und überhaupt das schwindelnde Kreditwesen auffallend vermehrte. Dadurch, daß man die Staatsgelder den Spekulationen der einzelnen kleineren Banken preisgab, gewann man weder Sicherheit für das Staatseigenthum, noch überhaupt eine größere Garantie für die Rechtlichkeit der Bankgeschäfte. Alles, was man dabei erzielte, bestand in der Vertheilung der Macht, welche die materiellen Interessen

* „Die Depositen der Staatsgelder," heißt es in dem Circular des Departements der Schatzkammer vom 26. Septbr. 1833, „werden Euch in den Stand setzen, dem Handel und den Gewerben bedeutende Begünstigungen zu gestatten; denn da die Eingangszölle, welche dem Staat gezahlt werden, durch die Thätigkeit und den Unternehmungsgeist unserer mit fremden Produkten handelnden Kaufleute entstehen, so ist es weiter nichts als billig, bei den größeren Hülfsmitteln, die Euch jetzt durch die Aufbewahrung der Staatsgelder zu Gebote stehen, ihrer vorzüglich zu gedenken, wo immer dies ohne Ungerechtigkeit gegen die andern Klassen der Gesellschaft geschehen kann.

„The deposites of public money," heißt es im Original, „will enable you to afford increased facilities to commerce, and to extend your accommodation to individuals; and as the duties which are payable to Government arise from the business and enterprise of the merchants engaged in foreign trade, it is but reasonable that they should be preferred in the additional accommodation which the public deposites will enable your institution to give, whenever it can be done without injustice to the claims of other classes of the community."

„Circular letter from the Treasury-Department addressed to the new Deposite Banks, September 26. 1833."

des Landes beherrschte, in eine Menge untergeordneter Zweige und Richtungen, wodurch man die Centralgewalt und das Ansehen der Regierung wieder in einiges Verhältniß zu der sich immer mehr und mehr hebenden Geldaristokratie zu bringen hoffte. So war also die ganze Taktik der Regierung weiter nichts als eine politische Maßregel gegen ein ihr gegenüber stehendes, in seinem Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten stets mächtiger werdendes Institut. — So weit hatte es die Bank gebracht, daß die Papiergeldfabrikation und das mit ihr verbundene Kreditwesen durch die Kammern selbst nicht mehr zu beherrschen war, und daß die Regierung, und noch dazu die kräftigste, welche Amerika je gehabt, gezwungen war, an dem verruchten Spiel mit Eigenthum, Recht und Vertrauen selbst Antheil zu nehmen, um die große Mehrzahl der ihr ergebenen Interessen nur einigermaßen gegen ihre Widersacher in Schutz zu nehmen! — Im Vorbeigehen sey es hier noch gesagt, obwohl es vielleicht eigentlich nicht hierher gehört, daß bei den Beschwerden der Regierung gegen die Bank (in dem von Herrn Gilpin abgefaßten Bankreport), neben dem durch die Fluctuationen des Papiergeldes hervorgebrachten Steigen und Fallen der Preise, auch noch der Art und Weise gedacht wurde, auf welche das Bankkapital selbst geschaffen wurde. Das Kapital der vereinigten Staaten=Bank war nämlich, wie bereits oben erwähnt, auf 35 Mill. Thlr. festgestellt, wovon die Regierung selbst 7 Millionen zeichnete. Es hatte aber die Regierung damals, wie bei der Etablirung der ersten Bank, kein Geld, und es wurden ihr daher diese 7 Mill. gegen sechsprocentige Interessen bloß ins „Haben“ geschrieben. Die übrigen 28 Millionen wurden von Privaten aufgebracht. Das Gesetz bestimmte, daß die Subscribenten gleich bei ihrer Unterschrift 5 Thaler in Gold oder Silber einzahlen sollten, nach sechs Monaten weitere 10 Thaler in Gold oder Silber, und endlich nach Verlauf eines Jahres die letzten 10 Thaler ebenfalls in Münze. Jede dieser drei Ratenzahlungen sollte überdies noch von 25 Thlrn. in baarem Geld oder Staatsschuldverschreibungen begleitet seyn. Von diesem Betrag nun wurden, wie aus den Büchern der Bank hervorging, wenig mehr als die ersten 5 Thaler auf jede Actie in Gold und Silber bezahlt, indem die Bankdirectoren erklärten, daß man gar nicht mehr baares Geld bedürfte. „Es ist klar,“ schrieb einer von ihnen, „daß, da die Bank einmal ihre Geschäfte begonnen und ihre Noten, in Gold oder

Silber zahlbar, in Umlauf gesetzt hatte, sie die zweite und dritte Ratenzahlung nicht in Silber und Gold fordern, und hiedurch ein neues Münzkapital erwerben konnte. Die Direktoren thaten wohl daran, die Noten der Actionärs, sechzig Tage nach Sicht zahlbar, in Zahlung für die zweite Rate anzunehmen.“ Hiedurch und durch weitere den Direktoren und Actionärs der Bank gemachte Anleihen kamen die letzteren so in Vortheil, daß der Kurs der Actien sich in kurzer Zeit um mehr als 56 Procent ihres Nominalwerthes hob, bald nachher aber wieder unter Pari zurückging. Die Bank hatte nämlich auf die angeführte Art eine solche Menge schlechter Schulden zusammengebracht, daß sie, für ihre Existenz besorgt, die Leitung ihrer Geschäfte einem andern Präsidenten (Herrn Cheeves) übertrug. Dieser hielt mit der Ausgabe von Papiergeld inne, trieb die ausstehenden Schulden, so weit es möglich war, ein, und vertheilte mehrere Jahre hindurch keine Dividende, sondern verwendete den Ertrag der Bankgeschäfte auf die solide Begründung des Instituts. Nach ihm erst kam Herr Niclas Biddle (der gegenwärtige Leiter der Geschäfte) ans Ruder, welcher, wie die Bücher der Bank auswiesen, neuerdings bedeutende Summen an ganz insolvente Leute auslieh, um sich in seinem Kampfe gegen die Regierung der Mitwirkung einflußreicher Talente zu versichern.* Alle diese Anklagen gegen die Bank gingen freilich nicht dahin, ihre Insolvenz darzuthun, die schon durch den hohen Kredit ihrer Actien in Amerika und in Europa faktisch widerlegt war; auch bewiesen die Opfer, welche die Bank später für die Erringung eines Freibriefes vom Staate Pennsylvanien brachte, daß die von ihr erlittenen oder noch zu erleidenden Verluste keineswegs im Verhältniß zu ihrem reichlichen Gewinn standen, welcher mehr als das Doppelte und Dreifache aller ihrer gewagten Geschäfte deckte, und die Gläubiger der Bank hinlänglich sicher stellte; aber es bestand einmal der schlichte, mit kaufmännischen und Bankiergeschäften wenig vertraute General Jackson darauf, daß eine Anstalt, welche so ins Leben getreten, und während einer geraumen

---

* So z. B. steht Herr Webb, Redakteur des New-York Courier et Enquirer, mit 50,000 Thlr. als Schuldner der Bank da; und ähnliche Summen wurden andern Zeitungsschreibern, Repräsentanten und Senatoren auf ihren persönlichen Kredit hin vorgestreckt.

Zeit ihres Daseyns so verwaltet worden war, keine Garantie für den Staat bilden könne, und das Volk, welches ihm auf Treu und Glauben ergeben und durch die künstlichen Manipulationen der Bank schon oft in Noth gerathen war, stimmte ihm bei, und verweigerte die Erneuerung des Freibriefes.

Wie der Dampf aus dem geöffneten Ventil des Kessels dringt, machten sich jetzt die durch den Druck des Centralinstitus bis dorthin niedergehaltenen Banken Luft. Papierausgabe folgte jetzt auf Papierausgabe; mehrere hundert Banken mit einem Kapital von mehr als 150 Millionen traten auf einmal ins Leben; wer nur immer in Geschäften war, hatte offenen Kredit, die Banken und ihre Theilhaber selbst hatten offenen Kredit in England. Die Spekulationswuth kannte keine Grenzen mehr. Man importirte aus England und Frankreich auf Kredit, und da nicht genug Schiffe zur Transportation der Güter vorhanden, und in New-York und Philadelphia bereits alle Magazine voll waren, zog man endlich Wechsel bloß a conto der zu machenden oder zu verlangenden künftigen Waarensendungen von einem Platz auf den andern.

Inzwischen hatte die erloschene vereinigte Staaten-Bank bei dem Staate von Pennsylvanien ein neues Privilegium ausgewirkt, und zwar, aus Gründen, die der Leser leicht begreifen kann, unter ihrem alten Titel: „United states“ bank. Für dieses neue Privilegium zahlte die Bank dem Staate Pennsylvanien, in Form eines Bonus und mittelst Unterschriften auf Staatsunternehmungen, 5 Millionen Thaler, und wenn man den Regierungs-Journalen trauen darf, so sollen weitere 5 Millionen auf Bestechungen von Beamten, Repräsentanten und Senatoren verwendet worden seyn. Wenn wir nun gleich diesen Gerüchten keinen Glauben beimessen, und bei der ersten Angabe von 5 Millionen stehen bleiben, so müssen wir doch über eine Bank erstaunen, die den siebenten Theil ihres ganzen Kapitals der Regierung für ihr Privilegium abtreten konnte. Was für Geschäfte können das seyn, müssen wir fragen, deren Gewinn solche Auslagen deckt? Wer bezahlt diese Steuer von 5 Millionen, welche auf diese Art der Industrie und dem Handel, welche des Beistandes der Bank bedürfen, aufgelegt wird? * „Ich

---

* Die Bank hat diese 5 Mill. längst in Baumwollgeschäften verdient.

übergebe Ihnen hier einen Freibrief," redete Herr Niclas Biddle die Actionärs der neuen Bank an, „welcher der Bank größere Vortheile gewährt, als der früher von den Vereinigten Staaten ertheilte. Wir dürfen jetzt die Aktien anderer Banken käuflich an uns bringen." Und wirklich besitzt jetzt die vereinigte Staaten-Bank auf diese Art mehrere Banken in Georgien, Carolina und Lousiana, die ihr jetzt statt Branchen dienen und sehr wichtige Baumwollgeschäfte machen.

Endlich in den Jahren 1835 und 1836 fielen die Papiergeldfabrikanten und Spekulanten über die Staatsländereien her. Es bildeten sich zu deren Ankauf Körperschaften mit vereinigtem Fond, die dann in den Zeitungen die Städte, Dörfer, Marktflecken, Mühlen, Eisenhämmer, Brücken, Bergwerke, Eisenbahnen und Kanäle auszuposaunen ließen, die sie auf den anzukaufenden oder angekauften Landstrecken errichten wollten, und so den Preis ihrer Actien hoben, die sie dann an unerfahrene, mit ihrem Spiel nicht vertraute Käufer, mit ungeheurem Gewinn, wieder abtraten, um unter einem neu aufgebrachten Namen dasselbe einträgliche Geschäft zu wiederholen. Die in diesen Jahren incorporirten Freibriefe von Ländereien-, Eisenbahn-, Kanal- und Baugesellschaften würden, wenn sie zu Stande gekommen wären, nicht weniger als 500 Mill. Thlr. Kapital in Anspruch genommen haben. Der Bauer verließ jetzt den Pflug, der Gewerbsmann seine Werkstätte und der Kaufmann sein Lager, um an diesem allgemeinen Hazardspiele Antheil zu nehmen. Wer konnte jetzt an Sparsamkeit denken, wo man, während man die Nachtmütze über den Kopf zog, arm oder reich werden konnte? — Es wußte kein Mensch mehr, wo er stand, und da man nicht mehr von seinen eigenen, sondern durch den Kredit von den Miteln Anderer lebte, so war es natürlich einerlei, ob man sich einschränkte oder in seinen Ausgaben mit souveränen Fürsten Schritt hielt. Wer sich jetzt noch auf den Ertrag seiner Arbeit verließ, war ein Tropf, der keinen „spekulativen Sinn" hatte, der am Schmutz der Thürschwelle kleben blieb, und dies waren denn hauptsächlich die nach der Väter Sitte einfach und bescheiden lebenden ausgewanderten Deutschen.

Jetzt erkannte die Regierung ihren gewaltigen Mißgriff und suchte den von ihr zum Theil selbst angeregten Sturm durch das berüchtigte Münzcircular zu beschwören, wodurch die Bezahlung

der Staatsländereien in Gold und Silber angeordnet wurde. Früher schon hatte sie den neunmonatlichen Kredit, welchen die Kaufleute bei der Entrichtung der Eingangsgebühren genossen, aufgehoben, und hiedurch der zu großen Einfuhr englischer und französischer Waaren entgegen zu wirken gesucht. Aber diese Maßregel kam zu spät und beschleunigte nur die allgemeine Katastrophe. * Am 10. Mai stellten alle Banken von New-York zu gleicher Zeit ihre Baarzahlungen ein, und die andern Banken der Union, sobald sie hievon Nachricht erhielten, folgten gemeinschaftlich diesem Beispiel. Was seither vorgefallen, und wie die Regierung in ihrem Kampf um Unabhängigkeit von den Banken durch das Subtreasury-System von ihren Gegnern besiegt worden ist, ist unsern Lesern durch die Zeitungen bekannt. — Wir wollen hier nur noch zur leichteren Uebersicht einige Tabellen (aus den officiellen Angaben des Sekretärs der Schatzkammer entnommen) beifügen, um die successive Steigerung des Papiergelds in den Vereinigten Staaten unsern Lesern anschaulich zu machen. Es sollen diese auch zum Theil unser vorausgeschicktes Raisonnement bestätigen und eine Lehre enthalten, die bei der neuesten Richtung unserer Zeit vielleicht nicht ganz überflüssig ist.

---

* Daß sie diese Katastrophe nicht herbeigeführt, beweist schon der bei den diesfälligen Congreßverhandlungen ermittelte Umstand, daß zur Zeit, als die Banken ihre Baarzahlungen einstellten, nur etwas mehr als 4 Millionen Thaler in den Kassen der westlichen Depositenbanken, mit Einschluß des Staates Michigan, sich befanden, und in den südwestlichen Banken befanden sich kaum 12 Millionen Thaler in gemünztem Gelde.

A. Anzahl der Banken in den Vereinigten Staaten zu verschiedenen Perioden mit ihrem Kapital. *

(Aus dem Bericht des Sekretärs der Schatzkammer vom 4. Januar 1837.)

Name des Staates.	Zahl der Banken.	Kapital in Dollars.	Zahl der Banken.	Kapital in Dollars.	Zahl der Banken.	Kapital in Dollars	Zahl der Banken.		Kapital in Dollars.
	im Jahr 1792.		im Jahr 1811.		im Jahr 1830.		im December 1836.		
								Branchen.	
Maine	—	—	6	1,250,000	18	2,050,000	59	—	5,535,000
N. Hampshire	1	400,000	8	815,250	18	1,791,670	23	—	2 663 308†
Vermont . . .	—	—	—	—	10	432,625	20	—	2,200 000
Massachusetts	2	2,800,000	15	6,292,144	66	20 420,000	138	—	40,830,000
Rhode Island	1	400,000	13	1,917,000	47	6,118,397	64	—	9,100,581
Connecticut .	1	500 000	5	1,933,000	13	4,485,177	31	3	8,519,368†
New-York . .	2	1.260,000	8	7,522,760	37	20,083,353	98	2	37,303,460
Pennsylvania	1	2,000,000	4	6,153,150	33	14,610,333	50	—	59,658,482†
New Jersey .	—	—	3	739,740	18	2,017,009	26	—	7.575,000
Delaware. . .	—	—	—	—	5	830,000	4	4	1.197,775†
Maryland . .	1	400,000	6	4,895,202	13	6,250,495	28	3	29,175,000
District of Columbia . . .	1	500,000	4	2,341,393	9	3,875,794	7	—	3,500,000
Virginia . . .	—	—	1	1,500 000	4	5,571,100	4	18	6,711,300†
N. Carolina .	—	—	3	1,576,600	3	3,195,000	3	4	2,600,000
S. Carolina .	1	675,000	4	3,475,000	5	4,631,000	8	2	10,356,318†
Georgia . . .	—	—	1	210,000	9	4,203,029	14	11	8,209,967†
Florida	—	—	—	—	1	75,000	9	—	9,800,000
Alabama . . .	—	—	—	—	2	643,503	3	4	14,458,969
Louisiana. . .	—	—	1	754,000	4	5,665,980	15	49	54 000 000
Mississippi . .	—	—	—	—	1	950,000	13	12	21,400,000
Tennessee . .	—	—	1	100,000	1	737,817	3	4	5,600 000
Kentucky . . .	—	—	1	240,000	—	—	4	10	9,246,640†
Arkansas . . .	—	—	—	—	—	—	2	—	3,500,000
Missouri . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Illinois . . .	—	—	—	—	—	—	2	6	2,800,000
Indiana . . .	—	—	—	—	—	—	1	10	1,980,000
Ohio	—	—	4	895,000	11	1,454,386	32	1	12,900,000
Michigan. . .	—	—	—	—	1	100,000	17	3	7,500,000
Wisconsin . .	—	—	—	—	—	—	1	—	100,000
Hiezu kommt noch die Ver. Staatenbank	1	10,000 000	1	10,000,000	1	35,000 000	—	—	—
Totalsumme .	12	18,935,000	89	52,610,601	330	145,192,268	677	146	378,421,168

B. Ausweis über die Lage, in welcher sich die Banken in den Vereinigten Staaten zu verschiedenen Perioden befanden.

(Ebenfalls aus obigem Brief des Sekretärs der Schatzkammer entnommen.)

Datum.	Zahl der Banken, welche ihre Rechnungen eingesandt.	Zahl der Banken, deren Geschäfte bloß abgeschätzt.	Totalsumme der Banken.	Gemünztes baares Geld.	Noten in Circulation.	Depositen.	Bankkapital.
Jan. 1. 1811	51	38	89	15 400,000	28,100,000	—	52,601,601
" 1815	120	88	208	17 000 000	45,000,000	—	82,259,590
" 1816	134	112	246	19,000,000	68,000,000	—	89,822.422
" 1820	213	95	308	19,820,240	44.863,344	35.950,470	137,110,611
" 1830	282	48	320	22,114,917	61,323,898	55,559 928	145,192,268
" 1834	406	100	506	—	94,839,570	75,666 986	200,005,944
" 1835	515	43	558	43,937 625	103,692,495	83,081,365	231,250,337
" 1836	559	8	557	40.019,594	140.301,038	115,104.440	251,875,292

---

* Wir haben die Details der Bank und der Joint Stock banks von England deßhalb nicht angeführt, weil dieselben leichter zu verschaffen und zum Theil in dem, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen „Theoretisch-praktischen Comptoir-Handbuch nach Mac Culloch" enthalten sind.

† Die mit einem Kreuz bezeichneten Angaben hält der Sekretär der Schatzkammer zu gering und unvollständig.

C. Verhältniß des Papiers zum baaren Gelde.

(Bericht des Sekretärs der Schatzkammer 6. December 1836.)

Datum.	Papiergeld in aktiver Cirkulation in Dollars.	Baares Geld in aktiver Cirkulation in Dollars.	Baares Geld in den Banken vorräthig.	Summa des baaren Geldes in der Union.
Oktober 1833	80,000,000	4.000,000	25,000,000	29 000.000
Januar 1834	76,000.000	12,000,000	27.000,000	39.000,000
" 1835	82,000,000	18,000 000	43,000.000	61,000,000
" 1836	108,000,000	23,000,000	40,000,000	63,000,000
Dec. 1836	120,000,000	28,000.000	45,000.000	73,000,000

Aus diesen Tabellen ist nicht nur die schnelle Vermehrung des Papiergeldes ersichtlich, sondern auch hauptsächlich der von uns oben angeführte Umstand, daß das Mißverhältniß der Bankgeschäfte zum baaren Gelde nicht so sehr in der Notenausgabe als im offenen Bankkredit und in den mit den Noten wetteifernden Bank- (Kassen-) anweisungen zu suchen ist. Es geht zwar aus Tabelle C hervor, daß die Papierausgabe vom Jahr 1833 zwanzigmal größer war, als die des Silbers, daß aber auch dieses Verhältniß seit jenem Jahre fortwährend zu Gunsten des baaren Geldes sich verbessert hat, bis endlich im Jahr 1836 kaum dreimal so viel Noten im Umlauf waren, als geprägte Münze. Es war zur selben Zeit, also gerade fünf Monate vor Einstellung der Baarzahlungen (dem Falliment der Banken), auch das meiste baare Geld in den Banken niedergelegt, und dennoch erfolgte die Katastrophe. Es läßt sich dieser Umstand nur auf zweierlei Art erklären, erstens dadurch, daß die Banken entweder gänzlich falsche Berichte abstatteten, oder, daß zweitens der ertheilte Bankkredit und die von den Banken eingegangenen Verbindlichkeiten mehr als dreimal den Betrag ihrer disponiblen Fonds überstiegen. Wenigstens geht aus dem Geständniß der Bankdirektoren der Bank von England vor der geheimen Committee des Hauses der Gemeinen kurz vor dem erneuerten Freibrief der Bank hervor, daß die Bank von England es sich zum Grundsatz gemacht hatte, immer ein Drittheil des Betrages aller ihrer Noten und sonstigen Verbindlichkeiten in baarem Geld oder in Barren vorräthig zu haben, und daß dieses Drittheil zum Behufe aller Geschäfte hinreichend war. Amerikanische Finanzmänner hielten bei dem ausgedehnteren Kreditsystem der Freistaaten ein Fünftel jenes Betrags für hinlänglich, und doch fand es sich später, daß selbst dieses Fünftel bei den besten und vom Staate selbst accreditirten Depositenbanken nicht vorhanden war. Als die Depositenbill im Jahr 1835 in den Senat kam, trug Herr John C. Calhoun

darauf an, daß dem Sekretär der Schatzkammer nicht gestattet werde, irgend eine Bank als Staatsdepositenbank zu verwenden, welche nicht wenigstens einen Thaler baares Geld für fünf ihrer Noten und Depositen in ihren Gewölben liegen hätte. Dieser Antrag wurde an eine Committee gewiesen, welche berichtete, daß es besser sey, die Staatsgelder (welche bald in größeren, bald in kleineren Summen vorräthig seyen) gar nicht zu berücksichtigen, und bloß die Deckung von einem Fünftel der Noten und Privatdepositen zu verlangen. Allein auch dieser Vorschlag ging nicht durch, da die Staatsgelder bereits bei Banken niedergelegt waren, welche nicht einmal einen Thaler für zehn ihrer Noten und Depositen vorräthig hatten, und so wurde denn die Summe des baaren Geldes, welche jede vom Staate gebrauchte Bank vorräthig haben sollte, ganz allein der Discretion des Sekretärs der Schatzkammer überlassen.

Die Regierung war hier wieder gezwungen, die sogenannte mildere Praxis eintreten zu lassen, um nur überhaupt Depositenbanken zu haben, denn die Geldmacht, die einmal geschaffen war, ließ sich keine Gesetze vorschreiben und war überhaupt nur ein Alliirter des Staats, so lang der Staat ihren Weg ging.

Um einen leichten Ueberblick über die Lage der neunzig Depositenbanken zu gewähren, welche im Jahr 1837 fungirten, theilt der Sekretär der Schatzkammer in seinem Bericht („Condition of Deposite banks on or about June 15. 1837 in different sections of the Country") dieselben in sechs Klassen ein. Eine dieser Klassen, die von Alabama, Mississippi, Louisiana und Tennessee, hat nicht einen Thaler baares Geld für zwanzig ihrer Noten und Depositen vorräthig; die zweite Klasse, die Banken von New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware und Maryland enthaltend, hat nicht einen Thaler für 12½ ihrer Verbindlichkeiten; die dritte, von Virginien, Nord- und Süd-Carolina, mit Georgien, kaum einen Thaler für 6½, und die übrigen drei Klassen, die Banken der nördlichen, westlichen und nordöstlichen Staaten enthaltend, bringen dieses Verhältniß im Durchschnitt auf 1 zu 4½.* Dies war noch vor wenigen Monaten der Zustand des Kerns der Banken, desjenigen Theils derselben, welchen der Staat und das Publikum ihres größern Vertrauens würdigten.

* Zur Zeit dieses Calculs hatten die Franklinbank in Südboston, die Dry-Dock-Company in New-York und die Commonwealthbank in Boston, mit mehr als 2 Millionen anvertrauter Staatsgelder, noch nicht fallirt.

Laßt uns jetzt einen allgemeinen Blick auf das System werfen, welches beinahe gleichzeitig mit der Unabhängigkeits-Erklärung seinen Anfang nahm, seitdem aber wie ein reißender Strom Alles mit sich fortgerissen und die ganze Kraft eines jungen, aufstrebenden Volkes beinahe ausschließlich auf materielle Thätigkeit beschränkt hat. Daß das Bankwesen dem Handel und der Industrie Vortheile gewährt, daß es die Cirkulation des Geldes erleichtert, dem Verlust der edeln Metalle durch Abnutzung, Veruntreuung oder Verfälschung entgegen wirkt, durch die Erweiterung und weise Benützung des Kredits die Thätigkeit der arbeitenden Klassen vermehrt und hiedurch der Nationalindustrie einen höhern Aufschwung gibt, läßt sich nicht in Abrede stellen. Auch haben wir schon Eingangs einiger dieser Vortheile gedacht, aber auch dort schon auf den Mißbrauch aufmerksam gemacht, der von allen diesen Dingen gemacht werden kann, und gegen welchen selbst die oberste Staatsgewalt das Publikum nicht schützen kann. Gewiß wäre ohne das Bank- und Kredit-System ein großer Theil der amerikanischen Niederlassungen noch nicht gegründet, gewiß wetteiferten die neuengländischen Baumwollfabriken noch nicht mit den brittischen, gewiß hätte ohne bedeutende Papierausgaben (die das Silber zur Ausfuhr übrig ließen) der amerikanische Chinahandel dem englischen weniger Eintrag gethan; allein es hätte sich auch keine auf sich selbst gegründete, mit ausschließlichen Rechten und Privilegien ausgestattete und die legislative Gewalt bereits beherrschende Geldmacht gebildet, die nun nicht mehr auf ihre ursprüngliche Schranken zurückgewiesen werden kann, und als eine wichtige, von den Meisten noch immer nicht genug gewürdigte Erscheinung in der neuesten Geschichte gelten muß. — Das ewige Ringen der Menschheit gegen die Uebermacht einzelner Kasten und Despoten hat sich zu allen Zeiten verschieden gestaltet, je nach der Art der Herrschaft, die sie zu bezwingen hatte. Zuerst bekämpfte das Volk die Theokratie, welche Geist und Körper zugleich in Banden schlug; später, bei fortgeschrittener Civilisation, die erblichen Vorrechte der Geburt und des Besitzthums, und jetzt, wo es sich kaum von seinen früheren Anstrengungen erholt, soll es gegen die nach allen Seiten hin sich concentrirende Geldmacht, die ich am liebsten die mobil gewordene Aristokratie nennen möchte, in die Schranken treten. Die Mehrzahl brauchte von jeher nur zu wissen, wo und auf welche Art sie unterdrückt ward, um darauf hinzuarbeiten, das

verhaßte Joch abzuschütteln. Sobald ihr aber dies gelungen, glaubte sie sich frei, ohne auch nur zu ahnen, daß derselbe gespenstige Alp nun in einer andern Form auftreten und den Kampf von Neuem beginnen würde.

„Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.“

Dies ist die Geschichte aller Regierungs- und Staatsumwälzungen bis auf den jetzigen Tag. Doch folgte nach jeder derselben ein erträglicher Zustand von Vielherrschaft, und so glaubte man, das demokratische Princip, oder wenigstens dasjenige, welches dafür galt, hätte dabei gewonnen. Auch braucht es immer eine gewisse Zeit, bis die verschiedenen Interessen, welche dabei gemeinschaftlich thätig gewesen, sich wieder von einander absondern und für sich concentriren können, und es heißt dann diese Periode die der Freiheit. Die Amerikaner, welche, den Geist des Mittelalters beschwörend, sich von Fürst und Kirche losgerissen und im Besitze uneingeschränkter Rechte sich nun glücklich träumten, mußten, vom Schicksal dazu verdammt, selbst das Gebäude ihrer Körperschaften (dessen Same schon die ersten Ansiedler nach der neuen Welt verpflanzt) aufführen, und so die Gleichheit zerstören, welche jetzt vergebens in ihrer großen Staatsurkunde steht. — Es ist ihnen aber nun deutlich geworden, daß ein einfacher „Mister“ — nicht, wie Goethe glaubte, bloß ein Herr Baron — den Teufel spielen, und als der legitimste Repräsentant aller erdenklichen historischen und persönlichen Vorrechte gelten kann. Und es ist dies ein Teufel, welcher allgegenwärtig ist, der mit einem einzigen Federzug seine Macht von einer Welt in die andere aussenden und die größten Staatsmaschinen wie Drahtpuppen mit den Fingern lenken kann. Wo er nicht selbst thätig ist, wirkt er durch seine Agenten und Repräsentanten, die sich regelmäßig auf allen Märkten, wo das Eigenthum der Menschen ausgetauscht wird, versammeln, um den Armen ihren Lohn zuzumessen und den Reichthum ganzer Völker in der Tasche fortzutragen. Das sind die Hamlet'schen Lumpenkönige, die, wie ihr Prototypus,

„Who from the shelf the precious diadem stole,
To put it in his pocket,“

durch die Vermählung des Gemeinsten mit der Macht, zur Regierung gelangen, um mit dem Schlamme der niedrigsten Genüsse das tiefere, geistigere Leben zu vergiften.

Wir wollen dieses traurige Bild nicht weiter verfolgen, sondern, wie wir uns zuerst vorgenommen, das System der Banken und des Papiergeldes vom staatswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus beurtheilen. — Der erste Erfahrungssatz, den wir dieser Beurtheilung zu Grunde legen müssen, ist dieser: Wo immer noch Papiergeld neben der Münze in Umlauf gesetzt worden ist, das heißt, in allen Ländern, in welchen eine wohlfeile und eine theure Währung zugleich existirten, hat die erstere die letztere zu verdrängen gesucht. Wir berufen uns hier auf die Geschichte des Papiergeldes in England, Rußland, Oesterreich, Dänemark u. s. w. Das System erweitert sich unter dem Einfluß seiner eigenen Gesetze, indem es die Preise in die Höhe treibt, und hiedurch immer wieder eine größere Ausbreitung des Papiergeldes nöthig macht, bis die Banken endlich zu bloßen Papiermaschinen werden, deren Noten nun nicht mehr in Silber oder Gold, oder doch nur unter gewissen günstigen Umständen einlösbar sind. Zwar giebt es ein Maximum des Verhältnisses des Papiergeldes zur Münze, über welches hinaus es der Bank oder den Banken eines mit fremden Reichen im Verkehr stehenden Landes schlechterdings unmöglich wird, ihre Papiere permanent in Umlauf zu erhalten; aber es hängt dieses Maximum von so vielen verschiedenen Umständen ab, daß es sich zu keiner Zeit mit Bestimmtheit angeben läßt, und es ist überdies noch möglich, bald mehr, bald weniger als dieses Quantum Noten auszugeben, und durch eine künstliche Contraction des Papiergeldes eine vorhergegangene zu große Ausdehnung wieder gut zu machen. Diese Expansionen und Contractionen sind in der That die einzigen natürlichen Regulatoren des Papiergeldes, und es beschreibt durch sie jede gemischte Währung (Gold und Papier) immer wieder folgenden Kreis: Die Banken, sobald ein Theil ihres Kapitals eingezahlt ist, fangen an, Noten auszugeben. Die, welche bei ihr Geld borgen, erhalten entweder Banknoten oder Münze. Da aber die Noten in baarem Gelde zahlbar sind, so versehen sie, wenigstens dort, wo sie ausgegeben werden, und in der Nachbarschaft, den Dienst des baaren Geldes und werden auch als solches angenommen. Jeder Mensch hascht nach Geld, weil er damit sich Alles verschaffen kann, was er wünscht oder nöthig hat. Wenn Papier ihn dasselbe Ziel seiner Wünsche erreichen läßt, wie Gold oder Silber, so ist es ihm auch eben so lieb als Gold oder Silber.

Hiedurch findet die Bank oder die Banken immer genug Leute, die ihnen alles baare Geld, was sie übrig haben, und alle Noten, die sie in Umlauf zu setzen für klug halten, abzuborgen bereit sind. Die Ausgabe von Noten, verbunden mit dem früher in Umlauf gesetzten baaren Gelde, erhöht zuerst den Preis eines Artikels, und dann des andern. Hiezu kommt noch der von der Bank oder den Banken ertheilte offene Kredit, welcher ebenfalls die Stelle des baaren Geldes vertritt, und wodurch der, welcher bei der Bank Geld deponirt und das dafür erhaltene Depositen-Certifikat in Händen hat, und zugleich derjenige, welcher das so deponirte Geld oder die hierauf gefußten Noten von der Bank geliehen bekommt, als Concurrenten auf dem Markt erscheinen und den Preis der Waare hinauftreiben. Die Vermehrung des Kredits trägt daher eben so sehr zur Erhöhung der Preise bei, als die Ausgabe von Banknoten, denn der Kredit ist der große Nebenbuhler des Geldes, und ist bei allen größeren Geschäften noch thätiger als die baare Münze. Die, welche bei der Bank Kredit haben, und deßhalb reichlicher mit baarem Gelde oder Banknoten versehen sind als früher, können nun einen höhern Preis für gewisse Dinge zahlen als früher, oder sich Dinge anschaffen, wozu früher ihre Mittel nicht hinreichten. Der, welcher dem bei der Bank accreditirten Manne Waaren verkauft, die er nun schneller als sonst, und zu höheren Preisen losschlägt, kann sich nun ebenfalls Genüsse verschaffen, welche ihm früher nicht zu Gebote standen; so geht es einem Dritten, Vierten, Fünften, Sechsten u. s. w.; jeder theilt sich in die Prosperität, die aus dem vermehrten Papierumlauf und dem Kredit entspringt. Mit der vermehrten Thätigkeit steigt daher auch der Luxus. Zuerst steigen die Preise der Kaufmannsgüter, welche mehr oder weniger vom Tageskurse abhängen; aber endlich kommt die Reihe auch an die Grundstücke, und zuletzt an den Lohn des Taglöhners. Auf diese Art steigt die Industrie in allen Zweigen; der Unternehmungsgeist erhält stets frische Nahrung; Spekulationen aller Art werden zur Tagesordnung; der Privatkredit steigt aufs höchste, und die Repräsentanten desselben (Wechsel, Schuldscheine, Pfandbriefe u. s. w.) vervielfachen sich von Tag zu Tage. Alles ist lebendig und thätig in allen Zweigen der Geschäfte, und es herrscht unter den industriellen Klassen wie unter den reicheren Kapitalisten eine allgemeine und steigende Prosperität. Nichts

wäre wünschenswerther als dieser Zustand, wenn er lange fortbestehen könnte. Dies ist aber unmöglich, denn die Preise gehen nur so lange hinauf, als die Ausgabe des Papiergeldes steigt, und stehen endlich kurze Zeit, nachdem diese ihr Maximum erreicht hat, gänzlich stille. Jetzt haben die Preise der verschiedenen Gegenstände die Zeit, sich mit einander auszugleichen, und die nächste Erscheinung ist, daß sie alle im Verhältniß zum vermehrten Geldumlauf gleich hoch stehen. Nun aber sehen die Menschen, daß ein Ding, welches früher mit einem Thaler bezahlt wurde, zwei kostet, und daß diese zwei Thaler nicht leichter zu verdienen sind, als früher der Eine. Der relative Werth der Arbeit, der Grundstücke, der Waaren, ist derselbe wie vorher, nur der Geldpreis ist gestiegen, und es ist kein Mensch reicher als zuvor.

Wenn das Papiergeld sonst keine nachtheiligen Folgen hätte, als die Prosperität eines Landes anscheinlich zu vermehren, so könnte man dasselbe noch hinnehmen. Aber selten gibt eine Bank lange Zeit Noten aus, ehe sie dadurch den Preis des einen oder des andern Artikels über die Summe hinauftreibt, die dieser in fremden Ländern mit Zuziehung der Einfuhrskosten und des Eingangszolles kostet. Das Papiergeld wirkt daher als eine Prämie auf die Einfuhr. Um diese zu verhindern, wird ein hoher Zolltarif nothwendig, weßwegen die Bankpartei in Amerika auch die des hohen Zolltarifs war; wie denn in allen Ländern, wo das Papiergeld einen forcirten Kurs hatte, ein mehr oder weniger allgemeines Prohibitivsystem der Bank sehr zu Hülfe kam. Der fremde Kaufmann, welcher mit Papiergeld bezahlt wird, präsentirt dasselbe zur Einlösung bei der Bank, oder verlangt, wenn er nicht selbst gegenwärtig ist, daß ihm die Bilanz zu seinen Gunsten baar, oder mittelst in baarem Geld zahlbarer Wechsel remittirt werde. Hiedurch kehrt das Papiergeld an die Bank zurück, und die Bank, um ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, ist gezwungen, mit ihren Papierausgaben inne zu halten, und ihren Schuldnern die ihnen vorgeschossenen Kapitalien aufzukünden. — Hierdurch wird die Quantität des cirkulirenden Geldes auf zweierlei Weise vermindert: „erstens durch die Ausfuhr von Gold und Silber, und zweitens durch das Zurückziehen des Papiergeldes als Sicherheitsmaßregel für die Bank. Nun fallen die Preise eben so schnell als sie früher gestiegen. Der Kaufmann kann seine Waaren nur mit Verlust verkaufen. Denen,

welche zur Zeit der größten Bank-Expansion Verpflichtungen und Verbindlichkeiten, im Verhältniß zur Quantität des damals cirkulirenden Geldes eingegangen, fehlt es nun bei dem verminderten Geldumlauf an den nöthigen Zahlungsmitteln. Waaren, Häuser, Grundstücke rc., für die sie Geld schuldig sind, sind zwar in ihrem Besitz, können aber nicht zu ihrem Ankaufspreis losgeschlagen werden. Nun kommt die Reihe an das Protestiren der fälligen Wechsel und an die Fallimente. Der Bankerott eines Kaufmanns zieht den des andern nach sich, und so geht die Noth durch alle Klassen der Gesellschaft. Viele verarmen und einige wenige kluge Spekulanten, die das Ungewitter kommen sahen, oder durch ihre Verbindungen mit der Bank frühzeitig gewarnt wurden, füllen sich die Taschen mit dem Erwerb und der Sparsamkeit von Tausenden.

Durch die Reduktion des Papiergeldes fallen endlich die Preise, so daß die Einfuhr fremder Waaren abnimmt und das Silber zurückkehrt. Dann nimmt auch wieder das Vertrauen in die Banken seinen Anfang, und es fangen diese von neuem an Noten auszugeben. Hierdurch gehen die Preise wieder hinauf, und die Industrie und der Spekulationsgeist werden neuerdings stimulirt. Es gehen aber die Preise später wieder hinab, und der momentanen und künstlichen Prosperität folgt eine schwere und wahre Kalamität. „Das ist der Cirkel," sagte Herr Niclas Biddle, Präsident der vereinigten Staatenbank, „den eine gemischte Währung immer beschreiben muß." Somit hat Malchus Recht, wenn er sagt: daß das Papiergeld die Preise manchmal auf den höchsten Punkt hinaustreibt, um sie dann wieder auf den tiefsten fallen zu lassen.

Wir haben schon früher erwähnt, daß das Papiergeld die Preise aller Dinge nicht auf einmal hebt oder senkt, und daß das Brod und der Taglohn die letzten sind, die durch die künstliche Prosperität theurer werden. Hier müssen wir noch hinzusetzen, daß der Taglohn das erste ist, was bei Contraktionen des umlaufenden Geldes wieder zu sinken anfängt. Diese gehen nämlich selten weit, ohne ein großes Etablissement zu Grunde zu richten, und die hierbei verwendeten Arbeiter zu nöthigen, anderswo ihr Unterkommen zu suchen. Die abgedankten Arbeiter concurriren dann im Preise mit den beschäftigten, und so fällt ihr Lohn nicht bloß im Verhältniß zum verminderten Waarenpreis, sondern auch zur vermehrten Concurrenz. — Der Taglöhner gewinnt also am wenigsten durch

die Expansion, und verliert am meisten bei der Einziehung des Papiergeldes. Der Kaufmann, der seine Waare unter dem Einkaufspreis loszuschlagen gezwungen ist, verliert 10, 20, 30, 50 Prozent, oder er wartet zu und vermindert hierdurch zum Theil seinen Verlust; der Taglöhner hingegen, welcher nichts als seine Arbeit auf den Markt bringt und sie nicht absetzt, muß sein ganzes Kapital einbüßen.

Die Banken vermehren nicht den Staatsreichthum, sie helfen denselben bloß vertheilen, und hiebei kommen die gemeinen Arbeiter im Verhältniß zu den übrigen Ständen sehr zu kurz. Der Taglöhner kann einmal nicht mehr arbeiten, als ein gewisses Maximum im Tage. Dieses bleibt die Einheit des Verdienstes, aus welcher erst der Manufakturist und größere Fabrikant Zahlen bildet, die dann die potenzirenden Anstalten der Banken und Großhändler multipliziren und dividiren. Es können nun diese Zahlen durch den Kredit der Fabrikanten und Kaufleute noch so hoch anschwellen, das Verhältniß der Einheiten unter sich bleibt doch unverändert, und es hängt die Größe der Zahlen sogar von der Kleinheit der zum Maßstab angenommenen Einheit ab. Ein Blick auf die arbeitenden Klassen Englands und auf die Bevölkerung der Fabrikstaaten von Amerika wird die Wahrheit dieses Satzes bestätigen. Während der größten Bankprosperität Englands konnten die gemeinen Arbeiter dennoch nicht mehr als von 12 bis 18 Pence täglich verdienen, und in Amerika erhielten die armen Irländer, die an den Eisenbahnen und Kanälen arbeiteten, während der größten Expansion des Papiergeldes und der hierdurch hervorgebrachten Theuerung, dennoch nur von 40 bis 50 Cents täglichen Lohn. — Der Arme wurde durch die allgemeine erkünstelte Prosperität und die hohen Preise aller Luxusgegenstände nur noch ärmer, der Reiche hingegen durch den Kredit noch reicher als zuvor.

Die Wirkung der Fluctuationen des Papiergeldes auf den Kaufmann haben wir bereits beschrieben; doch haben wir dabei noch zu erinnern, daß der minder Vermögliche bei Einziehung des Papiergeldes immer mehr verliert, als der Reiche, welcher entweder selbst bei der Bank interessirt ist und auch in den schlimmsten Zeiten noch Kredit hat, oder zuwarten kann, bis die Geschäfte eine andere Wendung nehmen. Es wirkt daher das Papiergeld auch in dieser Beziehung nachtheiliger auf die kleinen als auf die großen Kapitalisten,

das heißt, es begünstigt den Reichen und bringt den Armen in Nachtheil.

Auf die Manufakturen, wie sie jetzt betrieben werden, besonders auf die großen Leinwand-, Tuch- und Baumwollenfabriken wirkt das Papiergeld auf eine ganz eigenthümliche Weise. Jede Expansion des cirkulirenden Geldes und des Kredits steigert ihre Thätigkeit, und zwar nicht so sehr dadurch, daß sie selbst bei der Bank borgen, als vielmehr durch den Umstand, daß diejenigen, welche bei der Bank Kredit haben, mit ihren Erzeugnissen spekuliren können. — Der Fabrikant, der hierdurch sein Produkt zu einem etwas erhöhten Preis losschlägt, fühlt sich zu größerer Thätigkeit aufgemuntert, und vermehrt sein Erzeugniß. Da er in neuerer Zeit großentheils mit Maschinen arbeitet, so reicht eine kleine Vermehrung seines Kapitals und seiner Industrie hin, seine Produktion zu verdoppeln, oder zu verdreifachen; die Produktion derjenigen Artikel aber, die für sein Fabrikat ausgetauscht werden sollen, kann mit dieser Vermehrung nicht Schritt halten, und während er so in kurzer Zeit mehr Waare als Nachfrage verräthig hat, folgt eine Contraction des Papiergeldes, ein Fallen aller Preise, die ihm vollends den Markt verschließt. Hiervon liefert die Geschichte der englischen und amerikanischen Baumwoll- und Tuchfabriken auffallende Beispiele. Wir könnten, wenn uns der Raum gestattet wäre, die Daten dieser Krisen angeben, um zu zeigen, wie innig sie mit den Fluctuationen des Bankmediums zusammenhängen, ja wie es sogar in der Macht der Bank von England stand, die Thätigkeit der *amerikanischen* Banken krankhaft anzuregen und hierdurch eine Spekulationswuth in den Vereinsstaaten zu erzeugen, die sich endlich auch auf *englische* Fabrikate erstreckte und deren Preise auffallend steigen machte. Wir sind jedoch im Besitz derselben und können sie auf Verlangen zu jeder Zeit nachliefern. Hier sey nur im Vorbeigehen erinnert, daß gleich nach der letzten amerikanischen Katastrophe 30,000 Arbeiter in Leeds und Manchester brodlos wurden.

Auf die Agrikultur-Verhältnisse wirkt das Papiergeld langsamer als auf den Handel und die Fabriken; es entzieht aber dennoch oft dem Ackerbau die nöthigen Hände, indem sie solche auf Manufakturen oder andere Zweige der Landesindustrie verwendet, welche bei den gestiegenen Preisen einen höheren Gewinn versprechen. Dies

war namentlich in Amerika der Fall, als das schnelle Steigen der Baumwolle viele tausend Morgen Landes, welche früher Getreide und Früchte trugen, in Baumwollenfelder umschuf und die Sklavenarbeit an die Stelle der Thätigkeit der Weißen setzte. Ueberhaupt legen sich bei solchen Gelegenheiten viele, früher thätig gewesene Menschen auf eitle Spekulationen, durch die sie schnell reich zu werden hoffen, wodurch die wahre Industrie und der Fleiß des Volkes immer mehr und mehr zurücktritt.

Einen bei weitem größeren Einfluß hat das Steigen und Fallen des Papiergeldes auf den Werth der Realitäten, obschon dieselben weniger als andere Gegenstände von äußerlichen Einflüssen abzuhängen scheinen. Zwei Ursachen sind es, die den Spekulationen mit liegenden Gütern hauptsächlich günstig sind. Erstens suchen die meisten Menschen in den Besitz dessen zu gelangen, was ihnen ein immerwährendes Einkommen sichert, und zweitens ist es Gebrauch, bei dem Ankauf von Grundstücken nur einen kleinen Theil des Kaufschillings baar auszuzahlen, den Rest aber auf die Hypothek selbst schreiben zu lassen. Hierdurch wird der Besitzer eines kleinen Kapitals anscheinlich Eigenthümer eines bedeutenden Vermögens; sein Kredit vermehrt sich bei der Masse von Geschäftsleuten, und er wird dadurch in den Stand gesetzt, noch größere Verbindlichkeiten einzugehen, als jene, wozu er sich bereits verpflichtet hat. — Allein schon bei der nächsten Contraction des cirkulirenden Geldes ist er nicht mehr im Stande, diesen seinen Verpflichtungen nachzukommen, und es wird nun sein Haus oder sein Acker für weniger verkauft, als er noch darauf schuldig ist.*

* In Philadelphia ist es Gebrauch, bei dem Ankauf von Bauplätzen gar kein baares Geld zu bezahlen, sondern sich nur zu einem gewissen Grundzins (Ground rent) zu verstehen, den man entweder bloß eine gewisse Anzahl von Jahren zu zahlen sich verpflichtet, oder zu dessen Bezahlung man sich und seine Erben auf ewig verbindet. Nun ist aber schon oft der Fall eingetreten, daß Handwerker, welche auf diese Art Bauplätze an sich gebracht und darauf Häuser aufgeführt hatten, mehr an Grundzins für den Platz bezahlten, als sie selbst für Wohnzins erhielten; und es wurde vor nicht langer Zeit ein Haus in der Marktstraße (market street) für 5 Thaler verkauft, dessen Bau allein 10,000 kostete. Der Eigenthümer hatte den Bauplatz zur Zeit der größten Bankexpansion an sich gebracht, und sich zur Bezahlung eines zu jener Zeit billigen Grundzinses verpflichtet, der aber später, zur

Fassen wir alle schädlichen Wirkungen des Papiergeldes nochmals kurz zusammen, so ergibt sich, daß es

1) den Werth aller Gegenstände veränderlich macht und hierdurch eine große Unsicherheit in alle Geschäfte bringt;

2) die Preise aller Dinge und der Arbeit nicht in demselben Maaß affizirt, und hierdurch die wechselseitigen Verhältnisse der Gesellschaft wesentlich ändert;

3) dahin abzielt, den Reichen reicher, den Armen aber ärmer zu machen, und endlich

4) den Banken das Privilegium ertheilt, das Maaß der Valuten zu bestimmen, wodurch es ihnen möglich wird, das Vermögen des Staates, wie das der Einzelnen, nach Belieben zu vergrößern oder zu verkleinern, je nachdem es ihnen gefällt, das Maaß alles Werthes, das Geld, durch zu große Ausgaben oder Einziehungen zu vermehren oder zu vermindern.*

Daß diejenigen, welche an der Spitze dieser Institute stehen, und die dort concentrirte Geldmacht leiten, eine Gewalt besitzen, wie sie selbst den obersten Staatsbehörden nicht verliehen, ist nach dem Vorausgeschickten wohl kaum zu bezweifeln. Ihr Einfluß erstreckt sich auf alle Klassen, vom Taglöhner aufwärts bis zum Kapitalisten und Grundherren, und zuletzt auf den Staat selbst. „Das Staatseinkommen ist der Staat," sagte einer der größten englischen Staatsmänner; „wer das Staatseinkommen regiert, regiert auch den Staat."

Um den Einfluß der Banken und des Papiers auf Handel und Gewerbe gehörig zu würdigen, wollen wir, dem Beispiele eines berühmten Staatswirthschaftslehrers folgend, das im Staate cirkulirende Geld dem Kreislauf des Blutes im menschlichen Körper vergleichen. Es bildet zwar nur einen kleinen Theil des ganzen

---

Zeit der größten Contraction des Papiergeldes den Betrag des Wohnzinses um mehr als die Hälfte überstieg.

Siehe Gouge's „American banking system."

* „This artificial and unnatural system," sagt das Edinburgh-Review, „renders the measure of value of all the property in the impire dependent on the views and opinions, the whims and caprices, of a few favoured individuals. It is their fiat alone which makes one transaction good and another bad. They hold the scale of value, and change its graduation as they judge proper."

Körpers, durchdringt aber die kleinsten Theile, und es ist seine ungehemmte Cirkulation zur gesunden Organisation derselben absolut nothwendig. Das cirkulirende Geld steht zu dem gesammten Vermögen aller Bürger und des Staates vielleicht in einem noch kleineren Verhältniß, als das Blut zu den festen Theilen des menschlichen Körpers. Doch ist es nicht so beständig und variirt wahrscheinlich von 1 zu 25 bis 1 zu 35. Wir wollen es zum Behuf des Beispiels wie 1 : 31 annehmen. Nehmen wir nun an, das ganze Staatsvermögen bestände in 31 Millionen, so würde nach unserer Voraussetzung eine Million als Geld im Lande cirkuliren. Wird nun diese Summe durch die Ausgabe von einer weiteren Million Papier verdoppelt, so verdoppelt sich auch nach den allgemeinen Gesetzen des Geldes der Preis der Waaren und Güter; vermindern aber die Banken durch künstliche Einziehung des Geldes diese Summe um eine halbe Million, so fallen die Preise um die Hälfte. Im ersten Falle steigt das Staatsvermögen auf 60 Millionen, im zweiten fällt es auf 15. — Laßt uns nun die vereinte Geldmacht in die Hände eines einzigen Menschen, oder in die einer kleinen Anzahl Individuen legen, und es wird ihnen bald möglich werden, durch das künstliche Steigern oder Vermindern der Preise, und durch den Ankauf von Gütern, wenn die Preise am niedrigsten, und den Verkauf derselben, wenn sie am höchsten sind, das ganze Vermögen der Bürger wie des Staates nach und nach an sich zu ziehen und das Staatseinkommen wie die Staatsausgaben zu beherrschen. Gewiß gab es nie eine Maschine, die das Wohl der Menge so sehr zum Spielwerk der Wenigen gemacht, als das Papiergeld, und diese Macht vermehrt sich im Verhältnisse, als das Papier, wie wir eben nachgewiesen haben, von der Münze unabhängig wird. Es bildet die Papiergeldcirkulation eine Art Lotterie, wo diejenigen, die bei den Banken sitzen, schon im Voraus die Treffer kennen, und wo das Volk beständig nur auf Nieten setzt. — Dieses Spiel macht alle Sparsamkeit unmöglich, verbannt den Fleiß und die Nüchternheit, ändert die Begriffe von Rechtlichkeit und Vertrauen, und giebt endlich den höchsten Seelenkräften der Menschen eine rein materielle Richtung.

„Das Gesetz der Nachfrage und des Vorraths," sagt Calhoun in seiner mehrmals angeführten Rede, „regiert die moralische und intellektuelle Welt, wie die industrielle und commercielle. Wenn

ein Staat so beschaffen ist, daß darin Nachfrage nach großen geistigen Eigenschaften geschieht, so werden auch diese gewiß entwickelt. Wenn Ehre und Belohnung denjenigen Beschäftigungen zu Theil werden, die zu ihrem Gedeihen Intelligenz, Wissenschaft, Weisheit, Gerechtigkeit, Beharrlichkeit, Muth und Vaterlandsliebe erfordern, so kommen auch diese zum Vorschein. Werden sie hingegen auch Dingen zu Theil, die zu ihrer Entwickelung geringere Geisteskräfte in Anspruch nehmen, so kann man überzeugt seyn, daß die größeren darüber aussterben. Das Banksystem vertheilt die Würden und den Lohn der Menschen in sehr ungleichen Verhältnissen an diejenigen Bestrebungen, welche die Entwickelung höherer Geisteskräfte am wenigsten begünstigen, zum großen Nachtheil der edleren Wissenschaften, der Literatur, Philosophie und Staatsweisheit, wie der nützlichen Beschäftigung des Gewerbsmannes, Fabrikanten und Ackerbauers. Mit dem steigenden Gewinn ihrer Geschäfte und dem hiedurch vermehrten Einfluß, beherrschen endlich die Banken das Eigenthum, die Ehre und die Macht der Gesellschaft bis zur vollkommenen Ausschließung und Herabwürdigung alles Nützlichen und Großen. Die heranwachsende Jugend fühlt ihren tödtenden Einfluß. Die Jugend, die auf unseren Universitäten studirt und den Pfad der Ehre und der Auszeichnung im Comptoir der Bank endigen sieht, wird nicht mehr mit edlem Wetteifer den steilen Fels der Wissenschaften hinanklimmen, wenn der höchste Punkt, den sie in der sonst einflußreichsten und ehrenvollsten unter allen erreichen können, ihnen höchstens die Aussicht auf die Anwaltschaft einer Bank gewährt."

Ehe wir diesen Aufsatz schließen, müssen wir noch der Banken als Körperschaften mit ein Paar Worten gedenken. Gegen jede Art von Körperschaft existirt schon lange die Einwendung, daß die ihnen eingeräumte Gewalt entweder dem Volke oder der Regierung entzogen ist, und daher nachtheilig auf den Staat wirkt. — Jeder Freibrief ertheilt der bezüglichen Gesellschaft Rechte und Privilegien, die den Gliedern derselben als Privatpersonen verweigert sind, und es ist daher diese Art Monopol in allen freien Ländern von jeher so verhaßt gewesen, daß die Regierungen, welche die bereits bestehenden nicht mehr los werden konnten, ihre anscheinende Ungerechtigkeit gegen das Publikum dadurch wieder gut zu machen suchten, daß sie in der Ertheilung neuer Privilegien an

jede Art von Applicanten so liberal als möglich verfuhren. Auf diese Art wurde zwar der Klage über Monopol theilweise abgeholfen, aber das Uebel der Korporationen selbst auffallend vermehrt. — Die Neuhinzugekommenen concurrirten mit den alten und verminderten ihren Gewinn, und mit diesem zugleich ihre Stabilität und die Fähigkeit der Privaten, gegen das wachsende Heer der größtentheils unverantwortlichen Bankgesellschaften anzukämpfen. — Dem Nationalreichthum sind sie eher schädlich als nützlich, denn da die Geschäfte der Körperschaften nicht von den Theilhabern selbst, sondern von hiezu angestellten und dabei nicht interessirten Beamten verwaltet werden, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß dabei weniger gewonnen wird, als bei der Führung ähnlicher Geschäfte von Privatpersonen. Erklärte doch schon Herr Jones Loyd vor der Committee des Unterhauses über die Bankangelegenheiten, „er halte dafür, daß Banken mit vereinigtem Fond in Allem mangelhaft sind, was zur Betreibung von Bankgeschäften erforderlich ist, mit Ausnahme der vermehrten Sicherheit.“* „Die Bankgeschäfte“ fuhr er fort, „verlangen mehr, als jeder andere kaufmännische Betrieb, besondere Personen, welche auf alle Details aufmerksam sind, und fortwährend, täglich, stündlich jedes vorkommende Geschäft beachten. — Auch erfordern dieselben schnelle Entscheidung bei vorkommenden Anständen, in manchen Fällen eine Entscheidung, welche keinen Verzug für nachherige Berathung mehr gestattet; eben so verlangen sie vollkommene Discretion hinsichtlich der besondern Umstände jedes einzelnen Falls. Da nun aber Banken mit vereinigtem Fond nothwendig ihre Geschäfte durch Angestellte betreiben müssen, und nicht durch einen Principal, so können sie, vermöge der Beschränkungen ihrer allgemeinen Vorschrift, nicht mit so zarter Rücksicht auf den Unterschied in Charakter und Zahlungsfähigkeit

---

* Weil in England, wie bereits mehrmals erwähnt, die Theilhaber dieser Banken mit ihrem ganzen Vermögen für alle von diesen eingegangenen Verbindlichkeiten gut stehen. In Amerika ist der Fall umgekehrt. Dort haftet jeder Bankactionär für die Schulden des Instituts nur bis zum Betrag seiner Actien, während doch das ganze Vermögen eines Privatmanns für jede von ihm eingegangene Verpflichtung in Anspruch genommen werden kann. Die Banken sind daher dort noch weniger verantwortlich als einzelne Individuen.

ihrer Geschäftsfreunde geleitet werden; noch sind sie im Stande, die Hülfeleistung an Geschäfte, die sich in augenblicklicher Verlegenheit befinden, mit so sorgfältiger Abwägung der günstigen oder ungünstigen Verhältnisse jedes einzelnen Falls zu bemessen."

Wodurch vertheilen aber, könnte man fragen, Körperschaften dennoch so große Gewinnste unter ihren Actionärs?

Wir wollen hier antworten

1) dadurch, daß es Individuen untersagt ist, dieselben Geschäfte zu betreiben;

2) dadurch, daß sie von Pflichten und Verbindlichkeiten ausgenommen sind, welchen Privatpersonen nachzukommen haben; und endlich

3) durch ihr größeres Kapital, womit sie den Markt beherrschen können. —

Aber mit allen diesen Begünstigungen ausgestattet, gelingt es ihnen doch selten, mit Privaten zu concurriren, bis sie nicht durch ihr größeres Kapital, welches ihnen erlaubt, längere Zeit mit Verlust zu arbeiten, letztere zu Grunde gerichtet und den Markt frei gemacht haben. Dies ist die Ursache, warum in Amerika kein Privatbankier aufkommt, es sey denn, daß er, wie Stephan Gerard in Philadelphia, eine Bank mit 5 bis 6 Millionen fondirt, die dann die andern Banken und die Geschäftsleute zur Annahme ihrer Noten zwingen kann.*

Und welche Macht besitzt die Regierung oder das Volk gegen diese vereinte Macht der Körperschaften? Hierauf haben englische und amerikanische Staatsmänner, (in neuester Zeit auch Michel Chevalier) geantwortet: durch die Gründung eines großen Centralinstituts unter der Oberaufsicht der höchsten Staatsbehörde. Hierauf hat die Erfahrung bereits zweierlei erwidert. Erstens ist es durch die Geschichte des Bankwesens in England und Amerika erwiesen, daß das Centralinstitut nicht immer den Interessen der andern Banken

---

* Als die Noten der Gerardbank von den andern Banken in Philadelphia zurückgewiesen wurden, kaufte Gerard um viele hunderttausend Thaler Noten der Philadelphiabanken auf, und präsentirte sie an einem und demselben Tag zur Einlösung in Silber oder Gerardschen Noten; dies Manövre machte seine Noten gesucht. —

entgegenarbeitet. Um dies thun zu können, müßten die Interessen des Centralinstituts denen der kleineren Banken entgegengesetzt seyn. Dies ist aber, wie bekannt, nur selten der Fall; wohl aber finden die kleineren Banken an der großen Bank einen mächtigen Alliirten, unter dessen Schutz sie blühen und heranwachsen, so wie es dem Centralinstitut mit Hülfe der kleineren Banken leichter wird, nach und nach die ganze Geldmacht zu concentriren, und dadurch den Staat zu beherrschen. Welche Macht ein so unterstütztes Centralinstitut gegen die Regierung in Händen hat, hat der Kampf der V. St.-Bank gegen die Verwaltung des Generals Jackson dargethan; und doch haben wir dort die Ausnahme, nicht die Regel beobachtet. — Reichthum und Macht sind einander nicht immer entgegen, sondern fliegen einander in die Arme: mit den Worten eines amerikanischen Witzlings „Mann und Weib erschuf sie Gott."* Wie hätte es um die Freiheit des amerikanischen Volkes ausgesehen, wenn Jackson die Ansichten der Bank getheilt und seine Macht und Popularität mit der der Bank vereinigt hätte?

Die zweite Erfahrung, die wir in Bezug auf das Bank- und Papierwesen in neuester Zeit gemacht haben, bewies die Unmöglichkeit, durch das Centralinstitut die Zettelausgabe der kleineren Banken zu reguliren. Wir wollen hier nicht bloß auf die Ereignisse in Amerika uns berufen, sondern hauptsächlich auf die neuesten Begebenheiten in England. — Die Bank von England erhielt im August 1833 einen neuen Freibrief auf 10 Jahre. Vor Ertheilung desselben belief sich ihr Kapital auf 14,553,000 Pfd. Strl. Diese ganze Summe hatte die Bank dem Staate geliehen. Ein Viertheil dieser Schuld sollte der Staat der Bank zurückbezahlen. Dies geschah durch die Umschreibung an die Bank von diesem Betrag dreiprocentiger Staatsobligationen durch die Commissäre für die Reduktion der Staatsschuld. Da aber keine Vertheilung dieser Schuldverschreibungen unter die Actionäre der Bank Statt fand, so kann man das Bankkapital noch immer praktisch zu 14,553,000 Pfd. Sterling annehmen. Dieses Kapital ist gerade zweimal so groß, als das der Vereinigten-Staaten-Bank und um 25 Mill. Thaler größer als

* John Randolph, Senator von Virginien, pflegte zu sagen: „Wealth and power rush to each others embrace. Man and woman created He them."

die, welche Michel Chevalier zur Regulirung der Finanzen und des Papiergeldes in der Union nöthig hielt. — Nun, was hat diese Bank gethan?

Am 28. Dec. 1833, wie wir bereits einmal erwähnt, hatte die Bank 10,200,000 Pf. Strl. in Gold und Silber in ihren Gewölben, oder ungefähr den dritten Theil ihrer circulirenden Noten und Depositen, eine Summe, die die Bankdirectoren zur Führung ihrer Geschäfte hinlänglich erklärten (siehe die Aussagen der Bankcommissäre vor der geheimen Committee im Hause der Gemeinen). Am 15. November 1836 hatte jedoch die Bank durch die zur Ausfuhr verlangten Summen nur noch 4,933,000 Pfd. Strl. vorräthig, oder weniger als ein Sechstel ihrer ausgegebenen Noten und Depositen. — Der Wechselkurs war gegen England, und ihr baares Geld wurde daher fortwährend aus ihrer Kasse gezogen und in Zahlung remittirt. Jetzt blieb der Bank kein anderes Mittel, als alle ihre Kraft auf die Verminderung des Papiergeldes zu verwenden, um hiedurch den Kurs auf England zu heben. Sie gab daher für eine geraume Zeit weniger Banknoten aus, als sonst, in der Hoffnung, die Banken mit vereinigtem Fond zu zwingen, ein Gleiches zu thun. Allein im Verhältniß, als das Centralinstitut seine Papierausgabe verminderte, und noch schneller, vermehrte sich die Ausgabe der kleineren Banken. Die Preise stiegen fortwährend in die Höhe, und das baare Geld floß aus der Hauptbank zum Behufe der Ausfuhr. So war die Unfähigkeit der Bank von England, die Papierausgabe der kleineren Banken innerhalb solcher Gränzen zu erhalten, welche die Ausfuhr des Goldes und Silbers verhindern konnten, hinlänglich dargethan, und es sind jetzt die ersten Staatsmänner Englands der Meinung, daß dieses nur durch die Restriction der Notenausgabe auf eine einzige Bank unter der Oberaufsicht der Regierung bewerkstelligt werden kann.*

Welche Gründe gegen ein so eingerichtetes Centralinstitut obwalten, haben wir schon an mehreren Orten angeführt. Auch halten wir dessen Einführung in einem monarchischen und selbst constitutionellen Staate für leichter und zweckmäßiger, als in einer Republik. Das Volk ist einmal gegen jedes Monopol und verträgt

* Siehe Mr. Buchanan's „Speech on the Bill imposing additional duties.“

lieber viele Tyrannen als einen. Je mehr sich ihre Zahl vervielfältigt, desto leichter wird es dem Einzelnen selbst, zur Herrschaft zu gelangen, desto mehr gewinnt daher das System an Popularität; dies beweist die ungeheure Ausdehnung des Bankwesens in England und Amerika gleich nach erfolgter Restriction des Monopols der Nationalbank. Wenn die Regierungen dieser Länder nur darauf ausgehen wollten, alle die vielen kleineren Banken zu vernichten, um ein großes Centralinstitut zu begründen, dessen Notenausgabe vom Staat abhängig wäre, so hätten sie dabei (wie jetzt Van Buren etwa) eine Opposition zu bekämpfen, deren Wirkungen vielleicht noch schlimmer wären, als das Uebel, welches man durch diese Maaßregel zu heilen hofft. — Und welche Macht würde nicht die Vereinigung der obersten Staatsgewalt mit der Bank und dem Kreditwesen dem Präsidenten einräumen? So lange derselbe bloß über das Staatseinkommen und die Staatsausgaben zu disponiren hat, ist seine Macht auf die durch die Legislatur vorgeschriebenen Abgaben beschränkt, mittelst der Bank aber geböte er über Handel, Gewerbe, Manufakturen, Ackerbau und selbst über den Taglohn. Er hätte dann, wie wir gezeigt haben, das Maaß der Valuten in Händen, das er ohne Zustimmung des Congresses, und ohne daß das Volk sogleich es gewahr würde, nach Belieben größer oder kleiner machen dürfte, um hiedurch die Einnahmen und Ausgaben nach Gutdünken zu vergrößern oder zu verringern. Und welche Mittel zur Belohnung oder zur Bestrafung Einzelner und ganzer Distrikte gäbe ihm nicht das Kreditsystem, dieser nie erschöpfte Born seiner Prärogative, an die Hand? Wer könnte ihn unter solchen Umständen noch verhindern, seinen Nachfolger zu ernennen?

So lange die Banken ihre Geschäfte mit einem soliden Münzkapital betreiben, sind sie unabhängig von den Regierungen. Der Einfluß der letzteren ist unter solchen Umständen nur sehr gering, und es existirt unter den Banktheilhabern nur wenig Neigung, sich mit den obersten Behörden zu Staatszwecken zu verbinden. Aber im Verhältniß, als durch die zu große Ausdehnung des Papiergeldes die solide Basis der Banken vermindert und hiedurch die Existenz derselben bedroht ist, werden sie furchtsam und erschrecken vor jeder Krisis, vor jeder politischen Veränderung im Staate, vor jedem Ministerwechsel, vor jedem neuen Gesetz, welches nur auf entfernteste Weise ihre Interessen berührt. — Nun folgen

Annäherungen. Die Banken suchen den Staat in ihr Interesse zu ziehen, um ihr System von dieser Seite aus sicher zu stellen, und die Regierungen übernehmen — was sie immer mit väterlicher Sorgfalt zu thun Willens sind — das Protektorat. — Ist aber die exekutive Gewalt mit der des Geldes einmal vereinigt, dann ist die Verfassung nur noch eine leere Formel: in absoluten Staaten steht der Despotismus auf ehernen Säulen; in Republiken wird die Freiheit zu Grab getragen.

Ueber die

preußische Municipal-Verfassung.

Der preußischen Regierung ist wiederholt der Vorwurf gemacht worden, daß sie durch die revidirte Städteordnung vom 17. März 1851 eine Tendenz zum Rückwärtsschreiten bekundet habe. Ob diejenigen, die einen solchen Vorwurf ausgesprochen, sich die Mühe gegeben haben, dies Gesetz mit der ältern Städteordnung vom 19. November 1808 gehörig zu vergleichen, und ob sie überhaupt diejenige Kenntniß, Erfahrung und Unbefangenheit besitzen, welche zu einem begründeten Urtheile über einen so wichtigen Gegenstand unerläßlich erforderlich sind, lasse ich zwar dahingestellt, muß es aber zunächst bezweifeln, so lange ihr Ausspruch ohne Gründe für ein bloßes Absprechen gehalten werden darf. In der Erwartung, daß die Urheber jener Urtheile es noch für angemessen erachten werden, dieselben näher zu begründen, und dadurch jenen Zweifel zu beseitigen, will ich versuchen, Ihnen diejenigen Gründe zu entwickeln, aus welchen ich gerade der entgegengesetzten Ansicht bin, und glaube, daß die preußische Regierung mit jenem Gesetze nicht nur keinen Rückschritt, sondern vielmehr einen bedeutenden Vorschritt zum Bessern gethan habe.

Hier kommt es nun zuförderst darauf an, sich über das zu verständigen, was man unter Rückschritt und Vorschritt verstehe. Die Redlichen unter den beiden entgegengesetzten Parteien — und deren gibt es eine weit größere Anzahl, als sie gegenseitig sich zugestehen — sind darüber einverstanden, daß das allgemeine

Glück des Ganzen und, durch dieses bedingt, das Glück des Einzelnen das Ziel sey, welchem jede gute Staatsverwaltung zustreben müsse, und daß jeder Schritt, welcher den Staat diesem Ziele näher bringt, ein Vorschritt, jeder aber, welcher ihn davon entfernt, ein Rückschritt sey. Worin aber eben das Glück des Ganzen bestehe, und auf welchem Wege es zu begründen sey? dies ist die Frage, bei deren Beantwortung die Parteien sich gerade in entgegengesetzter Richtung von einander entfernen. Die Ultra-Partei zur Rechten ist der Meinung, daß nur in hartnäckiger Erhaltung des Bestehenden, nenne es sich materiellen oder politischen Besitz, Vorrecht oder Beschränkung, das wahre Glück des Staats zu finden sey, mögen auch die Verhältnisse und Bedingungen, unter welchen es entstand und sich befestigte, längst verschwunden seyn. Sie nennt daher alle von der preußischen Regierung seit dem Jahr 1807 ausgeführten großartigen Maßregeln, durch welche der Staat im Innern ruhig und nach Außen mächtig ist, Rückschritte und würde die Wiedereinführung der Leibeigenschaft und anderer mittelalterlichen Zustände für den erfreulichsten Vorschritt halten. Die Ultra-Partei zur Linken dagegen findet das Glück des Ganzen in möglichst unbedingter Freiheit des Volkes und im möglichst größten Einflusse desselben auf die Leitung des Staats, über welchen, ihrer Ansicht nach, die Souverainität lediglich dem Volke zusteht. Jede Beschränkung dieser Freiheit und dieses Einflusses ist ihr daher ein Rückschritt, jede Erweiterung derselben ein Vorschritt, und das sicherste Mittel zur Erreichung des Zieles der Umsturz des Bestehenden. Bei consequenter Durchführung des Systems muß ihr jedes Gesetz, welches das Volk hindert, seinen Fürsten und seine Regierung beliebig fortzujagen, ein Rückschritt, jedes dagegen, welches das Volk der ursprünglichen Freiheit Aller, und folglich dem Kriege Aller gegen Alle, wieder näher bringt, ein Vorschritt seyn. Für den größten aller Vorschritte würde sie es halten müssen, wenn die ganze Staatsgesellschaft wieder zu dem Punkte zurückkehrte, von welchem alle Civilisation ausgegangen ist, da ja zu jener Zeit gewiß die Freiheit durch kein Gesetz beschränkt war.

Wir, unsererseits, erkennen das Glück des Staats in der möglichsten Harmonie zwischen den Staatseinrichtungen und dem intellectuellen sowohl, als materiellen Zustande des Volks — in der Eintracht seiner Elemente unter einander, welche nur dann besteht, wenn

jedes derselben sich frei entwickeln kann, ohne von dem andern darin gestört zu werden oder es selbst zu stören, daher in bebestimmten gesetzlichen Schranken, welche der Einzelne gegen den Einzelnen sowohl als gegen den Staat unbestraft nicht überschreiten darf. Da aber nach dem von der Vorsehung angeordneten Entwickelungsprozesse das Menschengeschlecht von einem Zustande zum andern in ununterbrochener Bewegung übergehen soll, so ist es die Aufgabe jeder Regierung, welche jene Harmonie erhalten will, mit scharfem Blicke und nie aufhörender Wachsamkeit jenem Entwickelungsprozesse zu folgen, und nach den Resultaten desselben die Schranken zu bestimmen, welche, zu Erhaltung der allgemeinen, nur in der Ordnung gedeihenden Freiheit, der Freiheit des Einzelnen gesetzt werden müssen. Zur rechten Zeit und im richtigen Maaße verfügt, kann daher eine Verengerung, wie eine Erweiterung dieser Schranken ein höchst wichtiger Vorschritt seyn.

Jeder, welcher die preußische Gesetzsammlung vom Jahr 1807 an mit Aufmerksamkeit und mit der Fähigkeit, ihren großen Sinn aufzufassen, durchliest, wird erkennen, daß die preußische Regierung diesen ihren Beruf mit klarem Blick erkennt, und mit großer Kraft verfolgt hat. Die Geschichte wird den jetzigen König nicht nur den gerechten und milden Regenten, sondern auch den großen Gesetzgebern beigesellen, welche dem von der Vorsehung ihnen angewiesenen hohen Berufe, die Entwicklung des Volkes zu fördern, mit Kraft, Weisheit und Gewissenhaftigkeit genügt haben.

Unter den Gesetzen, durch welche Preußen sich die Kraft verschaffte, nach einem ungeheuren Umsturze zu neuer und größerer Macht zu erstehen, nimmt die Städteordnung vom 19. November 1808 einen sehr ehrenvollen Platz ein. Man hatte in früherer Zeit die Gemeinden nicht als moralische Personen, nicht als Individuen, welche auch ihren Theil an der allgemeinen gesetzlichen Freiheit in Anspruch zu nehmen haben, sondern als Vereine zu besserer Einrichtung der Verwaltung betrachtet, von welchen man mit größerer Bequemlichkeit als von den Einzelnen die Erfüllung gewisser Pflichten und die Tragung gewisser Lasten fordern könne. Diese Vereine wurden daher auch, wie andere Verwaltungs-Institutionen, lediglich nach der Convenienz der Regierung behandelt. Von irgend einer selbstständigen freien Bewegung derselben, auch in ihren besondern Angelegenheiten, war nicht die Rede; die vom

Staate eingesetzten Obrigkeiten verwalteten nach bestimmten Vorschriften der Kriegs- und Domänenkammern, welche durch Commissarios loci die Städte beaufsichtigten. Ohne Erlaubniß der Behörden war es den Magistraten nicht erlaubt, einen Brunnen graben, ein baufälliges Haus wieder herstellen oder sonst irgend eine noch so nothwendige Vorkehrung auf Kosten der Kämmerei treffen zu lassen. Von einer kräftigen Einwirkung freierwählter Gemeinde-Vertreter wußte man nichts. Ja, nicht einmal das Eigenthums-Recht der Gemeinden an ihrem besondern Vermögen wurde beachtet, und die Beispiele waren nicht selten, daß die Ueberschüsse der einen Kommun zum Besten der andern verwandt und die Städte zur Abtretung sowohl als zur Erwerbung von Grundstücken ohne Weiteres gezwungen wurden, wenn man es für Staatszwecke als nothwendig ansah.

Aus diesem Zustande völliger Willenlosigkeit wurden nun die Gemeinden durch die Städteordnung vom 19. Novbr. 1808 in den Zustand der größten Selbstständigkeit und Freiheit, nicht durch einen allmähligen Uebergang, sondern durch einen Sprung versetzt, welchen man in gewöhnlicher Zeit als höchst unvorsichtig zu tadeln berechtigt seyn würde, und welcher noch jetzt von Vielen, die mit dem Worte Fortschritt den ersten der oben angedeuteten Begriffe verbinden, auf das Bitterste getadelt wird. Daß aber dieser Vorwurf, eben so wie der, welcher der agrarischen, gewerblichen und andern Gesetzgebung gemacht wird, ein völlig ungegründeter sey, hat der Erfolg auf das Glänzendste bewiesen. Die preußische Regierung, aufgeweckt durch ein ungeheures Unglück und mit klarem Blick um sich schauend, erkannte, in welchen Gegenständen und wie weit sie hinter der Zeit und den durch solche erzeugten materiellen und intellectuellen Bedürfnissen des Volks zurückgeblieben sey, und eilte ihr nachzukommen. Das Volk und dessen Bildung und Treue wohl kennend und wissend, was sie wagen könne und was nicht, wagte sie zu springen, da sie gehend nur in sehr später Zeit zu dem Punkte gelangt seyn würde, auf welchem sie die verlorene Macht des äußern Umfangs durch Verstärkung ihrer innern Kraft zu ersetzen hoffen durfte. Und wohl ihr, daß sie eilte und wagte! Nur sechs Jahre, von 1807—1813, waren ihr gegeben, als der Moment eintrat, in welchem es darauf ankam, sich vom Falle wieder zu erheben. Mit welchem Erfolg dies

geschehen, und wie die Weisheit und der Heldenmuth des Königs, und die in allen Klassen des Volks neuerwachte Kraft und seine beispiellose Hingebung und Treue diesen Erfolg herbeigeführt haben, ist den Zeitgenossen noch bekannt. Nur derjenige, welcher die Geschichte und tägliche Erfahrung ganz unbewußt an sich hat vorübergehen lassen, und der nicht einmal die menschliche Natur in ihrer Allgemeinheit kennt, wird zweifeln können, ob denn auch wirklich jene durch die Gesetzgebung bewirkte innere Entwickelung diese Treue und Hingebung hervorgerufen habe. Mit solchem ist weiter nicht zu reden.

Wie aber die meisten der in jener Periode entstandenen Gesetze selbst denjenigen, welche die Trefflichkeit ihrer Tendenz mit Bewunderung anerkennen, die Spuren des Dranges und der Eile, mit welcher sie entstanden, in vielen Einzelnheiten zeigen werden, so wird auch kein Unbefangener die alte Städteordnung davon freisprechen. Wie auch hätte unter jenen Umständen die möglichste legislatorische Vollkommenheit erreicht werden können? Kein Staats-Ministerium und kein Staatsrath war vorhanden, um erst durch sorgfältige Prüfung eines solchen Entwurfs, und durch schriftliche Niederlegung aller dagegen zu machenden Erinnerungen, so wie durch genaue Erwägung derselben in nach einander folgender zwei und dreifacher Berathung, einem so tiefeingreifenden und umfangreichen Gesetze, im Ganzen wie in den Einzelnheiten, die höchste Rundung und Bündigkeit, und allen Bestimmungen nach vielseitiger Betrachtung die größtmögliche Zweckmäßigkeit zu geben. Ja, was noch mehr ist, diejenigen Männer, welchen die Ausarbeitung aufgetragen worden war, konnten noch keine auf praktische Erfahrung begründete bestimmte Ansicht von den Wirkungen haben, die eine, für jene Zeit beispiellos-freisinnige Municipal-Verfassung haben würde, und mußten nur ihrem durch allgemeine Reflexionen bestimmten Takte folgen. Zur höchsten Ehre gereicht es ihnen, daß dennoch dies Gesetz im Allgemeinen den trefflichsten Erfolg gehabt hat. Zwar fehlt es nicht an solchen, welche einzelne Beispiele verunglückter Bürgermeisterwahlen, ärgerlicher Streitigkeiten zwischen den Magistraten und Stadtverordneten und zwischen den letztern unter sich, nicht minder andere Uebelstände anzuführen wissen, und um dieser willen das ganze Gesetz als höchst verwerflich darstellen. Solchen Kritikern ist zu rathen, daß sie sich in

andern Ländern, in welchen minder freisinnige Municipal-Verfassungen bestehen, genau umsehen mögen, und sie werden Uebelständen von ganz anderer Art in größerer Zahl und von größerer Wichtigkeit begegnen, welche sie, wenn ihre Vorurtheile überhaupt heilbar sind, gewiß davon heilen werden. Im Ganzen aber wird Jeder, der sich im weiteren Kreise umgesehen hat, und den öffentlich bekannt gemachten Nachrichten gefolgt ist, bei unbefangener Beurtheilung der obigen Ansicht über den Erfolg des Gesetzes beistimmen. Die Städte selbst ehren und lieben, ohne Ausnahme, noch heut, nach Verlauf von dreißig Jahren, die Städteordnung als das köstlichste Geschenk ihres Königs. An vielen Orten wird der 19te November, der Geburtstag des Gesetzes, mit immer gleichmäßiger Wärme und Theilnahme gefeiert. Dies allein ist schon ein ausreichender Beweis für dessen innere Güte, da noch nie ein schlechtes Gesetz dreißig Jahre lang von den Betheiligten für ein gutes gehalten worden ist. Der Haushalt der Städte ist geordnet, die aus dem Kriege herübergekommenen ungeheuren Schulden sind in vielen Städten ganz bezahlt, in andern bedeutend vermindert. Der Kredit der Communen ist meist so sicher begründet, daß viele derselben den Gläubigern haben die Wahl stellen können, entweder ihr Kapital zurückzunehmen, oder sich mit geringern Zinsen zu begnügen. In der Verbesserung des Unterrichtswesens wetteifern die Gemeinden mit den vorgesetzten Regierungen, und scheuen zu Erreichung dieses wichtigen Zweckes keine Opfer. Einige wenige der größten Städte abgerechnet, hat der Staat den von den Gemeinden gewählten Magistraten auch die Besorgung der Regierungs-Angelegenheiten in unterster Instanz, namentlich auch die Verwaltung der Polizei anvertraut. Und nirgends ist wohl die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit in der seit Einführung des Gesetzes vergangenen verhängnißvollen Zeit weniger gestört worden, als in Preußen.

Bei so günstigem Erfolge, welchem nur verhältnißmäßig sehr geringe Ausnahmen entgegenstehen, ist die Frage sehr natürlich: warum nun überhaupt ein neues Gesetz, eine revidirte Städteordnung, nothwendig gewesen sey?

Wir müssen Jedem, der mit dem innern Gange der preußischen Verwaltung nicht durch fortgesetzte Aufmerksamkeit auf die äußeren Erscheinungen sehr vertraut worden ist, diese Frage um so

mehr verzeihen, als hinreichend bekannt ist, daß viele Lücken des alten Gesetzes durch besondere Verordnungen ergänzt und durch die verständige und wohlwollende Praxis der Behörden nach und nach auch viele durch die Unbestimmtheit einzelner Stellen verursachte Zweifel beseitigt waren. Höchst wahrscheinlich würde daher die Regierung gar nicht daran gedacht haben, ein neues Gesetz zu publiciren, wenn sich's bloß um diejenigen Städte gehandelt hätte, in welchen die alte Städteordnung bereits eingeführt war. Dies wäre hinreichend dadurch bewiesen, daß in Gemäßheit der durch die Gesetzsammlung bekannt gemachten Verordnung vom 17. März 1831, wegen Einführung der neuen Städteordnung, die alten Städte sich noch ungestört im Besitze des alten ihnen bekannten und lieben Gesetzes befinden, ja daß dieses alte Gesetz durch die Verordnungen vom 13. und 26. April 1831 auch den erst im Jahr 1814 neu und wieder erworbenen Städten von Westpreußen und der Oberlausitz verliehen worden ist, weil die Abgeordneten derselben, geleitet von dem Wunsche, mit den andern Städten der Provinzen Schlesien und Preußen eine gleiche Verfassung zu haben, darum gebeten hatten. Schon hierdurch wird der ungegründete Vorwurf, daß die preußische Regierung mit der revidirten Städteordnung einen Rückschritt beabsichtigt habe, hinreichend widerlegt. Der Grund aber, aus welchem dennoch die preußische Regierung das neue Gesetz erließ, ist nicht schwer zu erkennen. Daß die alte Städteordnung in Form und Inhalt manche Spuren der Eile trägt, ist oben zugestanden. Was die Form anlangt, so ist ihr der Vorwurf einer zu großen Ausführlichkeit zu machen, indem sie in 208 zum großen Theile sehr langen Paragraphen weniger eigentliche gesetzliche Bestimmungen enthält, als die revidirte Städteordnung in 139. Schon diese Ausführlichkeit erschwert die Auffassung. Noch mehr mußte diese erschwert werden, wenn zugleich alle königlichen Verordnungen, durch welche frühere Lücken legislatorisch ausgefüllt worden, so wie die ministeriellen Verfügungen, durch welche die Praxis sich geordnet hatte, hätten publizirt und an den geeigneten Stellen eingeschoben werden sollen. Diese Bedenken kamen zwar nicht da, wo man seit einer langen Reihe von Jahren sich mit dem Gesetz vertraut gemacht, wohl aber da in Betrachtung, wo dasselbe erst publizirt und aufgefaßt werden sollte. Da dies Gesetz, wenn nicht große Verwirrungen entstehen sollen,

für jeden Bürger leicht übersehbar und verständlich seyn muß, so konnte es nicht anders als zweckmäßig erscheinen, es in einer ganz neuen, in sich zusammenhängenden Form erscheinen zu lassen. Die Regierung würde sich aber den Vorwurf, nicht vorschreiten zu wollen, mit Recht zugezogen haben, wenn sie bei dieser Gelegenheit nicht auch dasjenige, was sie nach einer mehr als zwanzigjährigen Erfahrung im Inhalte als mangelhaft erkannt hatte, zu verlassen gesucht hätte. So ist, wenn wir nach dem, was öffentlich bekannt ist, und aus sehr klar hervortretenden Erscheinungen auf die Absichten der Regierung schließen dürfen, die revidirte Städteordnung entstanden. Sie ist, auf Antrag der Repräsentanten der nachbenannten Landestheile, bis jetzt in allen Städten der Provinz Sachsen und der Niederlausitz und in den einigermaßen bedeutenden Städten der Provinzen Westphalen und Posen eingeführt. Die Regierung findet hierdurch Gelegenheit, die Wirkungen des einen und andern Gesetzes zu beobachten, und mit voller Sicherheit ihre Entschließung über die Frage vorzubereiten: Ob künftig ein und dasselbe Municipal-Gesetz in allen Städten der Monarchie einzuführen? oder ob es zulässig sey, nach dem Wunsche der Einwohner, eine Verschiedenheit in der Gesetzgebung zu gestatten?

Es kommt nun, um den Vorwurf, welcher Veranlassung zu dieser Mittheilung gegeben, näher zu beleuchten, darauf an, dasjenige, wodurch beide Gesetze sich wesentlich unterscheiden, zu betrachten und hiernach Jeden zu dem eigenen Urtheile darüber zu befähigen, ob die preußische Gesetzgebung durch die revidirte Städteordnung einen Vor- oder einen Rückschritt gethan habe?

Im Voraus muß nun hier bemerkt werden, daß beide Gesetze ihrer Hauptrichtung nach ganz gleich sind, und auf gleicher Basis beruhen. Die Grundzüge beider sind folgende: Jede Stadt wählt völlig frei eine Anzahl Repräsentanten, deren Versammlung die Mitglieder des Magistrats erwählt. Diese letzteren werden von der Regierung bestätigt, die zwar berechtigt ist, die Bestätigung zu versagen, nicht aber einer Person ihrer eigenen Wahl das Amt zu verleihen. Nur vorübergehend darf sie für die commissarische Verwaltung einer unbesetzten Stelle sorgen. Die Magistrate als ausführende Behörden verwalten nicht nur das Communal-Vermögen und die sonstigen Angelegenheiten des Haushalts, sondern auch in unterster Instanz die Polizei.

In den Haushalts-Angelegenheiten sind sie in der Regel an die Beschlüsse der Stadtverordneten gebunden und ihrer fortwährenden Controle unterworfen; in Polizei-Angelegenheiten, in Militär-Aushebungs-, Steuer-Veranlagungs- und anderen Geschäften dieser Art sind sie Beamte der Regierung und daher den Befehlen derselben untergeben. Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung bilden zwei von einander abgesonderte Kollegien. Die letztere versammelt sich unter dem Vorsitze ihres selbst gewählten Vorstehers, ohne erst einer Berufung von Seiten des Magistrats zu bedürfen. Sind beide städtische Körperschaften einig, so führen sie, mit wenigen Ausnahmen, die Verwaltung der städtischen Haushalts-Angelegenheiten selbstständig, ohne zu den einzelnen Maaßregeln die Genehmigung der Regierung einzuholen. Der letztern liegt hauptsächlich die Pflicht ob, darüber zu wachen, daß das Gesetz vollzogen werde und über die wegen Gesetzesverletzung eingegangenen Beschwerden zu entscheiden. In privatrechtlichen Angelegenheiten genießen die Städte ganz die Rechte der Einzelnen, sind darin von den Aussprüchen der Verwaltungs-Behörden unabhängig und nur den Erkenntnissen der Justiz-Behörden unterworfen.

Wenn ein Minister des von republikanischen Institutionen umgebenen französischen Juli-Thrones diese Grundzüge liest, und sie mit den Vorschriften der französischen Municipal-Gesetze vom 21. März 1831 und 18. Juli 1837 vergleicht, so wird er vor der Liberalität derselben zurückschaudern und glauben, daß sich damit gar nicht verwalten lasse, und daß in den Gemeinden Alles bunt durcheinander gehen müsse. Wenn er aber sogar hört, daß diese Liberalität unsern Liberalen noch nicht liberal genug sey, und daß man bei einer solchen Municipal-Verfassung der preußischen Regierung noch Rückschritte vorwirft, so wird er besorgen, daß die Ereignisse, durch welche Frankreich im Jahre 1789 und den folgenden umgestürzt wurde, bei uns in Preußen sehr nahe bevorstehen, und wird erwägen, welche Maaßregeln Frankreich im Falle einer deutschen Revolution zu nehmen haben werde. Doch er möge ruhig seyn. Das befürchtete Ereigniß wird nicht eintreten, weil die Regierung die Staats-Einrichtungen mit dem intellectuellen und materiellen Zustande des Volks freiwillig und ungezwungen in Einklang gebracht hat, und ohne je Rückschritte zu thun, darin zu erhalten fortwährend bemüht ist. Auch meinen unsere Liberalen

es in der Regel so böse nicht, und sind keineswegs geneigt, Barrikaden zu errichten. Sie reden nur zuweilen etwas zu laut von Dingen, die sie nicht verstehen, oder doch nicht hinreichend überlegt haben, und nehmen Vernunft an, wenn man vernünftig mit ihnen redet. Wir hoffen daher, indem wir im Folgenden die hauptsächlichen Verschiedenheiten zwischen der alten und revidirten Städteordnung besprechen, sie selbst zu überzeugen, daß die Regierung durch die Publikation der letzteren keinen Rückschritt gethan habe. Hier kommt in Betrachtung:

1) Das Statut. Die alte Städteordnung giebt §. 49 dem Statute bloß die Bestimmung, Privilegien und Concessionen und früher bereits abgefaßte Beschlüsse und sonstige Verfassungen, in so weit sie den Bestimmungen des Gesetzes nicht widersprechen, in das Statut aufzunehmen. Bei näherer Prüfung der Sache weiß man nun allerdings nicht, was in das Statut kommen soll, da nach der jetzigen Gesetzgebung von Privilegien nicht weiter viel die Rede seyn kann, und sonst alle Einzelnheiten im Gesetze sehr detaillirt bestimmt sind. Daher soll auch in keiner einzigen Stadt der alten Monarchie ein Statut zu Stande gekommen seyn.

Die revidirte Städteordnung dagegen schreibt hinsichtlich mehrerer Gegenstände, z. B. der Zahl der Stadtverordneten, der Befähigung zur Stimmfähigkeit und Wählbarkeit 2c. nur gewisse Gränzen vor, unter und über welche nicht hinausgegangen werden darf. Innerhalb dieser Grenzen läßt sie den Gemeinden freie Bewegung, ordnet aber an, daß zu Vermeidung aller Zweifel die genauere Bestimmung durch das Statut erfolgen müsse, welches von der Staatsbehörde zu bestätigen ist und nur unter Genehmigung derselben wieder abgeändert werden kann. Hiemit ist also die Freiheit der Bürgerschaften, ihre innere Einrichtung ganz nach den individuellen Bedürfnissen des Orts zu treffen, vermehrt worden. Man hat aber auch an die Möglichkeit gedacht, daß bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse die eine oder andere Bestimmung des Gesetzes irgendwo nicht wohl ausführbar seyn, daß z. B. die Zahl der befähigten Bürger eines Orts nicht groß genug seyn könne, um zwei bürgerschaftliche Kollegien, den Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung mit der vorgeschriebenen Anzahl von Mitgliedern und mit Rücksicht auf den nothwendigen

Wechsel zu blicken; daß die Requisiten des äußern, zu Stimm- und Wahlfähigkeit erforderlichen Wohlstandes noch für manchen Ort zu hoch gestellt seyn möchten. Deshalb hat die revidirte Städteordnung auch gestattet, Abweichungen vom Gesetze, sofern dergleichen nach der Eigenthümlichkeit einzelner Städte nöthig befunden werden, in das Statut aufzunehmen. Dergleichen Abweichungen bedürfen aber landesherrlicher Genehmigung. Da nun solche nur auf Antrag der Gemeinden selbst statt finden, so ist auch hierdurch die Freiheit der Städte erweitert worden.

2) Die Klassifikation der Städte. Die alte Städteordnung stellt drei Klassen von Städten auf. Je nachdem ihre Bevölkerung über oder unter 3500 oder 10,000 Seelen beträgt, gehören sie zu den kleinen, mittlern oder großen. Nach diesem Unterschiede ist auch die Zahl der Stadtverordneten und der Magistrats-Mitglieder normirt. Bei strenger Ausführung des Gesetzes müßte in einer Stadt, welche sich zeither, weil ihre Bevölkerung nur 3499 Seelen betrug, mit 24 Stadtverordneten begnügt hatte, weil in der Nacht vor dem Wahltage ein Kind geboren worden, die Zahl der Vertreter auf 36 erhöht, auch der Magistrat um einige Mitglieder verstärkt werden. Der Unterschied ist folglich nicht praktisch und daher in der Praxis nicht festgehalten worden. Die Wichtigkeit einer Stadt und die Nothwendigkeit eines mehr oder minder zahlreichen Verwaltungs-Personals ist minder durch die Zahl der Einwohner, als durch den Umstand des Handels und Gewerbes, des Gemeinde-Vermögens und der zu erfüllenden Verpflichtungen, der der Stadt eigenthümlichen Stiftungen ꝛc. bedingt, daher im Voraus die Zahl der nothwendigen Verwaltungsbeamten und Vertreter nicht bestimmt werden kann. Dies berücksichtigend, hat die revidirte Städteordnung den Städten Freiheit gelassen, innerhalb der Zahlen 9 und 60 die Anzahl ihrer Vertreter zu bestimmen, auch hinsichtlich des Magistrats nur festgesetzt, daß er außer dem Bürgermeister wenigstens drei Mitglieder, besoldete oder unbesoldete, haben müsse, um ein Kollegium zu bilden. Auch hierdurch ist die Freiheit der Städte, ihre innern Einrichtungen ganz nach ihrer Eigenthümlichkeit zu treffen, vermehrt worden.

3) Das Bürgerrecht. Nach der alten Städteordnung besteht das Bürgerrecht in der Befugniß, städtische Gewerbe zu betreiben und Grundstücke im Stadtbezirke zu besitzen. Hiernach

muß also Jeder, der ein Gewerbe anfangen oder ein Grundstück erwerben will, vorher das Bürgerrecht gewinnen. Mit dieser Erwerbung ist aber, nach alter Gewohnheit, eine mehr oder minder bedeutende, hin und wieder bis zu dreißig Thalern ansteigende Abgabe verbunden, welche einem jungen Bürger, dessen Geldkräfte schon durch die zur Niederlassung und zum Gewerbsbetriebe erforderlichen Anschaffungen aufgewandten Kosten erschöpft sind, zur ungelegensten Zeit kommt, und Manchen an der Niederlassung selbst hindert. Der Tagelöhner einer kleinen Stadt, in welcher eine niedrige, aus Holz und Lehm erbaute Hütte in der Vorstadt oft für einen geringen Preis zu haben ist, wäre durch seine Ersparniß in den Stand gesetzt, vermittelst des Ankaufs einer solchen sich selbst und seiner Familie ein bleibendes Unterkommen zu verschaffen, und in dem damit verbundenen kleinen Garten seine Kartoffeln zu erbauen. Aber er muß es unterlassen, so sehr auch der Erwerb seine Existenz sicherer und behaglicher machen würde, weil er neben den Kosten der Erwerbung nicht auch noch die für das Bürgerrecht aufbringen kann.

Die revidirte Städteordnung hat, um diese Nachtheile zu beseitigen, den Anfang des Gewerbes und die Erwerbung eines Grundstücks von der Gewinnung des Bürgerrechts unabhängig gemacht. Weil aber, der altdeutschen Einrichtung gemäß, nur Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten der Stadt Theil zu nehmen haben, hat sie diejenigen, deren Gewerbe nach der Abschätzung ihrer Mitbürger zu ihrer selbstständigen Erhaltung einen ausreichenden Ertrag gewährt, so wie diejenigen, welche ein nicht ganz unbedeutendes Grundstück erworben haben, verpflichtet, nachträglich Bürger zu werden. Den Betrag innerhalb der festgesetzten Grenzen zu bestimmen, hat sie ebenfalls den Stadtgemeinden überlassen.

4) Stimmfähigkeit und Wählbarkeit. Man hat in allen Staaten, in welchen den Communen in irgend einer Beziehung ein Wahlrecht, und den Gewählten eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten zusteht, dafür gesorgt, daß die Armen von Stimm- und Wahlfähigkeit möglichst ausgeschlossen seyen. Das französische Municipal-Gesetz vom 21. März 1831 gesteht nur den meistbesteuerten Bürgern das Wahlrecht zu, und ernennt, ohne Rücksicht auf Steuer-Entrichtung, die in den Gemeinden sich aufhaltenden Beamten und Gelehrten zu Wählern, nicht nur um

eine größere Intelligenz in die Wahlversammlung zu bringen, sondern augenscheinlich auch, um der Regierung einen Einfluß auf die Wahlen zu sichern. Welche Ansprüche man in England hinsichtlich des Wohlstandes derjenigen aufstellt, welche an den Municipalwahlen Theil nehmen sollen, ist aus den öffentlichen Verhandlungen bekannt; und diese Ansprüche sind durch die Natur der Sache sehr wohl begründet. Der Mangel ist ein schlechter Pädagog, wenn es auf intellectuelle und moralische Ausbildung ankommt, und erzieht diejenigen, auf welche er seinen Einfluß ausübt, mit sehr seltenen Ausnahmen, zum rohen und sittenlosen Pöbel, welcher beim Umsturze nur zu gewinnen hat, welchem man daher die Erhaltung und weitere Ausbildung des Bestehenden vernünftigerweise nicht anvertrauen kann. Und wenn diese Klasse auch wirklich geistig und sittlich zur Theilnahme geeigenschaftet wäre — wie soll derjenige, der, wenn er heut nicht arbeitet, morgen sich selbst und die Seinigen nicht sättigen kann, seine Zeit zu halben und ganzen Tagen darauf verwenden, in den Wahlversammlungen, und, wenn er auch wählbar ist, in der Versammlung der Stadtverordneten zu erscheinen? Man wird daher in allen Fällen bei den Wählern und Wählbaren einen gewissen Grad des Wohlstandes voraussetzen müssen, wenn man nicht sehr unerwünschte Resultate herbeiführen will.

Hieran hat man in Preußen bei Entwerfung der alten Städteordnung zu wenig gedacht, was sich nicht nur aus dem Drange und der Eile, mit welcher die Gesetzgebung seiner Zeit vorschreiten mußte, sondern auch aus dem Zwecke, das ganze Volk zu erheben und in dieser Erhebung dem Staate neue Kraft zu verschaffen, hinreichend erläutert. Nach diesem Gesetze ist jeder Grundbesitzer ohne Ausnahme stimmfähig und wählbar, wenn er auch nur eine jener verfallenen Lehmhütten besitzt, die in kleinen Städten oft für wenige Thaler zu erlangen sind. Unangesessene Bürger haben dasselbe Recht, wenn sie in Städten bis zu 10,000 Einwohnern ein Einkommen von 150 Thlr., in größern von 200 Thlr. beziehen, womit in den größten eine Taglöhnerfamilie eben auskommen kann.

Alle unangenehmen Erscheinungen, welche im Verfolg des Gesetzes im Einzelnen hervorgetreten sind und den Gegnern desselben Veranlassung gegeben haben, die ganze Institution für verwerflich zu erklären, haben ihren Grund in der zu weiten Ausdehnung des

Stimmrechts und der Wählbarkeit. In manchen kleinern Städten, in welchen die Bürger der geringsten Klasse die Mehrzahl bilden, haben sie auch das Uebergewicht in solchem Grade gewonnen, daß die Wohlhabendern und Gebildetern sich nicht nur von den Wahlversammlungen, sondern auch von der Theilnahme an dem Kollegio der Stadtverordneten möglichst zurückziehen. Die Vertretung der Städte ist dann allerdings Personen anvertraut, die dazu wenig geeignet sind, und da diese auch den Magistrat wählen, so ist leicht zu ermessen, daß auch das den Regierungen verliehene Recht, die Bestätigung zu versagen, nicht immer ausreicht, um die Bildung und Erhaltung einer ihrem Berufe entsprechenden Verwaltungsbehörde zu sichern.

Wenn dieses Grundfehlers der alten Städteordnung ungeachtet das Gesetz im Allgemeinen die erwünschtesten Folgen gehabt hat, und die widerwärtigen sich nur verhältnißmäßig selten gezeigt haben, so spricht dies gleichmäßig für den richtigen und gesunden Sinn des Volkes und für die zweckmäßige Leitung von Seiten der Staatsbehörden. Dennoch aber würde es der Gesetzgebung nicht zu verzeihen gewesen seyn, wenn sie bei einer neuen Bearbeitung des Gesetzes nicht jenen Hauptfehler zu vermeiden gesucht hätte. Die revidirte Städteordnung legt daher die Stimmfähigkeit nur denjenigen bei, welche ein Grundstück von wenigstens 300 Thalern an Werth besitzen oder ein Gewerbe betreiben, welches einen Reinertrag von wenigstens 200 Thlr. gewährt. Sie gestattet aber den Städten, durch das Statut diese geringsten Sätze bis zu 2000 Thaler Grundwerth und zu 600 Thlr. Gewerbeertrag zu erhöhen, wenn sie glauben, auch mit diesen höhern Ansprüchen noch eine ausreichende Anzahl von Wählern zu finden. Für die Wählbarkeit ist zwar hinsichtlich der Unangesessenen der obige Reinertrag des Gewerbes beibehalten, der geringste Grundwerth dagegen auf 1000 Thaler festgesetzt, und den Städten ebenfalls eine bedeutende Erhöhung der Sätze vorbehalten worden.

Hierdurch ist nun ein großer Vorschritt zu Herstellung einer bessern Ordnung in der städtischen Verwaltung geschehen, welcher sich nicht nur in umsichtigerer Besorgung der Geschäfte der Stadtverordneten, sondern auch in bessern Wahlen der Magistratsmitglieder äußert. Auch kommen in den Städten, in welchen die revidirte Städteordnung gilt — und deren sind bis jetzt ungefähr

220 — weit weniger Streitigkeiten der Stadtverordneten unter sich und mit den Magistraten vor, als man unter dem Einflusse der alten bemerkt hat. Diese Streitigkeiten sind übrigens leichter zu schlichten, da das neue Gesetz weit bestimmtere Vorschriften über den Wirkungskreis der beiden städtischen Behörden enthält, als das alte, hiernach also auch jede derselben mit größerer Sicherheit in ihre gesetzlichen Schranken zurückzuweisen ist.

Uebrigens wird man aus den oben angegebenen Sätzen erkennen, daß es durchaus nicht die Absicht der Regierung gewesen seyn kann, eine neue städtische Aristokratie zu bilden, da noch jetzt jeder Bürger, welcher eine nur einigermaßen selbstständige Stellung in seiner Gemeinde hat, an den städtischen Ehrenrechten Theil nimmt.

Daß die Regierung sich nach beiden Städteordnungen alles Einflusses auf die Wahlen begeben hat und solche auch nicht indirekt auszuüben sucht, ist für die Selbstständigkeit der Stadtgemeinden von großer Bedeutung.

5) Verhältniß zwischen der Repräsentation und der Verwaltung. Die alte Städteordnung führt eine Menge von Fällen auf, in welchen der Magistrat die Stadtverordneten mit ihrer Erklärung hören muß, und verordnet, daß er deren Erinnerungen nicht unbeachtet lassen, vielmehr genau berücksichtigen müsse. Hinsichtlich der Gemeindeausgaben — mit alleinigem Ausschlusse der Polizeiausgaben, welche die Staatsbehörde feststellt — legt sie den Stadtverordneten die Befugniß bei, die Nothwendigkeit derselben zu prüfen und lediglich die Bedarfssumme zu bestimmen. Dabei unterläßt aber das Gesetz, das sich in eine weitläuftige Kasuistik einläßt, allgemeine Kategorien zu bestimmen, unter welche sich alle einzelne Fälle bringen lassen, und bleibt daher, ungeachtet aller Ausführlichkeit, unvollständig, weil sich unmöglich alle einzelnen Fälle im Voraus bezeichnen lassen, und das Leben viel reicher ist, als die reichste Phantasie und der größte Scharfsinn eines Gesetzgebers und seiner Räthe. Was geschehen soll, wenn die Erinnerungen der Stadtverordneten gänzlich unpraktisch und unausführbar sind, ist nicht bestimmt, eben so wenig, wie der Magistrat sich zu benehmen hat, wenn die Stadtverordneten, welchen lediglich die Prüfung und Bestimmung des Geldbedürfnisses zugestanden ist, sich weigern, die unerläßlich nothwendigen Mittel zu Erfüllung einer unzweifelhaften Verbindlichkeit nicht polizeilicher Art, zu Bezahlung

einer Schuld, zu Erfüllung eines Contracts, zu Verpflegung ihrer Armen, zu Einrichtung der erforderlichen Schulen, zur Herstellung des dem Einsturze nahen Rathhauses ꝛc. zu bewilligen. Sie unterscheidet nirgends klar und scharf die doppelte Eigenschaft des Magistrats als Verwalter der städtischen Gemeindeangelegenheiten und als einziges Organ der Staatsgewalt, durch welches diese ihre Verwaltungsgesetze in den Städten zur Ausführung bringen läßt.

Durch diese Unbestimmtheiten sind hin und wieder die Stadtverordneten-Versammlungen in kleinen Städten zu dem Glauben verleitet worden, daß sie allein die gebietenden Herren seyen, welchen durch Versagung oder Gewährung des Geldes das Mittel zu Gebote stehe, Alles ohne Ausnahme in der Stadt lediglich nach ihrem Gutdünken zu leiten, und welche nur in Polizeisachen den Magistrat als befehlende Obrigkeit anzuerkennen haben. Die Magistrate ihrerseits haben wohl gefühlt, daß hiermit ihre Stellung sich nicht vereinigen lasse, haben daher ihre Befugnisse hin und wieder faktisch zu erweitern gesucht, und nun ihrerseits wieder in dasjenige eingegriffen, was den Vertretern der Gemeinde unzweifelhaft zusteht. Und eben hieraus sind bei der geringen Bildung vieler Stadtverordneten-Versammlungen im Einzelnen die ärgerlichsten Reibungen entstanden.

Obwohl nun besonnene Consequenz in der obersten Leitung, unterstützt von derjenigen Gewalt, welche die Natur der Sache nach und nach auf alle Dinge ausübt, diese Lücken zum Theil durch nachträgliche Verordnungen, zum Theil durch die Praxis ausgefüllt, und das Unbestimmte bestimmt hat, würde die preußische Regierung sich doch verdiente Vorwürfe zugezogen haben, wenn sie ein Gesetz mit diesen nur durch die Erfahrung einer Reihe von Jahren unschädlich gemachten Mängeln in einer großen Anzahl von Städten neu eingeführt hätte, in der Hoffnung, daß auch hier die Zeit und die Natur der Sache allmählig ihre Wirkungen äußern würden. Sie hat daher, um gleich anfangs eine bessere Wirkung des Gesetzes sicher zu stellen, dasjenige darin festgesetzt, was eine dreiundzwanzigjährige Erfahrung als nothwendig gezeigt hatte. Deßhalb hat sie dem Vertreter der Stadt, in der Regel, eine entscheidende Stimme in denjenigen Angelegenheiten eingeräumt, in welchen bei Anordnung des innern Haushalts, wie dem Einzelnen so auch der Gemeinde, eine freie Bewegung und die Ausbildung

des Verhältnisses nach Willkür gestattet werden kann. In solchen Geschäften, bei welchen es auf Erfüllung von Verpflichtungen gegen den Staat oder gegen Einzelne ankommt, kann nach der Natur der Sache nicht der Verpflichtete entscheiden, ob er die Verpflichtung erfüllen wolle oder nicht. Jedenfalls aber hat er über die Mittel zur Erfüllung mitzusprechen, daher denn auch die Stadtverordneten in solchen Fällen ihr Gutachten abzugeben haben. Aber auch in Angelegenheiten, in welchen die Stadtverordneten in der Regel zu entscheiden haben, kann der Fall eintreten, daß sie aus Irrthum und falscher Ansicht, oder wegen des Privatinteresses einflußreicher Mitglieder etwas verlangen, was mit dem Gemeinwohle nicht vereinbar, oder etwas verweigern, was für das Gemeinwohl unerläßlich nothwendig ist. In diesem Falle muß der Magistrat sich an die Regierung wenden, welche zuvörderst eine Vereinigung zwischen beiden städtischen Behörden zu versuchen hat. Ist eine solche nicht möglich, so hat die Regierung, wenn die Sachverhältnisse zweifelhaft sind, einen Commissär an Ort und Stelle zu senden, durch diesen beide Theile über ihre Gründe und Gegengründe vernehmen, auch andere achtbare Einwohner befragen zu lassen, und erst dann, nach vollständiger Aufklärung aller Umstände zu entscheiden.

Jeder, welcher mit Unbefangenheit und Sachkenntniß die Sache zu beurtheilen vermag, wird erkennen, daß hier durch die revidirte Städteordnung ein höchst wichtiger Vorschritt zum Bessern geschehen ist.

6) Beschränkte Autonomie der Städte. In der städtischen Verwaltung kommen nicht selten Fälle vor, in welchen das Interesse der gegenwärtigen Mitglieder mit dem der künftigen Generation und mit dem dauernden Wohle der Gemeinde, für welches der Staat sorgen muß, im geraden Widerspruche steht. Kommt irgend ein ungewöhnliches Bedürfniß vor, das aus den gewöhnlichen Einkünften nicht bestritten werden kann, muß ein neues Haus gebaut, ein bedeutender Uferbau vollführt, muß in Kriegszeiten für die Verpflegung freundlicher oder feindlicher Heere, für ihre Hospitäler u. s. w. gesorgt werden, dann sind die gegenwärtigen Mitglieder fast immer geneigt, ihre eigene Last möglichst zu erleichtern und sie auf die Zukunft zu wälzen. Wenn irgend Kredit zu erlangen ist, so wird unter guten oder schlechten Bedingungen

geborgt. Das Geld, das man nicht durch eigene Anstrengung beschafft hat, und auch nicht selbst wieder zu bezahlen gedenkt, ist in größern Summen vorhanden, mit welchen man dann auch, wenn nicht immer verschwenderisch, doch auch sehr selten so sparsam wirthschaftet, als man gewirthschaftet haben würde, wenn man den Bedarf sogleich durch Beiträge hätte aufbringen und weiter nachzahlen müssen, dafern mit dem Aufgebrachten nicht auszureichen gewesen wäre. Hierdurch und durch den Verlust für Provisionen und andere bei Geldoperationen entstehende Ausgaben, so wie durch die bei allmähliger Tilgung viele Jahre lang fortlaufenden Zinsen wird oft das Sechs- und Achtfache dessen gebraucht, was man gebraucht haben würde, wenn man sich entschlossen hätte, den Bedarf durch eine einmalige Anstrengung aller Mitglieder zu decken. Sie würde im Augenblicke schwer geworden, im nächsten Jahre aber vergessen gewesen seyn, während die Folgen der Anleihen noch auf Menschenalter hinaus auf Kindern und Enkeln lasten.

Ganz ähnliche Nachtheile treten ein, wenn die Gemeinde ihre Grundstücke und ihr anderes werthvolles Eigenthum veräußert, um dem Bedürfnisse des Augenblicks abzuhelfen, und so dasjenige, was von den Vätern zur bleibenden Erhaltung des Gemeinwesens gestiftet ward, zur Erleichterung der jetzigen Mitglieder verschleudert.

Von manchen Gemeindegrundstücken, deren Nutzungen den Bürgern überwiesen sind, ist es zweifelhaft, ob sie wirklich Eigenthum der Gemeinden, oder der Nutznießer sind. In letzterem Falle gestattet die preußische Gesetzgebung deren Theilung. Sind nun die städtischen Behörden berechtigt, ohne höhere Autorisation sich über die Theilung zu vergleichen, so werden dieselben, da die Mitglieder der Behörden meist zu den Theilnahme-Berechtigten gehören, fast immer geneigt seyn, das Eigenthum der Gemeinde als gemeinsames Eigenthum zu betrachten, und dadurch der Korporation die Hülfsmittel zu entziehen, die sie bei einem künftigen Bedürfnisse benutzen könnte.

Alle diese höchst wichtigen Rücksichten hat die alte Städteordnung völlig unbeachtet gelassen. Wenn die Stadtverordneten einverstanden sind, ist der Magistrat befugt, beliebige Anleihen zu machen und alles Kommunal-Eigenthum in öffentlicher Versteigerung zu verkaufen oder an die jetzigen Nutznießer zu vertheilen. Manche Stadt, die noch gegenwärtig, nach einem mehr als zwanzigjährigen

Frieden, unter der Bürde schwerer Kriegsschulden seufzt, hat Ursache, es auf das bitterste zu beklagen, daß das Gesetz die Freiheit der Städte in diesen Beziehungen nicht beschränkt hat.

Die preußische Regierung würde sehr zu tadeln gewesen seyn, wenn sie nach den dringenden Veranlassungen, die eine so lange Erfahrung ihr darbot, auch bei dem neuen Gesetze diesen wichtigen Gegenstand unbeachtet gelassen hätte. Sie hat daher nur ihre Pflicht, für das dauernde Wohl zu sorgen, erfüllt, indem sie in der revidirten Städteordnung die Veräußerung von städtischen Grundstücken und Realberechtigungen, die Vertheilung derselben unter die Nutznießer und deren Verwandlung in Privat-Eigenthum, die Contrahirung von Anleihen, und den Verkauf wissenschaftlicher und Kunst-Sammlungen oder Archive, von der Zustimmung beider Stadtbehörden und der Genehmigung der Regierung abhängig gemacht hat. Nur völlig verblendete Befangenheit, welche durch keine Erfahrung heilbar ist, kann den hierdurch geschehenen großen Vorschritt zum Bessern verkennen.

7) Dauer der Dienstzeit bei Magistrats-Personen. Bei Abfassung der alten Städteordnung war man von der Voraussetzung ausgegangen, daß der durch die neue Institution erweckte Gemeinsinn jeden Einzelnen zu jedem Opfer, und so auch jeden gebildeten Bürger geneigt machen werde, die städtischen Magistrats-Aemter ohne alle Rücksicht auf Vortheil, lediglich um der Ehre willen anzunehmen; deshalb verordnet sie, daß die Bürgermeister-Stellen nur auf sechs Jahre, ohne allen Anspruch auf Pension bei der Entlassung, verliehen werden, den Magistraten auch eine überwiegende Anzahl unbesoldeter Mitglieder beitreten solle. Hinsichtlich der letzteren, deren Geschäfte in der Regel von geringem Umfange sind, und neben dem bürgerlichen Berufe sehr wohl besorgt werden können, hat den Gesetzgeber sein edles Vertrauen auch nicht getäuscht. Wir finden in vielen Städten Männer, welche es sich zur Ehre rechnen, viele Jahre unbesoldete Rathsherren zu seyn, und, erfüllt von Eifer für ihren Beruf, diesem große Opfer an Zeit, Kraft und Geld mit der edelsten Bereitwilligkeit darbringen. Ganz anders stellt sich aber das Verhältniß des Bürgermeisters. Die Geschäfte desselben sind so beschwerlich und zahlreich, daß er seinem Amte, wenn er es mit Erfolg verwalten will, sich gänzlich hingeben muß, und neben demselben einem bürgerlichen Geschäfte

nicht die erforderliche Zeit und Aufmerksamkeit widmen kann. Deswegen ist dazu ein Geschäftsmann nöthig, der jenes Amt als seinen hauptsächlichen Lebensberuf betrachtet und behandelt. Dieser will aber auch, wie billig, seiner Thätigkeit seinen eigenen und den Unterhalt seiner Familie verdanken, und verlangt Sicherheit für seine Stellung, damit er nicht nach sechs Jahren, dafern die wandelbare Volksgunst sich etwa, wenn auch nur in vorübergehender, unverschuldeter Verstimmung, von ihm abgewandt haben sollte, ohne alle weitere Unterstützung derjenigen Stelle wieder entzogen werde, welcher er jeden andern Beruf zum Opfer gebracht hatte. Diese Umstände haben die erwünschte Besetzung der Stellen in den kleineren Städten meist sehr schwierig gemacht und von der Bewerbung um solche alle diejenigen zurückgeschreckt, welche auf einem sicherern Lebenswege ein ehrenvolles Ziel zu erreichen hoffen durften. Auch die Ansprüche der Regierung haben sich beim Mangel tüchtiger Kandidaten oft sehr ermäßigen müssen, und so sind an manchen Orten wohl Personen zu diesen Stellen gelangt, welche besser davon entfernt geblieben wären. Diese pflegen denn, wenn die Zeit der neuen Wahl herannaht, den Stadtverordneten und den einflußreichen Bürgern auf alle Weise zu schmeicheln und Alles zu vermeiden, wodurch sie irgend anstoßen und beleidigen könnten. Von unparteiisch strenger Polizei-Verwaltung ist dann meist in einer solchen Stadt die Rede nicht, wenigstens nicht, wenn das Interesse eines Bürgers in Frage kommt, dessen Stimme dem Bürgermeister bei der künftigen Wahl von Wichtigkeit ist. Dieser mag denn, wenn er ein Gastwirth ist, unbesorgt verbotene Spiele und anderes Ungebührniß in seinem Hause treiben; wenn er ein Ackerbürger ist, ruhig den ungeheuern Düngerhaufen auf der Straße vor seiner Thür liegen und durch ihn die Luft verpesten und den Weg verengern lassen, er wird ganz sicher seyn können, nicht gestraft zu werden. Und wenn etwa die Regierung von dieser Verwaltung nähere Kunde erhält, und die Bestätigung der neuen Wahl versagen will, so wird dann die halbe Stadt bei ihr und bei den höhern Behörden einkommen, und dieselben mit Bitten um die Bestätigung des allgeliebten, vortrefflichen Bürgermeisters bestürmen. Die Rücksicht, daß dieser Beamte, welcher um der Stelle willen jeden andern Beruf aufgegeben, bei seiner Entlassung ohne Pension mit den Seinigen in die größte Noth gerathen würde,

kann bei einer milden und humanen Regierung nicht ganz ohne Einfluß auf die zu fassende Entschließung bleiben.

Um diese Uebelstände zu beseitigen und gleichwohl durch Besetzung der Stelle auf Lebenszeit bei einem immer möglichen Mißgriffe die Verwaltung nicht auf ein Menschenalter hinaus in einen verwahrlosten Zustand zu bringen, hat die revidirte Städteordnung die Besetzung der Bürgermeister- und der besoldeten Rathsherrn-Stellen überhaupt auf 12 Jahre angeordnet, und bestimmt, daß nach Ablauf dieser Zeit der Beamte, möge er nun nicht wieder gewählt, oder nicht wieder bestätigt, oder dienstunfähig werden, die Hälfte seiner Besoldung als Pension erhalten sollte.

Hierdurch werden tüchtigere Geschäftsmänner zur Bewerbung um diese Stellen angereizt. Die Stadtverordneten sowohl als die Regierungen sind aufgefordert, bei der Wahl sowohl, als bei der Bestätigung vorsichtiger zu seyn. Ein Wechsel aus bloßer Laune der Stadtverordneten, oder weil der Bürgermeister eines ihrer einflußreichen Mitglieder in Polizei-Strafe genommen hatte, wird schwieriger durch die Rücksicht, daß die Stadtkasse neben der Besoldung des neuen Bürgermeisters die Pension des abgehenden übernehmen müßte. Der letztere, welcher sich durch die ihm gebührende Pension wenigstens gegen den drückendsten Mangel gesichert weiß, fühlt sich den Bürgerschaften gegenüber selbstständiger. Auch hat er zu bedenken, daß, wenn er durch unzulässige Gefälligkeiten sich die neue Wahl sichern wollte, die Regierung ihm die Bestätigung versagen könne, ohne durch Rücksichten des Mitleids abgehalten zu werden, da sie seinen nothdürftigen Unterhalt durch die Pension gesichert weiß.

Diese praktischen Gründe werden es hoffentlich Jedem einleuchtend machen, daß auch hinsichtlich dieses Punktes durch die revidirte Städteordnung ein großer Vorschritt zum Bessern geschehen sey.

8) Verwaltungsrechte der Grundherren. Dies ist derjenige Punkt, welcher von den beiden entgegengesetzten Parteien der neuen Städteordnung gleich heftige Vorwürfe zugezogen hat. Die Adelspartei, welche jedes Recht des Adels als ein noli me tangere betrachtet, und verlangt, daß es erhalten werden müsse, möge es auch mit dem jetzigen Zustande der Gesellschaft durchaus unvereinbar seyn, daß die allgemeine Entwickelung sich nach solchen

Rechten richten und, wenn sie durch solche gehindert werde, stehen bleiben müsse, tadelt die Regierung bitter, daß sie auch hier wieder dem Zeitgeiste nachgegeben und nicht lieber erwartet habe, bis ihre Rechte durch Gewalt über den Haufen geworfen werden. Die sogenannte Volkspartei dagegen ist empört darüber, daß man dem Adel durch das Gesetz ganz unzulässige Concessionen gemacht habe. Diese letztere Partei will zwar jedes Recht geachtet wissen, wenn ein Bürger sich in dessen Besitze befindet; der Adel aber steht für sie außer dem Gesetze, und nicht nur die Regierung, sondern jeder Einzelne kann ihm nehmen, wozu eben ein Gelüst verspürt wird, ohne damit irgend ein Unrecht zu begehen. Der Rittergutsbesitzer hat zwar die Steuerfreiheit seines Grundstücks unter dem Schutze des Gesetzes mit gekauft und das Kaufgeld nach dem Werthe dieser Freiheit höher gestellt, weil er bei Berechnung der Einnahmen und Ausgaben die Steuern nicht mit zu veranschlagen, und vom Ertrage in Abzug zu bringen hatte; aber man nehme ihm diese Freiheit und mit ihr den fünften oder sechsten Theil seines Vermögens, man richte ihn damit völlig zu Grunde — die sogenannte Volkspartei wird dennoch erkennen, daß der Staat nicht die geringste Ungerechtigkeit begangen und nur seine Schuldigkeit gethan habe.

Bei so großer Unvernunft von beiden Seiten ist es vielleicht der größte Beweis für die Güte des Gesetzes, daß von beiden Endpunkten her gleich heftig darauf geschmäht wird. Mit den Vernünftigen, mögen sie auch mehr oder weniger sich zu dieser oder jener Seite hinneigen — und diese bilden glücklicherweise in Preußen und in ganz Deutschland die überwiegende Mehrheit — wird es leicht seyn, über diesen Gegenstand, der in der Bewegung der Zeit von hoher Wichtigkeit ist, sich zu verständigen.

Nach der Gesetzgebung jedes wohleingerichteten Staats hat die Regierung das Recht, jedes Privat-Eigenthum, welches zu Beförderung des öffentlichen Wohls verwandt oder weggeräumt werden muß, dem Eigenthümer auch wider seinen Willen zu entziehen. Keine Kunststraße, keine Eisenbahn, kein Kanal würde gebaut, keine noch so nothwendige städtische Straße, welche durch ein Haus gesperrt wird, eröffnet werden können, wenn dieser Grundsatz nicht bestünde und die Abtretung bloß vom Willen oder vom Eigensinn des Besitzers abhängig wäre. Wenn aber das

Eigenthum irgend einen materiellen Werth hat, so muß der Staat dafür vollständige Entschädigung leisten. Eine weise und wohlwollende Regierung, welche bedenkt, daß die unfreiwillige Aufgebung eines gewohnten und werthen Besitzes immer eine Widerwärtigkeit ist, wird auch dafür sorgen, daß die Entschädigung reichlich und mit Großmuth abgemessen werde.

Demselben Grundsatze ist jedes einer materiellen Schätzung fähige Adelsrecht unterworfen. Wenn der Zustand der Gesellschaft es verlangt, daß Frohnden, Servituten und Lehnrechte aufgehoben und zeitliche Nutzungsrechte der Bauern in erbliche verwandelt, daß die Rittergüter, gleich allem andern Eigenthume, besteuert werden, so muß auch der Adel, wie jeder andere Stand, sich gefallen lassen, gegen Entschädigung sein Eigenthum und seine Rechte dem allgemeinen Wohle zum Opfer zu bringen.

Wie aber, wenn das Recht durchaus keiner Schätzung nach Geldwerth fähig ist? Dann wird die Regierung, so lange es mit dem Wohle des Staats irgend verträglich ist, es bestehen lassen; sie wird dann, wenn es in der zeitherigen Form nicht ferner ohne allgemeinen Nachtheil ausgeübt werden kann, das Recht erhalten, aber die Form dem Staatswohle anpassen; sie wird aber, wenn es in keiner Form mehr bestehen kann, es gänzlich aufheben, und zwar ohne Entschädigung, weil kein Schaden nachgewiesen werden kann. Denn wenn das Recht irgend eines Standes sich mit der allgemeinen Entwickelung nicht mehr verträgt, wenn es ihr unerträgliche Schranken entgegensetzt, so würde es in kurzer Zeit mit Gewalt beseitigt worden seyn. Dem Berechtigten widerfährt daher durch die Aufhebung kein Nachtheil, wenn die Regierung die Wegräumung einer mißgestalteten Ruine anordnet, welche jedem Vorübergehenden, und dem Eigenthümer selbst, auf den Kopf zu fallen droht. Wie auch sollte für solche Rechte eine Entschädigung auszumitteln seyn? Der polnische Edelmann hat in der ehemaligen Republik Polen ganz unzweifelhaft das auf langverjährtem Besitze begründete Recht gehabt, seinen Bauer eigenhändig zu züchtigen. Jetzt darf er ihn, auch aus der gerechtesten Ursache, nicht mehr beliebig durchprügeln. Was soll ihm wohl zur Entschädigung für dieses verlorne Recht bezahlt werden? Man gehe nur, die Verhältnisse des Adels zu seinen Bauern betrachtend, drei bis vier Jahrhunderte in die Geschichte zurück, und man wird finden, wie

viele Rechte theils durch die Gesetzgebung, theils durch Gewalt aufgehoben, theils von selbst erloschen sind, weil der Zustand der Gesellschaft ihre fernere Ausübung unmöglich machte. Was man von dem mit adelichen Gütern früher verbunden gewesenen jure primae noctis erzählt, wollen wir dabei gerne für eine Fabel halten.

Daß die preußische Regierung obigen Grundsätzen gehuldigt habe, wird Jeder erkennen, der ihre Gesetzgebung mit Aufmerksamkeit betrachtet. Sie ist ihr auch in beiden Städteordnungen treu geblieben.

Als die vom 19. Nov. 1808 erlassen wurde, besaßen die Grundherren in denjenigen Städten, die zu ihren Dominien gehörten, verschiedenartige, durch Gewohnheit, Rezesse oder Judicate geordnete, zum Theil hochbedeutende Verwaltungs-Befugnisse. Sie erwählten die Bürgermeister und andere Magistrats-Mitglieder, wohl auch die Vertreter der Gemeinde; nur mit ihrer Bewilligung durfte über der Gemeinde-Vermögen verfügt werden; ihrer Durchsicht wurden die Gemeinde-Rechnungen unterworfen, und sie entschieden über die Richtigkeit derselben; keine Vorkehrung in den Städten, von welcher Art sie auch seyn mochte, durfte ohne ihre Zustimmung getroffen werden. Es ergiebt sich von selbst, daß diese Rechte mit dem System der Städteordnung gänzlich unvereinbar waren, und daß auch die Gesetzgebung, sollten nicht die Bürger der mittelbaren Städte gegen die der unmittelbaren auf die verletzendste Weise zurückgesetzt werden, zwischen beiden keinen Unterschied machen konnte. Bei der Eile, mit welcher die Regierung damals nach ihrem Ziele vorschritt und nach ihrer Lage vorschreiten mußte, konnte nicht daran gedacht werden, ob es nicht möglich sey, einen gemäßigten, unschädlichen, in manchen Fällen selbst nützlichen Einfluß der Grundherren auf die Verwaltung ohne Beeinträchtigung der wesentlichen Grundsätze der Städteordnung beizubehalten, und so dem Rechte derselben die möglichste Schonung angedeihen zu lassen. Diese Rechte wurden durch das Gesetz unbedingt und ohne alle Ausnahme aufgehoben, und die Mediatstädte den Immediatstädten in allen Beziehungen gleichgestellt.

Hätte nun die Regierung im Jahr 1831 den mittelbaren Städten, in welchen früher die alte Städteordnung eingeführt worden, die gänzliche Freiheit vom gutsherrlichen Einflusse, welche

sie seit 23 Jahren genossen hatten, wieder genommen, so würde man ihr mit Recht einen Rückschritt vorwerfen können. Allein alle Mediatstädte, in welchen die alte Städteordnung eingeführt war, befinden sich noch jetzt in dem Besitze derselben, folglich hinsichtlich ihrer Verwaltung von ihren Grundherren völlig unabhängig. Es kommt daher nur darauf an, ob die Mediatstädte in den neuen Provinzen sich über einen Rückschritt zu beklagen haben? Bei der revidirten Städteordnung, durch welche die Verhältnisse derselben geordnet wurden, kam in Betrachtung, daß durch die neue Begrenzung des preußischen Gebiets mehrere vormals reichsunmittelbare Länder mit dem Staate vereinigt worden waren, deren Besitzer nach den eingegangenen Verträgen auf gewisse Verwaltungsrechte unzweifelhaften Anspruch hatten. Was man diesen zugestand, konnte man den andern Grundherren der Mediatstädte, die sich im Besitze ganz gleicher Befugnisse, wie die oben angegebenen, befanden, nicht füglich versagen. Auch war bei der Gesetzgebung vom Jahr 1831 mindere Eile, als bei der von 1808, nöthig. Man konnte ruhig und von allen Seiten erwägen, ob es nicht möglich sey, dem Einflusse der Grundherren auf die Verwaltung der Mediatstädte eine Form zu geben, welche sich mit der selbstständigen Freiheit der Bürgerschaften vertrage, und den Besitzern den unschädlichen Theil ihrer vorherigen Befugnisse auch ferner sichere. Diese Aufgabe, bei welcher es zugleich darauf ankam, zu beweisen, daß die preußische Regierung jedes, auch einer materiellen Schätzung nicht fähige Recht, so lange es irgend möglich sey, schone, ist durch den zehnten Titel der revidirten Städteordnung gelöst worden. Das Gesetz ist in allen mittelbaren Städten eingeführt, die dadurch in den Besitz der Selbstständigkeit, gleich allen übrigen Städten, gelangt sind. Nur an denjenigen Rechten, welche der Staat sich selbst vorbehalten hat, ist den Grundherren eine Theilnahme zugestanden worden, indem sie die Bürgermeister und andern Magistratsmitglieder, welche die Commun wählt, zu bestätigen, bei einigen der Entscheidung der Regierung vorbehaltenen Angelegenheiten ihr Gutachten abzugeben, und die Polizei zu verwalten haben — alles dies aber in der Voraussetzung, daß sie früher im Besitze dieser oder ähnlicher Rechte waren, und die damit verbundenen Verpflichtungen gegen die Städte auch ferner erfüllen. Den polnischen Grundherren, welche schon durch die

Warschauer Regierung ihre Verwaltungs-Befugnisse verloren hatten, sind daher auch durch die revidirte Städteordnung keine verliehen worden. Der in den andern Provinzen den Grundherren vorbehaltene Einfluß kann durchaus kein bedenklicher werden, da ihre Entscheidungen, wenn dagegen Beschwerde geführt wird, der Beurtheilung der höheren Behörden unterliegen, und wir bis jetzt noch keine Klage darüber vernommen haben, daß in Preußen deswegen, weil der eine Theil ein hochgeborner Graf, der andere ein schlichter Bürger ist, der Gerechtigkeit Eintrag geschehen sey. Jedes Polizei-Strafresolut wird von den grundherrlichen Behörden unter Vorbehalt des Rekurses ertheilt, und darf vor Ablauf der Rekursfrist nicht vollzogen werden, so daß auch in dieser Beziehung für die bürgerliche Freiheit der Einwohner und ihre Sicherheit gegen gutsherrliche Willkür nicht das geringste zu besorgen ist. Man wird hieraus erkennen, daß, wenn auch die preußische Regierung mit der revidirten Städteordnung in dieser Beziehung minder eilig und minder weit, als mit der alten vorgeschritten ist, und die möglichste Schonung für gesetzliche Rechte bewiesen hat, doch von einem Rückschritt nicht die Rede seyn kann. Vielmehr erkennen alle Mediatstädte, wenn sie ihren Zustand nach Einführung der revidirten Städteordnung mit dem vorigen vergleichen, darin einen sehr wesentlichen Vorschritt.

Und so wird wohl Jeder, welcher mit Preußen und folglich auch mit Deutschland es wohl und redlich meint, sich über die jetzige Tendenz der preußischen Regierung beruhigen können. So lange dieselbe mehr als einer Million waffengeübter, in Regimenter eingetheilter und an militärische Einrichtungen gewöhnter, rüstiger Männer gegenüber ein sehr mäßiges stehendes Heer unterhält, dessen Krieger auf kurze Zeit aus dem Volke genommen werden, um ins Volk zurückzukehren — so lange sie durch ein über alle Klassen sich erstreckendes Unterrichtssystem dafür sorgt, daß jeder dem Staat Angehörende sich zu denken gewöhne, und daß dadurch die öffentliche Meinung zu einer immer weiter verbreiteten und immer fester begründeten, öffentlichen Macht werde — so lange sie hierdurch und durch Anlegung von Kunststraßen und Kanälen, durch Zollvereine und Handelsverträge, durch Dampfschifffahrt und Eisenbahnen beweist, daß sie nicht bloß den Verkehr mit Waaren, sondern auch den Flug der Gedanken fördern, und sich leitend an

die Spitze der großen Bewegung der Zeit stellen wolle — so lange mögen die Freunde Preußens die Besorgniß, seine Feinde die Hoffnung aufgeben, daß es sich zu Rückschritten erniedrigen und dadurch von dem hohen Standpunkte herabsteigen werde, welchen es durch die Gesetzgebung Friedrich Wilhelms III. nicht nur im europäischen Staatensystem, sondern auch in der Geschichte der Menschheit und ihrer Civilisation eingenommen hat.

Der Arzt und die Euthanasie.

Von einem Arzte.

Das Wachen bedingt den Schlaf; das Leben erheischt den Tod; nach ewigen Gesetzen geht das materielle Substrat eines jeden Geschöpfes wieder in das allgemeine Meer der Welten zurück, aus dem es für eine kurze Spanne Zeit als Individuum herausgerissen wurde. Seine Existenz vor der Zeit dieses individuellen Zustandes ist unbekannt; noch nie kam uns Kunde von dem fernen Ufer des Jenseits, wenn auch Vernunftreligion und Offenbarung den völligen Untergang des einmal Existirenden verneinen. Und dennoch wird das Leben, dieser vorübergehende Zustand, geliebt; an seiner Erhaltung, an seiner Verlängerung liegt den Menschen in den allermeisten Fällen Alles: sey es noch so klein, so unterdrückt, von körperlichen und geistigen Schmerzen gepeinigt, sey der Geist, das Göttliche im Menschen, noch so unentwickelt — das bloße Leben, das nackte Daseyn, die süße Gewohnheit der Existenz, sie ist das Höchste, was der Mensch hier besitzt; Alles Andere ist ihm Nebensache, nur Bedingung zu diesem oder jenem Genusse, und tausend unsichtbare Fäden knüpfen ihn an die sichtbare Welt, die mit einer andern zu vertauschen oft ein so fürchterlicher Gedanke ist. Das Unabwendbare muß aber ertragen werden, und wer nicht würdig zu sterben weiß, wer nicht in allen Begegnissen das Walten einer höheren Hand erkennt, ist auch nicht würdig geboren zu seyn. Aber außer dem schreckenden Glauben an ein Fortbestehen und an eine

höhere Entwickelung des menschlichen Geistes ist es wohl besonders die Furcht vor dem Akte des Ueberganges aus dieser Welt, die Trennung von unsern wahrhaften und zweideutigen Freuden, welche Vielen jeden Genuß des Lebens während ihres ganzen Daseyns verbittert, wo bei Manchen die Wiederkehr des Wiegenfestes nur als mahnender Todesbote erscheint, wo ihnen der kommende Festtag nur Sterbeglocke ertönen läßt, wo sie gern ihr eigenes Alter vergessen möchten und so krankhaft, kindisch, lächerlich erscheinen. Der Mensch will nicht allein leben, er will auch nicht sterben; er hat beide Wünsche, wenn auch der eine den andern in sich schließt. Der Tod erscheint ihm nicht als ein Genius mit der verlöschenden Fackel, sondern als winkendes Gerippe. So ist es oft, so ist es leider meistens; oft ist es aber besser, und zuweilen ist es sogar so, wie es seyn soll.

Diese Liebe zum Leben und diese Furcht vor dem Tode, welche die Natur in den Menschen legte, suchten Mittel zur Erlangung des Zweckes; man forschte nach Gegenständen, deren Gebrauch eine irdische Unsterblichkeit gewähren sollte; man glaubte dergleichen gefunden zu haben, sie wenigstens menschlicher Leichtgläubigkeit aufschwatzen zu können, sogar noch zu Zeiten, in denen die Naturwissenschaft weit genug war, um das Verkehrte solcher Bestrebungen anzuerkennen. Da aber praktisch und theoretisch bewiesen wurde, daß die Natur diese Anstrengungen nur verspottete, — und die Nothwendigkeit des Todes erkannten schon die unsterblichen Geister des grauesten Alterthums — da begann der Kampf der Geister gegen die dem Leben Gefahr drohenden Potenzen; das Leben zu erhalten, Gefahren abzuwenden, eingetretene unschädlich zu machen, den Uebergang vom Leben zum Tode, wenn er unvermeidlich war, zu erleichtern — das machten sich Sterbliche zur Aufgabe, wie sie keine Wissenschaft, keine Kunst größer und edler gesehen. Als der Irrglaube irdischer Ewigkeit begraben wurde, da wurde die Heilkunst geboren, und trotz mancher scheinbaren Rückschritte, trotz nicht seltner lethargischer Ruhe, wie herrliche Schritte vorwärts hat sie gethan, wie erfreuliche Blüthen und Früchte hat sie getragen, wie waren die Rückschritte nur da, um größere, unerreichbar scheinende Strecken vorwärts zu schreiten, und wie die scheinbare Lethargie nur eine Ruhe war, um desto rüstiger zu kämpfen und Ungeahntes zu erringen, so erschien jede crasse Methode nur, um

die Wahrheit desto leuchtender erscheinen zu lassen. Als nun die Kunst erzogen und gebildeter wurde, da vermählte sie sich mit der Wissenschaft, und beide im Verein mögen sich stolz jedem andern Zweige menschlicher Erkenntniß an die Spitze stellen. Namentlich möge das unser wissenschaftliches Jahrhundert thun, aber dabei demüthig bedenken, daß auch sein Wissen nur Stückwerk, daß seine Bildung noch sehr vereinzelt sey. Mag aber auch dieses und jedes kommende Jahrhundert nie aus den Augen verlieren, daß es eben nur dem Vereine von Wissenschaft und Kunst gelingt, das Herrlichste zu leisten, und daß ihre glückliche Frucht **die Heilkunde** ist.

Der Heilkunde unermeßliches Reich ist nun aber der ganze Mensch; ihre Sorge soll sich nicht auf einzelne Gefahren beschränken, in denen der Kranke ihrer bedarf; sie muß nicht ihre Rechte wahren in besonderen Lebensaltern; sie sorgt vielmehr für den Menschen von dem frühesten Entstehen an, wenn seine künftige selbstständige Existenz noch ungewiß ist, durch alle Lebensstufen hindurch, bis er der Erde wiedergegeben ist, die seiner bedarf; sie sorgt nicht für seine Verdauung, für seinen Appetit, für seine Hautausdünstung, sondern für den Menschen in seiner Einheit und Totalität.

Aber in größerem oder geringerem Maaße erfüllt die Heilkunde ihre Pflicht durch ihre Repräsentanten. Familien haben ihren Hausarzt, der mit ihnen alt und grau wird, der ihnen an das Herz wächst, der Wiege und Sarg bei ihnen kennen lernt, der sie schützt und schirmt und sich ihren Freund nennt. Er ordnet die geistige und leibliche Stimmung der Frau, wenn sie den Keim eines neuen Menschen unter ihrem Herzen trägt; er hat oft nöthig, bei der Geburt seine künstliche Hülfe zu leisten, um dem neuen Ankömmling seinen Eintritt in die Welt möglich zu machen; er leitet das Kind mit glücklicher Hand durch alle Gefahren der Jugend, verhindert böse Einflüsse; er ist Arzt des Leibes und der Seele wohl durch fast zwei Generationen hindurch, er heilt und sieht — sterben. Aufgefordert, oder um den gewöhnlichen Ausdruck zu brauchen, engagirt — das Publikum spricht sogar vom Gebrauche eines Arztes — thut er seine Pflicht, so lange er helfen kann; ist aber in dem Zweikampfe zwischen Leben und Tod, in dem der Arzt secundirt, der dunklere Bruder Sieger, dann

glauben die Aerzte leider zu oft sich ihrer Pflicht entbunden; bei dem schwersten Schritte, den der Mensch zu thun hat, wird ihm dann die ärztliche Hülfe und Liebe entzogen. Es ist wohl selten Gefühllosigkeit, was dazu führt, denn bei jedem Todeskampfe hat selbst der Kälteste Gefühl; es ist vielmehr das Bewußtseyn von Ohnmacht, welches drückt, die Erkenntniß der Hülflosigkeit, welche statt des Beistandes dem Sterbenden Verlassenheit bringt. Oft aber ist es eine geistige Müdigkeit, die den Arzt dann erlahmen läßt, wenn nach seiner Ueberzeugung seine Wissenschaft ihr Ende erreicht; denn seine Kunst ist unendlich. Sey aber die Quelle, welche sie wolle, so ist dieses Verfahren ein Unrecht. Curiren heißt nicht heilen, und wo nicht geheilt werden kann, da ist zu lindern, aufzurichten, zu trösten. Bis zum Gange nach dem Grabe gehört die Sorge für den Menschen dem Arzte an; das Herz des Sterbenden sehnt sich mehr nach dem Arzte, als das des Erkrankenden.

Sollten diese Verlangen übertriebene, fromme Wünsche seyn? Es scheint so; der größte Theil der Erdbewohner wird krank und stirbt ohne Arzt; Armuth, Sorglosigkeit, Entfernung von ärztlichen Wohnsitzen, Aberglaube, Homöopathie, Mangel an Heilpersonal überhaupt und viele andere Gründe bringen es dahin. Wie soll der Arzt den Tod erleichtern, wo er nicht einmal gegen den Tod kämpfen durfte? Auf der andern Seite: von der verhältnißmäßig geringeren Personenzahl, die überhaupt des Arztes Hülfe in Anspruch nimmt, sind wieder die meisten solche, welche ihn nur in Fällen der Noth rufen, die ihn gar nicht mehr kennen, wenn er bezahlt ist, oder die sich an einen andern wenden, wenn er nicht bezahlt ist, oder die denselben nach Jahren wieder suchen, wo frühere Verhältnisse schon lange vergessen sind.

Das ist wahr, aber diese Wahrheit ist traurig. Es lohnte sich wohl der Mühe, in civilisirten Staaten von oben herab statistische Berechnungen anstellen zu lassen über die Mortalitäts-Verhältnisse der Personen, welche mit, und solcher, welche ohne ärztliche Hülfe gestorben sind; nichts würde directer gegen das alberne Aftergeklatsche wirken, welches noch oft gehört wird und gehört wurde, seitdem Hippokrates Licht werden ließ.

Sind aber die oben ausgesprochenen nur darum fromme Wünsche, weil sie nicht überall ins Leben treten können? Gewiß

nicht! Sie werden um so mehr, um so schöner in Erfüllung gehen, je mehr der Arzt das Publikum erzieht und — sich selbst. Die ärztliche Erziehung des Publikums geschieht aber überall durch Zwang zum Vertrauen, und zu diesem wird es gezwungen durch den innern geistigen Werth des Arztes, dem es sein Leben, also die einzige Bedingung zu Allem im Leben, anvertraut. Dieser geistige innere Werth ist aber nicht zu erkennen an einem redenden, zudringlichen, mit einem Worte gemachten Wesen, an irgend einer Art, wenn auch noch so gut gespielter oder erlernter Koketterie; es ist vielmehr kein bestimmtes Wesen, keine ausgesprochene Form, sondern das Abbild, der unbewußte und unabsichtliche Stempel der Geistesform, der erkannt wird von Jedem, der sich ihm nähert. Das ist das Zeichen seiner Aechtheit, daß er sich von jedem gemachten Wesen, das um so grinsender wird, je größer die Gefahr, in der es auftritt, so specifisch unterscheidet.

Aber abgesehen davon, daß der Arzt verhältnißmäßig in den seltensten Fällen einen Kranken durch sein ganzes Leben behandelt, daß er nicht so häufig, als es für die Menschheit wünschenswerth wäre, die letzten Stunden und Tage bis zum Tode wirklich erleichtern kann, giebt es noch genug Gelegenheiten, in denen er diese schöne, aber schwere Pflicht zum großen Vortheil des Opfers und seiner Umgebungen erfüllen könnte. Hier wuchere er mit dem Pfunde, das ihm anvertraut ist, hier wirke er in jeder Rücksicht, nicht allein, indem er die körperlichen Leiden beschwichtigt, sondern, und ganz besonders, indem er den Geist beruhigt.

„Um den Menschen ins Leben hineinzuhelfen, dazu giebt es eine eigene Kunst, die Hebammenkunst; aber dafür, daß man erträglich wieder hinauskomme, ist fast nichts gethan.“ So sprach Reil; es hat seit seinem Heimgange an gutem Willen nicht gefehlt; es ist in mancher Beziehung seitdem besser geworden; aber er würde wahrscheinlich noch heute dieselbe Sprache führen.

Man hat hie und da Schulen errichtet, um gute und geübte Krankenwärter heranzuziehen; die Angelegenheit war lange gewünscht und angeregt; es wäre höchst erfreulich, wenn sie allgemeiner würde. Aber der Krankenwärter nutzt nur in der Hand des Arztes; ohne Controle, ohne genaue Anweisung wird er schädlich; er ist nur gewissermaßen das gute oder schlechte Werkzeug, dessen sich der Arzt mit Vortheil oder Nachtheil zu bedienen hat.

Man hat ferner die Euthanasie zu einem eigenen Kapitel der Therapie erhoben; man hat mehr als früher die Kunst, sterben zu lassen, wissenschaftlich behandelt, und es hat sich daraus mehr als ein praktischer Nutzen herausgestellt.

Die Sorge des Arztes für die Euthanasie beginnt mit dem Zeitpunkte, wo derselbe einsieht, daß er eine Krankheit nicht mehr besiegen kann, sondern daß der Tod ihr Ende seyn wird. Es giebt eine Euthanasie des Körpers und uneigentlich eine Euthanasie des Geistes. Die höchste Pflicht ist auch hier, so lange als irgend möglich das Leben zu erhalten, um Minuten zu geizen. Für abscheulich muß ein für alle Male, selbst in den entschiedensten Fällen nothwendig erfolgenden Todes, selbst bei den gräßlichsten Qualen der Kranken und Sterbenden, der hie und da angeregte Wunsch gelten, daß es dem Arzte gestattet seyn möge, das Leben auch nur um einen Augenblick zu verkürzen. Die leichteste Sache wäre es, aber auch das inhumanste Benehmen, und jedem Verbrechen wäre Thür und Thor geöffnet. Schwer ist es freilich, auszuharren bis ans Ende.

Der Kranke sehe den Arzt nicht unthätig; er sehe ihn ernster als gewöhnlich, damit, wenn er will, ihm das Bedenkliche, nicht das Hoffnungslose seiner Lage klar werde, was der Fall seyn würde, wenn er sähe, daß die thätige Hülfe und Sorge nachläßt. Frische und gute Luft im Krankenzimmer, große Reinlichkeit in der unmittelbaren Umgebung des Kranken, eine zweckmäßige Lage, die sich nach dem jedesmaligen Leiden richtet, ist durchaus nöthig. Das Bett ist des Kranken Welt; es ist Sache des Arztes, daß diese Welt dem Leidenden so behaglich als möglich sey; die angstvolle Unbehaglichkeit des Sterbenden kommt aber immer wieder, und es ist ihr stets nachzugeben. Nicht immer ist es erleichternd, im Bett zu sterben; ein Lehnstuhl, von dem aus Friedrich der Sonne näher kam, wurde von ihm vorgezogen; kleine Gänge durch das Zimmer, wenn sie noch thunlich, werden erquicken. Es giebt noch keine Methode zu sterben, jeder stirbt originell, sagt Jean Paul. Der Schlaf ist immer erwünscht und darf durch nichts gestört werden.

Neben den Speisen und Getränken müssen alle Medikamente, welche gereicht werden, die Sorge zum Zwecke haben, das Leben möglichst zu verlängern und die Qualen des Leidens zu mildern; keines dieser Mittel darf Schmerz erregen, denn dessen Folgen sind

nicht zu berechnen. Ihre Wahl ist wichtig; die Arzneimittellehre giebt hier deutliche Vorschriften; sie sollen die Angst beschwichtigen, die Qualen lindern, den Uebergang zum Tode erleichtern: es sind hauptsächlich die Narcotica in ihren verschiedenen Eigenschaften für bestimmte Fälle passend; sie liefern vom ganzen Arzneischatz den beruhigendsten Trost.

So wie nun alle diese Mittel den Zweck der Linderung und Erquickung haben, so ist es auf der andern Seite des Arztes Pflicht, schmerzhafte und gewagte Eingriffe in das schwindende Leben zu unterlassen und zu verhindern. Hier kann der Arzt durch dreistes und darum verkehrtes Handeln einen sanften Tod, den er bewirken sollte, in einen höchst qualvollen verwandeln und das sanfte Hinüberschlummern zu einem Schmerzensschrei umschaffen.

Abgesehen von der Art der Krankheit, die zum Tode führt, hat der Arzt auch noch die Art des Todes in seinem Beistande zu berücksichtigen. Es giebt der Todesarten so viele, als der Todesfälle; aber man hat sie doch in Klassen gebracht, weil man die Regeln der Euthanasie von allen Seiten her wissenschaftlich zu betrachten strebte. Bei dem s. g. natürlichen Tode, dem so seltenen normalen, bei dem das Oel auf der Lampe des Lebens langsam erlischt, ist er in der Regel leicht, wenn er von den Greisen auch meistens gefürchtet wird. Der Arzt ist hier mehr Zuschauer als Helfer. Bei dem gewaltsamen Tode, sey er freiwillig oder unfreiwillig, kann auch, mit Ausnahme einer schonenden Behandlung der Leiche, von der eigentlichen Euthanasie nicht die Rede seyn. Bei dem Tode endlich durch Krankheiten kann sie nur in Anwendung kommen, wenn diese von einiger Dauer sind und nicht, wie Schlagflüsse oder einige Nervenaffectionen, ohne Vorboten und überraschend, dem Leben plötzlich ein Ende machen. Hier nun treten alle die Forderungen ein, welche das schwindende Menschenleben mit Recht an den Arzt macht; hier soll er das Beispiel der Ausdauer geben, bei Leiden, die, unheilbar, den erlösenden Tod doch nur in weiter Ferne erblicken lassen; er soll die oft gleichgültigen Angehörigen oder fremde Umgebungen erregen, er soll zeigen, wie in ekelhaften Krankheiten der Ekel zu überwinden ist; er hat das Geschlecht, das Alter, das Temperament zu berücksichtigen, die äußern Verhältnisse des Kranken, seinen Stand, seine Bildung, seine Gewohnheiten, — mit einem Worte, den ganzen innern und

äußern Menschen; denn bei dem Tode tritt oft alles das am schärfsten hervor, was vielleicht das ganze Leben hindurch sorgsam verborgen wurde.

Allen den hier genannten innern und äußern Erfordernissen **kann** der Arzt entsprechen, weil er gelernt hat, was diese verlangen. Thut er es aber auch überall? Die Erfahrung giebt die Antwort; die innere Stimme eines Jeden giebt sie noch sicherer. Und doch ist alles das Genannte nur das, was sich lernen läßt. Das Beste läßt sich aber nicht erlernen: der Tact, die Gesinnung; der kälteste Arzt wird mit größter Umsicht und Ruhe Krankheiten behandeln; aber um einen Sterbenden zu behandeln, dazu gehört mehr als ärztliche Kenntniß und Erfahrung: ein durch Wärme des Herzens geleiteter Verstand.

Selbst mit diesen Eigenschaften versehen, wird der Arzt seinen Zweck häufig nicht erreichen: Volkssitten, Religionsgebräuche machen es ihm unmöglich. Peter Frank hat eine ganze Zahl von Scheußlichkeiten gesammelt, die halb dem Morde, halb der empörendsten Barbarei ähnlich sehen: so das Entziehen des Kopfkissens bei schwerem oder verlängertem Todeskampfe, das Legen der Sterbenden auf einen Strohsack oder das Leichenbrett oder den kalten Fußboden, und zwar sogar auf das Gesicht mit verbundenem Munde. Hier treibt die scheußliche, nicht unterrichtete Corporation der Todtenfrauen ihr kaltes Geschäft. Der Arzt wird nicht gefragt, ist die Antwort; aber daß er nicht gefragt wird, ist seine Schuld. Der Einzelne in einem einzelnen Falle kann nur für diesen Abhülfe leisten und bessere Behandlung einleiten, aber das Corps der Aerzte, die schönste Republik im Staate, könnte mächtiger wirken; daß aber der esprit dem corps fehlt, davon trifft jeden Einzelnen die schwere Verantwortung. Das Publikum hat eine unüberwindliche Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden; durch die eben genannten Scheußlichkeiten mag mancher Mord über und unter der Erde begangen seyn.

Schwieriger noch, und auch für die meisten einzelnen Fälle unmöglich, möchten viele der quälenden religiösen Vorurtheile und Mißbräuche abzustellen seyn. Die jüdischen Gebräuche bei Krankheiten, dem Tode und der Beerdigung ihrer Glaubensgenossen, namentlich die Abwesenheit aller Blutsverwandten bei Sterbenden, das schnelle augenblickliche Vorbereiten zur Beerdigung, die ängstliche

Sorge für das ungesetzlich frühe Einscharren der Leichen sind zum Theil höchst wahrscheinlich nicht eigentliche Religionsgesetze, sondern nur rabbinische Deutungen, auf jeden Fall aber schändliche Aeußerlichkeiten, die der jüdische Gesetzgeber bei unsern Einrichtungen, in unserm Klima und in unserer Zeit nicht geduldet haben würde. Eine große Summe der nachtheiligsten Einwirkungen, die jedem Unbefangenen leicht klar wird, ist die nothwendige Folge des eigensinnigen Befolgens dieser Vorschriften, gegen welche der Arzt in der Regel vergeblich kämpft.

Nicht selten vertragen sich auch die christlichen Sterbeceremonien schlecht mit der Euthanasie; auch dies hat Frank klar und lebhaft auszusprechen gewagt, zu seiner Zeit und in seinen Verhältnissen ein Beweis herrlichen Muthes.

Es ist also für den Arzt fast überall ein schweres, fast unerreichbares Geschäft, für die Euthanasie seines Kranken zu sorgen: er bedarf mehr, als das ist, was er lernen kann; er hat häufig mit tief gewurzelten Schwierigkeiten und Vorurtheilen zu kämpfen, und für das, was er nicht lernen kann, sondern was aus ihm kommen muß, wenn er seinen Zweck erreichen soll, giebt es kein Recept. Hat er aber die dazu erforderlichen Eigenschaften, um sich selbst auf alle die tausend Fragen richtige Antwort zu geben, an die der sterbende Mensch in seinen Leiden so stumm und so dringend mahnt, dann ist er sehr begünstigt; denn er hat mehr gethan als seine Pflicht, und kann sich selbst genügt haben.

Wie soll sich der Arzt benehmen in Bezug auf die Hoffnung, die er dem Kranken, der dem Tode geweiht ist, hinsichtlich seiner Wiedergenesung erregt? Wie verträgt sich bei bevorstehenden Todesfällen von Personen, die ihren Umgebungen auch äußerlich und politisch wichtig sind, die Rücksicht, ohne Ahnung des Todes sie hinüberschlummern zu lassen, mit den vielleicht wichtigen Folgen des unbestellten Hauses? Was soll geschehen, um das letzte Gebet, das heiß ersehnte Bekenntniß, das kaum mehr vernehmbare, von den Lippen des Sterbenden zu empfangen? Hat der Sterbende, wenn er auch mehr als dem Namen nach Christ ist, gerade das Bedürfniß, jetzt mehr als früher, dem Diener der Kirche sein Innerstes anzuvertrauen? Ist ihm seine Erscheinung wahrer Trost und Beruhigung, oder ist ihm der Geistliche ein grausamer Bußprediger, der — bei Sterbenden gewiß ohne alle Frucht — den schweren

Kampf noch erschwert? Wer soll bei dem Tode seyn? Wer kann mehr dem Tode den Stachel nehmen, als das Auge der Liebe? Aber hat gerade die Liebe der Eltern, der Gatten, der Kinder Kraft genug, den lauten Schmerz zu unterdrücken, und nur in stiller innerer und äußerer Sorge die letzten Dienste zu erweisen? Sie muß diese Kraft haben und sie hat sie, denn die wahre Liebe ist stark. Den Angehörigen zur Seite steht der Arzt, der, wenn er seine richtige Stellung einnimmt, der Freund seiner Kranken ist, und den Freund verläßt man im Sterben nicht, mag er wissen, daß der Augenblick gekommen, von dem an seine geistige Entwickelung an einem andern Orte weiter geht, oder mag er die letzten Qualen für eine Krisis halten, die ihn der lange ersehnten Genesung zuführt. Der Arzt mit den Angehörigen zugleich kann und soll die letzten, nicht mehr deutlichen Wünsche errathen; er soll, wo der Tod bewußt eintritt, trösten und beruhigen; er kann bezeugen, da er der erfahrenere und ruhigere ist, daß der Todeskampf in der Regel viel leichter ist, als die schon überstandenen Vorbereitungen dazu, und durch seine thätige Sorge allein wird er schon zur geistigen Beruhigung beitragen. Kleinliche Sorgen quälen den Sterbenden, traurig ist es zu sagen: hieher gehört namentlich das sogenannte anständige Begräbniß. Es sind auch ernsthafte, wahre Sorgen, die den Stachel des Todes schärfen, wenn eine Mutter sich von einem Häufchen unerzogener Kinder trennt, oder wenn der Ernährer von denen scheiden soll, die seine Stütze noch lange bedurft hätten. Aber der wahre Arzt kann auch hier viel thun, doch nur dann, wenn er von der Religion wirklich durchdrungen ist und selbst weiß, daß den Menschen nichts zufällig trifft. Wie oft soll der Arzt kommen? Wie lange soll er bleiben? Wie hat er zu dem Einfachen, dem Armen zu sprechen und zu handeln, wie zu dem Verwöhnten, dem Reichen, wie zu dem Zweifler und dem Ergebenen? Es gibt, wie gesagt, für des Arztes Benehmen bei Sterbenden, für seine Haltung, für seine Thätigkeit kein Recept; er folgt seinem Genius, der, wenn er seine Stimme hört, ihn zum Rechten leiten wird; aber er bedenke, daß der Tod fast immer, wenn er mit Bewußtseyn eintritt, etwas Herbes hat, daß selbst das kindliche Alter hievon nicht ausgeschlossen ist.

Erleichtert wird die Pflicht für den Arzt und geringer die Gefahr, unrichtig zu handeln und zu sprechen, weil in so vielen

Fällen der Tod unbewußt erscheint. Aber auch der unbewußte Sterbende hat Rechte an seinen Arzt und seine Umgebungen. Alle die kleinen körperlichen Erleichterungen und Hülfsmittel, welche dem mit Bewußtseyn Heimgehenden wohlthätig sind, dürfen auch hier nicht fehlen und die lauten Klagen bei einem schon halbgebrochenen Auge müssen verstummen: es ist dies eine Pflicht der Schonung, der Liebe. In der Bewußtlosigkeit, sie sey scheinbar oder wirklich, erhalten oft noch lange die Sinnesorgane ihre eigenthümliche Thätigkeit. Wie schrecklich, wenn das letzte, was das Ohr vernimmt, laute, vielleicht sogar egoistische Klagen sind um den sonst geliebten Todten? Man hat hie und da gewünscht, Sterbende unter Musik hinüberschlummern zu lassen, weil man weiß oder annimmt, daß der Sinn des Gehörs am längsten empfänglich bleibt; aber eine ernste Stille, die etwas Heiliges hat, paßt wohl mehr; — sie befördere der Arzt.

Der Athem stockt, das Auge ist gebrochen, der Puls hat aufgehört zu schlagen; der Arzt hat Alles gethan, was in seinen Kräften stand, im Handeln und Unterlassen, um den schweren Kampf zu erleichtern; er hat die Angehörigen zu gleichem Beistande ermahnt und sie unterwiesen. Wie geht es nun zu unmittelbar nach dem Hinscheiden einer vielleicht für viele Köpfe hochwichtigen Person? Der offene Mund wird zusammengeknetet, das trübe Auge verschlossen. Dutzendweise fast kommen Handwerker, um ihre Dienste dringend und mit unzarter Sorge anzubieten; die Kirche verlangt unter verschiedenen Formen ihre Abgaben, die erweichten Gemüther lassen die verschiedenartigsten Betrügereien geduldig zu, um der gräßlichen Geschäfte bald überhoben zu seyn. Der warme Körper wird — denn die Angehörigen ziehen sich alsbald zurück — von den kalten Händen der Leichenwäscherin sogleich aus dem warmen Bette genommen, um nicht zu sagen geschleift; in kalter Zugluft liegt er da auf Stroh; er wird gereinigt, zum Sarge geputzt, in diesen gelegt, oft ohne daß ein Verwandter die Leiche noch einmal zu sehen wünscht; sie wird begraben: daß dies anständig geschehe, ist eine Hauptsorge, und dieser Anstand ist es, dieser eitle und unglückselige Anstand, welcher die Herzensnoth bei Unbemittelten oft durch die Geldnoth verdrängt. Nur in Ausnahmsfällen bekümmert sich der Arzt noch um die Leiche, dann besonders, wenn ihm die Section gestattet wird, die ihm aus Dankbarkeit schon nie

verweigert werden sollte; außerdem sieht er den Leichnam, wenn es verlangt wird.

So ist es leider, und die ganze Unsitte dieser Verfahrungsart besteht nur aus barbarischen Zügen; alle Saiten dieses Spiels geben nur Mißtöne; sie dürfen hier nicht berührt werden, wo nur von der Leiche die Rede seyn kann. Die beaufsichtigende Sorge gehört nur dem Arzte an; an ihm wäre es, hier besonders kräftig einzuschreiten.

Welches sind die Zeichen des wirklichen Todes? Mit andern Worten: wann hat der Mensch aufgehört Mensch zu seyn, und wann ist sein Körper mit vollkommener Gewißheit als Leiche zu betrachten? Jeder Arzt kennt die Unsicherheit der gewöhnlich angegebenen Todeszeichen; jeder Laie hat eine sich mehrende Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden; kein Arzt behauptet heute mehr, daß der wahre Tod eintritt mit dem letzten Seufzer; er kann noch weniger behaupten, daß immer und überall alle selbstbewußte Empfindung aufgehört habe, mit der Fähigkeit sie zu äußern. Der Glaube, die wissenschaftliche Ueberzeugung kann hier nicht genügen. Die Hülflosigkeit des Neugebornen drängt Jeden zu der aufopferndsten Sorge, durch eine ganze, oft Jahre einnehmende Krankheit fehlt es nicht leicht an erfreulichen Beweisen zartester Pflege, diese hört nur oft leider mit der schwindenden Hoffnung zur Genesung auf; mit dem *eintretenden* Tode, nicht mit dem *vollendeten* ist aber alle Sorgfalt, alle Pflege zu Ende; der Egoismus tritt an die Stelle der Selbstentäußerung, die bis zum letzten Athemzuge verhaltenen Wehklagen machen sich Raum, die vernachlässigte Selbstpflege beginnt, während die natürliche Wärme des Gestorbenen noch nicht entwichen ist.

Der letzte Athemzug ist nur das Signal des näher gerückten Todes, mit ihm ist er nicht vollendet; wenn der entzündete Magen brandig geworden, so tritt auch der allgemeine, unvermeidliche Tod ein, aber er ist noch nicht vollendet; das Aufhören der Athmungsbewegungen bringt ihn näher seiner Vollendung; erst mit dem völligen Aufhören der lebendigen Reaction, erst mit dem Beginnen der chemisch-physikalischen Gesetze, die sich im faulenden Körper geltend machen, ist derselbe wirklich todt und reif, der Mutter Erde wiedergegeben zu werden. Unter so barbarischer Behandlung von Körpern, wie wir sie häufig unter Augen haben,

mag mancher Scheintodte gemordet seyn, und doch findet sich mehr als ein Beispiel, daß die Lebenskraft durch eine Wiederauferstehung die Behandlungsweise überwand.

Hier mehr als in tausend andern Verlegenheiten und nicht zu billigenden Verfahrungsweisen kann der Arzt viel thun; giebt er das wünschenswerthe Beispiel fortgesetzter Sorgfalt, ordnet er das fortgesetzte Liegen des Körpers in dem warmen Bette, in dem warmen Zimmer an, giebt er zu erkennen, daß kein Mensch wisse, wie weit bei aller äußern Empfindungslosigkeit das Bewußtseyn noch vorhanden sey, so wird es wenig Menschen geben, die seinen Lehren nicht in blindester Unterwürfigkeit folgten; das eine Beispiel wird gut zurückwirken und die ungeziemende Behandlung unserer Todten wird eine bessere werden; denn erst mit dem unzweifelhaften Tode des Menschen hört die Sorge des Arztes für die Euthanasie auf.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß der Erfüllung dieser Wünsche manche erhebliche Rücksichten entgegenstehen; aber sie sind nicht unüberwindlich. Die meisten Familien sind in ihren wohnlichen Räumen beengt; es ist für die Lebenden kaum Platz, die Kranken — selbst die Aermsten haben leider Scheu vor öffentlichen Heilanstalten — werden kümmerlich untergebracht, vor Todten, sogar vor den Leichen der im Leben Geliebtesten, haben die meisten Furcht; ob dem aber abzuhelfen, durch die namentlich jetzt wieder so in Anregung gekommenen Leichenhäuser, würde unsere Betrachtungen zu weit führen.

Die Aerzte haben es lange versäumt, sich die diätetische Herrschaft über ihre Kranken zu erhalten; die Erfindung der Homöopathie hat sie dafür bestraft, und wenn diese auch durch den gesunden Menschenverstand über kurz oder lang wieder verdrängt seyn wird, so kann es doch für eine große Spanne Zeit nicht gelingen, dem ärztlichen Stande den Grad von blindem Vertrauen, von hingebender Zuversicht wieder zu erringen, in dem sich unsere Vorfahren, Leidende und Heilende, so wohl befanden. Es bedarf einer geringeren Kraft, sich im Besitz zu erhalten, als Verlornes wiederzugewinnen; die Zeit der absoluten Monarchie, deren der Arzt so sehr bedarf, um in ihrem ganzen Umfange die edelste aller Künste zu treiben, ist vorüber durch unsere eigene Schuld.

Die Macht, das Ansehen, der Glaube an den ärztlichen Stand wird noch geringer werden, wenn seine Priester fortfahren, nur der Krankheit, nicht dem Kranken ihr Interesse zu schenken, wenn das wissenschaftliche Streben allein von dem Faktor des Verstandes ausgeht, wenn das Herz schweigt und nur der Kopf spricht; es werden dann die unseligen Verhältnisse immer tiefer Wurzel schlagen, nach denen der Arzt nur in der Noth gesucht wird, dagegen überflüssig erscheint, wenn die Noth vorüber; sey es, daß er geholfen oder daß er den Ausspruch thut: er könne nicht helfen. Er hat dann, einem Handwerker gleich, der dem Genesenden ein neues Kleid arbeitet oder dem Gestorbenen seinen Sarg verschafft, gegen Bezahlung gethan, was zu thun ihm aufgetragen wurde. Er that seine Pflicht und kann auf seinen pflichtmäßigen Lohn Anspruch machen. Es ist aber gerade der schönste Vorzug unseres göttlichen Berufes, daß die selbstauferlegten Pflichten unendlich viel größer sind, als die, welche das Gesetz uns vorschreiben kann; und wenn so selten und schwer dem Arzte eine verkehrte oder vernachlässigte Pflichterfüllung nachgewiesen werden kann, wenn also die Wissenschaft und Kunst größtentheils über dem Handgreiflichen menschlicher Normen steht, so fühlt sich der edle Heilkünstler doppelt angetrieben, mehr zu thun, als seine Pflicht ihm vorschrieb: ganz, mit Kopf und Herz seinem Kranken anzugehören, wie dieser ihm zugehört. Ueber dem Gesetze, welches in einem Staate der Herrscher repräsentirt, hat sich dieser ein höheres Recht vorbehalten, das Recht der Gnade, und über den Pflichten, welche den Aerzten das Gesetz vorschreibt, haben sie noch eine höhere, deren Gesetzgeber sie selbst sind — es ist die Liebe in einer Wissenschaft, welche den Nebenmenschen zum Gegenstande hat und sich dadurch von jedem andern Zweige der Naturwissenschaft unterscheidet. Die Erfüllung der Liebespflichten wird aber belohnt durch Bewußtseyn; sie kommt dem Arzte, dem Kranken, ja sie kommt der Stellung des gesammten ärztlichen Standes zu Gute.

Die Findelhäuser und die Waisenhäuser.

Es ist seit einigen Jahren des Redens viel von der immer merklicheren Ausgleichung der alten Stammverschiedenheiten der europäischen Völker. Nicht nur hoffen Manche, die Zeit des ewigen Friedens und der allgemeinen Verbrüderung unter den unabhängigen Staaten rücke näher und näher; sondern noch zahlreicher sind Diejenigen, welche wenigstens der Ansicht sind, daß die Bildung der verschiedenen Stämme und die von ihr ausgehenden socialen Gestaltungen beständig gleichartiger und sich gegenseitig durchdringender werden.

Wir wollen ununtersucht lassen, ob eine solche Gleichförmigkeit sehr ersprießlich, sehr interessant und lebensfrisch wäre. Es mag dahin gestellt bleiben, ob nicht die folgerichtige und durch Fremdartiges nicht gestörte Entwicklung der von der Natur gegebenen verschiedenen nationellen Anlagen des Geistes, des Gemüths und der Einbildungskraft die Civilisation jedes einzelnen Volkes intensiv und extensiv zu steigern mehr geeignet ist, als eine Beimischung von fremdartigen Zusätzen, welche, von dem mütterlichen Stamme getrennt, leicht absterben oder wenigstens fruchtelos bleiben können, während sie doch ihrerseits einen natürlichen Schoß abtreiben und ersticken. Diese Fragen sind ohne Zweifel an sich wichtig; allein wir glauben, daß ihre Erörterung keinen praktischen Nutzen hätte; denn uns däucht die Wahrscheinlichkeit jener Verschmelzung und Gleichförmigkeit der Bildung aller europäischen Stämme sehr gering und entfernt, um nicht zu sagen lediglich nicht vorhanden.

Im Gegentheile, je genauer wir das Leben der verschiedenen Völker Europens in seinen wesentlichen Organen und Aeußerungen uns klar zu vergegenwärtigen suchen, desto häufiger wiederholt sich uns die Erfahrung, daß ganze Systeme von geselligen Einrichtungen bei den verschiedenen Stämmen durch und durch abweichend und nicht selten geradezu widersprechend geordnet sind. Wir erinnern hier nur beispielsweise an die so verschiedene Erziehung beider Geschlechter und aller Stände in Deutschland, Frankreich und England, an die Stellung der Frauen zum Leben und zur Gesellschaft, an die Verhältnisse des Adels, an die tägliche Lebensweise u. s. w. Daß nun aber dieses einerseits die Folge einer tiefliegenden und wesentlichen Discrepanz in Grundansichten ist, andererseits aber die Verschiedenheiten der Nationalitäten immer unterhält und selbst noch weiter entwickelt, bedarf wohl keines Beweises. Wer aber wähnen möchte, daß diese Einrichtungen mit der etwa eintretenden weiteren Verbreitung derselben Umgangssitten, oder mit der gegenseitigen Bekanntschaft mit der Literatur sich ebenfalls ausgleichen werden, dürfte sich sehr irren. Selbst die Gleichheit der politischen Formen bleibt auf der Oberfläche, und anstatt tiefer in die Nationalität einzuwirken, wird vielmehr sie von ihr allmählig gefärbt und theilweise zersetzt.

Diese Verschiedenheiten sind oft um so wunderbarer, als sie uns bei Gegenständen aufstoßen, welche eine abweichende Ansicht uns, den in der gewohnten Einrichtung Befangenen, gar nicht zuzulassen scheinen, so daß nichts geeigneter ist, eine bescheidene Ansicht von der menschlichen Weisheit beizubringen, als solche Untersuchungen. Natürlich ist dies um so auffallender, wenn eine Einrichtung große und fühlbare Folgen nach sich zieht, welche sehr geeignet wären, zu tiefen Betrachtungen des ganzen Systemes und seiner Grundidee und in Folge derselben etwa zu wesentlichen Reformen aufzufördern.

Zu diesen ganz abweichend von den gebildetsten europäischen Völkern getroffenen und lange Zeit hartnäckig in dieser Verschiedenheit erhaltenen Einrichtungen, über welche anscheinend keine Divergenz der Meinung möglich seyn sollte, gehört auch die **Fürsorge für hülflose Kinder.** Daß eine Hülfe hier nöthig sey, daß sie von allen Theilen der Armenunterstützung der unabweisbarste, durch göttliche und menschliche Gesetze am unbedingtesten gebotene sey,

zieht Niemand in Zweifel: allein über die Art und Weise der zweckmäßigsten Einrichtung bestehen zwei wesentlich verschiedene Ansichten, welchen in ziemlich scharf abgeschnittenen Hälften den Staaten Europas zufallen. Von den Einen wird nämlich das System der Findelhäuser unterhalten, während von den Andern die Waisenhäuser oder vielmehr die erst nach vorgängiger Untersuchung geleisteten Unterstützungen als die allein passende Maßregel gepriesen werden. Und zwar ist es merkwürdig, daß sich die romanischen Völkerschaften durchgängig für die erstere Ansicht ausgesprochen haben, während die germanischen im Wesentlichen die zweite befolgen, was denn auch zu der, wegen Deutschlands freilich nicht ganz richtigen, Bezeichnung des „katholischen“ und des „protestantischen“ Systems der Kinderversorgung Anlaß gegeben hat. * — Falls aber Jemand, welcher diesem Gegenstande noch keine nähere Betrachtung widmete, ein nur geringes Gewicht auf diesen Unterschied legen möchte, so gedenken wir ihn von einem schweren Irrthume zurückzubringen, und ihm zu zeigen, daß diese geringfügig scheinende Verschiedenheit von den wichtigsten Folgen für die Sittlichkeit und für den Volkswohlstand ist.

Die Materie ist allerdings schon früher nicht selten besprochen worden; auch hat sich theils in Folge dieser Erörterungen, theils aus Anhänglichkeit an das einmal Bestehende wohl so ziemlich allgemein in Deutschland eine Ueberzeugung von der Vorzüglichkeit des in den germanischen Staaten befolgten Systems gebildet. Allein es sind in der allerneuesten Zeit in Frankreich sehr umfassende

* Beide Eintheilungen sind allerdings nicht scharf richtig. Auf der einen Seite nämlich hat das germanische Oesterreich wenigstens in seinen großen deutschen Hauptstädten Findelhäuser, und schließt sich somit an das romanische System an. Auf der andern Seite bekennen sich zu der angeblich katholischen Einrichtung die sämmtlichen rein deutschen katholischen Staaten keineswegs. Da nun die letztere Ausnahme nicht nur die umfangreichere, sondern auch die bezeichnendere ist, da ferner das zwar ganz katholische, allein aus romanischen und germanischen Elementen gemischte Belgien auch in Beziehung auf die fraglichen Systeme gemischt erscheint: so scheint der Grund der Abweichung richtiger in der Stamm= als in der Confessions=Verschiedenheit zu liegen. Das slawische Rußland bleibt ganz außer Berechnung, da es ohne entschiedene Ansicht Fragmente von beiden Systemen in verschiedenen Oertlichkeiten unterhält.

Arbeiten über die Findelhäuser und ihre Einrichtungen unternommen worden, * bei welchen sich in wichtigen Punkten ganz neue Ergebnisse herausgestellt haben, welche manchen, früher auf guten Glauben allgemein als Wahrheit angenommenen, Satz sehr zu erschüttern vermögen. Außerdem haben sich die Grundlagen und die Folgen der beiden entgegengesetzten Systeme durch Erfahrung und Nachdenken weit schärfer als früher herausgestellt. Deßhalb, und namentlich aus dem letztern Gesichtspunkte, dürfte es wohl passend seyn, auch an dieser Stelle die verschiedenen Fragen und ihre Antworten kurz vorzuführen und deren Bedeutung für das Leben, namentlich des deutschen Volkes, genauer zu bestimmen.

Das Verhalten der Gesetze zu hülflosen Kindern ist bekanntlich in Deutschland und in den übrigen germanischen Landen im Wesentlichen Folgendes: die Verpflichtung zu Erhaltung und Erziehung der Kinder liegt vor Allem den Eltern ob. Von derselben sind selbst die unehelichen Eltern nicht befreit. Deßhalb wird, wenn irgend möglich, der uneheliche Vater obrigkeitlich ausfindig gemacht und zur Leistung einer verhältnißmäßigen Zahlung angehalten; jedenfalls bleibt die Mutter dazu verbunden. Sollten die Eltern völlig außer Stand oder nicht mehr vorhanden seyn, so

---

* Die bedeutendsten von diesen neuesten französischen Schriften sind:

Recherches administratives, statistiques et morales sur les enfans trouvés, les enfans naturels et les orphelins en France et dans plusieurs autres pays de l'Europe. Par l'abbé A. H. Gaillard. Paris et Poitiers, 1837, XII u. 408 S. 8.

Histoire statistique et morale des enfans trouvés, suivi de cent tableaux. Par J. F. Terme et J. B. Monfalcon. Paris et Lyon, II u. 502 S. gr. 8.

Des hospices d'enfans trouvés en Europe et principalement en France. Par B. B. Remacle. Paris et Strasb., X und 405 S. 8. sammt einem Atlas statistischer Tabellen.

Einige kleinere Schriften haben wir uns zu unserem Bedauern nicht zu verschaffen vermocht, was wir namentlich bedauern hinsichtlich des vom Präfecten Grafen Bondy herausgegebenen Mémoire sur la nécessité de réviser la législation actuelle concernant les enfans trouvés. (Auxerre, 1835.) Einige andere Schriften scheinen noch gar nicht erschienen zu seyn, so: Carron duVillars, Recherches sur les enfans trouvés, und besonders des russischen Staatsrath von Guroff längst versprochenes großes Werk über die Findelhäuser von ganz Europa.

geht die Ernährungspflicht auf einige andere nahe Verwandte über, welche ebenfalls, wo es erforderlich ist, durch obrigkeitliche Bemühungen aufgefunden und angehalten werden. Will sich ein zum Unterhalt Verpflichteter durch Tödtung des Kindes von der Last befreien, so ist er des Mordes anzuklagen, und wäre es die uneheliche Mutter selbst. Erst in neuerer Zeit tritt wohl, wenn nicht etwa das Verbrechen durch besondere Grausamkeit gesteigert wurde, in so ferne eine Begnadigung der unnatürlichen Mutter ein, als die Todesstrafe in langjähriges Gefängniß verwandelt wird. Selbst das bloße Verlassen eines hülflosen Kindes ist für ein schweres Verbrechen erklärt, und es bleibt kein den Gerichten und der Polizei zu Gebote stehendes Mittel unversucht, um den Urheber der That zu erkunden.

Nach der Pflicht der Verwandten tritt die Verbindlichkeit zu einer öffentlichen Unterstützung ein. Zunächst pflegt diese der Gemeinde auferlegt zu seyn; ausnahmsweise jedoch nimmt auch wohl der Gesammtstaat bei Einzelnen die Verpflegung auf sich. Unter allen Umständen wird aber diese subsidiarische Hülfe erst dann thätig, wenn amtlich ausgemacht ist, daß die näher Verpflichteten nicht aufgefunden werden können oder zur Leistung völlig außer Stand sind. Höchstens mag, wo für das Leben des Kindes Gefahr auf dem Verzuge wäre, vorläufig und unter Vorbehalt späterer Rückansprüche die Obrigkeit helfend auftreten; und von selbst versteht sich, daß, wo freiwillige Wohlthätigkeit sich eines Hülflosen auf genügende Weise erbarmt, weder ein Zwang gegen Nichtwillige, wenn schon nahe Verwandte, eintritt, noch gar die öffentliche Unterstützung Platz greift. In allen diesen Beziehungen aber macht es keinen rechtlichen Unterschied, ob ein Kind erst kürzlich geboren oder schon mehr herangewachsen ist, ob es von den Eltern bereits eine Zeitlang anerkannt und ernährt wurde, oder nicht; nur ist natürlich die Form des Beistandes eine verschiedene, falls Dritte zu der Leistung desselben genöthigt sind. Hat die Gemeinde oder der Staat für ganz junge Kinder zu sorgen, so muß er für ihre Unterkunft bei Pflegemüttern sorgen, da eine öffentliche Anstalt die für solches Alter unerläßliche individuelle Pflege nicht gewähren kann. Ist eine zu diesem Auftrage fähige Verwandte, selbst die Mutter, vorhanden, so wird in der Regel diese gewählt, da man bei ihr auf besondern Eifer hoffen kann, die Unmöglichkeit aber durch den

öffentlichen Beitrag weggeräumt ist. Etwas erwachsene Schützlinge dagegen mögen gemeinschaftlich in Waisenanstalten erzogen werden; nicht selten wird aber auch bei ihnen das System fortgesetzt, sie zutrauenswürdigen Pflegeeltern zu übergeben. Jede Art von öffentlicher Unterstützung müßte aber in dem Augenblick aufhören, in welcher der Obrigkeit bekannt würde, daß die zunächst verpflichteten Verwandten in eine zur Leistung ihrer Verbindlichkeit genügende Lage gekommen seyen.

Ganz anders in Frankreich und bei den übrigen romanischen Völkern. Hier wird eine sittliche und religiöse Verpflichtung, sich von Staatswegen der gegen jede Gewaltthat und Vernachlässigung völlig schutzlosen Kinder anzunehmen, vorausgestellt. Alle andern Rücksichten und Verpflichtungen stehen dieser nach. Nun fürchtet man aber hauptsächlich von zwei Seiten Gefahren für die Kinder. Einmal besorgt man, daß uneheliche Mütter zur Versteckung der Schande und des materiellen Nachtheiles ihres Fehltrittes, oder aus Scheu vor der Last der Ernährung ihrem Neugebornen selbst den Tod geben möchten. Dann aber blickt man mit Sorge auf das Schicksal so vieler, ehelichen sowohl als unehelichen Kinder hin, welchen die Armuth, Nachlässigkeit und Schlechtigkeit der Eltern nur ein Verkommen im Schmutz und in der Vernachlässigung, einen frühen Tod nach leidenvollem und eckelhaftem Daseyn verheißen. Da man nun durch direktes Einwirken des Staats in beiden Fällen nicht glaubt die Gefahr entfernen zu können, indem die Kindsmörderin der Nachforschung und der Strafe sich werde zu entziehen hoffen, ein polizeilicher Zwang zu Reinlichkeit und liebevoller Mutterpflege an sich ein Unding sey: so erscheint es als das einzige Rettungsmittel, wenn zahlreiche öffentliche Anstalten ohne Schwierigkeit, selbst mit Gestattung tiefen Geheimnisses, jedes ihnen dargebotene Kind aufnehmen, an der Stelle der Eltern möglichst sorgfältig pflegen und bis zu seiner eigenen Erwerbsfähigkeit erziehen. Für die einmal Aufgenommenen sucht man die natürlichen Eltern keineswegs durch obrigkeitliche Schritte aufzusuchen, um sie etwa denselben zurückzugeben, sondern sie werden von der Anstalt unweigerlich erzogen, falls nicht ausdrückliche und freiwillige Rückforderungen von Verwandten, welche ihr Verhältniß zu beweisen vermögen, angestellt werden. Zu diesem Behufe werden die etwaigen Erkennungszeichen eines jeden Kindes sorgfältig aufbewahrt.—

Bei solcher leichten und völlig unbedenklichen Gelegenheit, sich der Last und der Verantwortlichkeit zu entledigen, hofft man, werde keine Mutter ihr Kind im Elend verkümmern lassen, oder gar mörderische Hand an dasselbe legen. Daher werden denn an allen Mittelpunkten einer armen Bevölkerung Findelhäuser errichtet, sey es abgesondert und nur zu diesem Zwecke, sey es verbunden mit Hospitälern, Gebärhäusern u. s. w. Allerdings wird durch solche Aufnahme kleiner Kinder die Möglichkeit nicht weggeräumt, daß der Tod oder die Flucht der Eltern auch schon etwas herangewachsene Familien jeder Pflege und Lebensmöglichkeit beraube; es ist somit neben den Findelkindern im engeren Sinne auch noch für Waisen und Verlassene zu sorgen: allein natürlich treten solche Fälle viel seltener ein, da die Mehrzahl der zu solchem Schicksale möglicherweise Bestimmten schon von Anfang an den Findelhäusern übergeben worden sind. Es bleibt somit das Findelhaus der Haupttypus der Kinderversorgung bei den romanischen Stämmen. Ihnen ist St. Vincent von Paula der Heros des mitleidigen Christenthums, während dem germanischen Nachbar das Beispiel von Hermann Franke vorleuchtet.

Welches von diesen beiden Systemen verdient nun den Vorzug? Sind wir in Deutschland auf dem rechten Wege, wenn wir vor Allem die Erfüllung der natürlichen Pflichten zu erzwingen suchen, und nur bei thatsächlicher Unmöglichkeit der Gesellschaft eine gesetzliche Verbindlichkeit auflegen? Und wäre diese Ansicht im Grundsatze richtig, sind nicht vielleicht solche nachtheilige Nebenfolgen mit ihr verbunden, daß eine Abweichung oder gänzliche Verlassung gerechtfertigt ist?

Es ist schwerlich eine Selbsttäuschung, wenn uns sowohl nach dem ersten Gefühle, als bei reiflichem Nachdenken der richtigere und sittlichere Grundgedanke der zu seyn scheint, daß vor Allem, und nach göttlichen so wie nach menschlichen Gesetzen die Eltern für den Unterhalt ihrer Kinder zu sorgen haben, die bürgerliche Gesellschaft aber nur schuldig sey, im äußersten Nothfalle einzutreten, und zwar auch dann keineswegs zunächst aus Rücksicht auf die Eltern, welche sich durch Erzeugung von Kindern, denen sie nicht einmal die nothwendigsten Lebensbedürfnisse verschaffen können, eines strafbaren Leichtsinns und einer groben Unsittlichkeit schuldig gemacht haben, somit selbst zusehen mögen, wie sie sich durch doppelte

Anstrengung aus der Noth helfen, sondern aus Rücksicht auf die armen, schutzlosen und an ihrem Daseyn unschuldigen Geschöpfe. Wer ist denn diese bürgerliche Gesellschaft, auf deren nebelnden Namen und große Kasse die Schulden der Einzelnen so bereitwillig gewälzt werden sollen? Besteht nicht auch sie bloß aus Einzelnen, welche somit neben der Erfüllung ihrer eigenen Verbindlichkeiten auch noch die muthwillig eingegangenen oder betrügerisch unerfüllten Pflichten Anderer übernehmen sollen? Und finden wir nicht, wenn wir in unserem Falle näher treten, unter den zur Tragung fremder Last untersuchungslos Verurtheilten Viele, welche nur mit der äußersten Anstrengung den Pflichten gegen ihre eigene Familie nachzukommen vermögen, und vielleicht dieser entziehen müssen, was sie den Kindern Anderer zu geben ohne Noth gezwungen werden? Sind nicht ferner unter ihnen Manche, welche einen eigenen Herd zu gründen unterlassen oder wenigstens unbehaglich lange verschieben, weil sie erst, wie es ihre Pflicht ist, versichert seyn wollen, ob sie ihre Kinder zu erziehen im Stande seyn werden, und welche jetzt die Bastarde Anderer füttern sollen? Davon gar nicht zu reden, daß es doch eine schreiende Inconsequenz ist, wenn der Staat ohne alle Untersuchung über Nothwendigkeit und Verbindlichkeit, bloß weil ein Unbekannter es thatsächlich verlangt, eine in ihrer Gesammtheit leicht in die Millionen steigende Last über sich nimmt, während er sonst, und zwar löblicherweise, die strengsten Beweise der Rechtmäßigkeit jeder Forderung an die öffentlichen Kassen verlangt, ehe er sie anerkennt und berichtigen läßt; und daß es die gedankenloseste Unbilligkeit gegen die Steuerpflichtigen verräth, wenn, wie hier bei minder sorgfältigen Anstalten häufig geschieht, gerade diejenigen Personen, welche aus eigenen Mitteln eine Last tragen sollten und auch könnten, durch schlau berechnete Anerbieten und durch Bestechungen eine Bezahlung aus den öffentlichen Kassen für Uebernahme eben dieser Last zu erhalten wissen. Auch ist einleuchtend, daß, wenn zwar die Ansichten über die größere oder unbedeutendere Sündhaftigkeit unehelichen Geschlechtsgenusses kaum je in völlige Uebereinstimmung gebracht werden mögen, doch jedenfalls es nicht Sache des Staates ist, durch Wegräumung der natürlichen Nachtheile solcher Handlungsweise sie in ein künstlich günstiges Verhältniß zu bringen, und somit die Unsittlichkeit zu begünstigen, anstatt der entgegengesetzten Aufgabe zu genügen.

Wenn dem aber so ist, so darf offenbar nur dann von diesem Grundsatze abgewichen werden, wenn derselbe trotz seiner allgemeinen Richtigkeit mit sehr bedeutenden unentfernbaren Nachtheilen verbunden ist. Daß sich solche vorfinden, wird denn nun aber allerdings von den Anhängern des romanischen Princips behauptet. Untersuchen wir also, mit welchem Rechte.

Vor Allem wird dem germanischen Systeme die Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen die Nothwendigkeit, häufiger Kindsmorde vorgeworfen. Man beruft sich hierbei theils auf die Erfahrungen dieser und jener Zeiten und Länder, theils wird der Causalzusammenhang aprioriſch bewiesen durch die Entwicklung der Hülflosigkeit einer unehelichen Mutter und der Möglichkeit, der Geschlechtsunehre durch Beseitigung des Kindes zu entgehen. Nichts scheint auch auf den ersten Blick richtiger zu seyn, als der auf solche Weise begründete Vorwurf. Wie ist es möglich, zu denken, daß eine Mutter ruchlos genug seyn könnte, ihrem eigenen Kinde den Tod zu geben, wenn sie sich der Verlegenheit und Schande seines Daseyns auf die leichte Weise entziehen kann, daß sie es unentdeckt und ohne alle künftigen Beschwerden einer sorgsamen öffentlichen Verpflegung übergiebt? Wie kann man glauben, daß nicht die Furcht vor einer harten, vielleicht bis zur Hinrichtung steigenden Strafe die etwa noch übrig bleibenden Schwierigkeiten, namentlich die Verheimlichung von dem Augenblicke der Geburt bis zur Abgabe an das Findelhaus, in den Hintergrund drängen werde? Eben weil dieses so glaublich, so nothwendig erscheint, weil auf der andern Seite die Gründe so bedeutend sind, welche eine uneheliche Mutter zur Ermordung ihres Kindes drängen können, hat auch wirklich früher Niemand an der Wahrheit des Vorwurfes gezweifelt, welcher gegenüber von dem romanischen System dem germanischen gemacht wurde. Man hat, bei vielleicht sonstigem Tadel der Findelhäuser, ihnen wenigstens das Lob einer unbedingten Sicherungsmaaßregel gegen Kindermord bereitwillig eingeräumt. Und je nachdem Einer geneigt war, die Vernichtung so schuldloser und wehrloser Geschöpfe in rein menschlichem Sinne sehr hoch anzuschlagen, mochte er alle Folgen der unbedingten öffentlichen Unterstützung als ein weit geringeres Uebel ansehen, die Verweigerung derselben als eine auf die bürgerliche Gesellschaft zu wälzende Blutschuld betrachten. — Allein ist die Thatsache auch wirklich wahr,

weil sie wahrscheinlich ist? So viel ist wohl unbestreitbar, daß die Erzählung von häufigen Kindsmorden in fernen, vielleicht barbarischen Ländern oder frühern Zeitaltern noch nichts beweisen. Es kann diese Häufigkeit möglicherweise aus Ursachen herrühren, welche mit der Beschwerlichkeit der Ernährung eines unehelichen Kindes und der Schande seiner Erzeugung nichts zu thun haben, somit auch durch die Eröffnung der Möglichkeit einer heimlichen und beständigen Entfernung solcher Kinder lediglich nicht zu heben sind. Die Ursache kann thierische Rohheit seyn, oder bis zum Wahnsinn gesteigerter Haß gegen den treulosen Vater, oder mörderische Barmherzigkeit, welche dem Kinde die Qualen der Dürftigkeit, Mühseligkeit und Unterdrückung eines niedern und mißhandelten Standes ersparen will. Selbst religiöser Fanatismus kann der Mutter die Hand führen. Und von mehr als einer Gesellschaft oder Kaste wissen wir, daß sie ihre Kinder sämmtlich oder theilweise aus falschem Ehrgefühle oder sonst einer tief eingewurzelten Verkehrtheit mordet. Der Beweis für die Förderung der Kindsmorde durch das germanische System und umgekehrt also für die Verhinderung derselben durch das romanische wird offenbar nur geführt, wenn eine Vergleichung der im Wesentlichen unter denselben Gesittigungsbedingungen stehenden Völker beider Arten in Zahlen nachweist, daß in derselben Zeit die erstern viele, die letztern wenige Kindsmorde zu beklagen haben. Ein solche Vergleichung war früher allerdings nicht wohl möglich, weil es an den nothwendigen zuverlässigen Angaben fehlte; allein die in der jüngsten Zeit von manchen Staaten gegebenen Criminal-Statistiken machen jetzt einen Versuch möglich.

Nach den von dem französischen Justiz-Ministerium jährlich bekannt gemachten Nachrichten war die Zahl der in Frankreich während der zehn Jahre 1826—1835 bei den Gerichten anhängig gemachten Anklagen wegen Kindsmordes 984, somit jährlich 98. Angenommen, daß die Bevölkerung des Landes im Mittel während dieser Zeit sich auf 32 Millionen belief*, so ist das Verhältniß der Kindsmorde zu der Bevölkerung, wie 1 : 326,530.

In Irland, welches wenigstens in den großen Städten Findelhäuser hat, namentlich in Dublin ein sehr großes, stieg die

* Bei der Zählung von 1831 waren 32,569,223 Menschen (documens statistique sur la France, publ. par le Ministre du Commerce, S. 22.

Anzahl der Kindsmorde von 1826—1832 auf 175, also jährlich auf 25. Nimmt man die Bevölkerung im Durchschnitte auf 7,500,000 an (1830 war sie 7,767,000), so ergiebt sich ein Verhältniß von 1 : 300,000.

In England dagegen, welches schon lange keine Findelhäuser mehr hat, betrug die Zahl der gerichtlichen Anklagen während der Jahre 1810—1833, also in 24 Jahren, 339, oder im jährlichen Durchschnitt 14. Da nun die durchschnittliche Bevölkerung von England und Wales nach den drei Zählungen von 1810, 1820 und 1830 sich auf 12,012,275 beläuft, so ist das Verhältniß der Kindsmorde wie 1 : 856,581.

In Württemberg ist nach den amtlichen Nachrichten in Memminger's Jahrbüchern die Zahl der zur gerichtlichen Erledigung gekommenen Fälle von Kindsmord außerordentlich verschieden. Während in den Jahren 1834—1836 nur je 4 abzurügen waren, kamen in den vorangehenden 18 Monaten deren 20 zur Untersuchung, und im J. 1829—1830 wurden gar 31 erledigt. Da lediglich keine Veränderung in der einschlagenden Gesetzgebung oder sonst in irgend einem wesentlichen Theile des Volkszustandes eingetreten ist, so ist dieses Schwanken unerklärlich, und es muß jeden Falles eine längere Erfahrung zur Feststellung eines bestimmten Resultates erwartet werden. Sollte die jetzige kleine Zahl die Normalgröße seyn, so würde sich ein Verhältniß von 1 : 400,000 ergeben.

In Baden kamen in den Jahren von 1830—1834 jährlich 5 bis 6 Kindsmorde zur gerichtlichen Behandlung, so daß ein Verhältniß von etwa 1 : 250,000 dadurch sich ergiebt.

Sind nun wohl auch diese Angaben nicht zahlreich, noch der Zeit nach umfassend genug, um schon aus ihnen eine bestimmte Zahlenformel ableiten zu können, so ergiebt sich doch wenigstens mit Gewißheit daraus die Thatsache, daß die Abwesenheit der Findelhäuser keineswegs die Kindsmorde auf eine fühlbare Weise steigert. Man ist aber um so mehr berechtigt, diesen wichtigen Satz für bewiesen anzunehmen, als derselbe noch durch zwei auffallende specielle Thatsachen bestätigt ward. Die erste ergab sich in Frankreich. Als nämlich in den Jahren 1834 und 1835 in 24 verschiedenen Departements ein Theil der zur Annahme von Findelkindern bestimmten Einrichtungen (tours) aus Sparsamkeit und versuchsweise aufgehoben wurde, und nun mit Recht eine solche

Veränderung des gewohnten Zustandes eine bedeutende Vermehrung der Kindsmorde befürchten ließ, trat vielmehr das Gegentheil ein. Es nahm nämlich in dreizehn dieser Departements die Zahl der Kindsmorde sogar ab, in einem blieb sie gleich, und nur in neun derselben nahm sie zu. Daß aber dieses Ergebniß nicht etwa von allgemeinen Ursachen herrührte, beweist der Umstand, daß in derselben Zeit in den 54 übrigen Departements, welche keine Veränderung in den bestehenden Einrichtungen eintreten ließen, die Zahl der Kindsmorde im Ganzen bedeutend im Steigen war. Während nämlich in 25 derselben eine Verminderung im Verhältniß von 18,5 zu 100 eintrat, stieg in den 29 andern die Zahl um 40,5 vom Hundert. Die zweite Thatsache liefert Belgien. Von dessen Provinzen haben 5 Findelanstalten, 4 andere dagegen besitzen keine. Nach den Gerichtslisten von 1826 — 1829 war nun das Verhältniß der Kindsmorde zur Bevölkerung in den erstern wie 1 zu 109,942, in den zweiten dagegen nur wie 1: 136,662. — Der Hauptvorwurf, welcher der germanischen Einrichtung gemacht wird, erscheint somit als völlig unbegründet, und nichts ist unrichtiger, als die Annahme, daß die Tausende von Findlingen, welche in die Anstalten der romanischen Länder aufgenommen werden, der Ermordung durch die Hand der eigenen Mutter verfallen seyn würden. Selbst Vertheidiger der Findelhäuser, wie z. B. die HH. Terme und Monfalcon, geben dieses unumwunden zu, ja sie gehen — übrigens wohl ohne zureichende Begründung — so weit, anzunehmen, daß in den Ländern des romanischen Systemes sogar eine größere Anzahl von Kindsmorden vorfalle.

Noch weniger kann es einem Anstande unterliegen, die Behauptung zurückzuweisen, daß wenigstens zahllosen Aussetzungen von Kindern durch das Bestehen der Findelhäuser vorgebeugt werde. Hier braucht es nicht vieler Worte, noch statistischer Nachweisungen. Wir berufen uns lediglich auf die notorische Thatsache, daß in den germanischen Ländern dergleichen Aussetzungen unendlich selten vorkommen. Es können Jahre vergehen, ehe man in den bevölkertsten Bezirken, selbst in großen Städten, nur ein einziges Mal von einem solchen Falle hört, und das große Aufsehen, welches es immer macht, die angestrengten Bemühungen der Polizei, welche alsbald eintreten, zum Behufe der Entdeckung des Thäters, beweisen am deutlichsten, wie wenig man durch die Häufigkeit der

Handlung abgestumpft ist. Das berühmte Beispiel von Mainz beweist am deutlichsten, wie wenig eine Folge des Mangels von Findelhäusern eine große Anzahl von Aussetzungen ist. In dieser, bei ihrer großen Besatzung und dem lebhaften Verkehre mit vielfacher geschlechtlicher Verdorbenheit heimgesuchten Stadt fanden in den Jahren 1799—1811 nur 30 Kinderaussetzungen statt. Von der Errichtung eines Findelhauses im J. 1811 an wurden demselben in 40 Monaten 516 Kinder übergeben. Die Wiederaufhebung der Anstalt hatte in den nächsten 9 Jahren nur 7 Aussetzungen zur Folge! Ein ganz ähnliches Ergebniß hatte auch die Errichtung und die Wiederaufhebung des Findelhaussystems in Genf.

Wir begnügen uns aber nicht mit der bloßen negativen Zurückweisung eines ungegründeten Vorwurfes, sondern wir wagen sogar die, freilich nur auf allgemeine Beobachtung und individuellen Eindruck, nicht aber auf genaue statistische Nachweisungen gegründete, Behauptung, daß Kindes-Aussetzungen weit häufiger in den mit Findelhäusern versehenen Ländern vorkommen, als da, wo deren keine bestehen. Ein zureichender Grund scheint auch nahe genug zu liegen. Wo der Staat nicht selbst durch Eröffnung eigener Anstalten zur Weggabe der Kinder auffordert, sondern vielmehr deren Erziehung den Eltern als unbedingte Pflicht anmuthet, kommen die letztern schon selbst viel weniger auf den Gedanken einer Entledigung ihrer Last. Außerdem ist die Gefahr der Entdeckung viel zu groß, da kein Findelhaus als der Aufenthalt eines vermißten Kindes, nach welchem die Behörden Nachfrage halten, angegeben werden kann. Die Einwendung aber, daß eine einfache, das Leben des Kindes jedenfalls bedrohende Aussetzung unmöglich da erwartet werden könne, wo die Ueberlieferung an eine öffentliche Anstalt fast eben so leicht, für die Mutter aber doch so viel beruhigender sey, wird dadurch beseitigt, daß die systematisch gepflegte Gewissenlosigkeit und Unnatur am Ende selbst die kleine Mühe eines Ganges zum Findelhause scheut. Mag es somit seyn, daß in gewissen Zeiten und Ländern, welche keine Findelhäuser hatten, Aussetzungen von Kindern in schaudererregendem Maaße vorkommen, so folgt daraus noch keineswegs, daß überall, wo keine Findelhäuser sind, dieses Verbrechen sich zeigen muß, noch auch, daß zur Wegräumung jenes örtlichen oder zeitlichen Uebelstandes die Errichtung von Findelhäusern das geeignete oder gar das einzige Mittel ist.

Eine strenge Polizei und Rechtspflege, verbunden mit einer vernünftigen allgemeinen Armenfürsorge und möglichster Förderung der sittlichen und geistigen Erziehung der Masse des Volkes sind unzweifelhaft richtigere und kräftigere Mittel.

Wenn es ferner als wesentlicher Nachtheil des germanischen Systems getadelt wird, daß bei demselben die Kinder der Armen großer Vernachlässigung, und in Folge derselben theils einer unverhältnißmäßigen Sterblichkeit, theils einem leicht möglichen sittlichen Untergange ausgesetzt bleiben: so ist zwar allerdings an sich sowohl die bedeutend größere Sterblichkeit der Kinder der ärmern Klassen nur allzu richtig, als die, in ungünstigen Umständen so leicht sich entwickelnde, sittliche und rechtliche Verdorbenheit vieler aus ihrer Mitte unwidersprechlich; und es wäre ein höchst wichtiges Moment zur Entscheidung des Streites, wenn die Findelhäuser wirklich den physischen oder den moralischen Tod von den Kindern der Armuth abzuhalten im Stande wären. Allein ist dem auch wirklich so? Leider nein; vielmehr ist gerade das Gegentheil die Wahrheit.

Vorerst ist wohl die Bemerkung an der Stelle, daß ein grober Irrthum bei gewissen eifrigen Vertheidigern der Findelhäuser obwaltet, wenn diese bei dem germanischen System eine völlige Ueberlassung hülfloser Kinder an die zufällige Wohlthätigkeit der Einzelnen annehmen. Die wirklich Hülfsbedürftigen werden auch hier unterstützt, sogar auf öffentliche Kosten; nur wird erst die Bedürftigkeit untersucht, und nicht Unterstützung blind hingeworfen. Von Hungern und zu Grunde gehen lassen ist somit nicht entfernt die Rede, wie dieses auch der tägliche Anblick unserer Länder beweißt. Der wirkliche Unterschied besteht nur darin, daß bei dem germanischen System gar viele Kinder in der Verpflegung ihrer Eltern oder sonstigen Verwandten bleiben, welche die Findelhäuser ohne weiteres unter die öffentlichen Pfleglinge aufgenommen hätten. Nun mag allerdings, in der Regel wenigstens, kein großer Wohlstand in jenen Familien seyn; allein eigentliche Dürftigkeit herrscht auch nicht, sonst würde ja Unterstützung gewährt.

Betrachten wir nun auf diese Weise ins rechte Licht gesetzt den Vorwurf der Vernachlässigung der Kinder, und zwar zuerst die angebliche g r ö ß e r e S t e r b l i c h k e i t derselben. Hier kann gar kein Zweifel über die völlige Grundlosigkeit des Tadels seyn.

Wenige Thatsachen sind besser bewiesen, als die ganz ungewöhnlich große Sterblichkeit der Findlinge. Sind auch allerdings in Folge zweckmäßiger Behandlung, namentlich der möglichst baldigen Entfernung der Kinder zu Pflegmüttern auf dem Lande, die früher schaudererregenden Todtenlisten etwas kleiner geworden, so ist doch auch noch in der neuesten Zeit die Zahl der Todesfälle groß genug. In Madrid starben im ersten Jahre von 100 Findlingen 67, ebenso viele in Neapel, in Wien 92, in Brüssel 56, in Paris 72, in ganz Frankreich 60. Von 19,420 im Laufe von zwanzig Jahren in Dublin aufgenommenen waren nur noch 2000 am Leben, in Moskau von 37,600 nur 7000, in Petersburg von den in den J. 1832—1835 aufgenommen 25,624 Kindern starben in den Jahren der Aufnahme 12,290, somit von 112 je 55, und von etwa 18,000 Pfleglingen jeden Alters bis zum 20sten Jahre starben 4563 in dem einzigen Jahre 1836. Bedenkt man nun, daß nach den neuesten und zuverlässigsten Beobachtungen, z. B. von Casper, Quetelet u. s. w., die allgemeine Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre sich etwa auf 25 vom Hundert beläuft, auf dem Lande auch wohl kaum 20 erreicht, so ergiebt sich hieraus die ungeheure Sterblichkeit der Findelkinder, und die Unrichtigkeit der Behauptung, daß die Findelhäuser den Kindern der Armen zur Lebensrettung dienen. Sie sind im Gegentheile deren gefährlichste Feinde. Und wie wäre es auch anders möglich? Der Transport der Neugebornen zu der Anstalt, vielleicht manche Meilen weit bei ungünstiger Witterung; der Mangel an Einzeln-Pflege im Hause; die häufig in solchem herrschenden ansteckenden Krankheiten; die Reise zur Amme, und noch so mancher weitere, selbst bei der besten Einrichtung unvermeidliche, Uebelstand sind eben so viele Todes-Ursachen. Nun denke man sich aber nur Eine schlecht gewählte Maaßregel, Nachlässigkeit oder üblen Willen in nur einem dieser Stadien: was müssen die Folgen hiervon seyn?

Schwieriger freilich ist es, in Zahlen den Beweis zu liefern, daß auch die *sittliche* Verwahrlosung der in ihren Familien auferzogenen Kinder eine geringere ist, als die der Findelkinder; allein nicht nur lassen sich allgemeine Gründe anführen, welche kaum weniger als eine moralische Nothwendigkeit dieser Thatsache bilden, sondern es sind auch einzelne positive Belege vorhanden. Was vorerst die allgemeinen Gründe betrifft, so braucht man sich nur

die Lage eines Findlings deutlich zu vergegenwärtigen, um einzusehen, daß kaum ein Verhältniß des menschlichen Lebens so ungeeignet ist, von Vergehen abzuhalten und zum Guten den Willen zu stärken, als eben die Laufbahn des Findlings und seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft. Von seiner zartesten Kindheit an ist er Miethlingen überantwortet, bei welchen nur selten die natürliche Gutmüthigkeit und das höhere Pflichtgefühl über die Rohheit der Sitten und der Gesinnung so weit obwalten wird, um ihn vor gänzlicher Vernachlässigung und selbst vor positiven Mißhandlungen zu schützen. Erziehen solche Menschen ihre eigenen Kinder oft elend genug, was ist von ihnen zu erwarten für einen Fremden, der nur in so fern ein Interesse für sie hat, als er für das geringe Kostgeld wenig ißt und geringe geistige und körperliche Mühe macht? Dazu nehme man die wohl in der Regel eintretende erbitternde Verhöhnung der Familien- und Schutzlosen durch ihre Gespielen und alle ihre Umgebung. So frühe als möglich aus der öffentlichen Verpflegung entlassen und ohne einen weitern Anspruch an dieselbe, welcher die bisherige Last nur zu lange schon währte, nur selten von den bisherigen Pflegeeltern in ihre Familien aufgenommen, stehen die Unglücklichen in der Welt, ohne irgend eine theilnehmende Seele, ohne Scheu, durch ihre Fehler Eltern, Geschwister, Verwandte zu betrüben, oder einen ehrenwerthen Namen zu beflecken, ohne irgend eine Unterstützung in Verlegenheit und Noth, ohne einen Heller Vermögen. Wer wird läugnen wollen, daß unter diesen Umständen ein Abweichen von dem rechten Wege wahrscheinlich, daß selbst ein völliges Versinken nur allzusehr motivirt ist, und daß selbst die gewöhnlichste Erziehung der Kinder armer Familien immer noch weit mehr Elemente eines rechtlichen und sittlichen Gedeihens enthält? — Dem entsprechen denn aber auch die Thatsachen, so weit sie uns bekannt sind. Daß die große Menge der in den Findelhäusern gewesenen Mädchen ein höchst ausschweifendes Leben führe, bestätigt Parent-Duchatelet. Eben so ist bekannt, daß unter den Landstreichern und gewerbmäßigen Dieben viele Findlinge sind; in Belgien waren unter 16,878 Gefangenen in den Centralgefängnissen nicht weniger als 594 Findlinge.

Am wenigsten endlich ist der Vorwurf gerecht, welchen die Anhänger der Findelhäuser in dem Bewußtseyn der unerschwinglichen

Unkosten dieser Anstalten unserem Systeme zu machen lieben, nämlich daß wir uns durch Berufung auf die Nothwendigkeit einer verständigen Armenpflege, der Pflicht, für die nothleidenden Brüder zu sorgen, namentlich den unschuldigen Kindern ihr hartes Loos zu versüßen, zu einem bedeutenden Theile gleisnerisch zu entziehen wissen. Nichts ist ferner von unserm Sinne und von den besten Beweisen desselben, unsern Handlungen. Hier spricht allzulaut der in den germanischen (nicht auch in den romanischen) Ländern fast allgemein durchgeführte Grundsatz, daß jede Gemeinde für ihre Armen zu sorgen hat; es sprechen die zahlreichen Waisenhäuser, die bedeutenden Summen, welche nach gepflogener Untersuchung des eigenen Unvermögens für die Erhaltung armer Kinder gegeben werden. Besonders aber dürfen wir uns auf jene zahlreichen Anstalten und Vereine zur Erziehung verwahrloster Kinder berufen, welche lediglich durch die eben so umfangreiche als richtig überlegende Wohlthätigkeit von Privatpersonen gestiftet, mit frommem, aufopferndem Sinne unterhalten werden, und welche — wie namentlich die württembergischen Anstalten dieser Art — selbst die anerkennende Aufmerksamkeit unserer überrheinischen Nachbarn auf sich gezogen haben. Nein, nicht um einer Pflicht sich zu entziehen, legen die germanischen Völker keine Findelhäuser an, sondern weil sie in blinder und sogar entsittlichender Geldverschwendung keine richtige und bewußte Pflichterfüllung finden. Sie sind der Ansicht, daß zwar wohl die linke Hand nicht wissen soll, was die rechte thue, daß aber wohl diese selbst es wissen müsse.

Hiermit dürfte wohl der Beweis geliefert seyn, daß die dem germanischen Systeme gemachten Vorwürfe theils thatsächlich nicht begründet sind, theils sogar das romanische System in einem noch höheren Grade treffen. Ein Grund also, von dem richtigen Principe abzuweichen, ist an und für sich nicht vorhanden. Allein jede Lust dazu muß bis auf die letzte Spur verschwinden, wenn man diejenigen üblen Folgen ins Auge faßt, welche das romanische System zum wahren Fluche für die von ihm angesteckten Länder machten, trotz aller National-Vorurtheile doch am Ende durch ihr unabweisbares Daseyn die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, und immer mehr und mehr die denkenden Köpfe gegen dasselbe vereinigen. Es sind aber diese Nachtheile theils sittlicher, theils wirthschaftlicher Art.

In sittlicher Beziehung haben wir uns übrigens vor Allem zu hüten vor einem ungerechten Vorwurfe. Es ist nämlich ohne Zweifel wohl Jeder geneigt, einen ungünstigen Einfluß der Findelhäuser auf die Geschlechtsverhältnisse anzunehmen. Weit wenigere Rücksichten, denkt man nämlich, sprechen in einem Lande für die Enthaltsamkeit besonders des weiblichen Geschlechtes, wo der Staat selbst den größten Theil der materiellen Folgen der Ausschweifungen abnimmt und somit außerehelichen Genuß und namentlich Concubinat erleichtert. Hier täuscht man sich aber doch, und es verhält sich, wie anderer Seits mit der vermuthlichen Vermehrung der Kindsmorde bei dem germanischen Systeme. Das Wahrscheinliche ist nicht die Wahrheit. Genaue statistische Untersuchungen zeigen, daß die Zahl der unehelichen Geburten keineswegs in den Ländern des romanischen Systems größer ist, als in den Ländern ohne Findelhäuser. Während nämlich z. B. in Frankreich auf 100 Geborene nur 7,5, in Portugal 10, in Neapel und Sicilien 4,4 Uneheliche kommen, beträgt die Zahl in Preußen 7,4, in Hannover 8,4, in Schweden 7,4, in Württemberg und Sachsen über 13, im Großherzogthum Hessen 17,5, in Baiern gar 20. Auch mag hier die Erfahrung angeführt werden, daß in Frankreich diejenigen Departements, welche die meisten Anstalten zur unbemerkten Aufnahme von Findelkindern (tours) haben, keineswegs diejenigen sind, welche die meisten unehelichen Geburten zählen, und umgekehrt. Daß die Findelhäuser ganz ohne Einwirkung seyen, ist nun zwar allerdings auch bei diesen geringeren Zahlen nicht anzunehmen; allein es ist klar, daß andere weit wichtigere Ursachen auf die geschlechtlichen Verhältnisse der Völker viel bedeutender einwirken, und daß somit die Findelhäuser jedenfalls nur eine untergeordnete Stellung in dieser Beziehung einnehmen. — Dagegen aber ist eine andere sehr wichtige sittliche Folge nicht zu läugnen, nämlich die durch diese Anstalten veranlaßte Auflösung der Familienbande. Es war immer bekannt, ist aber erst durch die neuen Erforschungen der Zahlenverhältnisse noch genauer erkundet worden, daß keineswegs bloß uneheliche Kinder den Findelhäusern übergeben werden, sondern vielmehr ein bedeutender Theil der Findlinge aus gesetzlichen Ehen stammt. Nach den Berechnungen der Administration der Pariser Hospitäler ergiebt sich nämlich für die Jahre 1804 bis 1833 ein Durchschnitt von 8 ehelichen Kindern unter je 100

Findlingen (im Jahr 1832 stieg die Zahl auf 14); in Poitiers beträgt der Durchschnitt für die Jahre 1806—1836 11 von 100; in Parthenay betrug in den Jahren 1830—1835 die Zahl 5 von 100; an zwei andern Orten 9 und 12. An manchen Orten geht sogar die Unnatur so weit, daß mehr eheliche als uneheliche Kinder den Findelhäusern übergeben werden. Namentlich ist dies der Fall in gewissen Fabrikorten. Und zwar versichern sehr wohl unterrichtete Männer, daß die Eltern solcher Kinder keineswegs immer zu den ärmsten gehören. Einzelne schaudererregende Beispiele von Rohheit und Gewissenlosigkeit werden uns in dieser Beziehung erzählt. Mag nun allerdings auch ein Theil dieser den Findelhäusern übergebenen ehelichen Kinder später von den Eltern wieder zurückgefordert und dadurch wenigstens das Unrecht in etwas wieder gut gemacht werden, so ist dies doch, wie Zahlen beweisen, weit nicht bei allen der Fall. * Nun aber läßt sich doch nicht eine größere Depravation, ein empörenderes Mißachten aller sittlichen Pflichten denken, als eine solche Ueberlassung der ehelichen Kinder an ein Findelhaus. Um sich die Mühe und die Kosten der Erziehung zu ersparen, setzen diese gewissenlosen Eltern ihre Kinder nicht nur einer bedeutenden, wenigstens um das doppelte stärkeren, Todesgefahr aus, sondern sie überantworten sie den so leicht möglichen Mißhandlungen von Miethlingen, einer wahrscheinlich schlechten Erziehung, einer völlig hülflosen und unbewachten Jugend, somit der offenbarsten Gefahr sittlichen Unterganges; sie berauben sie jedes Anspruches auf Verwandtenliebe, jeder Möglichkeit einer Erbschaft, ja selbst ihres Namens. Und hierzu gibt der Staat Gelegenheit, bringt schwere Opfer! Ein schlechtes Entschuldigungsmittel aber ist es, wenn man berechnet, daß z. B. in Frankreich diese in die Findelhäuser geworfenen ehelichen Kinder nur etwa den hundertsten Theil der gesammten e h e l i c h e n Geburten ausmachen.

---

* In ganz Frankreich wurde in den Jahren 1824—1833 etwa der zehnte Findling von den Eltern oder dritten Personen wieder abgefordert; in Paris rechnet man jedoch im Durchschnitte nur auf die Abforderung des hundertsten; in Belgien ist es der achtundzwanzigste. Dabei ist überdies wohl zu bemerken, daß unter den abgeforderten eben so gut uneheliche als eheliche sind, so daß sich die Zahl der wieder zurückgeforderten ehelichen Kinder auf ein Minimum beschränkt.

Ist dieses Verhältniß nicht bedeutend genug? Und würde Jemand wagen, von irgend einer andern Unordnung im Staate, z. B. von einer Räuberbande, entschuldigend anzuführen, sie verschlinge jährlich nur ja den hundertsten Theil der Bevölkerung? Nach den Bestimmungen des deutschen Bundes wird etwa jährlich der fünfhundertste Theil der Bevölkerung zu den Waffen gerufen. Wenn nun diese Ausgehobenen alljährlich sammt und sonders physisch und sittlich zu Grunde gingen, würde sicher dies Niemand gleichgültig finden; in den Findelhäusern aber ist das Verhältniß der ehelichen Kinder zur Gesammtbevölkerung sogar noch ein fünfmal stärkeres. Wir sind aber berechtigt, diese höchst üble Folge des romanischen Systems als eine mit demselben wesentlich verbundene zu betrachten, weil offenbar das einzige denkbare Mittel gegen die Ueberlieferung ehelicher Kinder eine der Aufnahme vorangehende Untersuchung aller Verhältnisse wäre, diese aber der ganzen Idee der Findelhäuser so zuwider ist, daß sie vielmehr ein völliges Aufgeben derselben und ein Uebertreten zum germanischen Systeme genannt werden müßte. — Wäre gegen die Findelhäuser nichts einzuwenden, als nur diese Gelegenheit zur Aufgebung ehelicher Kinder, sie müßten schon als eine verderbliche Anstalt verlassen werden.

Hierzu kommen aber noch die wirklich ungeheuren *wirthschaftlichen* Opfer, welche diese blinde und ununterschiedene Unterstützung verlassener Kinder dem öffentlichen Wesen verursacht. Nicht nur ist die Zahl der Findelkinder an sich schon sehr groß, sondern, was noch schlimmer ist, sie wächst überall und stetig in solchen Verhältnissen, daß die Kosten unerschwinglich zu werden drohen. Die Belästigung ist so groß, daß selbst in solchen Ländern, welche aus National-Vorurtheil und National-Eitelkeit für das System der Findelhäuser sehr eingenommen waren, eine ernstliche Reaction eingetreten ist, und man sich um Hülfe gegen das vorhandene und noch mehr gegen das künftige noch größere Uebel umzusehen begonnen hat. Ist man doch für Mißstände, welche den Geldpunkt betreffen, sehr empfindlich, und bei ihnen von der Nothwendigkeit einer schnellen Abhülfe früher überzeugt, als bei bloß sittlichen Uebeln. Dies ist namentlich in Frankreich der Fall, wo theils die Beschlüsse und Klagen sehr vieler Departementalräthe, theils die Preisfragen mehrerer Provinzial-Akademien (in Bourg

Macon und Nismes) und der Gesellschaft für wohlthätige Anstalten in Paris das Gefühl der Noth bezeugen, sogar schon mehrerlei bedeutende und weitgreifende Maaßregeln der Verwaltung den festen Entschluß Hülfe zu schaffen beweisen. Es ist der Mühe werth, diese Thatsachen und Plane etwas näher zu betrachten, da sie viel zur festen und richtigen Ansicht in der Sache beitragen; denn wenn schon aus Mangel an näheren Nachrichten nicht auch von allen übrigen Ländern des romanischen Systems ähnliche Erfahrungen nachgewiesen werden können, so darf doch, weil dieselben Ursachen im Wesentlichen dieselben Folgen überall haben müssen, ein allgemeiner Schluß aus den französischen Zuständen mit Recht gemacht worden.

Was vorerst die steigende Zahl der Pfleglinge betrifft, so berechnete man, daß im Jahr 1784 etwa 40,000 Findelkinder in Frankreich waren; im Jahr 1798 waren sie auf 51,000 gestiegen; im Jahr 1818 waren ihrer 98,100, im Jahr 1833 berechnet man sie auf 119,930. Die genauen Nachweisungen einzelner Findelhäuser zeigen dieselbe, zum Theile selbst eine noch weit größere Vermehrung. Im Jahr 1670 kamen in Paris nur 312 Aufnahmen vor; 1680 waren ihrer schon 890; 1730 stiegen sie auf 2401; 1790 auf 5700; 1829 auf 7850; 1833 wenigstens auf 8136. Im Hospital von Lyon betrug die Zahl der aufgenommenen Kinder im Jahr 1700 nur 582; im Jahr 1760 schon 863; 1780 waren 1535; 1820 aber 1681, und im Jahr 1836 gar 1865. In beiden Fällen schwankte die Zahl zuweilen, namentlich kamen sehr viel weniger Aufnahmen während der Revolution vor; hauptsächlich wohl wegen der damaligen Zerrüttung der öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten und der daraus folgenden schauderhaft schlechten Verpflegung der Kinder; allein wenn die künftige Vermehrung den wesentlichen Gang des bisherigen Zuwachses einhält, — und es ist kein Grund vorhanden hieran zu zweifeln, wenn das System aufrecht erhalten wird, — so würde Frankreich in 25 Jahren etwa 250,000 Findlinge zu verpflegen haben. Daß aber diese Vermehrung nicht aus rein örtlichen und nationellen Ursachen herrührt, sondern aus der Einrichtung selbst, beweist das Beispiel von Belgien. In den Jahren 1815—1822 stieg auch hier die Mittelzahl der in die Findelhäuser aufgenommenen Kinder von 10,953 auf 12,700, und zwar war im letzten Jahre nicht einmal die höchste

Zahl, da im Jahr 1820 ihrer sogar 13,366 waren. Die Vertheidiger der Findelhäuser, namentlich der Abbé Gaillard, haben gegen diese Zahlenerhöhung anzuführen gesucht, daß auch die Bevölkerung sehr gestiegen sey, und somit das Verhältniß der Findelkinder zu der Gesammtzahl des Volkes jetzt ein kleineres sey, als die nackte Zahl, verglichen mit früheren Zahlen, darstelle. Diese Bemerkung ist allerdings richtig, allein sie reicht doch weit nicht aus, um den Unterschied zu entfernen. Wenn man z. B. bei Anfang der Revolution die Bevölkerung von Frankreich auf etwa 24 Millionen schätzte, sie aber in der hier besprochenen Periode um 8 Millionen zugenommen hat, so sollte offenbar im Jahr 1833 die Gesammtzahl der Findelkinder nur etwas über 53,000, nicht aber 120,000 betragen. Der Grund muß somit anderswo liegen, und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht namentlich zwei Umstände wesentlich mitgewirkt haben. Einmal darf wohl angenommen werden, daß je länger eine öffentliche Anstalt besteht, welche den Eltern ihre Kinder abzunehmen sich anbietet, und je länger dieselbe in weiten Kreisen wirklich benützt wird, desto mehr auch immer die natürliche Scheu vor der unsittlichen Handlung der Verlassung des eigenen Kindes abnimmt. So etwas wirkt in geometrischer Progression. Zweitens aber trägt gewiß die bedeutende Verbesserung der Verpflegung der Findelkinder, namentlich die jetzt bei weitem größere Lebenswahrscheinlichkeit derselben, zur häufigeren Benützung der Anstalt bei. Gar manche Mutter, welche ihr Kind einem fast sicheren Tode nicht bloßgegeben hätte, wagt jetzt eine Entäußerung desselben, da doch einige Glücksfälle für dasselbe bestehen. Bewahre uns der Himmel, daß wir deshalb gegen diese Verbesserung sprechen; allein daß die Folgen derselben auf eine falsche Grundlage des ganzen Systems hinweisen, mag doch immerhin bemerkt werden.

Natürlich nahmen dann auch die Kosten der Verpflegung in demselben Verhältnisse zu. Bei der Gründung des ersten Findelhauses in Frankreich rechnete man auf eine jährliche Ausgabe von 40,000 Fr.; bald aber stieg dieselbe weit über alle Voranschläge hinaus, und als der Staat, durch diese Noth veranlaßt, die Beitragspflicht regelmäßig vertheilte, der Gesammtheit, den Departements und den Gemeinden ihren Theiler zuschrieb, so wurde aus übel ärger, eben wegen der Sicherung der Unterhaltungsmöglichkeit.

Nach und nach beliefen sich die Gesammtkosten für Frankreich auf mehr als 10 Millionen Franken jährlich (1824 auf 9,800,212; 1832 auf 10,258,800), und in den Jahren 1824 bis 1833 wurden 97,775,613 Franken ausgegeben, von welchen die Findelhäuser aus eigenem Vermögen etwa 11½ Millionen, die vom Staate angewiesenen Mittel (Strafen u. s. w.) 2 Millionen, die Gemeinden 21½ Millionen, die Departements aber gegen 60 Millionen bezahlten. Das Departement der Rhone, mit Lyon, hat jährlich etwa 700,000 Franken (1824 noch 560,040, 1832 aber 708,041) zu diesem Zwecke auszugeben; in Paris steigt es jährlich über 1,600,000 Franken. Und zwar ist diese Vermehrung eingetreten, obgleich die Verpflegung des einzelnen Kindes jetzt nicht unbedeutend wohlfeiler bestritten wird, so z. B. in Lyon im J. 1833 mit 66 Fr. 87 Cent. jährlich, während 1826 noch 83 Fr. 46 Cent. bezahlt wurden; in Paris aber 1824 noch 119 Fr. 82 Cent., im J. 1833 nur 104 Fr. 45 Cent. nöthig waren. — Die Folgen dieser schweren und immer steigenden Last sind aber, daß die Departements für den Volksunterricht das Genügende nicht zu thun vermögen, daß sie die Straßen, die öffentlichen Denkmale nicht unterhalten, für Förderung des Ackerbaues nichts thun können, oder daß sie die Steuerpflichtigen mit Zusatz-Centimen zu erdrücken genöthigt sind.

Kein Wunder, daß man sich nach Hülfe umsieht. Leider sind die bisher gewählten Mittel kaum von der Art, daß sie einen wesentlichen Einfluß ausüben können, da sie den Grundfehler des ganzen Systemes unangetastet lassen. Sie bestehen nämlich einmal in der Verminderung der Zahl der Aufnahme-Cylinder (tours), und zweitens in der Versetzung der Findlinge in entferntere Gegenden. Durch die erstere Maaßregel soll natürlich die Gelegenheit zur Uebergabe von Findlingen erschwert werden, indem jetzt eine entferntere Reise nothwendig wird. Die andere Einrichtung dagegen hat zum Zwecke, die verschiedenen Machinationen abzuschneiden, durch welche die Mütter von Findelkindern es dahin zu bringen wußten, daß gerade ihnen ihre eigenen Kinder wieder in die Kost gegeben wurden. Es soll ihnen selbst die Leichtigkeit einer unmittelbaren Beobachtung derselben entzogen werden, wodurch man nicht nur eine Verminderung der Zahl der Aussetzungen, sondern selbst die Zurücknahme manches Findlings durch seine Eltern zu

bewerkstelligen hofft. Unzweifelhaft sind beide Mittel nicht ganz wirkungslos geblieben, und namentlich hat eine strenge Durchführung der letztern Maaßregel in manchen Departements eine bedeutende Anzahl von Rücknahmen veranlaßt. Allein es fällt in die Augen, daß Beides doch nur Palliative sind, und zwar begleitet von übeln Nebenwirkungen. Die bloße Verminderung der Zahl der Aufnahme-Cylinder verhindert bei entschiedenem Willen die Aussetzung des Kindes keineswegs, sondern nöthigt nur zu weiteren Reisen mit dem zu verlassenden Kinde. Hierunter hat aber nur das letztere zu leiden, und nicht selten wird es bei schlechtem Wetter und bei Kälte die Maaßregel mit dem Leben zahlen müssen. Davon nicht zu reden, daß es doch eine offenbare Inconsequenz ist, die Pflicht des Staates zur unbedingten und ununtersuchten Aufnahme auszusprechen und im Grundsatze aufrecht zu erhalten, die Möglichkeit der Ausübung aber mechanisch zu vermindern; ferner, daß eine Ungleichheit unter den Bewohnern verschiedener Oertlichkeiten eingeführt wird, welche doch alle gleiche Ansprüche an die öffentlichen Anstalten haben, indem alle gleichmäßig zu ihrer Erhaltung beitragen müssen. Die Verpflanzung der Findlinge in entferntere Gegenden aber hielt eines Theiles diejenigen, welche sich um das Schicksal ihrer Kinder nicht weiter bekümmern wollen und können, nicht von der Uebergabe derselben an die öffentliche Verpflegung ab; anderer Seits verletzt sie das Gefühl als eine Grausamkeit. Es ist hart für die Eltern und für die Kinder, durch eine solche Berechnung getrennt zu werden, und es gereicht Niemand zum Vortheile, wenn einer Mutter die Pflege ihres Kindes entzogen und dasselbe einer Fremden übertragen wird. Hier zeigt sich der Fehler der Grundlage. Man nehme keine Kinder in öffentliche Verpflegung, wenn es nicht nöthig ist; wenn aber einmal die Noth dazu zwingt, so ist es doch natürlicher und menschlicher, daß die Mutter mit der Erziehung beauftragt wird, als ein Miethling.

Offenbar bleibt kein anderes Mittel übrig, als das Verlassen des ganzen Systems. Will und kann ein Staat die Last nicht mehr tragen, welche er sich durch die Aufstellung des Grundsatzes zugezogen hat, es sey ohne Untersuchung jedes verlassene Kind auf öffentliche Kosten zu erziehen, so wage er es offen zu gestehen, daß dieser Gedanke an sich falsch, daß er in seinen Folgen unerträglich sey. Er gebe das ganze System auf, schließe alle Findelhäuser

für immer, und ertheile dagegen den zur Armenpflege bestimmten Behörden die nöthigen Anweisungen, in welchen Fällen sie hülflosen Kindern eine Unterstützung angedeihen lassen können. Natürlich alles dieses unter der Voraussetzung, daß die Gesetzgebung das Aussetzen eines Kindes für ein Verbrechen erkläre und mit strenger Strafe belege. — Es ist kaum begreiflich, wie solche Männer, welche die ganze Last und die fernere Unerträglichkeit des romanischen Systems einsehen und beklagen, doch am Ende, wenn von Abhülfemitteln die Rede ist, sich im Widerspruche gegen alle ihre Vordersätze sperren können, den einzig möglichen Weg einzuschlagen, wie namentlich die HH. Terme und Monfalcon nach ihrer ganzen klaren Darlegung der Geschichte und der Statistik dieser Frage die Meinung hegen können, als sey das romanische Princip in der Hauptsache beizubehalten, und nur anstatt der Aufnahme durch die Dreh-Cylinder eine Annahme durch eine Behörde anzuordnen. Dies ist ja der geradeste Widerspruch, welcher sich denken läßt.

Doch überlassen wir unsern Nachbarn, sich aus der Verlegenheit zu helfen. Es fehlt ihnen ja sonst nicht an der praktischen Anstelligkeit, und sie sind am Ende auch nicht der Art, daß sie fort und fort eine unerschwingliche Last tragen, bloß weil einmal die Einrichtung dazu gemacht ist. Sie haben das Beispiel der germanischen Staaten vor sich, namentlich den Vorgang von England, welches sich nach langen vergeblichen Versuchen und, nachdem es ebenfalls das Uebel immer schlimmer werden sah, kurzweg entschloß, die ganze Einrichtung der Findelhäuser aufzugeben, und welches sich, trotz seiner unermeßlichen Hauptstadt und der zu dieser Größe in Verhältniß stehenden Maaße von Elend und Unsittlichkeit, bei diesem Entschlusse sehr gut befindet. Sie können sich auf Rußland stützen, welches außer seinen, französischen Mustern nachgebildeten, Findelhäusern in den beiden Hauptstädten seit 1808 keine neuen duldet. Und widerstrebt es der gallischen Eitelkeit, offen einzugestehen, daß das Gefühl und der Verstand der germanischen Völker von jeher eine einfach richtigere Ansicht von einem bestimmten Gesellschafts-Verhältnisse hatte, so wird sich, wie schon in manchem andern Falle, eine verschiedene Form, wenigstens eine eigenthümlich lautende Formel, finden lassen, welche die Veränderung nicht als eine Nachahmung, das Wiederausgeben nicht als

einen Rückschritt erscheinen läßt. Den Proletariern aber muß eine gewissenhafte Untersuchung der einzelnen Nothfälle und eine zureichende Unterstützung bei wirklicher Noth die Ueberzeugung beibringen, daß nicht auf eine Verkürzung ihrer Ansprüche an die Gesellschaft, sondern im Gegentheile auf eine Erleichterung der öffentlichen Lasten und auf eine Unterstützung da, wo sie wirklich Noth thut, abgesehen wird.

Uns aber ist es gestattet, mit dem Gefühle der Selbstzufriedenheit auf unsere Zustände in dieser Beziehung hinzublicken. Wir unterstützen die Armuth, wo sie sich wirklich findet; wir suchen namentlich der hülflosen Kindheit ihr hartes Loos nach Möglichkeit zu erleichtern, indem wir für die ersten Jahre der Mutterliebe die Mittel zur Pflege reichen, zu einer bessern Erziehung in den folgenden Jahren so viel als möglich die Gelegenheit in öffentlichen Waisenhäusern oder in den vielen durch Privatwohlthätigkeit geschaffenen Rettungsanstalten anweisen. Es ist somit unser Bestreben, diejenigen, welche die Ungunst des Schicksals und namentlich der Mangel einer genügenden häuslichen Bildung in die Gefahr völligen Untergangs gesetzt hat, zu nützlichen und zufriedenen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft zu bilden. Dagegen dulden wir nicht, daß Rohheit und gemeine Selbstsucht die Erfüllung ihrer Pflichten auf Andere abwälzen; und wir glauben nicht, daß die erste Forderung einer Unterstützung, namentlich wenn sie in der Form einer brutalen Selbsthülfe auftritt, auch wirklich ein Recht gebe, ehe die nähere Untersuchung die Nothwendigkeit erkundet hat; und wir weigern uns, solche Einrichtungen zu treffen, welche, die tiefste Entsittlichung zur Folge habend, der bürgerlichen Gesellschaft eine Horde isolirt stehender, nicht selten mit der Verzweiflung ringender Parias zuziehen. Allerdings bleibt bei uns auch hier die That noch vielfach hinter dem Willen, die Ausführung hinter der Theorie zurück; allein wir dürfen ohne eitles Selbstlob sagen, daß Vieles geschieht, und wir können mit Grund hoffen, daß das bestehende System immer mehr ausgebildet und vervollkommnet werden wird. Nichts wäre daher verkehrter, als wenn wir auch in dieser Sache unserer Nachahmungslust den Zügel schießen und in verächtlicher Verehrung des Fremden, bloß weil es fremd ist, uns hinreißen lassen würden, Einrichtungen bei uns einzuführen, welche anderwärts bereits zur größten Last geworden sind und welcher

wieder los zu seyn das Bestreben der Einsichtsvollsten unter den Ausländern ist. Lasse man sich doch durch das Schaumgold einer falschen Menschenliebe nicht täuschen, sie führt nur zu übertünchten Gräbern, und zwar dieses Wort in dem buchstäblichsten Sinne genommen. Wir sind in dieser Angelegenheit die Besseren und die Verständigeren; wir dürfen also wohl auch den Muth haben, uns dieses zu gestehen und dabei zu verharren.

R. Mohl.

Die Statistik der Kultur
im
Geiste und nach den Forderungen
des
neuesten Völkerlebens.

„Unser Wissen ist Stückwerk," sagte der Apostel Paulus, und wieder sind achtzehn Jahrhunderte verflossen, die den Spruch des Weisen beglaubigt haben. Von der steigenden Welle gehoben, glaubt der Mensch, der stolze Schwimmer im Zeitenstrome, Vergangenheit und Zukunft mit freierem Blicke zu umfassen, und hinabgeschleudert, sieht er sich von neuem Dunkel umgeben. Aber ihm schwindet nicht die Zuversicht, daß ihn die nächste Woge zu lichteren Räumen hebt; nicht der Glaube an die Wahrheit, die ihn frei machen wird, und nicht das Gefühl der wachsenden Kraft im Ringen nach der Wahrheit. Der schaffende Menschengeist treibt auch im Organismus der Wissenschaften stets frische Zweige hervor und hofft von diesen die Frucht der Erkenntniß zu brechen, die ihm die anderen Zweige nur verheißen, aber nicht zur Reife gebracht haben. Eine solche junge Wissenschaft, in aufsteigender Bewegung, in raschem Wachsthum begriffen, ist die Statistik. Sie hatte einen dürftigen, kümmerlichen Anfang und wurde von Vielen fast verächtlich bei Seite gestoßen; weil sie zwar zahlreiche Kärrner in ihrem Dienste hatte, die ihr den leblosen Stoff zusammenfuhren, aber wenige Baumeister, die ihn zum Ganzen gefügt und gegliedert

hätten. Nur auf das Materiellste im Völkerleben, auf das derb Handgreifliche gerichtet, hat sie mit leeren Formeln, mit todten Ziffern und Zahlen, mit unersprießlichem und trockenem Tabellenwesen begonnen. Sie hatte einen Körper, in dem sich noch keine Seele offenbarte. So gehört auch das neugeborne Kind nur der Körperwelt an und wird noch kaum das Interesse Anderer erwecken, als Derjenigen, die es erzeugt haben, die es nähren und pflegen. Aber die Theilnahme erweitert sich, wenn in den ausdrucksvoller werdenden Gesichtszügen der reifende Geist sich verkündigt. Diese Bildungsstufe hat jetzt die Statistik beschritten. Ihre Physiognomie, vom Charakter der neueren Zeit ausgeprägt, hat sich belebt; sie verspricht eine Zukunft und wenn sie noch die Mängel der Jugend hat, so hat sie doch auch ihre Reize. Was sich von ihr erwarten läßt, welche Aussichten sie öffnet, welche Stellung im Gebiete der Wissenschaften sie behauptet, welche Aufgaben im Interessen des neueren Völkerlebens ihr vorliegen, darauf soll im Folgenden kurz hingewiesen werden.

Die Statistik beschäftigt sich mit der Betrachtung von Staatskräften, die zu einer *bestimmten* Zeit innerhalb bestimmter *politischer* Grenzen vorhanden sind; mögen diese nun die Gesammtheit aller Staaten oder einzelne Staaten, oder besondere Bestandtheile derselben nach ihrer politischen Gliederung in Gemeinden, Provinzen u. s. w. umfassen. Alles, was Veränderungen hervorbringt, heißt uns Kraft, und Staatskräfte sind diejenigen, die der politischen Vereinigung einer Mehrheit von Menschen *zum* Staate, oder *im* Staate angehören. Aus ihrer Wirkung müssen wir sie erkennen. Die Wirkung der Staatskräfte zu einer bestimmten Zeit ist der *Zustand*, den sie hervorgebracht haben. Die Betrachtung desselben, um hiernach die Summe vorhandener Staatskräfte kennen zu lernen, ist also ein Theil der Aufgabe der Statistik. Allein sie ist nur ein *Theil* ihrer Aufgabe. Dadurch allein, daß wir die zu einer gewissen Zeit und in gewissem Umfange vorliegende Wirkung der Staatskräfte ins Auge fassen, erfahren wir noch nichts über die eigentliche Bedeutung derselben; denn wir wissen dann noch nicht, wie sie früher gewirkt haben und — um was es hauptsächlich gilt — welcher weiteren Veränderungen im Zustande der Staaten wir uns gewärtigen müssen. Um uns über ihre Bedeutung klar zu werden, müssen wir frühere mit späteren Wirkungen,

ältere mit jüngeren Zuständen vergleichen, um hiernach die Gesetze ihrer Wirksamkeit kennen zu lernen. Giebt es doch überhaupt im Völkerleben nichts Bleibendes, als das Gesetz seiner Bewegung, dieses einzig Wesentliche in dem Status, den die Statistik zu schildern hat. Die bloße Summirung der in diesem oder jenem Momente vorhandenen Wirkungen der Staatskräfte und das Wissen dieser Summe, die mit jedem folgenden Momente sich verändert, ist nur ein unfruchtbares Nichtwissen, wenn wir nicht zugleich den Gang der Veränderung begreifen. Wohl hat man schon lange die Darstellung des positiven Rechts im Staate als eine der Aufgaben der Statistik erkannt; aber noch viel zu wenig hat man hervorgehoben, daß die Erfassung des Naturgesetzes in der Entwicklung der gesellschaftlichen Zustände, wovon das positive Gesetz nur als ein veränderlicher, mehr oder minder unvollständiger Ausdruck erscheint, ihr höheres Ziel ist. Nur im Fortschritte zu diesem Ziele wird sie zur wahren Wissenschaft und kann sie eben dadurch praktische Wichtigkeit gewinnen. Wir mögen dann aus Dem, was da war und da ist, auf Das schließen, was kommen kann und kommen wird; wir lernen zugleich unsere besondere Stellung im Verhältnisse zur Gesammtentwicklung begreifen und mögen hiernach ermessen, wie wir von unserem individuellen Standpunkte aus, im Interesse der Gesammtheit, in diese Entwicklung eingreifen dürfen und sollen. Und so bestimmt sich denn der Begriff der Statistik, als eine Darstellung der zu einem bestimmten Zeitpunkte innerhalb eines gewissen Umfangs vorhandenen Staatskräfte und der Gesetze ihrer Wirksamkeit, in der Art, daß bei dieser Darstellung das wesentlich Gleichartige nach allgemeinen Gesichtspunkten zusammengefaßt wird. Auch dieses Letztere, das Zusammenfassen des Gleichartigen, gehört mit in den Begriff der Statistik, da hierdurch das Wesentliche ihrer Darstellungsweise und das Unterscheidende von andern, sie begrenzenden Wissenschaften hervorgehoben wird.

Hieraus ergeben sich nun einfach und natürlich verschiedene Eintheilungen unserer Wissenschaft. Nach dem bloß formalen Eintheilungsgrunde der Zeit und des Raums, mag man auch in der Statistik, wie in der Geschichte, eine alte, mittlere und neue unterscheiden; oder eine allgemeine und besondere, insofern die letztere nur einen einzelnen Staat im Gegensatze mit allen Staaten, oder

auch nur einen politischen Bestandtheil eines besondern Staats zum Gegenstande hat. Aber auch in sich selbst sind die im Staate wirkenden Kräfte verschieden, je nachdem sie vorzugsweise dem Gebiete der materiellen, der intellektuellen oder sittlichen Kultur angehören; und innerhalb eines jeden dieser größeren Gebiete menschlicher Thätigkeit lassen sich noch weiter, nach vielfachen Richtungen hin, besondere Unterarten erkennen, in gleicher Weise, wie man am menschlichen Körper und im menschlichen Leben besondere Glieder und besondere Funktionen unterscheidet. Hiernach kann noch in einem andern Sinne von einer allgemeinen und einer besonderen Statistik die Rede seyn, je nachdem alle Staatskräfte oder nur gewisse Arten ins Auge gefaßt werden. Und darum kann sie in formaler Beziehung eine allgemeine, in materieller eine besondere seyn. So läßt sich z. B. von einer allgemeinen Statistik eines einzelnen Staats, oder selbst eines einzelnen Staatstheils sprechen, wenn die gesammten Kräfte innerhalb des einen oder anderen Umfanges geschildert werden; oder von einer allgemeinen Statistik des Handels, wenn sie sich zwar auf die Darstellung der commerciellen Kräfte, als einer besonderen Art beschränkt, aber in dieser Beziehung ihre Betrachtung auf alle Staaten ausdehnt. Ganz so umfaßt auch das weite Gebiet der Universalgeschichte eine Menge Geschichten, die bald als allgemeine, bald als besondere bezeichnet werden, je nach dem Standpunkte, von dem man gerade ausgeht.

Noch schärfer tritt der eigenthümliche Bereich der Statistik und der wissenschaftliche Charakter ihrer Thätigkeit hervor, wenn wir sie im Verhältnisse zu den sie begrenzenden Wissenschaften, namentlich zur Geschichte, zur politischen Geographie und zur Politik betrachten. Die Geschichte schildert den Verlauf des Völkerlebens, also die Entwickelung von Kräften während eines gewissen Zeitraums. Die Statistik stellt ihre Größe und Wirksamkeit in einem gewissen Zeitpunkte dar. Jene lehrt uns also ein Werden und diese ein Gewordenes kennen, oder einen besondern Zustand im Wechsel der Zustände. Hierbei ist jedoch nie außer Acht zu lassen, daß der Zustand eines Staats nicht bloß in seiner äußerlichen Erscheinung besteht, sondern auch in den Kräften, wovon diese eine Wirkung ist, und in den Gesetzen ihrer Wirksamkeit. Dieses Verhältniß wurde schon von Schlözer sinnreich bezeichnet mit den

Worten: „Die Geschichte ist eine fortlaufende Statistik und die Statistik eine stillstehende Geschichte.“ Nur ist zu bemerken, daß uns die Geschichte auch mit Individuen, die bedeutend in den Gang der Ereignisse eingreifen, bekannt macht; daß man aber wenigstens den Namen „Statistik“ nirgends anwendet, wo es sich nur um individuelle Kräfte und Wirkungen handelt. * Dies hat Schlözer selbst an anderem Orte hervorgehoben, indem er die in Vereinigung wirkenden Kräfte, vires unitae, als ihren Gegenstand bezeichnet. — In ihrer weitesten Ausdehnung nach Zeit und Inhalt wird die Geschichte zur Universalgeschichte, oder zur allgemeinen Kulturgeschichte; so wie die Statistik zur allgemeinen Statistik der Kultur wird. Jede echte Universalgeschichte, auch wenn sie nur Thatsachen schildert, ohne besondere Betrachtungen einzuweben, ist zugleich Philosophie der Geschichte; denn die Einsicht in die Verkettung von Ursachen und Wirkungen muß ihr vorausgegangen, die Darstellung selbst muß ein Resultat dieser Einsicht seyn. Ganz dasselbe gilt von der allgemeinen Statistik der Kultur, die im gleichen Sinne eine Philosophie des Daseyns im Völkerleben, wie die Universalgeschichte eine Philosophie seines Werdens ist.

Auch die politische Geographie hat es, wie die Statistik, mit der Schilderung der zu einer bestimmten Zeit vorhandenen Zustände und Kräfte der Staaten zu thun. Allein sie betrachtet ihre Vertheilung im Raume und schildert also das Besondere im Staate, wo sie es antrifft. Die Statistik faßt hingegen die vertheilten Staatskräfte zusammen und stellt sie in idealer Einheit

---

* Wie das Wesen der ganzen Menschheit im Individuum, im Mikrokosmus, zur concreten Erscheinung kommt, so fällt auch mit der Geschichte des Individuums, oder der Biographie, das zusammen, was man als individuelle Geographie und als individuelle Statistik bezeichnen könnte. Wenn es der Biograph übernimmt, etwa die Größe und Gestalt seines Helden und vielleicht den räumlichen Umfang seiner Besitzungen zu schildern, so thut er in Beziehung auf das Individuum, was der Topograph und Geograph in Beziehung auf einzelne Orte, oder Provinzen, oder Staaten thut; und wenn er uns einen Begriff von seiner Körperstärke, seiner Geisteskraft und seinem Charakter zu einer gewissen Epoche gibt, so ist dies nichts Anderes, als eine Anwendung der Statistik auf das Individuum, eine Individualisirung dieser Wissenschaft. Die Sache bleibt also dieselbe, obgleich der Name verschwindet.

dar. So berichtet z. B. die Geographie von den verschiedenen Unternehmungen der Industrie, indem sie der Fabriken u. dgl. bei den Orten erwähnt, wo sie im Gange sind; während die Statistik die im Staate zerstreuten industriellen Kräfte unter gemeinschaftlichen Gesichtspunkten vereinigt. Da hiernach beide Wissenschaften ihren Stoff gemeinschaftlich haben und nur nach dem Zwecke und der hiervon abhängigen Behandlungsweise sich unterscheiden, so müssen zahlreiche Thatsachen zugleich da und dort Erwähnung finden. So wird uns z. B. die Statistik die Größe eines Staats in einer Summe von Quadratmeilen ausdrücken und hiermit ein Moment bezeichnen, wonach die Staatskraft mit bemessen werden muß. Weil aber die Bedeutung desselben zugleich durch die klimatischen Verhältnisse bedingt ist, wird sie zugleich auf die geographische Lage des Landes hinweisen, und es kann hierbei von keinem Eingriffe in das Wissenschaftliche der Geographie die Rede seyn, da sie ihrem Zwecke völlig treu bleibt. Eben so wird uns die Statistik, wie die politische Geographie, die Größe der Bevölkerung der verschiedenen Staaten kennen lernen und zwar jene wieder zu dem Zwecke, um ein Moment der Staatskraft hervorzuheben; diese aber um die Vertheilung der Bevölkerung im Raume, wonach jedem besonderen Staate ein gewisser Theil der Gesammtbevölkerung der Erde zukommt, anschaulich zu machen. Allein weiter, als dieselben Mittel den verschiedenen Zwecken dienen, haben die Behandlungsweisen beider Wissenschaften nichts miteinander gemein. Bei der Gemeinschaftlichkeit ihres Stoffs hat man jedoch ihre Grenzen nicht selten verwirrt, und besonders häufig hat sich die Geographie durch Eingriffe in das Gebiet der Statistik zu bereichern gesucht.

Endlich grenzt auch die Politik nahe an die Statistik. Indem uns aber die letztere mit dem Bestand der Staatskräfte zu einer gewissen Zeit bekannt macht, hat sie — streng genommen — immer einen Moment der Vergangenheit im Auge; denn erst muß etwas gegeben seyn, ehe sich das Vorhandene betrachten und darstellen läßt. Die Politik dagegen, in ihrem eigentlichen Sinne als Staatskunst, soll die Zwecke des öffentlichen Lebens und die wirksamsten Mittel zur Erreichung derselben kennen lernen. Sie lehrt also, wie man lenkend und leitend, fördernd oder hemmend, in die Entwicklung des öffentlichen Lebens eingreifen soll, und ist darum wesentlich auf die Zukunft des Völkerlebens gerichtet.

Wie scharf sich nun die Grenzen der genannten Wissenschaften ziehen lassen, so stehen sie doch als zunächst sich berührende Glieder im Gesammtorganismus der Wissenschaften in dem innigsten Zusammenhange, also daß sie sich gegenseitig als Hülfswissenschaft dienen, und daß zu weiterer Entwicklung die Eine von der Anderen geistigen Nahrungsstoff empfängt. So reicht die Geschichte, mit ihrer Schilderung des Werdens im Völkerleben, der Statistik ihren Stoff, damit diese das zu einer bestimmten Zeit Gewordene darstellend zusammenfasse und geistig durchdringe; während die Statistik, die Gesetze der Wirksamkeit der Staatskräfte entwickelnd, auch der Geschichte der ferneren Entwicklung zur Basis und zur Erklärung dient. Namentlich läßt sich voraussehen, daß die weitere Ausbildung der allgemeinen Statistik der Kultur den förderlichsten Einfluß auf die gleichfalls noch so junge Philosophie der Geschichte der Menschheit äußern wird. Wie wenig hatte sich doch noch diese letztere mit den Gesetzen des körperlichen Wachsthums der Völker, mit den Veränderungen in der Organisation der Arbeit und so manchem Anderen befaßt! Erst mußte die Statistik entstehen und als besondere Wissenschaft sich abgliedern, um auf manches Hochwichtige, was früher unbeachtet blieb, aufmerksam zu machen. So viel kommt darauf an, wieder einmal von einem neuen Gesichtspunkte aus in das reiche Menschenleben hineinzuschauen! In einem ähnlichen Verhältnisse stehen Statistik und Geographie, von welchen diese, die räumliche Vertheilung der Staatskräfte beschreibend, der ersteren ihren Stoff darbietet, damit sie das Gleichartige unter gemeinschaftlichen Gesichtspunkten vereinige; während die Statistik, die Staatskräfte in dieser Vereinigung darstellend, der Geographie Veranlassung gibt, daraus das örtlich Besondere herauszugreifen. Endlich wird durch die Lehren der Politik von den Staatszwecken die Statistik darauf angewiesen, die Bedeutung und Wirksamkeit der Staatskräfte mit Rücksicht auf diese Zwecke ins Auge zu fassen. Und wie jeder künftige Zustand an einen frühern sich anschließt, so muß dagegen jede besonnene Politik, in allen ihren besonderen Richtungen auf Gesetzgebung, politische Oekonomie, Finanzen, Polizei, Militärwesen u. s. w. auf die statistische Kentniß vorhandener Zustände sich gründen. *

* Eine besondere Hülfswissenschaft, sowohl der Politik als der Statistik, ist die politische Arithmetik, als der Inbegriff der Regeln,

Auch der Begriff jeder besondern Wissenschaft hat eine besondere Geschichte seiner Entwicklung, und gewöhnlich muß erst längere Zeit verflossen seyn, ehe man sich des vollen Umfangs und der ganzen Bedeutung der einzelnen Doctrinen, so wie ihrer unterscheidenden Merkmale, deutlicher bewußt wird. Die Statistik insbesondere, welche die Resultate der Kulturgeschichte für einen bestimmten Zeitpunkt schildert, indem sie geistig festhält, was im Wechsel des Völkerlebens geblieben und was bleibend ist, gehört zu den Erfahrungswissenschaften im engeren und eigentlichen Sinn. Darum hat auch ihre Bildungsgeschichte, so wie die statistische Literatur, ihren besonderen Charakter stets von den eigenthümlich vorherrschenden Richtungen und Bestrebungen der verschiedenen Zeiten empfangen müssen.

In Griechenland war noch die Stadt der Staat, und jedem freien Bürger lag im engen Rahmen ein deutlich anschauliches Bild der Staatskräfte vor Augen. Weil also das Bedürfniß, das ja auch der Erzeuger der Wissenschaften ist, weniger dringend war, mochte schon darum eine Statistik, als besondere Wissenschaft, keine Ausbildung erhalten, und so finden wir denn bei den griechischen Schriftstellern nur zerstreute und gelegentliche statistische Andeutungen und Notizen. Aehnlich war es im römischen Reiche. Wie weit die römische Herrschaft sich ausdehnte, so blieb doch die Hauptstadt, später die beiden Hauptstädte, in weit höherem Grade der Hauptsitz der Macht, als selbst in denjenigen neuern Staaten der Fall ist, wo die Centralisation der Gewalt auf die höchste Spitze getrieben wurde Auch die allgemeinen Kulturverhältnisse mußten eine genauere Kenntnißnahme von dem Zustande der Staatskräfte erschweren, da vor Erfindung der Buchdruckerkunst die Literatur und der geistige Verkehr nur geringeren Umfang gewinnen konnten, und da gerade die Statistik nur durch vielseitige Beobachtungen und Erfahrungen, und durch geistiges Zusammenwirken Mehrerer gefördert werden mag. Endlich kam hierzu die einseitig

---

wonach aus ausgemachten, in Zahlen ausdrückbaren Verhältnissen des öffentlichen Lebens, andere und noch unbekannte Verhältnisse durch Berechnung ermittelt werden. Sie dient der Politik immer nur als Wahrscheinlichkeitsrechnung, der Statistik aber auch zur Bemessung der Wirksamkeit der Staatskräfte. Es ist hier nicht der Ort, dies näher auszuführen.

vorherrschende Richtung der Römer auf Krieg und Unterdrückung. So hatte man wohl frühe schon einen Census, also regelmäßige Volkszählungen, um die Masse der Streitbaren und Steuerbaren kennen zu lernen; allein man kam zu keiner allseitigen Ermittlung und Erwägung der Staatskräfte, wie wir sie von unserm jetzigen Standpunkte aus verlangen. Zwar gab es wenigstens seit Cäsar, vielleicht schon früher, eine Art Staatszeitung, die acta diurna oder urbana, die an die Stelle der vom Pontifex maximus verfaßten annales maximi getreten waren. In keinem Falle waren jedoch diese acta urbana ein bedeutendes Magazin für die Statistik des römischen Reichs, da es sogar höchst zweifelhaft ist, ob sie nur vollständige Listen über Geburten, Todesfälle und Ehen innerhalb der Stadt Rom enthielten.

Der römischen Universalherrschaft folgte die Barbarei und Anarchie der Völkerwanderung; das Reich Karls des Großen mit seinen Ansprüchen auf neue Weltherrschaft und der allmählige Wachsthum einer besondern geistlichen Gewalt; der Verfall des großen Frankenreichs und der Kampf der geistlichen mit der weltlichen Gewalt; die fortschreitende Zersplitterung dieser letzteren, und die Ausbildung des Feudalwesens und der Vielherrchaft. Bei solcher Gährung und solchem Schwanken der politischen Verhältnisse wäre die Bearbeitung einer Statistik unmöglich gewesen, selbst wenn die Aufforderung und die geistigen Mittel zu dieser Bearbeitung im Bildungsgrade jener Zeit gelegen hätten. Die Auflösung weltlicher Gewalt hatte zu einer neuen Anarchie und im Faustrechte des Mittelalters zu einem Kampfe Aller gegen Jeden geführt. Aber jede Anarchie muß endlich aus sich selbst das Bedürfniß einer neuen Einheit und Ordnung gebären. Dieses Bedürfniß machte auch jetzt sich geltend. Und wie so oft im Völkerleben den großen Ereignissen, als Vorläufer und als Mittel derselben, wichtige Erfindungen und Entdeckungen vorangehen, so geschah es damals. Die Presse diente der Reformation zum mächtigen Hebel, welcher die zur Geistestyrannei gewordene Glaubensherrschaft aus ihren Wurzeln riß, und die Dämme stürzte, die den Strom der geistigen Bewegung in unabänderlich einseitige Richtung bannen sollten. Und wie fortan die Erkenntniß in vielfachen Verzweigungen, langsam aber unaufhaltsam, über größere Massen sich ergoß: so hatte das Schießpulver, die Burgen der Ritter zersprengend, der Entstehung

größerer und kräftigerer Staaten Bahn gebrochen. Darum konnte endlich aus den bürgerlichen und religiösen Kriegen mit dem westphälischen Frieden ein bestimmter ausgebildetes europäisches Staatensystem hervorgehen, das sich in unseren Tagen zu einem europäisch-amerikanischen erweiterte und das unter manchen Schwankungen, die aber gerade in der neuesten Zeit heftiger geworden sind und weitere Veränderungen voraussehen lassen, noch jetzt fortdauert.

Von da an erhielt die Statistik einige Ausbildung. Schon früher war indessen von Seiten derjenigen Völker, die einen besonders lebhaften Verkehr trieben, namentlich von Venetianern und Niederländern, mancher Stoff überliefert und dieser auch wohl in annähernd wissenschaftlicher Form bearbeitet worden. * Besonderes Verdienst um diese wissenschaftliche Behandlung erwarben sich in Deutschland, von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an, der berühmte Hermann Konring und seine Nachfolger. ** Immer blieb jedoch die Statistik noch mit andern Wissenschaften, namentlich mit Staatsrecht und Geschichte, vermischt, ohne als besondere Doctrin unterschieden zu werden. Dies geschah erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch G. Achemvall, der ihr auch zuerst den in alle Hauptsprachen Europas übergegangenen Namen gab. In der Geschichte jeder speciellen Wissenschaft ist diese Lösung des Bandes, womit sie früher mit andern Wissenschaften zusammenhing und ihre Taufe mit einem besonderen Namen, ein wichtiger Moment. Es ist das Zeichen ihrer Individualisirung, die Bedingung ihres eigenthümlich selbstständigen Eingreifens in den fortlaufenden geistigen Schöpfungsprozeß. Mit großem Eifer und wachsendem Erfolge setzte Achemvalls berühmter Schüler und Nachfolger, A. L. von Schlözer, die von Jenem bezeichnete Bahn fort. Noch jetzt, da wir auf ein reicheres Feld wissenschaftlicher Leistungen zurückblicken, muß man es bedauern, daß seine „Theorie der Statistik“ unvollendet geblieben ist. Gleichzeitig

---

* Marco Polo's Reisen in das innere Asien zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Später unter den Italienern Sansorino, Botero; unter den Franzosen d'Avity; unter den Holländern De Luca, Everhard Otto u. A.

** Oldenburger, Bose, von Zech unter dem Namen von Frankenberg 2c.

mit Schlözer und nach ihm erschienen dann in allen europäischen Staaten eine Menge statistischer Werke in mannichfachen Formen der Darstellung.

Fassen wir nun den allgemeinen Charakter dieser statistischen Literatur bis zum Ende des französischen Kaiserreichs, womit das Ende der ersten Periode der Geschichte der Statistik zusammenfällt, näher ins Auge, so bemerken wir eine fast ausschließende Richtung auf die materiellen Staatskräfte. Hierin trug die Wissenschaft das nothwendige Gepräge der Zeit, der sie angehörte. Nach dem neuen Kriegssysteme seit der allgemeinen Anwendung des Pulvers, suchte man die Macht der Staaten mehr und mehr in geübten und stets zahlreicher werdenden Söldnerheeren. Diese wurden zugleich für die Machthaber das Werkzeug zur größeren Ausdehnung ihrer Gewalt im Innern der Staaten. So bildete sich im größeren Theile des europäischen Staatensystems die unumschränktere, monarchische Herrschaft aus, und die politischen Rechte des Volks, selbst der besonders privilegirten Stände, verschwanden. So weit wurde diese Politik der individuellen Willkür auf die Spitze getrieben, daß ein Louis XIV., der hervortretendste Repräsentant des neuen Systems, erklären konnte: „L'état c'est moi.“ Dieselbe Willkür, die im Innern der Staaten waltete, hatte ihnen ihre Grenzen angewiesen. Ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der Völker nach Abstammung und Sprache und den freilich noch schlummernden Geist der Nationen, wurden Staaten und Staatensysteme zum Theil aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzt. In das zum großen Theile von Willkür und Zufall erzeugte Staatengemenge suchte man durch Aufstellung eines Systems des politischen Gleichgewichts Einheit und Ordnung zu bringen. Da man aber kein naturgemäßes politisches Gleichgewicht anerkannte, wie es aus der politischen Gliederung nach Nationen hervorgehen würde, so konnte man den Maaßstab eines bloß mechanischen Gleichgewichts nur in äußerlichen und materiellen Verhältnissen suchen. Das Gewicht, womit jeder besondere Staat in dieses System eingriff, wurde also in der Ländermasse und in den Militärgrenzen gefunden; sodann in der Masse der Bevölkerung, die den Stoff für Aufstellung und Ergänzung größerer oder kleinerer Heere darbot, und in den finanziellen Staatskräften, welche die Mittel ihrer Unterhaltung lieferten.

Diese praktisch vorherrschende Richtung hatte die Statistik wesentlich auf die Beachtung der materiellen Staatskräfte beschränken müssen. Selbst in dieser Beziehung wurde weniger die materielle Kraft im Staate, oder die materielle Volkskraft in Anschlag gebracht, als nur derjenige Theil der Volkskraft, der gerade der Regierung für das zu Gebot stand, was sie als Staatszweck anerkannte, oder gelten lassen wollte. Aber bei dem vorherrschenden Princip der individuellen Willkür mußten diese Regierungszwecke mit den Bedürfnissen und Interessen der Massen in immer schärferen Widerspruch treten. Die französische Revolution brach aus. Napoleon bemeisterte sich der Fülle von Kräften, die sie in allen Tiefen aufgeregt hatte. Allein dem Ursprunge untreu, dem er seine Größe verdankte, verletzte er, so weit sein Schwert reichte, die tiefsten Gefühle, die heiligsten Sympathien der Völker. Die gekränkten Nationen ermannten sich und der Völkergeist, der ihn auf den Gipfel gehoben, stürzte ihn vom Gipfel herab.

Eine Zeit des Friedens, die ruhigen Betrachtungen der Wissenschaft begünstigend, folgte nach langen Stürmen. Aber auch die neue Ordnung der Dinge entsprach nicht aller Orten den Ansprüchen und Interessen der Völker. Dessen ein Zeugniß war die Julirevolution und die Ereignisse, die sich daran anknüpften. Wie man übrigens den bisherigen Erfolg des noch hin- und herschwankenden Kampfes ansehen und welchen Ausgang man ihm prophezeien mag: so hatte doch während verhängnißvoller Jahrzehnte der Geist und Charakter der Völker ein zu augenfälliges Gewicht in die Wagschaale des Schicksals der Völker geworfen, um noch ferner, wie seither, übersehen zu werden. Und wie hiernach die Geschichte eine höhere Bedeutung gewinnt, indem sie immer mehr zur eigentlichen Kulturgeschichte sich ausbildet: so sehen wir auch in der Behandlung der Statistik alle Thatsachen und Verhältnisse genauer beachten, die in irgend einer Weise über die intellektuellen und sittlichen Zustände Aufschluß geben können.

Noch in anderer Weise haben die neueren Veränderungen auf die Ausbildung dieser Wissenschaft eingewirkt. Aus dem Parteienkampfe sind in einem großen Theile des monarchischen Europa sogenannte gemischte Verfassungen hervorgegangen. Ob man nun diesen einen bleibenden Werth zuschreibe, oder sie für bald überschrittene Uebergangsstufen halte, immer war es eine Folge derselben,

daß in den neu entstandenen Versammlungen der Abgeordneten und durch den Einfluß dieses Instituts, der eigentliche Bestand der Staatskräfte im größeren Umfange, als zuvor, an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen wurde. So wurde der Statistik ein reicherer Stoff dargeboten, dessen sie sich um so lieber bemächtigte, als überhaupt bei den Völkern der Wunsch der Selbsterkenntniß lebhafter erwacht war. Schon früher waren mehrere Regierungen darauf bedacht, durch Gründung statistischer Bureaus für Einsammlung und systematische Darstellung statistischer Nachrichten sorgen zu lassen. Dies geschah zuerst in Schweden um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; * dann auch, namentlich auf Schlözers Anregung, in andern Staaten. Besonders in den letzten Jahrzehnten hat sich ihre Zahl sehr vermehrt; ihr Wirkungskreis ist erweitert und ihre innere Einrichtung verbessert worden. ** Mehr oder minder unabhängig von dem, was von Seiten der Regierungen geschah, gewann der überhaupt so mächtig gewordene Associationsgeist auch für die Statistik eine steigende Bedeutung. Man verdankt ihm die Gründung zahlreicher Vereine, deren Mitglieder entweder der weiteren Ausbildung der Wissenschaft überhaupt eine gemeinschaftliche Thätigkeit widmen, oder welche in dem besonderen Staate, dem sie angehören, die Thatsachen des öffentlichen Lebens zu sammeln, zu ordnen und zu erwägen bemüht sind. *** Schon in der ersten Periode der Statistik sind solche Vereine entstanden, † aber ihre größere Vermehrung, weitere Ausdehnung und umfassendere Thätigkeit gehört gleichfalls den letzten Jahrzehnten an. Es ist sehr zu wünschen, daß sie mehr und mehr unter sich in Verbindung treten; daß sie über gemeinschaftliche Plane und Gesichtspunkte, wonach die Thatsachen der einzelnen Länder und Landestheile zu sammeln und zu ordnen sind, sich verständigen mögen. Erst

* Durch Errichtung einer s. g. Tabellencommission.

** Besondere Auszeichnung verdient das statistische Bureau in Berlin unter Hoffmann's Leitung.

*** Zu den Vereinen der ersteren Art gehört der 1829 von Moreau de Jonnés zu Paris gestiftete; zu denen der andern Art der zweckmäßig organisirte Verein für das Königreich Sachsen, seit 1831 in Thätigkeit.

† Wie z. B. zur Bearbeitung der von John Sinclair herausgegebenen Statistik von Schottland.

dadurch wird es möglich, das Einzelne zu anschaulichen Totalbildern zusammenzufügen und der allgemeinen vergleichenden Statistik der Kultur einen reicheren und leichter übersehbaren Stoff an die Hand zu geben.

Der größere Eifer, womit man die Statistik erfaßte, der größere Werth, den man ihr beimaß, riefen von Seiten Einzelner eine Opposition hervor. In diesem Sinne trat besonders Lüder auf.* Er konnte jedoch nur auf einzelne Mängel und zeitweise Gebrechen dieser Wissenschaft hinweisen, und selbst durch seine Opposition trug er dazu bei, daß nun in Deutschland eine um so größere Zahl von Werken erschien, worin man die Theorie der Statistik weiter auszubilden und fester zu begründen suchte.** Auch nach allen andern Richtungen und in den verschiedensten Formen, in umfassenden Stoffsammlungen, in Handbüchern und Lehrbüchern, in lexikalischer Bearbeitung ꝛc., gewann jetzt bei allen europäischen Nationen die statistische Literatur einen Wachsthum, wie in demselben Verhältnisse kaum ein anderer Zweig der Literatur. Obgleich noch im Anfange ihrer zweiten Periode die meisten Werke vorzugsweise auf die Betrachtung der materiellen Staatskräfte gerichtet blieben, machte sich doch schon in der Art und Weise ihrer Auffassung ein tieferes Eingehen in den Grund der Erscheinungen bemerkbar. Wichtig ist in dieser Beziehung der Weg, den Ch. Dupin in der Darstellung der materiell producirenden Kräfte Großbritanniens und Frankreichs einschlug. Während man früher nur die Resultate der Produktion, die Summe der landwirthschaftlichen und industriellen Erzeugnisse miteinander zu vergleichen pflegte, suchte er das Verhältniß dieser Kräfte selbst zu einer mehr unmittelbaren Anschauung zu bringen, indem er die Menschenkraft des vollen Mannesalters als Einheit annahm und darin auch die der Produktion dienenden Kräfte

---

* „Kritik der Statistik und Politik“, „Kritische Geschichte der Statistik“, 1812 und 1817.

** Wie von Klotz, Mone, C. A. Fischer, Hogel, Holzgethan ꝛc. So sehr auch bei andern Völkern die Zahl der statistischen Werke im Ganzen sich vermehrte, so ist es doch charakteristisch, daß die Ausbildung der Theorie der Wissenschaft wieder hauptsächlich den Deutschen angehört. Sonstwo geschah in dieser Hinsicht nicht viel, das Wichtigste durch Melch. Gioja, den Gründer der neuern Statistik der Italiener, in der „Filosofia statistica.“

der Thierwelt, so wie der leblosen Natur, ausdrückte. So wurde man darauf hingewiesen, die Vertheilung der verschiedenen Arten produzirender Kräfte, das wichtigste Moment in der Organisation der Arbeit, schärfer ins Auge zu fassen. Mit viel größerer Sorgfalt, als von Dupin selbst, wurde sodann derselbe Weg von deutschen Statistikern eingeschlagen; wie von Egen in seiner Schätzung der produktiven Kräfte und der Dichtigkeit derselben in Großbritannien, Frankreich und Preußen.

Unter dem Einflusse aller schon bezeichneten Ursachen mußte aber auch unsere Wissenschaft wenigstens nach und nach von der einseitigen und ausschließenden Betrachtung der materiellen Kultur abgelenkt und ihr Gesichtskreis auf die intellektuellen und sittlichen Zustände ausgedehnt werden. Zum Beweise dafür mag man sich erinnern, wie gerade erst in der neuesten Zeit die für die Erkenntniß der sittlichen Zustände so wichtige Criminalstatistik wenigstens in mehreren Staaten unsers Welttheils, wie in Frankreich, Würtemberg, Baden, einigen Cantonen der Schweiz und neuerdings in Großbritannien eine umsichtigere und vielseitigere Bearbeitung fand; wie das Unterrichtswesen der verschiedenen Nationen in viel größerem Umfange, als früher, ein Gegenstand der Statistik geworden ist; wie der Geist und Charakter der Literatur in ihren Haupterscheinungen, besonders die so einflußreiche und für die Würdigung der intellektuellen und politischen Verhältnisse so bedeutende periodische Presse, zu vielfachen Betrachtungen und Zusammenstellungen Anlaß gaben. Auch die Masse der Literaturen und ihr Wachsthum nicht bloß im Ganzen, sondern auch in ihren besonderen Verzweigungen, wurde ins Auge gefaßt 2c. *

Noch in anderer Beziehung führte die eigenthümliche Entwickelung des Völkerlebens zu einer ihr entsprechenden Behandlung der Statistik. Ein großes Schicksal, dem auch nicht eine einzige Nation sich entziehen konnte, hat seit der französischen Umwälzung über Europa gewaltet, und mehr, als je zuvor, sind die Wünsche

* Für Deutschland gab darin W. Menzel durch seine Uebersichten, wie er sie früher in seinem Literaturblatt mittheilte, eine besondere Anregung. Man verfolgte später dieselbe Richtung, theils in besonderen Werken, theils in verschiedenen Zeitschriften, wie in der Berliner lit. Zeitung, in dem Börsenblatte des deutschen Buchhandels u. a.

und Bestrebungen, die Freuden und Leiden der Völker gemeinsam geworden. Die größere Mischung der Bewohner unsers Welttheils in Folge der erschütternden und bewegenden Ereignisse der neuesten Zeit, die größere Lebhaftigkeit des geistigen, so wie die weitere Ausdehnung des sächlichen Verkehrs, zum Theil durch tief eingreifende Erfindungen vermittelt — dies Alles muß einen festeren organischen Zusammenhang des Völkerlebens hervorbilden und die innigere Verbindung aller seiner Theile und Glieder bestimmter hervortreten lassen. So ist nun mehr und mehr anerkannt worden, daß jede besondere Nation erst im Verhältnisse und Zusammenhange mit allen andern sich betrachten müsse, um zur Selbstkenntniß zu kommen, und so hat man der vergleichenden Statistik eine größere Sorgfalt zugewendet. Ohnehin hat es ja diese Wissenschaft mit Staatskräften zu thun und die Begriffe von Stärke und Schwäche sind Verhältnißbegriffe, so daß schon darum ein Volk nur im Hinblicke auf die andern Glieder der Völkerkette seine volle Bedeutung zu würdigen vermag. Diese Vergleichungen lassen sich anstellen, indem entweder nach jeder Richtung die Kräfte und Leistungen aller oder mehrerer Staaten gegen einander gehalten werden; oder indem man die Entwickelung der Volkskräfte in besonderer Beziehung und nach bestimmter Richtung hin durch alle oder mehrere Staaten verfolgt. An Werken der einen und anderen Art ist die neuere Statistik schon ziemlich reich. So hatte — um auf dem Gebiete der deutschen Literatur zu bleiben — Malchus in seiner Statistik und Staatenkunde nach umfassenderen Gesichtspunkten besonders die materiellen Kräfte der europäischen Staaten nach ihrem relativen Bestande in helleres Licht gestellt, aber doch noch der intellektuellen und sittlichen Kultur ein verhältnißmäßig allzu enges Feld eingeräumt. Das noch nicht vollendete Werk von Schubert* enthält zwar eine Reihe von Statistiken der einzelnen europäischen Staaten, ohne die massenhaften Erscheinungen des Völkerlebens innerhalb der weiteren Grenzen der großen Staatengebiete und Kulturgebiete zusammenzufassen. Da jedoch durchweg ein wohlgedachtes System der Behandlung zu Grunde liegt, so wird schon hierdurch die Zusammenstellung des Gleichartigen und Unterscheidenden auch über weitere Räume hinaus wesentlich erleichtert.

* In Königsberg.

Geistvolle Andeutungen und Skizzen zu einer allgemeinen Statistik der Kultur hatte sodann Schön in seiner „Geschichte und Statistik der europäischen Civilisation“ gegeben. Unter den vergleichenden Statistiken der andern Art verdient die der Bewegung der Bevölkerung von Bickes, wenn man auch nicht allen von ihm gezogenen Folgerungen beipflichten mag, doch eine besondere Auszeichnung nicht bloß wegen des Fleißes und der mühsamen Sorgfalt, womit sie bearbeitet ist, sondern besonders auch darum, weil er diese Bewegung nicht als isolirte Erscheinung, sondern im Zusammenhange mit dem ganzen Charakter des Völkerlebens aufgefaßt hatte. Auf eine würdige Weise schloß sich daran später das Werk von Casper über die mittlere Lebensdauer ꝛc.

Jede Aufgabe, die man sich gestellt und mit deren Lösung man sich beschäftigte, ließ jedoch im Felde der Wissenschaft immer neue, noch völlig unerforschte Gebietstheile gewahren. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Umfang und die Beschaffenheit des Stoffs, den uns die Quellen zuführen, seiner Darstellung bestimmte Schranken setzen. Aus den Staaten auf niederer Kulturstufe, wo noch das Bedürfniß der Selbsterkenntniß nicht erwacht ist, und darum auch in genauerer Betrachtung und Vergleichung der Zustände keine Befriedigung sucht, können ohnehin der Statistik nur sehr dürftige Nachrichten zukommen. Ueber diese Länder und Völker wird sie nur einzelne Winke geben und nur auf einen Theil der Staaten des europäisch-amerikanischen Staatensystems etwas näher eingehen können. Selbst für diese darf man lange keine erschöpfende Darstellung in Anspruch nehmen; denn noch giebt es unendlich viel zu sammeln, zweckmäßig zu ordnen und zu verbinden, ehe es zur umfassenden Beleuchtung und Erwägung kommen kann. Aber doch ist selbst das übersehbar vorliegende Material noch lange nicht in dem Maaße, wie es sollte, geistig durchdrungen und beherrscht. Es fehlt hier noch am rechten Muthe des Glaubens, der auch in der Wissenschaft die Berge versetzt, die sich ihren Fortschritten entgegenthürmen. Mögen andere Wissenschaften der Hypothesen zu viele haben, die Statistik hat noch deren zu wenige. Auch im Reiche der Wahrheit muß man wagen, um geistig zu gewinnen; und wie sich Cuvier aus den Bruchstücken einiger Knochen die Thiere der Urwelt construirte, so sollte man das noch unvollständige Gerippe der Thatsachen des Völkerlebens mit Leib und Seele

auszufüllen wagen. Hat man es doch hier, wie dort, mit gesetzmäßigen, organischen Gebilden zu thun! Weitere Erfahrungen und Beobachtungen, wofür ein desto größerer Eifer sich zeigen würde, würden dann ergänzen und berichtigen. Es ist ferner sehr erklärlich, daß die statistischen Forschungen und Mittheilungen stets durch die besonderen Interessen der einen oder andern Zeit, des einen oder andern Staats Richtung und Maaß erhalten. Darum bietet sich bald in dieser, bald in jener Beziehung mehr oder weniger Stoff dar, darum ist häufig da noch Fluth, wenn dort schon wieder Ebbe eingetreten ist. Allein schon der Umstand, daß bald diese, bald jene Quellen der Statistik mehr oder minder reichlich fließen, bereichert unsere Kenntniß, indem er auf das hinweist, was mit größerem oder geringerem Anspruche auf Bedeutung und Geltung im Verlaufe der Ereignisse hervortritt. Mit um so größerer Zuversicht darf die allgemeine Statistik schon auf ihrer jetzigen Bildungsstufe sich vermessen, auch in die innere Werkstätte des schaffenden Geistes zu blicken, der den gegenwärtigen Zustand der Staaten gebildet hat und den künftigen bilden wird. Und so mögen denn hier noch einige Winke gegeben werden über die Art und Weise, wie dies geschehen kann, einige Lücken angedeutet, deren Ausfüllung in einem unmittelbar praktischen Interesse besonders Noth thut, einige Gesetze des Völkerlebens bezeichnet, die man als entdeckt ansehen darf, oder auf deren baldige nähere Ermittlung doch schon der gegenwärtige Standpunkt der Wissenschaft hinweist. Für die Ausführung und nähere Bestätigung von Einzelnem, was hauptsächlich wichtig, wird sich später in einigen besondern Artikeln Gelegenheit geben.

Nach dem doppelten Gesichtspunkte, daß eine allgemeine Statistik der neuesten Kultur theils über den gesammten Kulturstand sich ausdehnen, theils den Bestand der Staatskräfte überallhin vergleichend erwägen müsse, bestimmt sich das System der Behandlung. Die weitere Gliederung desselben hängt zunächst von der Gliederung des Völkerlebens selbst ab, das auf der jetzigen Stufe seiner Entwicklung zur Anschauung gebracht werden soll. In Asien treten uns drei Hauptgruppen von Staaten entgegen: diejenigen der ostasiatischen Völker, die hauptsächlich dem mongolischen Stamme* angehören,

* Wie viel sich vom Standpunkte der neueren Physiologie und Psychologie des Völkerlebens gegen die bisherige Eintheilung des

und bei welchen die Buddhalehre in ihren verschiedenen Verzweigungen vorherrscht; sodann die Staaten des kaukasischen Stammes in den beiden Hauptverzweigungen der Hindus mit ihrer Bramareligion, und der Völker des mohammedanischen Staatengebiets. Die Staaten des malayischen Stammes lassen sich nach dem politisch-religiösen Charakter ihrer Institutionen als Pertinenzien der beiden andern Gebiete betrachten, von welchen das islamitische die Herrschaft der ihm eigenthümlich angehörenden Kultur auch über einen kleinen Theil des südöstlichen Europa und einen großen Theil des Ostens und Nordens von Afrika ausdehnt. Auch für Europa bietet sich eine dreitheilige Gliederung nach den Staaten des slawischen, romanischen und germanischen Völkergebiets, als die natürlichste und einfachste dar. Daran knüpfen sich zweckmäßig die Verzweigungen europäischer Herrschaft in allen andern Welttheilen. In Amerika überwiegen das germanische und romanische Element, während das slawische in den russischen Kolonien, das äthiopische und gemischt mulattische in Haity, statistisch von untergeordneter Bedeutung sind. Zwar hat in dieser neuen Welt die Durchmischung mit dem indianischen und äthiopischen Stamme zu eigenthümlichen Schattirungen geführt. Wie aber das aktive Princip des Völkerlebens der europäischen Einwanderung angehört, so wird diese auch in künftigen Geschlechtern das wesentlich Bestimmende bleiben. Selbst die allmälige Verschmelzung oder Vernichtung der auf dem Boden Amerikas noch so schroff sich berührenden nationalen Gegensätze wird den des germanischen und romanischen Elements, wenn auch im Vergleich mit Europa eigenthümlich modificirt, noch entschiedener hervortreten lassen. Australien endlich wird vorzugsweise dem germanischen Elemente zufallen, mit einem schwachen Gegensatze des romanischen in den wenigen spanischen Besitzungen. Ueberhaupt dürften alle Völker und Völkerstämme, die noch zur Zeit nicht in die bezeichneten Staatengebiete fallen, doch früher oder später in den Kreis des europäisch-amerikanischen Völkerlebens gezogen werden, und nur über einen

---

Menschengeschlechts in fünf Hauptstämme einwenden läßt, so kann sie doch immer noch der allgemeinen Statistik der Kultur für ihre größeren massenhaften Unterscheidungen als Anhaltspunkt und zur kürzeren Bezeichnung der Grenzen ihrer Hauptgebiete dienen.

Theil von Afrika möchte sich die durch Entstehung des Islams hervorgerufene Bewegung mit ihrem kulturgeschichtlichen Einflusse noch eine Zeitlang fortsetzen. Alle diese Völker auf niedriger Kulturstufe können in einer Statistik der Kultur, der sie nur wenig Stoff darbieten, höchstens beiläufig berücksichtigt werden. Selbst über die drei Hauptgruppen der asiatischen Staaten sind die Nachrichten ziemlich dürftig. Aber immer wird man den allgemeinen Charakter der Kultur in Asien, wie es doch meistens geschieht, nicht außer Acht lassen dürfen, da erst im Rückblicke darauf die verschiedenen Bildungsstufen der europäisch-amerikanischen Völker in jeder Beziehung deutlicher hervortreten. Diese quantitative Eintheilung ist doch dadurch zugleich eine qualitative, daß in den verschiedenen Staatengruppen zugleich verschiedene Bildungsstufen deutlich bemerkbar sich darstellen. Einen weiteren Eintheilungsgrund, der sich mit dem nach dem äußeren Umfange dieser Staatengruppen kombiniren muß, geben die Hauptzweige der Kultur selbst, als materielle, intellektuelle und sittliche Kultur, an die Hand. Nach diesem Gehalt des Völkerlebens in der Form der Staaten, bedingen sich aber auch die maaßgebenden Formen selbst, und damit der Geist und Charakter der Verfassungen, Gesetzgebungen und Verwaltungen, welche die Statistik als einen Gesammtausdruck der Volksbildung auffassen soll, und nur auf diese Weise in ihrem vollen Sinne auffassen kann. Nur muß dabei niemals übersehen werden, wie Alles, was im Organismus des Völkerlebens als Wirkung hervortritt, auch wieder als Ursache erscheint.

Land und Volk, das letztere zunächst nur als ein Theil der Körperwelt betrachtet, bilden den Stoff der Staatenkörper. Was nun in der Statistik der materiellen Kultur zunächst den Einfluß der geographischen Lage, des physischen Klimas und überhaupt der physischen Beschaffenheit des Landes auf die Bevölkerung betrifft, so erscheint diese allerdings in mancher Beziehung als eigenthümliches Landesprodukt. Von jedem Volke läßt sich sagen, daß es einen besonderen Bodengeschmack annimmt und annehmen muß. Allein das, was ein Volk ist, hängt doch lange nicht bloß von diesen äußeren Natureinflüssen ab; sondern mehr noch von der Eigenthümlichkeit des Stamms und von der Lebensweise, worin es gerade jetzt seine Naturanlagen entwickelt. Sein eigenthümlich

physisches Daseyn ist also immer ein Gesammtresultat sehr mannigfaltiger physischer, geistiger und sittlicher Einflüsse, und so läßt sich denn auch keine scharfe Grenze für die besondere Wirksamkeit der Natur des Landes ziehen, sondern es lassen sich höchstens, nach vergleichenden Analogien, einige allgemeine Andeutungen darüber geben.

Auch die Bewegung der Bevölkerung ist ein vielfach Bedingtes. Wie verschieden aber die Ursachen sind, die auf die Größe der beiden Faktoren — Geburten und Todesfälle — einwirken, so kann doch die Thatsache der Bewegung einer besonderen Beobachtung unterworfen werden. Dies kann nicht bloß für die Frage nach dem absoluten, sondern auch nach dem verhältnißmäßigen Wachsthum der einzelnen Bestandtheile der Bevölkerung in Geschlechtern, Altersklassen u. s. w. geschehen. Hiernach bemerken wir nun in den mehreren Staaten und Staatengebieten einen sehr verschiedenen Gang der Bevölkerung, so daß schon aus diesem Grunde das ganze politische Machtverhältniß, worauf der Traum eines politischen Gleichgewichts auf den jetzigen Grundlagen beruht, einer ziemlich raschen Veränderung unterworfen ist. Ob aber in höherem oder geringerem Grade, zeigt sich im Wachsthum der Population in allen Staaten Europas und Amerikas, worüber nähere Nachrichten vorliegen. Selbst blutige Kriege und die größere Sterblichkeit zur Zeit der Cholera, hatten ihn nur etwas vermindert, aber nicht aufgehoben; und auf jede zeitweise Verminderung folgte wieder eine Periode der schnelleren Zunahme. Und dies geschah nicht etwa bloß in Folge davon, daß sich die verhältnißmäßige Zahl der Ehen vergrößert, weil für ihren zahlreicheren Abschluß mehr Raum geworden war; sondern es trat auch die in ihrer Wirksamkeit temporär gehemmte Naturkraft, worauf die Fortpflanzung beruht, mit größerer Energie hervor. So hat man die Beobachtung gemacht, daß nach Perioden größerer Sterblichkeit die Zahl der Zwillings- und Drillingsgeburten zugenommen hat. Ebenso läßt sich bemerken, daß gerade in den Ländern, wo der Krieg größere Lücken in die männliche Bevölkerung gerissen hatte, diese vor der weiblichen sich besonders stark vermehrt. Wir dürfen hiernach annehmen, daß eine allgemeine Naturkraft stets auf Ersatz jedes besonderen Verlustes hinwirkt, hier also auf die Herstellung des zeitweise gestörten Gleichgewichts

der Geschlechter, allein in ganz anderem Sinne, als in dem der älteren Statistiker, die bei der größeren Zahl männlicher Geburten und Todesfälle unter allen Umständen voraussetzten, daß etwa mit dem 14ten Jahre die Zahl der Knaben und Mädchen sich gleichstelle. Noch ist die Statistik der Bevölkerung in mancher Beziehung höchst lückenhaft. Aber dürfen wir nicht im Hinblicke auf die Wirksamkeit solcher allgemeinen Naturgesetze im großen Körper der Menschheit, welche mit denen des Wachsthums des einzelnen Menschen so große Analogie darbieten, es jetzt schon aussprechen, daß die Zunahme der Bevölkerung an sich ein Zeichen ist, daß die Völker noch nirgends zur Reife des männlichen Alters gelangt sind? daß indessen eine solche Zunahme nicht ins Unbestimmte statt haben kann, und daß vielmehr die menschliche Zeugungskraft stets von der allgemeinen Produktionskraft unsers Planeten bedingt bleiben wird? daß wohl örtliche und zeitliche Uebervölkerung eintreten mag, so wie auch in einzelnen Gliedern des menschlichen Körpers Congestionen statt finden, daß aber die Furcht vor einer allgemeinen Uebervölkerung sehr grundlos und von vorn herein dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen? Von demselben Gesichtspunkte aus, wonach wir eine allgemeine Lebenskraft die Menschheit durchdringen sehen, von welcher Nationen, Familien und Einzelne nur die besonderen Glieder sind, müssen wir anerkennen, daß es ein allgemeines Menschheitsrecht vor und über dem Rechte der Völker, Familien und Individuen giebt. Hier ist es nun, wo die Erfahrungen der neueren Statistik den Spekulationen der Naturphilosophie die Hand bieten. Diese hat bereits auf die Verwerflichkeit der Lehre hingewiesen, die nach hypothetischen Verträgen den Staat zu einem Aggregat von Individuen, die Menschheit zu einem Aggregat von Staaten macht und auf diese Weise, wie schon der geistvolle Troxler in seiner Philosophie der Natur und des Rechts mit treffendem Gleichnisse sagt, die Pyramide umgedreht und auf ihre Spitze gestellt hat. Mit großem Einflusse auf die weitere Ausbildung des Naturrechts und der Politik, vielfache Verzerrungen menschlicher Willkür in den Sphären des positiven Rechts bezeichnend, wird künftig auch die Statistik dazu beitragen, die Pyramide wieder auf ihrer Basis zu befestigen. — Sehr direkt weisen sodann die Veränderungen in der verhältnißmäßigen Zahl der Ehen, so

wie der ehelichen und unehelichen Geburten, auf die jetzigen gesellschaftlichen Zustände und Mißstände hin und geben beachtenswerthe Fingerzeige für Beantwortung der wichtigsten socialen Fragen. Unmittelbar nach den Kriegsjahren und nach den Hungerjahren von 1816 und 1817, hatte sich diese Zahl der Ehen sehr vermehrt, war aber dann wieder gefallen und zwar, so weit wir aus den freilich spärlichen Notizen aus früheren Perioden schließen dürfen, auf einen tieferen Standpunkt, als vor der französischen Revolution. Damit übereinstimmend, deutet die verhältnißmäßig geringe eheliche Fruchtbarkeit in den meisten dicht bevölkerten Ländern von höherer materieller Kultur, wie in England und Frankreich, auf eine zunehmende Verspätung im Abschlusse der Ehen. Hier stoßen wir aber auf eine sehr fühlbare Lücke, deren Ausfüllung eine Aufgabe der Statistik ist, da man erst in einzelnen Bezirken* über das Durchschnittsalter, worin jetzt die Ehen abgeschlossen werden, genauere Beobachtungen gemacht hat. So weit die Angaben reichen, machen sie indessen gerade für die höher kultivirten Länder auf ein großes Mißverhältniß aufmerksam zwischen dem Institut der Ehe nach den Forderungen von Kirche und Staat, so wie nach der Periode, worin naturgemäß der Geschlechtstrieb und die Geschlechtsliebe erwachen, und zwischen derjenigen Zeit, worin nach den gesellschaftlichen Verhältnissen für die große Mehrheit die Eingehung der Ehen erst möglich wird. Sodann lassen die zahlreicheren und frühzeitigeren Ehen unter allgemein günstigen ökonomischen Verhältnissen, wie z. B. in den vereinigten Staaten von Nordamerika, darauf schließen, daß ihre Verminderung und Verspätung in andern Ländern ein Zeichen nationalökonomischer Verschlimmerung ist. In welchem Sinne sich dies behaupten läßt, soll unten in einigen Betrachtungen über die Vertheilung des Einkommens hervorgehoben werden. Mit dieser größeren Schwierigkeit der Gründung ehelicher Hausstände hängt aber auch zusammen, daß die ökonomischen Rücksichten bei dem Abschlusse der Ehen so entscheidend und diese so häufig eine oft schmutzige Handelsspekulation geworden sind; daß eben damit die sittliche Bedeutung der Ehe sich vermindern mußte. So erklärt es sich, daß die neueren Socialisten gegen dieses Institut insbesondere

* Wie z. B. im Canton Genf.

ihre Angriffe richteten, und daß eine eigenthümliche Literatur entstehen konnte, die in ihrer Weise dieselbe Richtung einschlug. Man hat die Tendenz des s. g. jungen literarischen Deutschlands heftig angefochten; aber wenigstens hätte man nicht übersehen sollen, wie sie aus unseren socialen Zuständen entsprungen und nicht sowohl an sich ein Uebel, als ein Symptom desselben ist.

Die Vertheilung der Bevölkerung nach Volks- und Sprachstämmen war immer ein Gegenstand der Statistik. Es ist von großem Interesse, hier die Veränderungen nicht unbeachtet zu lassen, die schon im Aeußeren der verschiedenen Volksstämme statt haben. Im Fortschritte des Völkerlebens verschwindet der frühere einförmige Typus sowohl der Physiognomien, als selbst der Gestalten. Dies ist nicht bloß eine Folge der zahlreicheren Vermischungen mit andern Stämmen, sondern auch der Zerlegung der früher einfachen Berufsart in vielfach auseinander gehende, besondere Zweige und des Einflusses, den die Vervielfältigung der Lebensweisen und Thätigkeitsweisen nothwendig haben muß. Es tritt also eine größere Mannigfaltigkeit der Individualität hervor, die aber keineswegs eine nur äußerliche ist. Die Beobachtung der einschlägigen Thatsachen bestätigt eine Bemerkung, die auch Hegel von seinem spekulativen Standpunkte aus gemacht hatte.

Mit dem, was für die Vertheilung nach Volksstämmen hauptsächlich wichtig ist, mit den gesetzmäßigen Veränderungen im Umfange der Sprachgebiete, hat sich die Statistik kaum noch befassen mögen. Ein Volksstamm, oder ein Theil eines solchen, der seine Muttersprache aufgibt, gibt eben damit seinen Nationalgeist auf. In wie weit und unter welchen Bedingungen findet nun ein solcher Tod der Völker, eine Auflösung und Verschmelzung derselben mit andern Nationalitäten statt? Die Sprachen sind Mittel des persönlichen Verkehrs, und die Interessen desselben bedingen wesentlich die Ausbreitung der Sprachen. Ein tieferes Eingehen in die Sache zeigt indessen, wie die verschiedenen Kreise eines mehr oder minder lebhaften Verkehrs nach äußeren Naturgränzen sich bemessen. Nur muß man diese nicht ausschließend in Gebirgen, oder Meeren, oder gar in Strömen ꝛc. suchen, sondern bald in dem Einen, bald in dem Andern; und oft werden sie auch nur in minder fruchtbaren und minder bewohnbaren Strecken zu entdecken seyn. Immer haben jedoch die Nationalitäten und Sprachen eine entschiedene Tendenz

sich bis zu solchen natürlichen Gränzen auszudehnen. Dies zeigt die nähere Betrachtung des Bildungsprozesses der europäischen Nationen, vom Chaos der Völkerwanderung an bis zur neuesten Zeit. Er ist auch jetzt noch nicht ganz vollendet, aber doch so weit der Vollendung nahe gerückt, daß sich künftig alle weiteren Veränderungen in den Sprachgebieten und Nationalgränzen nur auf unbedeutende Schwankungen beschränken können. Mit dieser natürlichen Gliederung nach Nationen wird aber auch die Forderung und das Bedürfniß einer entsprechenden politischen Gliederung lebhafter erwachen und die Bedingungen werden deutlicher hervortreten, unter welchen von einem einzig möglichen organischen Gleichgewichte der Staaten die Rede seyn kann, in anderem Sinne und auf andern Grundlagen, als sich eine bloß mechanische Staatskunst ihr Idol eines politischen Gleichgewichts gedacht hatte.

Nach der allgemeineren Betrachtung von Land und Volk, als der beiden Bestandtheile der Staatenkörper, ist auf ihre Wechselwirkung, zunächst zum Zwecke der materiellen Produktion einzugehen. Hier ist es nun wieder die höhere Aufgabe der Statistik, nicht bloß die Masse der jährlichen Erzeugnisse auszumitteln, sondern die producirenden Kräfte selbst auf dem gegenwärtigen Standpunkte ihrer Entwickelung, so wie nach der Art und Weise ihrer Wirksamkeit und mithin das ins Auge zu fassen, was sich als Organisation der Arbeit bezeichnen läßt. Auch diese Organisation der Arbeit bleibt zwar stets von der Naturbeschaffenheit der Länder und Völker abhängig; sie ist aber zugleich ein Ausdruck des höheren oder geringeren Grads der geistigen Bildung und der Lebensstufe, welche die Nationen da und dort beschritten haben. Vom allgemeinsten Gesichtspunkte aus ist nun hier zunächst das Verhältniß der produktiven Menschenkraft zu den verstandeslosen Naturkräften zu erwägen. Dafür lassen sich drei Hauptstufen der materiellen Kultur unterscheiden, die aber in sehr allmähligen Uebergängen sich in einander verschmelzen. Auf der untersten Stufe einer noch sehr isolirten Thätigkeit sorgt zumeist jede einzelne Familie für die Befriedigung ihrer gesammten, noch einfachen Bedürfnisse der Nahrung, Kleidung und Wohnung. Erst der größere und festere gesellige Verband macht eine größere Theilung der Arbeit möglich und läßt die Vorzüge einer fortschreitenden Zerlegung derselben in speciellere Berufszweige erkennen.

Es ist dies die Periode der umfassenderen Association menschlicher Thätigkeiten, in welcher aber noch der Mensch selbst, mit seiner bloß körperlichen Kraft, eine Hauptrolle der materiellen Produktion übernimmt. Die Resultate dieses Hand in Hand Arbeitens sind schon verhältnißmäßig viel beträchtlicher. Aber wie daraus eigenthümliche Vortheile hervorgehen, so erzeugen sich auch eigenthümliche Nachtheile, besonders dadurch, daß eine große Menge von Menschen zu einer bloß einförmig mechanischen, geisttödtenden Beschäftigung verurtheilt wird. Durch diese fortschreitende Theilung der Arbeit wird jedoch diese in ihre einfachsten Elemente zerlegt und nun erst wird es möglich, die einförmig wiederkehrenden Thätigkeiten mehr und mehr den verstandeslosen Naturkräften zuzuweisen, die Menschenkraft durch Maschinenkraft zu ersetzen. Während zahlreiche Nationen noch jetzt auf jenen niederen Stufen der materiellen Kultur stehen, haben andere schon die höhere erreicht. Selbst für diese sind jedoch die Fortschritte so verschieden, daß z. B. in England, nach den Schätzungen von Egen, die den Zwecken der Produktion unterworfene Kraft der äußern Natur mehr als das Dreifache der producirenden Menschenkraft, in Frankreich und Preußen noch nicht das Anderthalbfache beträgt. Zwar ist schon jedes Werkzeug, dessen wir uns bedienen, eine Maschine, und in diesem Sinne reicht die Entstehung des Maschinenwesens in die früheste Zeit jedes Volkes hinab. Immer gehört jedoch der besonders rasche Aufschwung desselben und seine Anwendung nach einem viel umfassenderen Maaßstabe in der großen Fabrikation, den letzten Jahrzehnten an. Für das europäische Völkerleben läßt sich hiernach die Periode bis zum Mittelalter als erste Kulturstufe bezeichnen. Mit dem Corporations- und Zunftwesen des Mittelalters beginnt die zweite, die allmählig in eine zunehmende Vertheilung der Arbeit unter zahlreicher zusammengreifende Menschenhände, oder in das eigentliche Manufakturwesen übergeht, das man in der neuesten Zeit, mit richtigem Blicke in die Natur der Verhältnisse, von der eigentlichen Fabrikation durch Maschinen unterschieden hat. Erst die französische Revolution hat dem seit dem 16. Jahrhundert absterbenden Mittelalter den Todesstoß gegeben und uns zu seinen Erben eingesetzt, damit wir das Ueberlieferte in anderem Sinne verwenden. Und sehr nahe mit diesem Ereignisse, das die Schwelle unserer Zukunft bezeichnet, fällt die

Entstehung der großen Fabrikation zusammen, die noch nicht viel über ein Menschenalter hinausreicht.

Hiernach ist nicht zu verkennen, daß wir noch im Anfange einer neuen Phase der Entwickelung stehen. Dies beweisen schon die bemerkten großen Unterschiede im Grade der Unterwerfung der Naturkräfte unter die Herrschaft des Menschen. Sehr wichtig ist es nun für die Statistik, nach allen Hauptrichtungen den Einfluß der verschiedenen Stufen der Organisation der Arbeit zu ermessen. Man hat viel von der nachtheiligen Wirkung der Arbeit in Fabriken auf die leibliche und geistige Gesundheit der Arbeiter gesprochen. Aber man hat noch kaum unterschieden zwischen der bloßen Vertheilung unter Menschenhände, wo noch der Arbeiter selbst die Maschine ist, und der Vertheilung zwischen Menschenkraft und Maschinenkraft; und man konnte schwer unterscheiden, weil noch beide Arten von Organisation der Arbeit vielfach ineinander greifen. Immer läßt sich jedoch von vorn herein annehmen, daß die weitere Vervollkommnung des Maschinenwesens nur förderlich einwirken kann, weil dadurch die in jeder Beziehung so schädliche, einförmige Arbeit mehr und mehr auf die äußeren Naturkräfte übergeht. Die Thätigkeit des Menschen muß also freier werden. Er wird zum geistigen Lenker der Naturkräfte, zum Steuermann des Schiffes, auf dem er früher, mit der Kette des Galeerensklaven an seinen Beruf gefesselt, nur in eintönig wiederkehrenden Schlägen das Ruder schwingen konnte. Schon jetzt bestätigen direkte, neueste Erfahrungen, namentlich aus einigen Bezirken Englands, wo die große Fabrikation in höherem Grade ausgebildet ist, die Richtigkeit dieser Bemerkungen. Nicht bloß die hohe mittlere Lebensdauer in diesen Bezirken ist ein günstiges Zeugniß für die leibliche Gesundheit; sondern man hat auch bei diesen Arbeitern mit Maschinen, im Gegensatz mit den als Maschinen arbeitenden Manufakturisten, eine viel größere geistige Gewandtheit und Anstelligkeit zu den verschiedensten Geschäften beobachtet.

Für die Organisation der Arbeit ist ferner die Vertheilung der produktiven Menschenkräfte an die drei Hauptzweige der landwirthschaftlichen, industriellen und commerciellen Thätigkeit zu beachten. Bei einer schon höher gestiegenen Kultur des Bodens, wird sich eine relativ größere Zahl von Menschen den Gewerben und dem Handel zuwenden. Dieser verhältnißmäßig stärkere Wachsthum

der industriellen und commerciellen Bevölkerung wird durch übereinstimmende Erfahrungen bestätigt. Auch hierin finden sich jedoch sehr verschiedene Abstufungen. Die so geringe landwirthschaftliche Bevölkerung Englands, bei einer so reichen Produktion, zeigt uns namentlich, daß noch in andern Ländern viel zu viel Menschenkraft im Ackerbau verschwendet wird, und daß, unbeschadet seiner Resultate, eine viel vortheilhaftere Vertheilung an die Hauptzweige des Berufs möglich ist. Mit der stärkeren Zunahme der Gewerb und Handel treibenden Klassen hat bisher der relativ stärkere Wachsthum der städtischen vor der ländlichen Bevölkerung ziemlich gleichen Schritt gehalten. Allein die Gründe, wodurch Industrie und Handel vorzugsweise in die Städte gewiesen wurden, haben in neuester Zeit zum großen Theile ihre Bedeutung verloren. Wie Stadt und Land politisch und staatsrechtlich sich näher gerückt sind, so rücken sie zugleich faktisch sich näher, da vielfache Zweige der Industrie mehr und mehr auf das Land übergehen und hiernach auch die Gegensätze zwischen städtischem und ländlichem Leben in ihrer früheren Schärfe sich mildern. Auch für diese wichtige Veränderung im Kulturstande bietet die neuere Statistik manche Erfahrungen.

Die verschiedenen Stufen und Formen der Organisation der Arbeit bedingen wesentlich den Umfang und die Beschaffenheit der materiellen Produktion. Neben der Masse und Art der Genußmittel, hat die Statistik ihre Vertheilung ins Auge zu fassen. Fast alle neueren, sehr zahlreichen Schriften über Pauperismus glauben für eine bedenkliche Zunahme der Armuth vielfache Belege anführen zu können. Gleichwohl läßt sich bemerken, daß fast in allen Staaten die Produktion in noch höherem Grade, als die Bevölkerung zunimmt; daß der Arbeitsverdienst im Verhältnisse zu den Genußmitteln, die man sich dafür verschaffen kann, fast aller Orten gewachsen, wenigstens kaum irgendwo gesunken ist; daß in Folge davon durch alle Klassen hindurch die Zahl der Besitzenden und der reichlicher, als früher, Genießenden sich vermehrt hat. Die anscheinenden Widersprüche lösen sich, wenn man beachtet, daß durchweg Erwerb und Vermögen, aber gleichzeitig auch die Abstände des Vermögens sich vergrößern können; daß die absolute Armuth sich vermindern kann, während die relative sich erhöht, weil die mit der steigenden Produktion gleichzeitig

zunehmenden Bedürfnisse und Ansprüche auf Genuß noch in höherem Maaße, als die Mittel ihrer Befriedigung, sich vermehren. In dieser Hinsicht läßt sich eine Verschlimmerung der ökonomischen Verhältnisse schwerlich in Abrede stellen, und damit hängt denn auch die schon berührte Verminderung und Verspätung der Ehen, so wie die oft so feindselige Stellung der Arbeiter zu den Unternehmern der Arbeit zusammen. Es gehört dies zu den Wehen der Zeit, die nimmer ausbleiben, wenn eine Periode beschlossen wird und eine neue weltgeschichtliche Epoche ins Leben tritt. So manche Bande des Rechts und des Herkommens sind gesprengt; die früheren grundherrlichen und zunftmäßigen Vereinigungen sind gelöst, oder doch gelockert, und der Concurrenz der Kräfte und Interessen ist eine freiere Bahn geöffnet worden. Zwar sehen wir schon in neuen Associationen größere Massen mannigfaltigerer Kräfte zu gemeinschaftlichen Zwecken der Produktion vereinigt, also daß im Ganzen viel Größeres geleistet wird, aber noch ist lange nicht in demselben Maaße auch die Wiedervereinigung und Versöhnung der ökonomischen Interessen gelungen. Hier liegt die wichtigste Aufgabe der Socialpolitik. Hier ist das weite Feld, auf welchem in den Lehren eines Owen, St. Simon und Fourier, nachdem einmal die alten Schranken wenigstens theilweise gebrochen waren, eine ungebundene Phantasie den Zügel schießen ließ, und welches vor Allem mit Umsicht ermessen und bebaut werden muß, wenn ihm nicht eine verderbliche Saat entsprießen soll. Vom Bedürfnisse der Zeit getrieben, schickt sich endlich die besonnene Wissenschaft an, mit noch sehr schüchternen Schritten darauf einzugehen. Auch weist die Statistik manches Einzelne nach, was weitere Uebergänge vermitteln mag. Allein während so manche andere Gegensätze unseres socialen Lebens, wenn nicht verschwinden, doch sich mildern, läßt sich erwarten, daß der des Reichthums und der Armuth, oder vielmehr der viel und wenig Bemittelten, noch schärfer hervortreten wird, und daß er noch den Keim mancher Kämpfe und Zerwürfnisse in seinem Schooße trägt.

Jede besondere Berufsthätigkeit, auch für die materielle Produktion, nimmt in besonderer Weise zugleich die geistigen Kräfte in Anspruch. Der Beruf, den sie sich gewählt, oder der ihnen geworden, ist die fortdauernde Schule der Menschen: sie werden, was sie thun. Die Veränderungen in der Organisation der Arbeit,

sowohl im Umfange der Herrschaft über die Natur, als im Verhältnisse der Hauptklassen von Producenten, müssen darum auch den ganzen geistigen Gehalt des Volkslebens verändern. Wenn mit viel geringerem Aufwande menschlicher Körperkraft eine viel größere Summe materieller Genußmittel erzeugt wird, so muß endlich dem menschlichen Geschlecht im Ganzen für geistiges Schaffen und Genießen mehr Zeit gewonnen werden, also daß auch in diesem Sinne die Völker eine neue Zeit sich erschaffen. Und weil sie im Allgemeinen um so mehr intellektuell thätig sind und es seyn müssen, je mehr sie aufhören, nur materiell zu wirken, muß im Ganzen mehr Geist aus der Materie frei und entbunden werden, so daß, während die Dichtigkeit der Bevölkerung steigt und hiernach die Nationen körperlich wachsen, zugleich die Intensität der geistigen Kraft zunehmen muß. Im Großen gilt also für das Völkerleben, was für das Einzelleben gilt. Dies hat nun aber den unmittelbarsten Einfluß auf alle socialen Verhältnisse und namentlich auf die politischen Zustände. Die Griechen waren politisch frei, so weit sie an den Angelegenheiten ihrer Gemeinwesen Theil nehmen konnten, und sie konnten daran Theil nehmen, weil ihnen ihre Sklaven die Zeit und mittelbar die Fähigkeit dazu erwarben. Es war dies eine Organisation der Arbeit, die auf eine Theilung derselben zwischen Menschen und Menschen sich gründete; und dieselbe Theilung geschieht in der neueren Zeit zwischen Menschen und verstandeslosen Naturkräften. Was man immerhin nach Erfahrungen aus einem beschränkteren Kreise dagegen einwenden mag, alle Maschinen, die wir bauen, führen die Periode staatsbürgerlicher Gleichheit näher heran, weil sie die Fähigkeit der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten vermehren und weil diese den Anspruch und das Recht auf diese Theilnahme bedingen. Auch dafür hat eine umsichtig vergleichende Statistik manche Belege anzuführen.

Kein Geist kann ohne Körper erscheinen. Auch jede Erfindung und jede Entdeckung des menschlichen Geistes hat ihren Leib und greift damit von ihrer Geburt an in die Gestaltung der materiellen Verhältnisse ein. Schon der Grad der Unterwerfung der verstandeslosen Kräfte unter den menschlichen Verstand ist ein Zeichen und ein Maaßstab für den Grad der geistigen Kultur. Auf der andern Seite haben die materiellen Zustände den größten Einfluß

auf intellektuelle Bildung. Vor Allem gilt dies von dem nationalökonomischen Verhältnisse der Vertheilung des Einkommens, schon aus dem Grunde, weil Denen, die nur für leibliches Bedürfniß zu kämpfen haben, selbst die äußeren Hülfsmittel dafür in höherem Maaße versagt bleiben; während auch das Uebermaaß des Reichthums und die allzu große Leichtigkeit, allen sinnlichen Gelüsten zu genügen, häufig die intellektuelle Spannkraft erschlaffen mag. Weil nun bei dieser Wechselwirkung alles Geistige zugleich körperlich sich ausprägt, haben selbst noch manche neuere Statistiker von einer besonderen, oder einer mehr als beiläufigen Statistik der intellektuellen Kultur sich entbinden zu dürfen geglaubt. Diese beschränkte Ansicht ist aber schon darum zu verwerfen, weil gerade der fruchtbare Gedanke der That voraus eilt und nur allmählig in das äußere Volksleben übergeht; und weil es die höhere, aber auch die schwierigste Aufgabe ist, die Bedeutung der in die Gegenwart gelegten Keime, und nach dem Geiste der Erscheinungen die Richtung und das Ziel der Bewegung zu ermessen.

Für die Statistik der intellektuellen Bildung ist das Erziehungswesen in seinem Zusammenhange mit der Familie, mit den Ansprüchen und Anstalten des bürgerlichen und öffentlichen Lebens ins Auge zu fassen, dann aber auch der Nationalgeist zu schildern, wie er aus eigenthümlichen Naturanlagen in den gegebenen socialen Verhältnissen sich entwickelt, und ganz besonders in der Ausbreitung, Verzweigung und dem innern Gehalte der Literaturen, so wie in Tendenz und Charakter der neuesten Erfindungen und Entdeckungen sich kund thut. Schon die Bezeichnung des Umfangs dieses Gebiets unserer Wissenschaft läßt bemerken, daß Diejenigen sehr einseitig schließen, die nur in dem Zustande des Schulwesens, in der größeren oder geringeren Verbreitung des Angelernten, einen ausschließenden Maaßstab für die intellektuelle Kultur gefunden zu haben meinen. Gleichwohl ist diese zunehmende Verbreitung, besonders der Elementarkenntnisse, nicht nur darum sehr zu beachten, weil dadurch größeren Massen der Uebergang zu höheren Bildungsstufen erleichtert wird; sondern weil sie auch für die Aufnahme des schriftlich verkörperten Gedankens in größerem Umfange empfänglich werden, und weil sich hiernach leichter, als früher, gleichförmigere Ansichten über Das, was Alle berührt, verbreiten. Damit hängt zum Theil die Ausbildung größerer

Parteien in der neueren Zeit, die wachsende Macht der sogenannten öffentlichen Meinung, oder Meinungen, zusammen. Der Leitungsapparat für den electrischen Funken des Gedankens ist durch die Ausdehnung des Schulwesens vervollständigt worden und von dem Denken geht man wohl auch leichter zum Handeln in Masse über. Geht nun die Statistik auf das Verhältniß von Schule und Leben näher ein, so wird sie nicht verkennen, wie dieses durch gewaltige Ereignisse der neueren Zeit so sehr in allen Tiefen erschüttert wurde, wie neue Erfindungen und Entdeckungen so sehr seinen Gehalt verändert und es in andere Bahnen gelenkt haben, daß die ihm nachhinkende Schule, welche noch viel zu sehr mit einem schwerfälligen Ballaste der Vergangenheit den Raum versperrt, weit entfernt geblieben ist, seinen Forderungen zu genügen und mit ihm gleichen Schritt zu halten. Dieselben Begebenheiten haben viele Völker, ihnen selbst unerwartet, aus den engen Schranken des häuslichen in die weiten Kreise des öffentlichen Lebens hinausgedrängt; und so begegnen wir auch darin einem besonders auffallenden Widerspruche, daß die Ereignisse zu aktiven Staatsbürgern gemacht haben, während es noch keine staatsbürgerliche Jugenderziehung gab und selbst jetzt nur in rohen Anfängen giebt.

Die Statistik der Literatur, dieses freieren Erzeugnisses des reiferen Geistes, bezeichnet schon unmittelbarer, als die Statistik des Schulwesens, die intellektuelle Kulturstufe der Nationen. Aber sie ist doch gleichfalls kein vollständiger Ausdruck derselben, wie man in unserer viel schreibenden und lesenden Zeit, die so gern das Schreiben auch für Handeln ausgiebt, zu glauben geneigt ist. Eine Selbstvergötterung der Literatur durch die Literatur ist charakteristisch für unsere Periode. Man hat fast nur noch ein Urtheil über literarische Talente und macht kaum Anspruch darauf, ein anderes zu haben. Der Staatsmann und Feldherr, welche die Geschichte machen, gelten kaum so viel, als der Historiker, der sie beschreibt, als der Sänger, der die Thaten besingt, und das savoir faire weniger als das savoir, wenigstens in der allgemeineren Werthschätzung. Die vorherrschende Tendenz, alles Gedachte, was irgend bedeutend ist, oder was den Producenten als bedeutend erscheint, sogleich schriftlich zu verkörpern, hat indessen allerdings die Literatur zu einem viel wichtigeren Gegenstande der Statistik der Geistesbildung gemacht, als sie es in früheren Perioden war.

Sie ist ein Spiegel des Lebens der Völker geworden, in längerem und breiterem Rahmen, als je zuvor. Hiernach sehen wir in allen Ländern Europas die Masse der Literaturen in viel größerem Umfange zunehmen, als die Erzeugnisse irgend eines Zweiges der materiell producirenden Industrie. Wir sehen die literarische Bevölkerung der Bücher und Schriften in viel stärkerem Verhältnisse, als die Nationen selbst, sich vergrößern. Freilich ist es eine andere und schwerlich zu bejahende Frage, ob dort, wie hier, die mittlere Lebensdauer jener Kinder des Geistes zugenommen hat? Wie es in der materiellen Production und Consumtion einen schädlichen Luxus giebt, so auch in der Literatur. Man hat sich zwar schwerlich über allzu großen Geistesreichthum und seine Verschwendung zu beschweren, aber doch häufig über eine mehr als bloß unnütze Verschwendung von Zeit und Arbeit. Dieser Luxus der literarischen Produktion kommt zugleich den Lesern, als Consumenten, schlecht zu statten. Es wird ihnen so mancherlei geboten und so hastig von ihnen verschlungen, man muß so viel Unbedeutendes hinnehmen, um nur auch mit dem Bedeutenden bekannt zu werden, daß eine geistige Erschlaffung die nothwendige Folge ist. Dies gilt jedoch nur von den sogenannten gebildeten Ständen und von der hauptsächlich auf sie berechneten Literatur. Anders ist es mit den populären Schriften, die mehr und mehr in den untern, also in denjenigen Volksklassen Eingang finden, die schon durch die Art ihres Berufs vor Uebersättigung durch Lectüre bewahrt bleiben. Hier fällt auch der spärlicher ausgesäete Saamen auf einen weniger abgenützten und darum empfänglicheren Boden. Man darf also behaupten, daß auf der einen Seite verloren, aber auf der andern um so mehr gewonnen wird; daß die sogenannten gebildeten Stände im Allgemeinen herabgedrückt, die Massen aber geistig gehoben werden; daß also auch der Entwickelungsgang der Literaturen dazu beiträgt, mit andern Arten von Aristokratie diejenige der jetzigen Bildung zu vernichten, was kein Unglück ist, da sie von der allein anzuerkennenden Aristokratie des Talents und Charakters sehr verschieden und häufig geradezu entgegengesetzt ist. Mit aus diesem Grunde ist die fortschreitende Popularisirung der Literaturen, wie sie in der Ausdehnung der periodischen Presse, in der Zunahme aller Arten von Volksschriften, von Encyklopädieen ꝛc. sich kund thut, sehr zu beachten.

Nächst dieser Popularisirung ist die mit ihr zum Theil zusammenhängende Nationalisirung der Literaturen von besonderer Wichtigkeit für die Statistik. Ein rascherer Weltverkehr, die Nationen einander näher rückend, hat auch den Austausch der geistigen Güter gefördert, und was irgendwo Bedeutendes erscheint, wird alsbald unter alle andern civilisirten Nationen verpflanzt. In diesem Sinne ist eine Weltliteratur entstanden und wird künftig bestehen. Aber was die Nationen einigt, das scheidet sie auch, und gerade in der Vervielfältigung geistiger Berührungen wird das Besondere deutlicher erkannt und lebhafter empfunden, so daß nun auch das national Eigenthümliche seine Ansprüche und sein Recht entschiedener geltend macht. Für alle lebenden Hauptsprachen unsers Welttheils hat endlich die Periode der Emancipation für den freieren schriftlichen Verkehr begonnen; und allerwärts ringt man sich los von den Fesseln einer Universaldespotie des Geschmacks und der Bildung. Darin liegt ein bedeutendes Zeichen von dem alle Kulturgeschichte beherrschenden Gesetze, wonach sich die umfassendere Einheit und die reichere Entfaltung und Mannigfaltigkeit gegenseitig bedingen. In diesen verschiedenen Beziehungen bleibt nun der Statistik der Literatur viel zu ergänzen und hervorzuheben. Noch ein besonderer Mangel macht sich darin fühlbar, daß man die verhältnißmäßige Zunahme oder Abnahme der einzelnen Zweige der Literatur zu wenig berücksichtigt. Während der Baum der Erkenntniß in üppigem Wachsthume seine Frucht tragenden Aeste, wie seine Wasserschossen, überallhin verbreitet, sind doch zugleich einzelne Zweige beinahe ganz abgestorben. So hat sich z. B. die genealogische Literatur, die noch in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts ziemlich umfangsreich war, jetzt sehr ins Enge gezogen. Dies ist keine bloß zufällige Erscheinung. Die Bedeutung besonderer Familien muß in demselben Maaße verschwinden, als sie sich mehr in einander und in das Ganze der Völker verzweigen, und als diese nicht mehr als bloß leidende Massen, sondern als große, selbstthätige Persönlichkeiten in den Vordergrund der Weltgeschichte eintreten.

Wie die Statistik der intellektuellen Kultur, so ist die des Nationalcharakters und der Gesetze, wonach sich die Veränderungen im sittlichen Gehalte des Völkerlebens bemessen, noch sehr dürftig ausgestattet. In der bisher so einseitigen Richtung unserer

Wissenschaft auf die materiellen Verhältnisse liegt aber ein Hauptgrund, warum ihre Behauptungen und Vorhersagungen so oft vor den Ereignissen der nächsten Zukunft zum Spotte wurden. Hatte man doch überall, noch am Vorabende großer Umwälzungen, auf die steigende Wohlfahrt des Volkes hingewiesen und mit vollem Grunde dies thun können. So war in Frankreich zwar die Staatsschuld sehr gestiegen, aber seit einem Jahrhunderte bis zum Ausbruche der Revolution hatte doch das Nationaleinkommen in noch viel stärkerem Verhältnisse zugenommen. Das Gedeihen aller Zweige der materiellen Produktion in Frankreich und den Niederlanden während der Restauration und der oranischen Herrschaft hatte ebenso wenig den neueren Ereignissen vorbeugen können. Nur Wenige mochten die Nähe erschütternder Krisen geahnt haben, und Diejenigen hatten sie nicht ahnen können, die nur den Magen des Volks, das Thier im Menschen, in Betracht zogen, ohne sich um Kopf und Herz zu bekümmern.

Auch für die Schilderung von Charakter, Sitte und Sittlichkeit der Nationen muß man nicht übersehen, daß sie von Natureinflüssen und Anlagen, aber zugleich von ihrer Ausbildung nach den verschiedenen Altersstufen der Nationen abhängen; und daß gerade auf höheren Stufen der früher überwiegende unmittelbare Einfluß der äußeren Natur mehr und mehr zurücktritt. Nach beiden Beziehungen soll sich die Statistik zu orientiren suchen, und es klärt sich dann Manches auf, was im Völkerleben eine Anomalie scheint, und bei näherer Betrachtung dennoch den Erscheinungen des Einzellebens ganz analog ist. Kinder sehen und sind sich ähnlicher, als Erwachsene. Aber ihre rasch auflodernden Neigungen und Abneigungen laufen wie bewegliches Quecksilber ebenso bald ineinander, als auseinander, und sie erscheinen dann als scharf getrennt, während sie doch innerlich wesentlich Eines bleiben. Das reifere Alter, den Charakter festigend, ohne ihn völlig erstarren zu lassen, macht erst die Einzelnen zu einem dauernd Besonderen. Aber um als Besonderes sich zu behaupten und geltend zu machen, muß man sich den Andern zur Seite ordnen, in gemeinsamen Zwecken und Bestrebungen sich ihnen anschließen. Nur in dieser Beziehung hat der lebhaftere Weltverkehr die civilisirten Nationen auch nach ihrem Charakter und nach ihrer sittlichen Kultur einander genähert. Diese Annäherung ist jedoch mehr eine äußerliche,

ohne die innerliche Eigenthümlichkeit aufzuheben; es ist vielmehr ein näheres Nebeneinander, als ein Ineinander. Und wenn man jetzt viel von einer allgemein gleichmachenden Kultur spricht, so mag man zwar zugeben, daß bei den zahlreicheren Berührungen der Völker mit Völkern die schärfer auseinanderhaltenden Ecken ihres Charakters allmählig sich abrunden; daß aber diese Kultur nicht bloß abschleift, sondern auch mehr ins Einzelne ausschleift, und daß, weil das Gepräge feiner, die Mannigfaltigkeit der nationalen Charaktere nicht geringer wird. Vielmehr ist die Möglichkeit dieser feineren Ausprägung an sich selbst ein Zeichen, daß das Leben noch zur Zeit die Völker härtet, aber sie keineswegs in eine weicher verschmelzende Masse auflöst. Diese Auflösung wäre ihr Sterben, oder ihr Gestorbenseyn; und alle Zeichen sprechen dafür, daß diese Periode noch unermeßbar ferne ist.

Als besondere Zweige der Statistik der moralischen Kultur darf man die der Kunst und der Religionen ansehen, weil sich darin wenigstens in gleichem Maaße die Kräfte des Gemüths, wie des Geistes offenbaren. Unsere Zeit will sich eine neue Zukunft gebären, und die Mutter, die in den Wochen ihre Schmerzenslaute ausstößt, kann und mag nicht das Glück der Liebe besingen. Erst müssen die rauheren Stürme, die den Frühling ankündigen, verbraust seyn, ehe die Blüthe hervordringt. So fordert auch jede höhere Blüthe der Kunst eine gewisse Befriedigung nicht bloß im Volksleben, sondern auch durch dasselbe. Dieses aus tausend neuen Keimen hervordringende Völkerleben hat sich indessen noch lange nicht harmonisch genug vollendet, daß ihm die Kunst ihre Kränze um das Haupt winden könnte. Auch sie schreitet jedoch einer neuen Periode entgegen: die Elemente dazu kündigen sich an und gähren trübe durcheinander. Jene „Poesie der Verzweiflung“, wie man die wohl als vorherrschend zu bezeichnende Richtung der neueren Dichtkunst treffend genannt hat, ist nur das Echo der Dissonanzen, in die das Leben auseinander geht und die ihrer Lösung und höheren Einigung entgegensehen. Was von der Dichtkunst, gilt von Musik, Malerei und Plastik. Jede absolute Geschmacksherrschaft ist gestürzt und auch hier ist die Periode der freieren Concurrenz der Kräfte eingetreten. Allein sie zerfallen nach tausend Richtungen; darum das Ergreifen aller Manieren der Vergangenheit, neben vielfachen neuen

Versuchen. Jede Welle, die das bewegte Leben schlägt, wird zum schnell aufgeworfenen Parnasse, worauf die Künste wechselnd sich schaukeln, ohne noch durch eine verbindende Kraft auf höheren Gipfel gehoben zu werden. Die Statistik der Kunst wird indessen nicht übersehen, daß auch auf diesem Gebiete, wie auf dem der Literatur, eine Tendenz der Popularisirung entschiedener hervortritt, welcher nicht bloß durch manche technische Erfindungen der neueren Zeit, wie durch Lithographie, Stahlstich u. dgl. Vorschub gethan wird, sondern die sich auch in der Gründung zahlreicherer Kunstvereine offenbart. So sucht man sich denn im Volke selbst wieder eine festere und umfassendere Grundlage zu schaffen. Aber auch für die neue Kunst bildet sich erst der Körper aus, denn alle jene Verbindungen sind nur äußerlicher Art, und noch fehlt die von Jenen gebotene Association der in ihrem Streben sich gegenseitig unterstützenden Kräfte, wie sie nur durch den herrschenden Charakter eines vollendeteren Volkslebens erzeugt werden kann.

Auf dem Gebiete der Religionen ist es wieder nur die rohere Arbeit des Stoffsammelns und Ordnens, wenn sich die Statistik damit begnügt, uns nur mit der Vertheilung der Bevölkerung nach den verschiedenen Glaubensbekenntnissen bekannt zu machen. Ihre höhere, wahrhaft wissenschaftliche Aufgabe ist es, die hier stattfindenden Veränderungen und ihre fortwirkenden Ursachen nachzuweisen. Wenn das Asien der jetzigen Zeit, im Vergleich mit dem selbstthätig strebenden Europa und Amerika, auch in religiöser Beziehung einer starren Stabilität verfallen ist, so gewahren wir doch zugleich im Christenthum diesen Gegensatz von Beharrung und Bewegung in den drei Hauptabstufungen der griechischen Kirche, des Katholicismus und Protestantismus. Im Bereiche der Ersteren herrscht noch eine fast unerschütterte Glaubensruhe, während im Katholicismus schon weit mehr Gährung und Schisma sich ankündigt und gar der Protestantismus in immer zahlreicher gewordene Sekten sich zerlegt hat und zerlegt. Am meisten war dies der Fall, wo die volle Anerkennung persönlicher Freiheit das Auseinandergehen nach individuellen Richtungen und Neigungen begünstigen mußte, wie in Großbritannien, in einigen Theilen der Schweiz und besonders in Nordamerika. Ist dies der auflösende Tod mit seiner Zersetzung, oder das erstarkende Leben mit seiner

Entfaltung? Manche wollen jener Meinung beipflichten; aber gewiß läßt sich behaupten, wenn der Christenglaube der vereinigenden Liebe zur Weltreligion werden soll, daß er erst in sehr verschiedene Glaubensformen sich ausprägen muß, um den verschiedenen Nationalitäten und Kulturstufen sich anpassen zu können. Mit aus diesem Grunde, denn ein anderer Grund liegt in den Verhältnissen des materiellen Weltverkehrs, ist die Verbreitung der christlichen Religion mehr und mehr von den katholischen an die protestantischen Nationen übergegangen; und unter diesen knüpft sie sich in noch höherem Grade an jüngere Sekten, als an die ältern Glaubensgenossenschaften.

Unter den mehreren Zweigen der Statistik der sittlichen Kultur ist die der moralischen Verirrungen, die Statistik der Verbrechen und Geisteskrankheiten, welche letztere jedoch häufiger als Gemüthskrankheiten zu bezeichnen sind, in der neueren Zeit wenigstens da und dort umsichtiger behandelt worden. Es ist indessen ebenso einseitig, nur nach ihrer Menge die sittliche Kultur bemessen zu wollen, als die intellektuelle Volksbildung etwa nach der Menge derjenigen, die lesen und schreiben können. Der größeren Zahl von Vergehen kann eine höhere sittliche Kraft zur Seite stehen, ihnen sogar zu Grunde liegen; und gerade das innigere und tiefere Volksgemüth mag wenigstens in manchen Beziehungen heftigeren Stößen und Erschütterungen anheim fallen. Auf einer niederen Lebensstufe sucht man den Genuß fast nur in der unmittelbaren Befriedigung von Trieben, Neigungen und Leidenschaften; im höheren Alter, wo der Egoismus berechnender wird, in der Anhäufung der Mittel, wodurch man sich einen dauernden Genuß verschaffen zu können meint. Daraus erklärt sich die verhältnißmäßige Abnahme der Verbrechen gegen die Personen und die Zunahme derjenigen gegen das Eigenthum, besonders in den Staaten, wo schon die materielle Kultur auf einen höheren Grad gestiegen ist. Nicht die Zahl der Verbrechen überhaupt, aber doch die der letzteren Art, scheint in vielen Ländern unsers Welttheils in noch stärkerem Maaße, als die Bevölkerung, zugenommen zu haben. Wenigstens dürfte dies für den Durchschnitt mehrerer Jahrzehnte gelten, denn es finden auch hier manche Schwankungen statt, und namentlich ist der Einfluß besonderer ökonomischer Krisen sehr augenfällig. Dies erklärt sich in einer Zeit, wo noch

die ökonomischen Interessen so hart gegeneinanderstoßen und wo bei einem großen Theile der aus ihrer herkömmlich einfachen Lebensweise herausgedrängten Bevölkerung ein unverkennbares Mißverhältniß zwischen den Forderungen und Mitteln des Genusses eingetreten ist. Damit hängt zugleich die oft an Wahnsinn grenzende Spekulationssucht zusammen, und die vielfach bestätigte Bemerkung, daß die Gemüthskrankheiten jetzt zu besonders großem Theile auf fehlgeschlagenen Spekulationen und gescheiterten Hoffnungen beruhen. Die neuere Kriminalstatistik Frankreichs hat auf die Bemerkung geführt, daß die Neigung, die Verbrechen in Gesellschaft zu begehen, zugenommen hat, selbst während sich im Ganzen ihre Anzahl verminderte; daß also das Princip der Association, wie im Guten, also auch im Schlimmen, in größerem Umfange sich geltend macht. Diese bis jetzt nur vereinzelt dastehende Beobachtung sollte auch die Statistiker anderer Staaten veranlassen, darauf ein besonderes Augenmerk zu richten. In den großen Hauptstädten unseres Welttheils finden wir zahlreiche und förmlich organisirte Diebsgesellschaften. Man darf wohl vom Besonderen auf das Allgemeinere schließen und hiernach voraussetzen, daß überhaupt bei größerer Dichtigkeit der Bevölkerung und bei einer höheren materiellen Kultur, mit ihren noch so schroffen Contrasten von Reichthum und Armuth, die verbrecherischen Associationen zunehmen; daß nicht weniger die sittlichen, als die politischen Parteien nach größeren Massen sich ausscheiden. Alle Erfahrungen dieser Statistik der moralischen Verirrungen weisen übrigens übereinstimmend darauf hin, daß eine sittliche Besserung im Großen und Ganzen nur bei gleichzeitiger Besserung der materiellen Verhältnisse des Besitzes und Erwerbes möglich ist, daß stets auch im Völkerleben Seele und Körper zugleich leiden.

Schon früher wurde hervorgehoben, daß die Statistik der politischen Zustände zweckmäßig als der letzte Hauptbestandtheil einer allgemeinen Statistik der Kultur dargestellt werde, weil sie als eine Totalwirkung der Gesammtkräfte der Völker zu betrachten seyen. Dies gilt zwar nicht bloß von der politischen, sondern auch von jedem andern Zweige der Kultur; weil diese überhaupt ein Zusammenhängendes ist, so daß in jedem ihrer besonderen Zweige die Natur und der Einfluß des Ganzen sich gewahren lassen. Immer rechtfertigt sich jedoch die bezeichnete Gliederung

unserer Wissenschaft schon dadurch, daß die Form des Staats im weitesten Umfange die nach allen besonderen Richtungen wirkenden Kräfte einigend umfaßt. Allein wenn gleich der Staat, durch seine Repräsentation eines höchsten Gesammtwillens, mit Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung überallhin bestimmend eingreift, so bleibt es doch eine Einseitigkeit, die auf Abwege führt, wenn man ihn mit seinen verschiedenen Instituten nur als ein Bestimmendes und Maaßgebendes, nicht auch als ein Bestimmtes ansehen will. Eine solche Einseitigkeit war indessen in der Zeit politischer Unfreiheit kaum zu vermeiden, in einer Zeit, wo noch die Völker in höherem Grade bloß passiv erschienen und weniger unmittelbar und augenfällig auf die Gestaltung des Staats einwirkten. Die richtigere Ansicht wird mehr und mehr in der Theorie anerkannt; allein dennoch hat man sich in der Darstellung und Charakterisirung der politischen Verhältnisse meistens noch allzuwenig von ihr leiten lassen. So hat die Statistik zwar die wichtigsten Bestimmungen der verschiedenen Verfassungen und Gesetzgebungen zusammengestellt, auch wohl räsonnirend mit einander verglichen, aber noch allzuwenig auf ihren Zusammenhang mit den verschiedenen Stufen der materiellen, intellectuellen und sittlichen Kultur der Völker Rücksicht genommen. Durch diese Unterlassungssünde ist es gekommen, daß sie den ihr eigenthümlichen Charakter eingebüßt hat; daß die Statistik der Verfassungen, Gesetzgebung und Verwaltung meistens nichts anderes gewesen ist, als ein sehr dürftiger Auszug des positiven Staatsrechts verschiedener Staaten, etwa noch durchmischt mit einigen genealogischen Angaben über die Regentenfamilien in Erbmonarchien, mit einigen Notizen über Staatseinkommen, Militärmacht u. dgl.

Erfüllt dagegen die Wissenschaft ihre Aufgabe im vollen Umfange, so wird sie zwar einräumen, daß besondere Persönlichkeiten, individuelle Kräfte und Willkühr, oder solche Ereignisse, die wir als zufällig bezeichnen, weil uns der Faden ihrer Verbindung mit andern Begebenheiten und Zuständen verloren gegangen, ihren Einfluß auf die nähere Ausbildung der politischen Verhältnisse allerwärts geäußert haben. Allein zugleich wird sie anerkennen, daß Geist und Charakter der Verfassungen und Gesetzgebung, mit allen ihren bleibenden und unausbleiblichen Veränderungen, stets vom Geist und Charakter des Völkerlebens und seiner Veränderungen

bedingt sind. Diese Betrachtungsweise wird nun insbesondere deutlicher hervortreten lassen, wie namentlich mit den verschiedenen Stufen der Organisation der Arbeit und der hierdurch wesentlich bestimmten Thätigkeitsweise der Nationen die verschiedenen politischen Organismen zunächst und innig zusammenhängen; wie hernach in der politischen Welt, ähnlich wie in der äußeren organischen Natur, höhere organische Gebilde an niedere sich anschließen, und wie die Herrschaft individueller Laune und Willkühr, so wie eines starren Herkommens allmälig zurückweicht vor der Macht einer öffentlichen Meinung und eines fortschreitend veränderlichen, auf den jeweiligen Gehalt des Volkslebens sich basirenden Rechts; wie bei jenen höheren politischen Organismen die Organe der Staatsgewalt vielseitiger auseinander gehen und sich entfalten; wie die erst noch vermischte, politische und moralische, weltliche und religiöse Gesetzgebung bestimmter sich scheiden; wie endlich die Administration in mannigfaltigere Zweige sich abgliedert. Die in das Verhältniß von Ursache und Wirkung tiefer eindringende Statistik wird hiernach auch im Gebiete der Politik ein Gesetz der Bewegung und Entwickelung gelten lassen und darum die Reihenfolge der politischen Organisationen nicht mit dem Kreise der jetzt bestehenden Staatsformen für geschlossen halten. Ist doch die repräsentative Demokratie, wie sie gegenwärtig im größten Theile Amerika's und in einigen Kantonen der Schweiz besteht, erst ein Erzeugniß der allerneuesten Zeit; und gehören doch auch die repräsentative Monarchie, so wie die absolute Monarchie in der eigenthümlichen Weise, wie sie nur in Europa existirt, der neueren Weltgeschichte an!

Mit allem Vorhergehenden konnte nur das Wichtigste angedeutet werden, was nach ihrem jetzigen Standpunkte in den vielfach erweiterten Gesichtskreis der Statistik fällt, und manches Wichtige ist ganz unberührt geblieben. Es genügt jedoch zur Schilderung des allgemeinen Charakters, den diese Wissenschaft behaupten muß, um sich den Ansprüchen der neueren Zeit gewachsen zu zeigen. Diese Zeit ist eine verhängnißvolle, die Großes entstehen sah und Größeres im Keime birgt. Darum suchen Alle, die auf Bildung Anspruch machen, sich wenigstens den Anschein zu geben, ihre Bedeutung zu erfassen und zu begreifen. Soll aber im vielgestaltigen Völker- und Staatenleben unser Wissen und Wollen mehr seyn, als ein blindes Tappen, so müssen wir mit der genaueren

Einsicht in die gegenwärtigen Zustände nach einem festen Grunde uns umthun, worauf unser Hoffen und Erwarten, unser Streben und Handeln fußen kann. Wie dem Historiker die Geschichte der Vergangenheit vor Augen liegt, so soll der Politiker in die der Zukunft blicken. Damit er es im Stande sey, so weit es Menschen im Stande seyn können, muß er vor Allem wissen, was der wechselnde und verschlingende Strom der Ereignisse und Zustände bis auf unsere Zeit herübergetragen hat, damit er seine Größe und Macht ermesse, damit er seine Richtung erkenne. Die Statistik der neuesten Zeit, der Bestand der Staatskräfte im jüngsten erkennbaren Momente schildernd, faßt nur eine Fluxion dieses Stromes ins Auge. Indem sie es aber in seiner ganzen Bedeutung zu durchdringen, indem sie das in jedem Momente sich offenbarende Gesetz der Bewegung zu erfassen sucht, wird sie zur Fluxionenrechnung, nicht mit todten Ziffern und Buchstaben, sondern mit lebendig wirkenden Kräften und Größen. Von dem Differential der Gegenwart soll sie auf das Integral der Zukunft schließen lernen. Nur so weit sie dies vermag, lassen die Wolken sich theilen, die das Schicksal der Völker bedecken, läßt sich der Politik eine Aussicht auf die vorliegenden Höhen und Tiefen eröffnen, wonach sie ihre Schritte zu bemessen hat. Vor allem wird sie dann auf jene kritischen Uebergangspunkte im Völkerleben hinweisen, wo die versäumte Würdigung entscheidender Momente zum doppelt schweren Vergehen gegen die Nationen wird, wo zum reicheren Gewinne für die Zukunft alle Kräfte zur bestimmten That sich vereinigen sollen. Und so mag sie in gleicher Weise vor dem Allzuviel, wie vor dem Allzuwenig bewahren. Dies ist die Aufgabe, dies das Ziel der allgemeinen Statistik der Kultur. Es ist weit und hoch gesteckt! Aber das gilt von jeder Wissenschaft, die den Namen verdient; und es soll so seyn, damit es darnach zu ringen sich der Mühe verlohne. S.

Aphorismen über Kriegskunst.

Zweite Gabe.

1.

Je entscheidender ein Sieg, desto unvorsichtiger gewöhnlich der Sieger. Unter zwanzig Fällen kann man neunzehnmal darauf rechnen, daß nach einem errungenen Siege das Heer leichter als gewöhnlich zu überraschen, leichter in Unordnung zu bringen sey, nur muß man den Stier nicht an den Hörnern fassen, denn der Eifer, der Muth wachsen durch den Sieg, nur die Wachsamkeit nimmt ab. — Je zuverlässiger der Sieger, desto größer sein Schrecken, wenn er sich gegen jede Vermuthung angegriffen und zu plötzlicher Gegenwehr aufgefordert sieht. Eine Kühnheit dieser Art hat die Römer bei Tyndaris ihre Ehre gegen die Carthaginenser retten gemacht. Regulus wagte sich mit zehn Schiffen aus dem Hafen, bevor die übrigen bereit waren, ihm zu folgen; er entkam mit einem einzigen derselben dem siegenden Hamilkar; er flüchtete nach dem Hafen zurück, nicht um dort seine Zeit mit Entschuldigung seines Unglücks zu verlieren, sondern er sammelte die übrigen Schiffe und griff den erstaunten Feind alsbald an, nahm ihm zehn Schiffe, versenkte mehrere und zwang ihn zum Rückzug.

Das Unglück ist die Jahrszeit, in der solche Entwürfe gedeihen. Der Mann, der sie macht, hat gewiß die Gabe, sie auszuführen; sie eröffnen unbekannte Schleußen und geben Mittel an die Hand, die man zu vergessen pflegt. Je trüber das Unglück, desto sonnenheller alsdann der Ruhm. Die Schlacht von Marengo ist hievon ein Beispiel.

Ein Mann von vielem Verstande, der Graf del Mestre, sagt irgendwo: „Was heißt das, eine verlorne Schlacht? das heißt eine solche, die man verloren gibt.“ So albern diese kecke Behauptung aus einem Gesichtspunkt genommen ist, so wahr ist sie und so treffend aus einem andern. So lange die Ordnung und der Geist nicht gebrochen sind, dürfte keine Schlacht aufgegeben werden, oder man hätte sie gar nicht anfangen sollen, denn Schlachten dürfen nicht willkührlich gegeben oder unterlassen werden; sie sollen nothwendig berechnete Lösungen seyn. In der Ordnung und in dem Geiste der Krieger liegen Kräfte, die Unglaubliches leisten, wenn der Befehlshaber es hervorzurufen versteht. „Sich tapfer und stolz zurückzuziehen,“ sagt der treffliche Folard, „ist etwas; ja es ist sogar viel; aber es ist nicht das meiste, so man thun kann.“ Und was verlangt er also von dem geschlagenen Feldherrn? daß er sich erhebe, umkehre und siege. Wahrlich, die Forderung ist nicht gering! Aber sie wird auch an Feldherren gestellt, die es sind, an Männer, die ausser der gewöhnlichen Erfahrung einen bewegenden Geist, Schnelle und Schärfe im Denken und Handeln, und die Kunst besitzen, durch sich selbst zu wirken und zu schweigen. Was tollkühn scheint, ist oft nur klug; und was klug gedacht ist, wird oft zur strafbaren Verwegenheit durch die fehlerhafte Ausführung. Der Sieg des Antigonus über Klitus, auf der Höhe von Byzanz beweiset, daß ein Feldherr leisten kann, was Folard fordert.

2.

Das Zuvorkommen in der Operation ist meist von Folgen, die durch die ganze Dauer des Feldzuges bedeutend wirken, ja ihn meistens entscheiden. Es ist auch im Kriege der erste Zug, welcher siegt. Der berühmte Feldzug Bonapartes im Jahr 1796 hätte vielleicht nicht statt gehabt, wenn die Oesterreicher dem Angriffsplane des Generals Colli gefolgt und die zwischen Felsenriffen und Meer eingedrängten, auf einer einzigen Straße auf 40,000 Toisen vertheilten französischen Truppen solchergestalt angegriffen hätten, daß sie von dem Gebirge herab diese Linie durchschnitten. So aber horchten sie dem Gerede über die Absicht ihres Gegners, und ihr erster Angriff, den sie thaten, war bereits eine Vertheidigung und Unterordnung, denn sie wollten von Novi nach Voltri, um den Feind von Genua zu trennen, wohin sie dessen Absicht gerichtet

glaubten. Hier würden sie von der französischen Colonne aufgerieben worden seyn, wenn nicht der französische Feldherr dadurch, daß er seinerseits den Feldzug eröffnete, der ganzen Sache eine andere, für die Oesterreicher noch unglücklichere Wendung gegeben hätte. Er ließ die Gegner ruhig gegen seinen rechten Flügel sich bewegen, und warf einstweilen seinen linken über die Gebirge in das Thal vom Tanaro; die Mitte folgte, überstieg die Gebirge und brach in das Thal von Bormida; der rechte Flügel endlich that desgleichen, er brach in das Thal vom Erro. Durch diese Anordnung war dem Feinde der Angriff aus den Händen gerissen; wo sie schlugen, waren sie rechts überflügelt und schwächer, die Franzosen unterstützten sich von der Linken zur Rechten auf das Trefflichste, die Oesterreicher mußten vereinzelt schlagen; so wurden die Tage von Montenotte und Dego, und der von Millesimo; so waren in zwei Wochen nach Eröffnung des Feldzuges die Oesterreicher und Piemonteser getrennt, und so geschah es, daß noch in demselben Monate die einen ihre festen Plätze, ihr Heer, ihren Landesbesitz dem Feinde überließen und die andern, entschlossen zum Rückzuge, hinter dem Po augenblickliche Ruhe suchten. — Die Ausführung der Operation beruht auf dem Gesetze überwiegender Schnelligkeit; der Sieg wird Verbrechen, wenn die Verfolgung ihn nicht zur Tugend macht. Um der Umsicht des Entwurfes willen sowohl, als wegen dieser meisterhaften Ausführung ist der Feldzug von 1796 ein Musterbild, das wir des Beispiels wegen weiter verfolgen wollen. In dem Augenblicke, als Bonaparte in Cherasko Piemont die erbetene Waffenruhe gab, flog sein Entwurf schon bis über die Alpen von Tyrol in das Herz von Baiern, und bis in die Siebenhügelstadt. Er zählte 28,000 Mann und sein Gegner Beaulieu 2000 Mann weniger, jedoch eine vorzüglichere und stärkere Reiterei. Beide hielten an dem Po. Durch eine einfache Bewegung von der Linken gegen die Rechte dehnte sich Bonaparte bis an Piacenza aus, und überflügelte hierdurch den Feind fortwährend in seiner Linken, der sonach ohne Schwertschlag seine Stellung hinter dem Ticino, hinter dem Lambro verließ und die Adda zu gewinnen eilte. Aber schon war Bonaparte bei Piacenza über den Po gegangen. Er erreichte den Gegner an der Adda; es kam zur Schlacht bei Lodi. Mailand und die ganze Lombardei fiel als Siegespreis in seine Hände. Der Feind, vereinzelt, ermüdet, da er immer seine

Bewegungen nach denen des Feindes einrichtete, also ungewöhnliche, erschöpfende Eile fortwährend aufbieten mußte, flüchtete nach Mantua. Die fortwährende Ueberflügelung hatte solchen Schrecken unter den österreichischen Führern verbreitet, daß die Gerüchte das französische Heer schon nach Borgoforte versetzte, während es eben bei Piacenza über den Po ging. Beaulieu hatte seine bei Lodi schlagenden Truppen nicht einmal unterstützt; er führte, die fernere Ueberflügelung fürchtend, eiligst die Seinigen hinter den Mincio und gab zwei Drittheile seines Heeres dadurch auf. Unter den Mauern von Mantua stellte sich der Rest. Bonaparte blieb an der Adda; denn nun, da dieser zweite Theil des Feldzugs, der nur sechs Tage gedauert, beendigt war, verdienten die Truppen ein paar Tage Ruhe, und nun war die Zeit, sie ihnen zu gewähren.

Hätte die französische Regierung dem Plane ihres Feldherrn die Zustimmung gegeben, so würde dieser durch Tyrol nach Deutschland gedrungen seyn, sich dort mit Moreau vereinigt, und im Herzen Oesterreichs den Frieden erzwungen haben. „Ich werde dort seyn," schreibt Napoleon an das Direktorium, „noch ehe man recht daran gedacht haben kann." Das Direktorium fand diesen Plan zu gewagt. Die Heere, welche Deutschland angreifen sollten, viermal stärker als das Bonapartische, hatten sich noch nicht regen können.

3.

Achtung für Kunst und Wissenschaft geziemt dem Gebildeten; beide sind das Eigenthum der Welt, nicht eines Volkes; die Welt also schuldet jeder Leistung Dank. Es thut wohl, mitten in dem Befehlen, das Reiche untergräbt und Throne wie Spielwerk behandelt, Verehrung für diese Zierden des Menschengeschlechts zu finden. So waren viele Befehle des Direktoriums an seine Feldherrn, so viele Napoleons. Ich sage nicht, daß es auch klug sey, so zu handeln, weil man das Vertrauen der Bessern gewinnt, denn das ist Nebensache; aber es geziemt dem Sieger, in jeder Beziehung den Besiegten zu übertreffen; Tapferkeit aber, mit Achtung für Kunst und Wissenschaft verbunden, ist die herrlichste Erscheinung auf Erden. „Sie werden die Gelehrten und berühmten Künstler gütig empfangen und besuchen, und wenn Sie Mailand erobert haben, so werden Sie insbesondere den Astronomen Oriani ehren und schätzen, der so bekannt ist durch die Dienste, die er den Wissenschaften zu leisten nicht müde wird;"

so schreibt das Direktorium (16. Mai 1796) an Bonaparte, dem man nicht gewohnt war, halbgemeinte Worte zu schreiben und spielenden Prunk. Man weiß, was Bonaparte in diesen Beziehungen that; seine Generale erhielten bestimmte Befehle, Kunst und Wissenschaft nicht nur zu schonen, sondern sie zu heben. Wie er Paris mit Kunstschätzen überhäufe, war ihm nicht weniger wichtig, als die Eroberung eines Reiches.

4.

Unordnung, Noth, Verschwendung, und was sonst Anzeichen einer schwachen Leitung und Folgen eines getrennten Oberbefehles sind, lähmten diesen größten Theil der französischen Streitkraft. Eifersüchtig auf den Ruhm des Siegers von Italien, befahl ihm das Direktorium, diesen Plan bis in den Herbst zu verschieben und einen Theil seiner Truppen an Kellermann, der im Mailändischen den Oberbefehl führen sollte, abzugeben und mit dem Reste den Süden von Italien anzugreifen. Zu diesem Letztern bewog das Direktorium, scheinbar wenigstens, ein falscher Schluß, aus einer wahren Behauptung gezogen. England ist unser größter Feind, sagten diese Herren, gegen ihn müssen wir unsere Hauptschläge richten. Man nehme ihm also Livorno und sperre ihm den Kirchenstaat und Neapel. Abgesehen davon, daß es keinen größern Fehler in Führung eines Feldzugs gibt, als aus einem errungenen Siege nicht alle Vortheile zu ziehen, die daraus zu ziehen möglich sind; abgesehen davon, daß die Jahreszeit (man war Anfangs Juni) eine Bewegung nach dem Süden sehr gefährlich machte, daß sie durch den Waffenstillstand in Deutschland, der dem Gegner erlaubte, Verstärkungen nach Italien zu senden, noch gefährlicher wurde: so war sie schon an sich fehlerhaft gedacht; denn nur dann darf ich gegen den Hauptgegner meine Kräfte wenden, wenn ich ihm wirklich einen entscheidenden Schlag beibringen kann, was weder der Fall von Livorno, noch die Sperrung von ein paar italienischen Häfen für England ist. Man muß in solchem Falle das Werkzeug des Hauptgegners zerstören, und dieses war Oesterreich. Ein vielleicht wichtigerer Grund für das Direktorium war, außer dem Wunsche, seinen Feldherrn zu beschäftigen, der, Italien auszuplündern. Man hatte sich nicht geschämt, ihm, da er noch in der Riviera stand, den Vorschlag eines Narren zuzusenden, der da wollte, daß man mit 10,000 M.

nach Loretto eile, einzig um den Schatz dort wegzunehmen. Bonaparte beantwortete diesen Vorschlag gar nicht. Jetzt schrieb ihm das Direktorium: „Lassen Sie nichts von dem in Italien, was unsere politische Lage uns wegzunehmen erlaubt, und was uns nützlich seyn kann.“ (18. Mai); d. h. alles, was wegschaffbar ist; denn man war Sieger und alles ist nützlich. Diese zerstörende Episode überwand Bonaparte durch seine große militärische Zuversicht, indem er den Angriff auf Unteritalien für eine Nebensache und für leicht ausführbar erklärte; nur müsse es Divisionsweise en échelons geschehen, so daß jede Division nach vorne und rückwärts aufmarschieren und den Angriff bieten kann. Sein politischer Einfluß aber vollendete den Sieg, indem er den Papst und Neapel zum Frieden überredete, den sie zu ungeheuren Preisen kauften. Also war Unteritalien überwunden, ohne daß eine Truppe sich bewegte; Livorno wurde nun Gegenstand für einen Brigadegeneral. Die Unternehmung gegen die Oesterreicher konnte wieder aufgefaßt werden.

Das Auge immer auf den großen Zusammenhang gewandt, ließ er seine Truppen zum Angriff auf Mantua über Brescia und längs des Lago di Garda vorgehen, damit die Bedrohung der Tyrolerpässe den Feind schon zum voraus moralisch besiege, oder ihm die schnellste Möglichkeit offen halte, seinen Lieblingsplan auszuführen, sobald das Direktorium ihn billige. Dieses billigte ihn nicht, aber am sechsten Tage nach Eröffnung des dritten Theils des Feldzuges, am 2. Juni, war Beaulieu mit dem Reste seines Heeres bereits vom Mincio weggedrängt und in die Gebirgspässe hineingedrückt, Mantua umgeben, Verona besetzt, Peschiera genommen.

5.

Es ist billig, daß von dem Augenblicke an, da ein Land von den Truppen des Gegners besetzt ist, die gewöhnlichen Abgaben der Bewohner in die Kasse des Heeres fließen; es ist klug, daß man diese Zeit der Eroberung benützt, um die Rückstände einzutreiben, welche die frühere Regierung vielleicht noch bei ihren Unterthanen liegen hat; es ist nothwendig, daß man das Wesen des dort eingeführten Steuersystems selbst untersucht und nach Art desselben alle Stände mit einer außerordentlichen Abgabe belegt. Vorweisung der genauen Register, Vereinfachung oder doch wenigstens strenge Aufsicht über

die Erhebung, Ordnung in der Truppe machen das erste und zweite möglich. Das dritte wirkt politisch bedeutend überall, wo es Ausnahmsgesetze für die Steuerpflichtigkeit gibt, denn indem man diese jetzt verhältnißmäßig belastet, gewinnt man die untersten Stände und macht ihnen ihren Antheil weniger fühlbar. Alles, was öffentliches Gut ist, gehört dem Eroberer; jedes Privatgut muß in unseren Tagen gegen Gewalt des Einzelnen geschützt werden. Was die Absonderung des einen von dem andern betrifft, so ist sie eine reiche Quelle von Gehässigkeit und Betrug. Kluge Wahl der damit Beauftragten und edles Benehmen hindern diesen und kommen jener zuvor.

Alle Zweige der Gelderhebung müssen in dem Armeefinanzier ihre Vereinigung haben und dieser ein einziger seyn. Ihm wird in wöchentlichen, oder nach Umständen in täglichen Berichten der Gang des Geschäfts auf das Einfachste nachgewiesen. Er steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Finanzminister seiner Regierung und mit dem Oberfeldherrn. Es ist wünschenswerth, daß er Militär sey, damit er Kürze und Bestimmtheit in seinen Geschäften mit der Kenntniß der Bedürfnisse des Krieges verbinde.

Von welchem ungeheuern Einflusse geordnete und genügende Geldmittel auf den glücklichen Gang des Krieges sind, kann wohl niemals und heut zu Tage, wo man dem Gelde eine so große, schnelle Verwandelbarkeit zu geben wußte, um so weniger bezweifelt worden seyn. Wohl aber bleibt zu bemerken, daß man nicht zu ausschließend darauf fuße. Je weniger die Völker sich zu schlagen verstehen, desto mehr Geld brauchen sie zum Kriege. Aber es gibt eine Gränze, wo das Geld nichts mehr nützt. Sobald die Leute merken, daß sie ungestraft im Nachbarhause fordern oder nehmen könnten, versäumen sie gewiß nicht es zu thun. Das Wann hängt dann meist nur noch von der bequemen Gelegenheit, von der Lage der Umstände ab. Die Venetianer haben dies erprobt. Dies ist **ein** Grund. Ein zweiter ist, daß wohl Jeder einen Krieg nach seinem Gefallen eröffnen, aber nicht, wann er will, schließen kann; ein dritter endlich, daß nichts entnervender auf ein Volk oder auf eine Regierung wirkt, als die Vergötterung des Geldes in dem Grade, daß man ihm allein das Heil vertraut, Wohl und Wehe von Millionen und das Bestehen eines Staates auf diese unbemannte Barke wagt.

„Nichts ist irriger als die gemeine Meinung, das Geld sey der Nerv des Krieges,“ sagt Machiavell. (Discorsi II, 10). Und wirklich, wer die Niederlage der Perser gegen die Griechen, die Züge Alexanders, den peloponnesischen Krieg, die Siege der Römer über die Karthaginenser, die Griechen und über das prunkende Kleinasien, den Fall des ost- und weströmischen Reiches, die Eroberung Chinas durch Tartaren, die nichts als Pfeil, Säbel und Pferde besaßen, die Kriege der Schweizer und Niederländer, der Schweden unter Gustav und Karl, und die Demüthigungen der Pforte und unzählige andere bis auf den Bonapartischen Feldzug im Jahr 1796 bedenkt, kann unmöglich noch länger diesem Wahne Raum geben. Ein gutes und kluggeführtes Kriegsheer ist der Nerv des Krieges, Geld nur dessen Hülfe, dessen am leichtesten mitzuführender und beweglichster Stellvertreter seiner mannigfaltigen Bedürfnisse. Mit dem guten Kriegsheer findet ein guter Feldherr Geld, mit Geld findet sich nicht nothwendig ein gutes Kriegsheer und noch weniger ein guter Feldherr. Ohne ein gutes Kriegsheer und einen guten Feldherrn aber führt man keinen glücklichen Krieg, wenn der Gegner nicht eben noch Erbärmlicheres zu Tag gefördert hat als wir. Bonaparte übernahm sein Kriegsheer in der Riviera von Genua, ohne Brod, ohne Schuhe, ohne Sold; nur an Schießbedarf und Waffen litt es keinen Mangel. Er verschaffte ihm Brod, Schuhe, Kleider, zahlte den Rückstand und die tägliche Gebühr, erhielt hierzu keinen Franken von der Regierung und schickte ihr in wenigen Monaten hundert Millionen als Beute heim.

Ist vollends der Soldat reich, so hat er, dem Armen gegenüber, die Wahrscheinlichkeit des Geschlagenwerdens unbezweifelt für sich, weil zu dem gewöhnlichen Treiben der Streitsucht, der Ehre, der Selbsterhaltung, welche überdies in jenem lange nicht so thätig wirken können, als in diesem, bei diesem letztern noch die allmächtige Habsucht kommt und die Schadenfreude, den zu Boden zu treten, der um der goldenen Achselschnüre willen, die er besitzt, den Gegner so gerne mit Hohn behandelt. Hier kommt es zuletzt wieder auf Solons Worte an Krösus: daß man durch Eisen siegt und nicht durch Gold. Man hat allgemein bemerkt, daß der Kampf gegen reiche Soldaten immer mörderischer sey, und schonungsloser die Behandlung. Dies erfuhren unter andern die Wiener Freiwilligen im Jahr 1796 vor Mantua.

Dem Sieger kann es an Geld nicht fehlen, wenn er sich darnach einrichtet. Man überhebt ihn zur Hälfte der Mühe, es zu holen; man trägt es ihm ins Lager. Vorläufiger Prunk mit Schätzen, um den Muth des Gegners zu erschüttern, muß, wenn dieser nicht ein Schwächling im vollen Wortsinn ist, ihn vielmehr heben. Als Sinn- und Vorbild dient am besten jenes geschichtliche Beispiel, da ein König Macedoniens unklug genug war, die Macht der Gallier dadurch abwenden zu wollen, daß er vor ihren Gesandten seine Schätze ausbreitete. Er meinte sie dadurch zu schrecken; diese aber, schon ganz für den Frieden entschlossen, erklärten sich von diesem Augenblicke an für den Krieg.

Den Krieg auf das möglichst wohlfeilste führen, ist ein gefährlicher Grundsatz; er führt beinahe immer zum Verderben. Im Krieg sind die Fälle häufig, wo 99 soviel als Nichts sind; aber 1 mehr macht hundert. Karthago, von dem Teufel des Geizes besessen, der es durch die Halbheit in den Untergang lockte, stürzte trotz seines großen Hannibals, um jenes Grundsatzes willen, in Trümmer.

6.

Sowohl in der Eröffnung des Krieges, als in der Führung desselben, und in dieser wieder von der strategischen Anordnung herab bis zum taktischen Schlage, scheint ein unablässig fortwirkendes Gesetz des Zuvorkommens große Vortheile zu verbürgen. Im ersten Falle fordert es den Feind heraus, bevor er noch vollkommen bereitet, und zwingt ihn dadurch, entweder den Boden, aus dem er Kraft ziehen könnte, aufzugeben, oder sich mit geringeren Mitteln, als eigentlich zu Gebote stehen, den gesammten des Feindes entgegen zu stellen. Im strategischen Ehrenspiele zwingt der erste Zug gewöhnlich den Feind zu einem Gegenzuge, und wenn dieser nicht durch Versäumniß des Angreifers den Vorsprung abgewinnt, so bleibt er abhängig bis zum Ende. Auf dem Schlachtfelde endlich tritt derselbe Fall ein, und die Möglichkeit der Rettung ist noch geringer als in der strategischen Berechnung, weil die Zwischenzeiten zu sehr drängen.

Und dennoch sind der Fälle vielleicht eben so viele, wo durch die Macht der Verhältnisse dem Angriff der Vorzug entrissen und dafür der Vertheidigung gegeben wird. Wenn Staaten, die auf

dem Punkte stehen, sich bekriegen zu wollen, in sehr ungleichem Kraftverhältnisse sind, so thut der Schwächere immer am besten daran, den Angriff abzuwarten, ausgenommen, er hätte ein überwiegendes Talent an der Spitze seines Heeres, oder wäre von der Unfähigkeit des feindlichen Oberfeldherrn überzeugt. Die Zeit, die er dadurch gewinnt, verwendet er besser in Vervollkommnung seiner Rüstung, in Erwartung der Verbündeten, wenn er deren zu erwarten hätte, in diplomatischen Feldzügen. Oesterreich hat im Jahr 1805 aus Rücksicht für England den Angreifer gemacht, obwohl es bis zur Ankunft der Russen nur an Vertheidigung hätte denken sollen; daher die Vorfälle bei Ulm, daher die Schlacht bei Austerlitz.

Länder, die in der Natur ihres Bodens oder Klimas einen Verbündeten haben, würden, bei geringeren Streitkräften, Unrecht thun, diesen aufzugeben. Wären die russischen Heere im Jahr 1812 über den Niemen gebrochen, als der Feldzug bereits möglicher Weise zu eröffnen war, z. B. Ende April, Anfangs Mai, so würden sie geschlagen worden seyn, wie sie es später wurden, aber die Beschaffenheit ihres Rückzugs würde eine andere gewesen seyn, andere Vorfälle müßten sich ergeben haben, alles wäre in Wesenheit und Farbe anders geworden. Vertheidigung war daher ihre einzige Rettung. Das heißt nicht, daß sie hiezu ihre Heere so stellen mußten, wie sie es thaten; sie hätten ihren verlockenden Rückzug in das Herz des Reiches noch langsamer, noch würdiger führen können, und dann würde ihnen jetzt das Verdienst dieses Feldzuges ungetheilt zuerkannt werden.

Es gibt Fälle, wo das ganze Volk wahrhaftigen und innigen Theil an dem Kampfe zu nehmen bereit steht, wo verletzte Volksehre, erlittener Druck, Vertrauen in das Oberhaupt, Einbildung und Eitelkeit bei abermals drohender Gefahr, alle Herzen mit Feuer füllen, alle Blicke mit Muth und alle Arme mit Kraft; es gibt Zeiten, wo die Benützung dieses Volksgeistes das einzige Mittel der Rettung wird. Hier wird die Vertheidigung Gesetz; denn nur im Vaterlande ficht der Bürger gut, nur am eigenen Herde nährt sich die heilige Flamme. Nur der feindliche Einfall selbst bläst den Funken auf. — So gingen die Franzosen in Spanien zu Grunde, so besiegten die Sansculotten den Herzog von Braunschweig und das bestgeübte Heer. Aber nicht nur, wo dieser allgemeine Aufschwung besteht,

sondern da, wo er nur den Grad erreicht, daß der Fürst sich ungewöhnliche Hülfe daraus versprechen kann, ist es zum mindesten sehr gefährlich, mit dem Angriffe gegen den mächtigen Feind vorauszueilen und dadurch die Erhöhung seiner Kraft, den Vortheil des eigenen Landes und jenen, den der feindliche Einfall durch Erhöhung des Volksgeistes ausübt, aufzugeben. Bonaparte trug im J. 1815 die Folgen davon; selbst ein Sieg bei Waterloo bot ihm, militärisch genommen, nicht so viele Glücksfälle dar, als die Aufstellung seines Heeres um die Centralpunkte Lyon und Paris, und ein organisirter Aufstand rings um den Feind versprachen.

7.

Glück des Feldherrn! Wie oft ist dieser Ausdruck ein Beweis der Unwissenheit derer, die ihn aussprechen, oder eines gemeinen Neides. Die beschämte Eitelkeit, selbst in ihrer Schmach noch anmaßend, flüchtet sich hinter die Lüge, sie sey vom Glücke besiegt. Sie beklagt eine blinde Macht, gegen die es keinen Schirm und keine Wehr gibt, und hofft dadurch ihr hohles Verdienst vor der Menge aufrecht zu halten. Aber so oft dieser Ausdruck gemißbraucht worden ist, so oft hat er sich auch wieder bewährt, und zwar manchem Manne so hartnäckig bewährt, daß es begreifbar ist, wenn ein solcher mitten im Drange der Gefahr mit der Zuversicht, die an Uebermuth und Aberglauben gränzt, ausruft: „Seid getrost, ihr führt den Cäsar und sein Glück!“

Wenn wir z. B. die für Europa entscheidende Schlacht von Denain bedenken, wo Eugens Stern sich verdunkelte und die Frucht jahrelanger Siege in wenigen Stunden verloren ging, welche Glücksfälle mußten zusammentreffen, um sie gewinnen zu machen? Daß die Verbündeten Marchiennes, neun Stunden von Landrecy, das sie belagerten, entlegen, zu ihrer Hauptniederlage erwählt hatten, und diese durch ungenügende Linien zu decken versuchten, mußte einen Gegner wie Marschall Villars anlocken, aus der Unvorsichtigkeit Gewinn zu ziehen. Daß er also angriff, war ganz in der Ordnung. Daß er in Denain einen Feldherrn zum Gegner fand, der eben nicht viele Geistesgegenwart, wenig Erfahrung und bei vielem Soldatenmuthe wenig Feldherrnmuth hatte, den Grafen Albemarle, muß ebenfalls auf Rechnung zu geringer Vorsicht von

Seite der Verbündeten gesetzt werden, und es ist billig, daß Villars, den Charakter des Gegners kennend, den Angriff auf eine Weise ordnete, die gegen einen tüchtigeren Gegner zu kühn gewesen wäre. Aber wenn man liest, wie, nachdem der Marsch über die Schelde in der Nähe des Feindes von dem Marschall beschlossen und die Brücke, die bei grauendem Morgen geschlagen werden sollte, mit Versäumniß von drei vollen Stunden erst am hellen Tage begonnen worden war, der Feind durchaus nichts that, um den Uebergang wenigstens für die Zeit, in welcher derselbe gefährlich blieb, zu verhindern; wenn man liest, wie die Franzosen endlich hinüberbrachen und da plötzlich, gegen jede ihrer Erwartungen, sich in Sümpfe sahen, und der Gegner auch diese zweite Gelegenheit, sie zurückzuschlagen, nicht benützte; wie endlich, als man an die Verschanzungen kam, unschlüssig, ob man die zum Theile noch zurückgelassenen Truppen erwarten oder ohne Verzug angreifen sollte, das letztere that, und Prinz Eugen, mit äusserster Schnelle herbeigeeilt, nur um wenige Augenblicke nach der Entscheidung kam, so muß man ausrufen: welch ein Glück!

8.

Festungen sollen wenigstens auf ein Jahr verpflegt seyn, sagt der Kardinal von Richelieu (oder wer sonst das Buch schrieb) in seinem Testamente. Diese Kardinalregel wird selten für nothwendig gehalten, und darum gehen so manche brave Plätze mit braven Truppen und entschlossenen Führern verloren. Aber eine solche Begabung ist keine geringe Ausgabe für den Staat; es frägt sich, ob die Kosten des Baues, der Erhaltung und dieser Begabung sich lohnen?

9.

Wie wahr sagt Franklin (Correspondence, Letter 55.). „Man beruft einen Rath, um das Licht und die Einsicht Vieler zu benützen, und man hat nur die Leidenschaften, die Vorurtheile, die Privat-Interessen Vieler zu bekämpfen. Durchtriebene Schwätzer halten die Weisen zum Narren. Wenn auch die Weisesten zusammentreten, in der Gemeinschaft werden sie alsbald zu Thoren.

10.

„Verschanzte Linien sind zu nichts," sagt Bülow, „als um sich darin schlagen zu lassen." Im Allgemeinen ist das wahr; aber

daß die Feldverschanzungen viel zu wenig ins Spiel gebracht werden, ist ebenfalls wahr. Ein Wall, selbst ein schwacher, gilt viel für den Angreifer und für den Vertheidiger; wir sehen das bei jeder Flesche im Felde. Aber es ist, als wenn wir an der Kraft unserer Leute zu solcher Arbeit verzagten. Wenn man bedenkt, daß der römische Soldat nach geendetem Marsche nur den Schild aus der Hand legen und alsogleich die Lagerlinie beginnen mußte, daß in derselben Nacht rings um das ganze Lager ein Graben von neun Schuh Tiefe, und ein Wall von fünf Schuh Höhe gezogen und mit den Palisaden, wovon jeder Mann eine auf allen seinen Märschen zu tragen hatte, gedeckt seyn mußte; wenn man die flügelschnelle Erdarbeit Cäsars in Gallien bedenkt: so sollte man glauben, der römische Soldat sey ein Riese an Kraft gewesen; und dennoch war er ein Mann, wie der unsere.

Das Feuer hat die Verschanzungen um die Hälfte ihrer Wichtigkeit verringert; um mehr nicht. Aber die Wichtigkeit der Linien, die sich beinahe überall, wo sie angewendet wurden, von Stollhofen bis Drippe, darthut, hat die getrennte Feldverschanzung in ungerechte Verachtung gebracht. Linien fordern den Feind zum überlegten Angriff auf und gegen diesen, sie mögen gebaut seyn wie sie wollen, halten sie nicht; sie können höchstens Zeit gewinnen machen, manchmal dem Angegriffenen ein Rettungsengel. Feldverschanzungen erschafft der Augenblick überall, und am meisten dort, wo der Gegner die gefürchteten Feuerwaffen eben nicht mit dem nöthigen Uebergewichte anwenden kann; denn man soll sie dahin stellen, wo man nicht angreifen, sondern sich bloß, während eines Angriffes vertheidigen will. Sie erfüllen dann ihren Zweck; denn der Feind kann nicht auf dem Hauptpunkte sich zu sehr schwächen, um das Uebergewicht, das Wall und Graben dem Gegner geben, durch Menschen- und Waffenzahl auszugleichen; er muß sich auf dem Hauptpunkte vertheidigen; der Angreifer aber kann mehrere Streitkraft zu dem Angriffe vereinigen, weil seine Flanke, oder der Punkt, den er decken will, schon durch diese Hülfe leichter und mit weniger Menschenzahl gedeckt wird.

11.

Der Gebrauch der Reserve ist der Schlüssel der Schlacht. Wer die letzte Reserve hat, siegt. Alles hängt davon ab, daß ihr

Stoß furchtbar sey, und daß er zur rechten Zeit geschehe. Damit das eine möglich werde, sollen die Reserve-Truppen schon an und für sich eine ganz besondere Abtheilung des Heeres ausmachen, die nicht, wie die Grenadiere der meisten heutigen Heere, bald in der ersten Linie, bald bei dem Gepäcke, bald auf Vorposten verwendet werden, sondern wie die Triarier der Römer wissen, daß auf ihnen das Heil der Schlacht und der größte Kraftaufwand der Entscheidung beruhe. Solche Truppen werden von dem Geschlagenwerden der leichteren Linientruppen weniger ergriffen, und bringen großen Muth und unerschütterte Zuversicht in den Kampf, während die Reserven heut zu Tage, wenn sie im wirklich gefahrvollen Augenblicke anlangen, in der Flucht, die sie vor Augen haben, schon den eigenen Untergang vorfühlen. Daß man sie aber nicht früher, als so spät als thunlich verwenden könne, ist ein großer Gewinn für den Feldherrn. Kann er dies mit andern Truppen wagen, als mit solchen, denen die Niederlage der übrigen keinen andern Eindruck macht, als den, daß nun die Zeit zum Kampf für sie gekommen sey?

12.

Um zu sehen, wie selten Kouriere mit dem Grade von Schnelligkeit reisen, der eigentlich gefordert werden dürfte, genügt einen Preis zu setzen für denjenigen, der wenigere Stunden zur Hinterlegung einer gewissen Strecke bedarf, als man die schnellste Fahrt anzunehmen pflegt. Wer das Bestehen eines Reiches von der Erhaltung von ein paar Postpferden abhängig macht, wie dies bei dem Drange militärischer Verhältnisse sich wirklich ereignen kann, muß auch nöthigenfalls diese paar Postpferde daran setzen wollen.

13.

Lügen, die der Gang des Feldzugs widerlegt, sind jederzeit gefährlich, denn sie nehmen das Vertrauen. Beschönigungen sind treffliche Hülfen für die Schwachen und sie machen, wenn klug gegeben, selbst zwei Drittheile der Starken ungewiß, also schweigen. Sie dürfen nicht in Träume ausarten; „les rêves ont toujours été la consolation des malheureux!“

14.

Die größten geschichtlichen Ereignisse hängen oft an den kleinsten Fäden. Wir würden uns schämen, wenn wir zu Zeiten die

erste Veranlassung einer großen That, oder einer welterschütternden Begebenheit ins Auge faßten. Wir thun es auch selten, und irren, vom Instinkt der Eitelkeit geleitet, lieber im Dunkel. Aber lernen sollen wir daraus, daß im Kriege nichts unwichtig, nichts klein ist. Kleine Leute machen freilich alles dazu.

15.

Nachtangriffe sind ganz aus der Mode gekommen. Man erklärt sie für unzulässig und doch ist es gewiß, daß der Angreifer durch das Dunkel der Nacht einen mächtigen Verbündeten erhält; alles wird dem Angegriffenen dadurch furchtbarer, bedeutender; — die Macht der Täuschung ist in des Angreifers Händen. Die Ursachen, warum man Nachtangriffe verwirft, sind gewöhnlich Unkenntniß des Ortes und Schwierigkeit, die Truppen nach Willen in der Hand zu halten. Hieraus ließe sich höchstens folgern, daß man sich ein genaues Bild des Ortes machen, — den Entwurf zum Angriffe klar entwerfen, — die leitenden Offiziere von ihren Rollen klar unterrichten, — Jedem bestimmte Weisungen, nicht weitschweifige geben, — den Posten, der von ihnen zu nehmen oder zu halten seyn wird, genau anweisen, — die Truppen endlich an Ordnung gewöhnt haben und wissen müsse, wie weit man überhaupt den Angriff führen wolle. Ob jener Ursachen willen aber Nachtangriffe verwerfen, heißt, das Schwert aus der Hand legen, weil es nicht geschärft ist. — Männer, die den Sieg verstanden, schlugen Nachtangriffe in vielen Fällen vor; Folard z. B. ausdrücklich, sobald man der Schwächere und in der Lage ist, durch etwas Außergewöhnliches das Verhältniß ausgleichen zu müssen.

16.

Baile sagt: „Selig sind die Friedfertigen in Ansehung der andern Welt, aber in dieser sind sie übel daran. Sie wollen der Hammer seyn, und dieses macht, daß sie bald links bald rechts der Ambos sind.“

Dieser Satz verdiente als Motto über jedem Neutralitätsvertrage zu stehen. Die Neutralität beabsichtigt entweder nicht zu verlieren, oder zu gewinnen. Will sie das letztere, so ist sie nur eine andere Waffe, und mag sich gefallen lassen, wenn sie durch Waffen besiegt wird; will sie das erstere, so ist sie für

hundert Fälle gegen einen eine irrige Rechnung. Man führt mit Recht das Betragen des Hiero von Syrakus im ersten punischen Kriege als ein Beispiel politischer Klugheit an. Er unterstützte die Karthaginenser, ließ sich von den Römern gerne schlagen, schloß Friede und stand mit beiden Parteien trefflich. Nur der Gewaffnete wird geachtet; nur wer das Spiel mitspielt, darf am Ende an der Ausgleichung Theil nehmen.

Aber was will der Gewaffnete mit Zurücklassung? Er will sein Gebiet vertheidigen. Wenn er so stark ist, dieses gegen eine der kriegführenden Mächte zu vertheidigen, so würde ihm der offenbare Beitritt auf die eine oder andere Seite gewiß größeren Nutzen geben. Oder will er das Wort nehmen, wenn die Streitenden erschöpft sind? Ihr Fehler, wenn sie sich nicht frühe gegen ihn sichern. Nie, sagt der Schwede Bennier, darf man dulden, daß ein neutraler Fürst bewaffnet bleibe, denn man ist seiner nicht versichert; jeden Tag kann er sich auf des Feindes Seite schlagen; in seinem Lande muß man ihn heimsuchen und hier die Erklärung abfragen. Diese Regel ist allerdings praktisch; aber was enthält sie in Betreff der unbewaffneten Neutralität, da sie ganz und gar keine Furcht einflößt? Wehe aber den Staaten, welche nur durch Gnade der übrigen bestehen. Eigennutz verbindet, und nur Eigennutz, die Staaten; sie schwören sich Freundschaft, mit dem Vorbehalte, sich zu hassen, sobald es ihnen gelegen seyn wird.

Daß der Neutrale leide, ist billig. Hält er die Neutralität schon einmal für nothwendig, so kann er diese Nothwendigkeit, um leichter Gründe willen, nicht aufgeben; was sind aber Verheerungen, überhaupt feindliche Behandlung des Bodens? diese Stöße müssen arg seyn, bis er deshalb bricht. Wir sehen, wie geduldig die Venetianer in dem Erbfolgekrieg waren, da Eugen ihren Boden betrat; er schien ihnen keine Ressurce in dem von ihm besetzten Theile ihrer Länder zu lassen, als das, glimpfliche Namen zu erfinden, womit sie die erlittene Schmach sich und der Welt zu verbergen meinten. Die Franzosen folgten Eugens Beispiel; sie ließen die Venetianer fühlen, daß man den nicht achtet, den man nicht fürchtet.

Aber nicht nur, daß Neutrale ihre Länder nicht sichern, die im Kriegsbereiche der Streitenden liegen; sie machen sich Feinde, ohne sich einen Freund zu machen. Zuletzt geschieht es gewöhnlich,

daß die Streitenden, beide müde und gestimmt, sich zuzugestehen, was ohne eigene Kosten geschehen kann, den Neutralen die Kosten zahlen machen und bei ihm in innigster Eintracht die Entschädigung anweisen. So geschah es 1797 mit Venedig. Wenn nicht die Rivalität der Parteien selbst die Neutralen rettet, die Neutralität wird es gewiß nicht thun.

17.

Die Kriegskunst hat heut zu Tage sowohl in strategischer als taktischer Beziehung so sehr ihre Natur geändert, sie ist so sehr aus dem Handwerk eine Kunst geworden, daß beinahe alle Rezepte zum Schlachtengewinnen, die uns die älteren militärischen Schriftsteller angeben, und wovon die meisten in gewissen Stellungsweisen der Truppen bestehen, unnütz geworden sind, viel weniger den Erfolg eines Tages von sich abhängig machen. Für die Art, wie man eine Truppe zum Marsch oder zur Schlacht ordnen soll und stellen, giebt es jetzt nur eine einzige Hauptregel mehr, nämlich: sie nach dem Terrain so zu ordnen, daß sie für die Hand des Feldherrn die größte Bewegungsfähigkeit erhalte. Eine Rücksicht zweiter Ordnung ist dann diese: sie möglichst vor feindlichen Waffen zu schützen, in so fern dies mit dem Plane, den sie ausführen soll, vereinbar ist. Um beider Rücksichten willen hat die Kolonne vor der Linie den Vorzug. Heut zu Tage werden wenig Schlachten durch das vermehrte Feuer an sich gewonnen, sondern durch die Setzung der Massen, durch das Mannöver. Augenblickliche Feuermenge kann augenblickliche Entwickelung nothwendig machen; Grundstellung aber sollte die Kolonne bleiben, weil sie geordneter, beweglicher, vertheidigungsfähiger ist und selbst von feindlichem Feuer weniger Schaden leidet. Das letztere glauben Theoretiker kaum, Praktiker aber zweifeln keinen Augenblick daran, weil sie wohl wissen, daß für eine schwere Kugel, die in einer Masse mehrere Menschen tödtet, eine verhältnißmäßig größere Zahl in der Linie durch die mehrere treffende Kugeln getödtet wird. Uebrigens geschehen die eigentlichen entscheidenden Feuerwirkungen nunmehr durch die Artillerie; sie macht mürbe, und dann erzwingt die Truppe die Entscheidung nicht durch Feuer, sondern durch Marsch. Sehr richtig, sagt der Ritter Folard, ein lange dauerndes Geschützfeuer beweiset Standhaftigkeit der Truppen, aber Ungewißheit, Furchtsamkeit des Feldherrn. Sie ist eine Anklage gegen ihn und zwar in den Verhältnissen ihrer Dauer eine

größere, weil man mit braven Truppen etwas anderes thun darf und muß, als sich mit Kanonen beschießen.

Der Fürst Schwarzenberg ließ in der Schlacht bei Kulm bloß das erste Treffen in Linie aufmarschiren, die Hintertreffen aber hielt er in Kolonnen gedrängt und bereit. Er würde vielleicht nicht einmal das erste aus dieser Form genommen haben, wenn es ihm nicht daran gelegen hätte, den Feind ein paar Stunden zu beschäftigen, ohne ihn zu drücken, aber ihn doch mit dem ganzen Ernst einer Schlacht zu beschäftigen, damit er ihn geistig und örtlich faßte. Hierzu nahm er die Linie in die Feuerst:llung. Der Feind that dasselbe, und man beschoß sich, bis es Zeit war, ihn anzugreifen.

Daß die Kolonne zum Marsche in jeder Beziehung trefflicher sey, als die Linie, bedarf wohl keiner Erwähnung; wie breit will man die Linien machen, damit ein Heer nicht zu Kolonnen werde? wo den Boden hierzu finden? Aber selbst auf dem Schlachtfelde, wie oft kann man denn ohne Zeitverlust und Unordnung in Linie marschiren? Wenn man die Aufstellungen betrachtet, welche zur Zeit der gelehrten Kriegführung im Jahrhundert der Allongeperrücken eingeführt waren, so begreift man die Langweiligkeit, mit der man damals Schlachten lieferte und wie wenig man sie benützte. Es konnte keine Strategie geben, so lange man für die Schlacht nur gewisse Schlachtfelder oder Terrainsbeschaffenheit dazu wählen durfte, auf denen man sich, wie auf Paradeplätzen zusammenbestellte und schlug; abgesehen davon, ob es in den Zusammenhang des vernünftigen Kriegsplanes paßte, dort und nirgends anders zu schlagen. Da eine schmale Fronte nothwendiger Weise weniger Hindernisse treffen wird, als eine breite, so kann die Kolonne schneller überall hingebracht werden, wo man entweder durch ihr Erscheinen allein, oder durch schnelle Entwickelung einer Feuerkraft Vortheile erringen will. Sie ist während ihres Marsches weniger treffbar; sie ist schwer anzugreifen, und ist schon vertheidigungsfähig, wenn sie nur anhält, ja selbst dann noch vertheidigungsfähig, wenn sie ihren Weg fortsetzt. Wenn Kolonnen zu Grunde gehen, liegt es meist am befehlshabenden Offiziere, der Muth und Geistesgegenwart, oder vielmehr die Zuversicht in seine Truppen verliert, oder an der Feigheit der Truppen. Die colonne serrée ist die vollkommenste Angriffs- und Vertheidigungsstellung.

Man kann sagen: die Mehrzahl der Männer ist gelähmt, denn nur die äußern drei oder vier Glieder vertheidigen sich. Richtig, aber diese Glieder reichen erstens zur Vertheidigung des Ganzen hin; zweitens handelt es sich in unsern Schlachten weit weniger um den wirklichen Schaden als um die Drohung. Eine gewisse Kraft auf einen gewissen Punkt hinzubringen, daß sie im rechten Zeitpunkte entweder zu geschlossenem Angriff oder zu Aufmarsch mächtig sey, das ist die Aufgabe. Der Feind hält gewöhnlich nicht, ist sein Gegner einmal angekommen, bis dieser auch seine Kraft entwickelt, weil er dann verloren wäre. Der mit der geringsten Kraftversplitterung die klügsten Mannövres macht, siegt; nicht wer am meisten feuert.

Der Bajonetangriff mit ganzer Front ist wohl selten brauchbar; wird er auf eine Kolonne geführt, so ist er unsinnig; wird er auf eine Linie geführt, so muß man beklagen, daß man ihn nicht in Kolonnen mache, weil doch sicherlich fünfzig Glieder drei durchrennen müssen, ja sogar dann noch durchrennen müssen, wenn die ersten feig sind, weil sie nur seitwärts- aber nicht zurückweichen können, und die Leute, die der Feind auf dem getroffenen Punkt hat, durch die immer neuen Glieder der Angreifenden zuletzt überwunden werden müßten. Kömmt vollends Reiterei herbei, um die mit dem Bajonet angegriffenen Truppen zu unterstützen, welches Elend in der angreifenden Fronte, welcher Zeitverlust! welche Gefahr! Die Kolonne setzt ihren Angriff fort, was die Reiterei auch immer für Wesen treibe; mehr, als durch den Schrecken siegen, kann sie doch nicht; eine erfahrne Truppe besiegt man aber dadurch nicht, oder eine gut geleitete.

Gegen den Schaden, den das Geschütz in Kolonnen anrichtet, kann man noch sagen, daß es nur der Kolonne, welche steht, gefährlich seyn kann. Hier wird der Generalstab Sorge zu tragen haben, die Vortheile des Feindes, die kleinen Erhöhungen desselben so zu benützen, daß die Erde den Mann deckt. In der Schlacht bei Leipzig sah man, weite Strecken durch, beinahe gar keine französische Streitkraft, so gedeckt stand sie durch das Terrain; und doch sind dessen Schwingungen auf jenem Orte kaum merkbar.

Der Gebrauch der Kolonne ist uralt. Als Marschordnung kann er nie gemangelt haben. Als Schlachtordnung finden wir

ihn in den Phalanxen und Keilen der Griechen und Römer wieder. Ja, Cäsar beschreibt sogar Gallier und Deutsche als in gedrängter Ordnung fechtend. Wie kann man die 2000 oder 3000 M. des Epaminondas bei Leuktra, welche 50 M. hoch standen, anders nennen, als eine geschlossene Kolonne. Wir sahen den großen Scipio bei Zama die römische Schlachtstellung verlassen und seine 20,000 M. gegen die 50,000 M. des Feindes in gedrängten Haufen, die unter sich in gleicher Höhe standen, stellen. Plutarch beschreibt in Dion die Kolonne vollkommen.

Die Schlacht bei Mantinea, die weiseste des Alterthums, war ein Kolonnenangriff. Das ganze Heer unter einem schiefen Winkel mit seiner Fronte auf die Fronte des Feindes geneigt, machte, als es ihrer noch genug waren, eine halbe Wendung nach der Seite des Feindes zu und gieng in den Angriff über. Es durchbohrt die Mitte der feindlichen Stellung.

Der Angriff Gustavs bei Lützen war eine Linie, welche Kolonnen von 1500 M., wie Zähne oder Brechmaschinen, vor sich hatte.

18.

Viele Siege werden errungen, ohne daß der Feldherr dafür kann; an seiner Stelle wirkte das Glück oder die Tapferkeit der Truppen. Es gibt Siege, die einen Feldherrn mehr schänden, als eine verlorne Schlacht gethan haben würde.

Wer das Wesen des Krieges nicht versteht, urtheilt über das Verdienst des Feldherrn meistens irrig. Wo der Sieg, dort das Verdienst, meint er, und wie oft ist es umgekehrt!

Des Feldherrn höchstes Verdienst bleibt das strategische Auge; **wann** und **wo** er schlägt, ist meist wichtiger als **wie** er schlägt; und dieses **wie** ist wieder wichtiger, als wie viele Leute er gefangen nehme oder tödte. Zwingt er den Feind zur Schlacht, wann und wo er will und schlägt er ihn auf solche Weise, daß dessen Rückzug nur dahin gehen kann, wohin er und nicht der Gegner will, und sind diese Berechnungen alle nach einem klugen und weisen Ganzen klar und richtig geordnet, dann, und nur dann ist der Sieg entscheidend, ob nur zwei- oder zwanzig tausend Feinde das Feld decken. Der Sieg der Franzosen bei Ligny im Juni 1815, wo die Preußen 22,000 Mann verloren, war eine strategische Niederlage für Napoleon, weil Blücher nicht nach Namur, sondern

nach Wavre geworfen wurde. Napoleon fühlte dies wohl, aber er hoffte, daß die sehr bedeutende Schwächung an Kraft den strategischen Nachtheil, wie dies manchmal zu geschehen pflegt, ausgleichen werde, und es geschah. Der Marsch Blüchers hinter die Saale im Okt. 1813, obwohl er ein Rückzug war, ist einer der größten strategischen Siege, welche in diesem für die Verbündeten so glorreichen Feldzuge erfochten wurden.

19.

Folard behauptet, daß Ueberfälle leicht auszuführen sind, sobald man sie nur der Zeit nach genau zu berechnen und das Geheimniß zu bewahren versteht. Als Vorbereitung ist nöthig, den Feind sicher zu machen, was sich auf vielerlei Weise bewerkstelligen läßt. Gerüchte auszusprengen wirkt zu wenig nachdrücklich, man muß sie durch Thaten glaubwürdig machen. Man verschanze sich, man bewege sich nach anderer Richtung oder man ziehe sich zurück u. s. w. Die Schlacht am Speierbach, welche der Marschall Talard im Jahr 1703 gewann, war eigentlich nichts als ein Ueberfall, einem Ueberfall entgegengestellt; die Gegenmine warf die Mine, bevor sie spielen konnte, in die Luft.

Wenn man die Ueberfälle betrachtet, welche klug gedacht und ausgeführt wurden, so muß man dabei fast jederzeit beklagen, daß die Feldherrn, muthig gegen Abtheilungen, muthlos gegen das ganze Heer waren. Der Herzog v. Alba ließ im Jahr 1572 den Prinzen von Oranien bei Mons in dem Augenblick, da dieser des Nachts das Lager abbrechen und sich zurückziehen wollte, überfallen. Der Ueberfall gelang auf das Vollkommenste, aber er wurde nur einer Zahl von 200 Mann Fußvolk und 800 Reiter anvertraut; den Schaden, den diese Schaar ausführen konnte, that sie; wäre Alba mit der Hälfte seines Heeres, wie er es konnte, bei der Hand gewesen, so würde der Prinz aufgerieben worden seyn.

20.

Um den Haß gegen England in die Herzen der kommenden Generationen zu graben, befahl der Congreß von Nordamerika dem edlen Benjamin Franklin, ein eigenes Büchlein für die Kinder zu machen, in welchem als Beilage die Grausamkeiten der Engländer in Nordamerika in Kupfer zu sehen wären. (Corresp. II, L. 21).

In derselben Beilage schreibt Franklin an Hartley: Vous pouvez être bien assuré que je regarderais l'entière déstruction de notre pays, l'anéantissement total de mes concitoyens comme préférable à l'infamie d'abandonner nos alliés.

Je crois qu'une nation sans foi, si elle était exterminée, ne mériterait aucune pitié de la part de l'espèce humain.e II. L. 28.

21.

Der Wille und die Ueberzeugung des Erfolgs sträubt sich gegen die blind fortwirkende Natur. „Elende Menschen die wir sind," schreibt Bonaparte 1796 an General Clarke, „wir können der Natur nur folgen, nicht aber sie überwinden!" Er sprach damals von der Sonnenhitze, welche sein kleines unbesiegtes Heer mit Untergang bedrohte. Sechzehn Jahre darauf, erlag sein Riesenheer der Natur.

22.

Follard gibt den Truppen, obschon in einen belagerten Platz gedrängt, wieder den Rath, der so gewiß rettet, als er selten ausführbar ist, etwas Außerordentliches zu thun. (Polyb. I., § 5.) „Man muß sich an die Regeln der Klugheit nicht genau binden, sondern vielmehr seinen Entschluß über die Gränze der Kühnheit treiben. Eine Tollkühnheit ist in dergleichen Fällen keine geringe Weisheit. Ich will aber hieraus nicht folgern, daß man nicht einen Unterschied zwischen dem Möglichen und Unmöglichen machen solle. Mit einem Wort (denn man kann hierüber nicht genug predigen), man muß dem Glücke Alles überlassen, sich zu Allem, was nun entstehen kann, entschließen, wenn es nicht besser zu machen, und zwischen dem Uebeln und dem Aergern nur ein Augenblick ist."

Appius Claudius that dies durch einen Ausfall aus Messina, da die Karthaginenser und Sirakusaner es angriffen.

23.

„In allen Schlachten muß man zuerst mit den Augen überwinden." Tacitus.

Follard läßt seinen Feldherrn in einem Kriegsrathe sagen: „die Klugheit ist eine Tugend; sie verwandelt sich aber in eine Thorheit

und Niederträchtigkeit, wenn sie sich der äußersten Nothwendigkeit widersetzt."

24.

„Die verdorbene oder wohlangewendete Zeit ist der Probierstein des Verdienstes oder der Unfähigkeit eines Feldherrn."

„En diplomatie, comme en guerre, les momens sont toujours chers." Carnot (6. Juli).

25.

Ein großes Heer, das sich in eine Festung wirft, muß man nie versäumen, selbst mit mindern Kräften, eiligst einzuschließen. Mehr noch als der wahrscheinliche Abgang an Lebensmitteln, fordert hiezu das Moralische eines solchen Heeres auf, denn von dessen Muth läßt sich nicht viel erwarten. Ein Belagerungsheer selbst einzuschließen, ist einer der kühnsten Entwürfe, und dennoch hat er meist glänzenden Erfolg, denn nicht immer ist der Belagerer ein Mann, wie Harkourt 1640 vor Turin.

A. P. V. O.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Der Akademiker, Freiherr Alex. v. Humboldt in Berlin hat von dem Großherzog von Weimar das Großkreuz des Falkenordens erhalten.

Prof. v. Savigny ist mit einem Pandektencommentar in zwölf Bänden eifrig beschäftigt, und soll sich von der akademischen Thätigkeit gänzlich zurückziehen wollen.

Am 9. Februar starb zu Berlin plötzlich an einem Lungenschlage der Professor an der allgemeinen Kriegsschule Friedr. Theod. Poselger, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Geboren den 27. Mai 1771 zu Elbing war er eine Zeit lang Stadtrath in seiner Vaterstadt. Seine Verdienste als tiefdenkender Mathematiker in den statices elementa, den allgemeinen Grundsätzen von Gleichgewicht und Bewegung und andern Schriften sind der gelehrten Welt bekannt.

Am 21. Aug. starb der Akademiker Adelbert von Chamisso de Boncourt im 58sten Lebensjahre, als Dichter, Naturforscher und Linguist hochberühmt, Inspector des Pariser Herbariums.

Am 11. Mai Morgens um 7 Uhr verschied in Triest das Mitglied der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in München Dr. Ignaz von Rudhart, k. bayer. Staatsrath, Commandeur des Civil-Verdienstordens der bayerischen Krone und Großkreuz des griechischen Erlöserordens. Am 11. März 1790 zu Weißmain in Oberfranken geboren, in Landshut gebildet, wurde er schon 1811 vom Großherzog Ferdinand von Würzburg an die dortige Hochschule zu einer Professur der deutschen Geschichte und Gesetzgebung berufen, welche er 1817 aus Gesundheitsrücksichten niederlegte. Von da an trat er bald in die politische Laufbahn ein, wurde Rath beim Generalfiscalate zu München, 1823 Regierungsdirector in Baireuth, 1826 in Regensburg, nahm an vier Ständeversammlungen Bayerns sehr thätigen Antheil, ohne jedoch dabei als Schriftsteller und Akademiker müßig zu seyn. Seine Ernennung zum griechischen Ministerpräsidenten 1836 und sein Austritt aus dem griechischen Staatsdienst ist noch im frischen Andenken unserer Leser.

Am 30. Juli starb zu München der Akademiker und Professor v. Loe, Director des allgemeinen Krankenhauses, Obermedicinalrath und königl. Leibarzt.

Universitäten.

Berlin. Am 5. Juni ist gestorben Dr. Ernst Dan. Aug. Bartels, preuß. geh. Medicinalrath, ord. Prof., Director der medicinischen Klinik, Mitglied der wissenschaftlichen

Deputation für das Medicinalwesen, der Oberexaminations-Commissär für die höheren Staatsprüfungen der Medicinalpersonen, Ritter des churfürstl. hessischen Hausordens vom goldenen Löwen, des preuß. rothen Adlerordens dritter Klasse mit der Schleife. Zu Braunschweig geboren hatte er seit 1803 als akademischer Lehrer in Helmstedt, Erlangen, Marburg, Breslau und seit 1828 in Berlin gewirkt, und war durch seine Fertigkeit im Lateinreden als Vorstand der lateinischen Klinik besonders geachtet.

Am 14. Juli starb der Stadtverordnete und Prof. an der Universität Dr. Clem. Aug. Karl Klenze, im 43sten Jahre. Er war Mitherausgeber der geschätzten Zeitschrift für historische Rechtswissenschaft.

Prof. Mitscherlich hat den russischen St. Wladimirorden vierter Klasse erhalten.

Der König hat den ordentlichen Professoren der Universitäten Dr. Osann und Medicinalrath Dr. Busch zu Berlin und Dr. Wutzer zu Bonn den Charakter als Geh. Medicinalrath beigelegt.

Zu außerordentlichen Professoren sind ernannt worden die Privatdocenten Geh. Med. Rath Dr. Barez, Med. Dr. Romberg, Lic. Theol. Uhlemann, Dr. Wilh. Schott und K. Werder.

Der Kanzler und Director der Universität zu Königsberg, Geh. Justiz- und Tribunalrath Dr. Dan. Ephr. Reidenitz erhielt bei Gelegenheit der Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums die Insignien des rothen Adlerordens zweiter Klasse mit Eichenlaub.

Am 24. Mai starb zu Breslau Karl Aug. Dom. Unterholzner, Dr. und ord. Prof. der Rechte, Ordinarius des Spruchcollegiums, Bibliothekar bei der königl. und der Universitätsbibliothek, Ritter des rothen Adlerordens vierter Klasse. Er war 1787 geboren, studirte in seiner Vaterstadt Freisingen, von 1803 an in Landshut, 1807 in Göttingen, 1808 in Heidelberg, und erlangte 1809, der letzte Doctor der Altdorfer Universität, die Doctorwürde. Seine akademische Thätigkeit begann er in demselben Jahr, als besoldeter Privatdocent in Landshut, von wo er 1812 nach Breslau berufen wurde.

Am 5. Jun. starb in Halle Dr. Fr. W. Schweigger Seidl, außerord. Professor in der medicinischen Facultät daselbst, 43 Jahr alt.

Die außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten bei den Universitäten in Bonn und Halle, Geh. Regierungsrath von Rehfues und Delbrück haben den Charakter von Geh. Oberregierungsräthen mit dem Rang eines Ministerialraths zweiter Klasse erhalten.

Am 20. Febr. starb zu Bonn der ordentl. Prof. und Director des philologischen Seminars Dr. Karl Friedrich Heinrich. Er war zu Malschleben 1774 geboren, machte seine Studien unter Heyne und Mitscherlich in Göttingen, wurde 1795 Collaborator am Magdalenäum in Breslau, 1801 Professor daselbst, 1805 in Kiel, 1818 in Bonn, und hat mehrere alte Autoren wieder herausgegeben und philologische Aufsätze geschrieben.

Prof. Bethmann-Holweg in Bonn hat vom Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha das Ritterkreuz des ernestinischen Hausordens erhalten.

Der Privatdocent Dr. E. Baumstark in Heidelberg, auch als Herausgeber von Volksmelodien bekannt, ist zum außerordentlichen Professor der Staats- und Cameralwissenschaften in Greifswald ernannt worden.

Der Hofrath und Professor Dr. Leonh. Späth zu München erhielt zur Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums das Ehrenkreuz des Ludwigsordens.

Der Domvicar und Secretär des Erzbischofs von München-Freising, Dr. Friedr. Windischmann zu München ist zum außerord. Prof. der biblischen Exegese an der dortigen Universität, der außerord. Prof. der Medicin Dr. Rienecker zum ord. Prof. daselbst ernannt worden.

Der Professor der Theologie Dr. Stahl in Würzburg hat einen Ruf nach Gießen abgelehnt und von seinen Schülern zum Ausdruck ihrer Dankbarkeit einen silbernen Kelch mit den Worten „Veritas parit amorem," erhalten.

Dr. Bernh. Heine, bekannt als Erfinder des Ostrotom, ist zum Honorarprofessor der Medicin in Würzburg ernannt worden.

Am 6. Aug. starb daselbst der Prof. der Theologie Dr. Joh. Bickel.

Der Doctor der Rechte, Paul Schelling, Sohn des Philosophen, ist zum außerord. Prof. in der Juristenfacultät zu Erlangen ernannt worden.

In den Morgenstunden des 27. Febr. verlor die Universität Leipzig einen ihrer bedeutendsten Lehrer, Karl Heinrich Ludwig Pölitz. Er war am 17. Aug. 1772 zu Ernstthal im Schönburgischen geboren, wo sein Vater Prediger war. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er in den Jahren 1786 bis 1791 auf dem Gymnasium zu Chemnitz, wo er auch den ersten Grund zu seiner nachmals so bedeutenden Bibliothek legte. Seit 1791 studirte er zu Leipzig Philosophie und Theologie. Im Jahr 1794 trat er als Privatdocent auf, und hielt Vorlesungen über Geschichte, Philosophie, Pädagogik und Mystik. Schon im folgenden Jahr wurde er auf Reinhards Empfehlung zum Professor der Moral und Geschichte an der Ritterakademie in Dresden ernannt, kehrte 1803 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Leipzig zurück, vertauschte aber noch in demselben Jahre diese Lehrstelle mit einer ordentlichen Professur des Natur- und Völkerrechts an der Universität zu Wittenberg, wo er im Jahr 1808 Schröckhs Nachfolger in der Professur der Geschichte wurde. Nach Aufhebung dieser Universität folgte er einem Rufe als Professor der Staatswissenschaften nach Leipzig, wo er dann bis zu seinem Todte wirkte. Im Jahr 1825 wurde er zum königl. sächs. Hofrathe, 1830 zum Ritter des Civilverdienstordens und 1833 vom Großherzoge von Hessen zum Geheimenrathe ernannt. Seine zahlreichen Schriften in den Fächern der Theologie, Philosophie, Pädagogik, Aesthetik, deutscher Sprache, Geschichte und Staatswissenschaft sind zu bekannt, als daß es einer Aufzählung derselben bedürfte. Seine gegen 30,000 Bände starke Bibliothek hatte er der Universität Leipzig zu hinterlassen gedacht. Da er aber mit dem Local, in welchem dieselbe aufgestellt werden sollte, nicht zufrieden war, vermachte er sie der Leipziger Rathsbibliothek, in welcher sie als Bibliotheca poelitiana besonders aufgestellt werden soll. Einem darüber zu druckenden Katalogen soll die Autobiographie des Sammlers vorangeschickt werden. Den größten Theil seines übrigen Vermögens hat er zu Begründung von vier oder fünf Convictstellen vermacht und deren Zutheilung dem Stadtrath von Leipzig übertragen. Seine reichhaltige Korrespondenz und sein Tagebuch mußte seiner Verordnung gemäß nach seinem Tode verbrannt werden. Sein Nachfolger an der Universität ist nicht, wie man vermuthet hatte, Dahlmann geworden, sondern Prof. Bülau, welcher auch die von Pölitz begründeten Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst fortsetzt.

Der außerord. Professor der Rechte Dr. Gust. Hänel in Leipzig ist zum ord. Prof. der juristischen Literatur und Quellenkunde ernannt und ihm zugleich der Charakter eines königl. sächsischen Hofraths ertheilt worden. Die Privatdocenten C. Fr. Biedermann und M. Haupt wurden zu außerord. Professoren in der philosophischen Facultät befördert.

An die Stelle des verstorbenen Professors Steudel in Tübingen ist der bisherige Repetent am evangelisch-theologischen Seminar Dr. Dorner zum Lehrer der Dogmatik und alttestamentlichen Theologie vorerst in der Eigenschaft eines außerord. Prof. ernannt worden.

Der Archidiaconus M. Pressel, Privatdocent bei der theologischen Facultät daselbst ist zum Decan, Stadtpfarrer und ersten Abendprediger ernannt worden.

Die Privatdocenten an der staatswirthschaftlichen Facultät in Tübingen, Dr. Fallati, Hoffmann und Freiherr Schott von Schottenstein sind zu außerordentlichen Professoren befördert worden.

Die Bibliothek der Universität Tübingen hat im Aug. d. J. durch das Geschenk des Missionärs Häberle einen höchst bedeutenden Zuwachs erhalten. Dasselbe besteht in einer Anzahl Sanskrithandschriften und Sanskritdrucke, welche der Geber aus Indien mitgebracht hat, die hauptsächlichsten altindischen Religions- und Rechtsbücher, die Bagavadgita und einige lyrische Poesien enthaltend.

Dem ehemaligen Minister v. Arnswald, der sich umsonst alle Mühe gegeben hatte, als Curator der Universität Göttingen die vacanten Lehrstühle zu ersetzen, der dagegen vom

Kabinet aus die Stellen an der Bibliothek ohne seine Zuziehung besetzen sah, ist die nachgesuchte Entlassung, mit Abzug von 2000 Thalern an seiner bisherigen Ministerpension, bewilligt worden. Seine Stelle soll nicht wieder besetzt werden. Der Minister v. Stralenheim bleibt Mitglied des Curatoriums nach wie vor, hat aber das ihm obliegende Referat in Universitätssachen abgegeben, und die ganze Leitung der Universität Göttingen ist nun dem Geh. Kabinetsrath Leist übertragen.

Auch an Rückert ist ein vergeblicher Ruf an Ewalds Stelle nach Göttingen ergangen. Dagegen soll Hoffnung vorhanden seyn, für die von Gervinus besetzte Professur der Geschichte einen früher an einer deutschen Universität angestellten, seit längerer Zeit jedoch im Ausland namentlich mit Untersuchungen über die Geschichte Griechenlands beschäftigten Gelehrten zu gewinnen. Für die ordentliche Lehrstelle der Klinik ist Prof. Fuchs aus Würzburg berufen worden und wird seine Stelle zu Michaelis antreten.

Der Professor der Theologie Rettberg in Göttingen ist zum ordentl. Prof. derselben in Marburg ernannt worden.

Prof. Schneidewin, einer der Sechse, hat den Ruf zur Direction des Gymnasiums in Gotha an Dörings Stelle angenommen.

Der Lector Dr. Joh. Schnell und der Privatdocent Dr. Wunderlich zu Göttingen sind zu außerord. Professoren der Rechte an der Universität Basel ernannt worden.

Der bisherige einzige Secretär der Göttinger Bibliothek Dr. Herbst ist zum ersten Secretär, und neben ihm sind die Assessoren Dr. Wüstenfeld und Dr. G. H. Bode und der Advocat Dr. Scheumann zu Secretären ernannt. Von Wolfenbüttel ist Dr. Schweiger, welcher bisher dort zweiter Bibliothekar war, nach Göttingen als zweiter Secretär an die Bibliothek berufen worden.

Der bisherige Subconrector Dr. W. Havemann in Ilfeld ist als außerordentlicher Professor der Geschichte in Göttingen angestellt worden und für Dahlmanns Stelle soll ein Preuße berufen seyn.

Am 10. Febr. starb zu Gießen der kais. russ. Staatsrath und ordentl. Professor der Jurisprudenz Walth. Friedr. v. Cloffius.

Am 17. Jul. starb zu Gießen der geistl. Geh. Rath Prof. Dr. Palmer, 79 Jahre alt.

Die theol. Facultät der Universität Gießen hat dem Hofprediger K. Zimmermann, Herausgeber der allgemeinen Kirchenzeitung, die Doctorwürde verliehen.

Die Repetenten an der kathol. theol. Facultät zu Gießen, Reuß und Kindhäuser, sind zu außerordentl. Professoren ernannt worden.

Der bisherige Lehrer der Physik und Chemie an der polytechnischen Lehranstalt zu Kassel Dr. Heinr. Buff hat die erledigte Stelle eines ord. Prof. der Physik in Gießen erhalten.

Der bisherige außerord. Prof. der Theologie an der Universität Marburg Dr. Wilh. Scheffer ist zum Consistorialrath und Inspector der reformirten Kirche der Provinz Oberhessen, der außerord. Prof. der Rechte v. Vangerow zum ord. Professor, die Privatdocenten Dr. Conr. Büchel und Dr. E. Th. Bayrhoffer zu außerord. Prof., ersterer in der juridischen, letzterer in der philosophischen Facultät ernannt worden.

Der ord. Professor der Medicin in Heidelberg Fr. A. Benj. Puchelt hat den Charakter eines großh. Geh. Hofraths erhalten.

Der Prof. Karl Hase in Jena ist vom Herzoge von Sachsen-Altenburg zum Kirchenrath ernannt worden.

Der ord. Prof. an der Universität Kiel Dr. Ge. Sam. Francke ist zum k. dänischen Kirchenrathe mit dem Titel eines Etatsraths ernannt.

Dem ord. Prof. der Medicin an der Universität Rostock Dr. Strempel ist vom Großherzog von Schwerin das Prädicat eines Obermedicinalraths beigelegt worden.

Kirche und Schule.

S. M. der Kaiser von Oesterreich hat am 20. Jun. den Weihbischof von Olmütz, Freiherrn von Schrenk auf Notzing zum Fürst-Erzbischof von Prag ernannt.

Die Kölner Angelegenheiten scheinen nun vorläufig durch die königl. Kabinetsordre vom 13. Juni zu einer Entscheidung gebracht. Kraft dieser Verordnung wird mit ausdrücklichem Vorbehalt aller Rechte, welche dem Metropolitan-Domkapitel zu Köln gesetzlich zustehen, gestattet, daß der bisherige Kapitularverweser des Erzbisthums Köln, Domdechant Dr. Hüsgen, fernerhin unter der Benennung und Unterzeichnung eines erzbischöflichen Generalvicars die Diöcesanverwaltung fortführe. Zugleich aber wird, wie bisher, jeder amtliche Verkehr mit dem Erzbischof Freiherrn Droste von Vischering untersagt.

Der Erzbischof von Posen hat an die Pfarrer seines Sprengels ein Umlaufsschreiben erlassen, in welchem er sie anweist, künftig von den Brautleuten verschiedener Confession kein schriftliches Versprechen über die katholische Erziehung der Kinder zu fordern, da eine mündliche Zusage vollkommen genüge. Das evangelische Consistorium in Posen hat bisher den Geistlichen die Ermächtigung zur Einsegnung gemischter Ehen nicht verweigert, welche denn auch nach wie vor daselbst gleich häufig geschlossen werden. Dagegen hat der Bischof von Ermeland, v. Hatten, der bis dahin mit allen Anordnungen der Regierung einverstanden schien, nun in einem Hirtenbrief sich ebenfalls auf das Entschiedenste gegen dieselben erklärt.

Der Bischof Dr. Dräseke zu Magdeburg ist vom König von Schweden und Norwegen zum geistlichen Mitgliede des k. Nordsternordens ernannt worden.

Die Landstände in Detmold haben bei der Regierung darauf angetragen, den Katholiken im Land und namentlich der katholischen Gemeinde in Lemgo freie Religionsübung zu gewähren und sie den Lutheranern gleich zu stellen.

Das von dem Fürstbischof Franz Ludw. v. Erthal gegründete Krankenhaus in Bamberg soll von jetzt an durch den Orden der barmherzigen Schwestern verwaltet werden.

S. M. der König von Bayern hat die Einführung des Ordens beatae Mariae virginis a charitate boni pastoris genehmigt, und zur Gründung eines Klosters dieses Ordens die schönen, geräumigen Gebäude des Central-Frauenklosters zu Niederviehbach bestimmt. Der Zweck dieses Ordens ist: Besserung gefallener Mädchen, Frauen und Wittwen und Bewahrung der jungen schutzlosen weiblichen Unschuld vor Verführung. Ordensschwestern aus dem Kloster zu Straßburg werden dieses Institut nach Bayern verpflanzen.

Der König von Bayern hat die Errichtung eines Klosters der Salesianerinnen nebst Pensionat in Pielenhofen, einem im Raabthale gelegenen Centralkloster von Carmeliterinnen, genehmigt. Frauen aus den Klöstern Mariä Heimsuchung zu Wien und Dietramszell werden das neuerrichtete Kloster besetzen.

Der in Semilassos vorletztem Weltgang umständlich geschilderte geistliche Rath Dionys. Linder ist am 13. März zu Bamberg gestorben. Ebendaselbst 1762 geboren, wurde er von seinem Vater, dem städtischen Barbier, zum geistlichen Stande bestimmt, und trat als Conventual in die 1802 aufgehobene Benedictinerabtei zu Banz. Sein Hauptaugenmerk war auf die Anlegung einer Naturaliensammlung für das Kloster gerichtet. Im Jahr 1802, bei Errichtung des Bamberger Lyceums, wurde die an der ehemaligen Universität befindliche, weder durch Inhalt noch Ordnung zu empfehlende Naturaliensammlung den Studienanstalten überlassen und Lindner als Custos dabei angestellt. Er verband damit sein eigenes Kabinet, und gab sich alle Mühe, diese Sammlung zu bereichern, und hat derselben noch ein Kapital von beinahe 9000 Gulden hinterlassen. Außerdem wies er dem allgemeinen Krankenhause zur Pflege armer Studirenden 1400 Gulden an. König Max Joseph verlieh ihm die goldene Verdienstmedaille und den Titel eines Inspectors und König Ludwig ernannte ihn 1833 zum geistlichen Rathe.

Mit der Universität Heidelberg wird in Zukunft ein evangelisch-protestantisches Prediger-seminar verbunden, zu dessen Vorstand der Prof. Rothe aus Wittenberg ernannt ist.

Am 28. Aug. wurden die Ursulinerinnen von Montjoie in das nahe bei Ahrweiler in der preußischen Provinz Niederrhein gelegene ehemalige Franciscanerkloster Calvarienberg

feierlich eingeführt. Das Kloster wurde zum Zwecke einer höheren weiblichen Lehranstalt äußerst prachtvoll neu eingerichtet.

Am 9. März starb in Quedlinburg Heinrich Hauer, Stifter und Vorsteher des dortigen Taubstummeninstituts und Inhaber des allgemeinen Ehrenzeichens, im 76sten Lebensjahre. Geboren am 24. Febr. 1763 zu Wegeleben bei Halberstadt, hat es derselbe nach glücklicher Bekämpfung von mancherlei Hindernissen vom armen Kräutersammler und Holzhändler zum Zimmermeister, dann zum Schullehrer und endlich zum Stifter einer wohleingerichteten Taubstummenanstalt gebracht, und seinen pädagogischen Beruf auch in mehreren Schriften erwiesen. Seine Selbstbiographie ist 1835 und zum zweitenmal 1836 erschienen. Sein menschenfreundliches Wirken, so wie seine wechselnden Schicksale erinnern vielfach an A. H. Francke.

Der Landrath von Oberfranken hat beschlossen, von der Hälfte der bedeutenden Erübrigungen eine Emeritenanstalt für treue Schullehrer zu errichten, und die andere Hälfte zu landwirthschaftlichen Zwecken zu verwenden.

Am 13. August ist zu Eßlingen gestorben der Prälat v. Denzel, Vorstand des evangel Hauptschullehrerseminars, Ritter des Ordens der württ. Krone, herzogl. nassauischer Oberschulrath, vielfältig verdient um das Schulwesen Deutschlands im Allgemeinen und Würtembergs insbesondre, das seinen Bemühungen vornehmlich und denen seines vor drei Jahren verstorbenen Freundes, des Prälaten d'Autel seit 1811 die Gründung und das Bestehen eines trefflichen Schullehrerseminars verdankt.

Der Großherzog von Baden hat genehmigt, daß das bisherige Gymnasium zu Heidelberg, nachdem es in Folge der Verordnung vom 31. Dec. 1836 über die Organisation der Gelehrtenschulen durch Errichtung eines weitern Jahrescurses den Lyceen vollkommen gleichgestellt worden ist, auch fortan den Namen eines Lyceums führe.

Stiftungen.

Der k. k. Kämmerer Graf Stanislaus Habdank Skarbek hat zur Begründung einer Anstalt für Arme und Waisen in Lemberg alle ihm gehörigen Güter, die aus drei Städten und dreißig Dörfern bestehen und das in Lemberg befindliche Theater mit allen dazu gehörigen Gebäuden, dazu sein ganzes Vermögen, ohne alle Ausnahme, und was er noch künftig erwerben dürfte, durch ein rechtskräftiges Document bestimmt. Es soll davon ein Gebäude hergestellt werden, worin 400 Arme und 600 Waisen untergebracht werden können.

Der verstorbene Domdekan Dr. Möhler hat in seinem Testamente ein Kapital von 2000 fl. zur Stiftung eines Stipendiums für einen Studirenden der Theologie an der Hochschule in München in der Art bestimmt, daß die Verleihung desselben immer noch dem freien Urtheile der theologischen Facultät an einen besonders dürftigen und würdigen Kandidaten geschehen soll.

Bei dem in den letzten Tagen des Juli in Frankfurt a. M. gefeierten Sängerfest wurde für die Mozartstiftung zum Besten der Tondichter und Tonkünstler nach Deckung der Kosten ein Ueberschuß von 1264 fl. erzielt. Dazu kommt noch der Betrag der zu demselben Zwecke gesammelten Subscriptionen, die bis jetzt auf 3000 fl. angegeben werden.

Vereine.

Es gehört wohl zu den bedeutsamsten Erscheinungen der Zeit, daß auf allen Gebieten der industriellen und wissenschaftlichen Thätigkeit die früher zerstreuten und durch Vereinzelung schwachen Kräfte sich in freien, und so wenig es seyn kann formellen Vereinen zu größeren Ganzen verbinden, nicht gerade um einen bestimmten, im Voraus verzeichneten Zweck zu erreichen, als vielmehr die Individuen einander näher zu bringen, durch persönlichen und mündlichen Verkehr, in diesem Verkehr allen Zwiespalt und Hader zu lösen, über allgemeine Unternehmungen oder wissenschaftliche Arbeiten eine Verständigung einzuleiten, und in den ganzen Betrieb des Geschäfts mehr Uebereinstimmung, Energie und Regelmäßigkeit zu bringen. — Wir werden es uns zur Aufgabe machen, über die Aufgabe,

Richtung, Thätigkeit und Ausbildung der deutschen Vereine in der Weise dieser Blätter kurz zu berichten.

Die Versammlung deutscher Landwirthe in Karlsruhe wurde am 10. Sept. eröffnet, bei welcher Gelegenheit der Prof. Schulz aus Greifswalde in einem Vortrage die Bedeutung des Vereins für die Beförderung deutscher Humanität und Nationalität auseinandersetzte. Zur dritten Versammlung, für das nächste Jahr wurde Potsdam, und als Geschäftsführer Amtsrath Koppe in Wollupp gewählt.

Der landwirthschaftliche Verein für das Großherzogthum Baden hat neue Statuten angenommen, welche sich von den ältern wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie den Orts- und Bezirksvereinen eine passende Stelle in dem Gesammtverein anweisen und durch diese Zwischenglieder das Interesse der einzelnen Bezirke mehr befördern, während wieder aus dieser besondern Fürsorge für das Localinteresse viele Erfahrungen und Beispiele für das landwirthschaftliche Wohl des gesammten Landes benützt werden können. Es bestehen künftig eine Centralstelle, unter dieser fünf Kreisstellen, wovon jene für den Mittelrheinkreis mit der Centralstelle verbunden ist, und unter diesen Bezirksstellen da, wo Bezirksvereine vorhanden sind. Die Mitglieder der Bezirks- oder Kreisvereine sind zugleich Mitglieder des Gesammtvereins. Jede Stelle erhält eine Direction und einen Ausschuß.

Die diesjährige Zusammenkunft des von Apotheker Hornung zu Aschersleben gestifteten naturforschenden Harzvereins fand am 25. Juli in Goslar statt.

Am 5. Mai feierte der Verein für Erdkunde in Halle die zehnjährige Dauer seiner Wirksamkeit. Derselbe wurde 1828 bei der Feier der fünfzigjährigen Dienstzeit des als Geograph allgemein geschätzten, vor Kurzem verstorbenen Hauptmanns Reymann gestiftet und zählt jetzt außer 11 Ehrenmitgliedern 128 ordentliche Mitglieder, deren ausgesprochener Zweck die Beförderung der Erdkunde im weitesten Sinne des Worts durch mündliche und schriftliche Mittheilung ist.

Unter der Benennung Metallurgische Gesellschaft zu Stolberg, hat sich ein Verein gebildet und die königliche Bestätigung erhalten, welcher zum Zweck hat, Galmer, feuerfeste Thonerde, so wie Eisensteine und Bleierze zu schmelzen und diese sowohl als Kupfer und Messing zu walzen, Concessionen für die Gewinnung von Erzen und Steinkohlen nachzusuchen und zu erwerben, und endlich die gedachten Metalle in allen dem Handel anpassenden Formen zu verarbeiten. Das Grundkapital der Gesellschaft beträgt zwei Millionen.

Die rheinische naturforschende Gesellschaft zu Mainz feierte am 6. August ihr viertes Stiftungsfest, an welchem eine Reihe gediegener, in populärem Style gehaltener Abhandlungen, namentlich über organische Lebenskraft, über den Instinct bei den Insecten, über die Wanderlust der Zugvögel, über Goethe als Naturforscher u. s. w. vorgetragen wurden, und der Präsident über den Stand des Vereins, über seine Wirksamkeit in diesem Jahre und über das Gedeihen desselben sich verbreitete. Der Verein besitzt bereits reiche Sammlungen aus dem ganzen Gebiete der Naturwissenschaften.

Die jährliche Versammlung homöopathischer Aerzte wurde am 10. August in Dresden gehalten. Ihr wohnten die Abgeordneten der verschiedenen Provinzialvereine und viele andere homöopathische Aerzte bei. Unter den gefaßten Beschlüssen wird die Bildung einer besondern Deputation zur Bearbeitung eines neuen homöopathischen Dispensatoriums, diejenige eines Vereins zur gründlicheren Bearbeitung des minder ausführlich gekannten Theils der homöopathischen Arzneimittellehre nach einem umfassenden Plan, endlich die Subscription zu einem Fonds für Privataufgaben auf Arzneiprüfungen erwähnt. Die Wahl des nächstjährigen Versammlungsorts fiel auf Leipzig, die des Vereinsdirectors auf Dr. Haubold.

Der statistische Verein in Dresden hat wieder eine Lieferung zahlreicher Mittheilungen über die Ergebnisse der Production, Consumtion und Werthverhältnisse im J. 1837 bekannt gemacht.

Während der Säcularfeier in Göttingen wurde daselbst vorzüglich auf Thiersch's und Alexanders v. Humboldt Anregung die Stiftung einer philologisch-philosophischen Gesellschaft verabredet, die sich dieses Jahr zum erstenmal, und zwar in Nürnberg am 29. September versammeln wird.

Unter dem Patronat einiger der höchsten Staatsbeamten ist in Berlin unter der Benennung Brandenburgische Gesellschaft ein neuer wissenschaftlicher Verein zusammengetreten, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Geschichte der Mark in allen ihren Beziehungen zu erforschen, und zur Auffindung sowie zur Erhaltung solcher historischen Urkunden beizutragen, die nach der bisherigen Erfahrung bei allem Interesse, das sie gewährten, doch so leicht verloren gingen oder vernichtet wurden. Aehnliche Provincialvereine gibt es bereits in Schlesien, in Pommern und im Herzogthum Sachsen.

Preßangelegenheiten.

In Berlin bildet sich ein Journalistenverein, der dem Nachdruck in Journalen entgegenarbeiten will. So nahe liegend diese Absicht ist, so unfruchtbar werden doch diese Bemühungen wohl bleiben, solange dem bloßen guten Willen der Bessern kein schützendes Gesetz wie in Frankreich zur Seite steht. Es heißt, daß die auf verschiedenen Punkten Deutschlands sich bildenden Vereine dieser Art sich gemeinsam an den hohen deutschen Bund wenden und um einen schützenden Artikel als Nachtrag des allgemeinen Gesetzes gegen den Nachdruck bitten wollen. Indeß waren in Berlin auf Veranlassung des Criminal-Directors Hitzig auf den 24. Juni die sämmtlichen Redactoren der in Berlin erscheinenden Unterhaltungsblätter durch ihren Senior, Professor Gubitz, eingeladen worden, sich zu versammeln, um sich über diesen Gegenstand zu berathen. Nicht allein waren fast sämmtliche Eingeladene erschienen, und haben einander die genügendsten gegenseitigen Erklärungen in der fraglichen Beziehung gegeben, sondern es vereinigten sich die Anwesenden auch darüber, daß sie, jeder für sich, den übrigen deutschen Redactionen den Antrag zu einer gleichen Verbrüderung mit ihnen machen wollten. Auch wurde beschlossen, sich zu verpflichten, daß, wenn etwa der Fall einträte, daß einer oder der andere von einem, welcher der Vereinigung beigetreten, dennoch durch den Nachdruck eines Aufsatzes aus seinem Blatte in seinem Rechte gekränkt würde, dies zwar unnachsichtlich in dem Blatte des Beeinträchtigten gerügt werden solle, jedoch nicht eher, als bis in einem Privatbriefe der Redacteur des Journals, das den Nachdruck enthält, aufgefordert worden sey, sich in einer bestimmten Frist über den Zusammenhang der Sache zu erklären, indem bei den Praktiken, welche sich literarische Industrieritter erlauben, es leicht möglich seyn könne, daß der des wissenschaftlichen Nachdrucks Verdächtige im guten Glauben gehandelt und selbst, z. B. durch Abschrift eines schon gedruckten Artikels hintergangen worden.

Der den württembergischen Ständen vorgelegte Gesetzesentwurf über den Nachdruck, konnte anderweitiger Geschäfte wegen nicht mehr in Berathung kommen. Dagegen brachte der Geheimerath von Schlayer ein provisorisches Nachdrucksgesetz ein, welches sofort am 26. Juni berathen wurde. Der Entwurf verleiht Art. 1. allen vom 1. Januar 1838 erschienenen schriftstellerischen und künstlerischen Erzeugnissen von der Zeit ihres Erscheinens an 10 Jahre lang gesetzlichen Schutz gegen Nachdruck, in derselben Weise, wie wenn ihnen nach dem Gesetz v. 25. Febr. 1815 ein Privilegium ertheilt wäre. Den gleichen Schutz haben die v. 1. Jan. 1818 bis 31. Decbr. 1837 im Umfange des deutschen Bunds erschienenen Werke der obigen Art bis zum 31. Decbr. 1847 zu genießen. Art. 2. Die zur Zeit der Verkündigung dieses Gesetzes bereits veranstalteten Nachdrücke oder sonstige mechanische Vervielfältigungen von Werken, welchen durch den zweiten Absatz des vorstehenden Art. 1. ein ihnen zuvor nicht zugekommener Schutz gegen mechanische Vervielfältigung verliehen oder der erloschene frühere Schutz erneuert wird, können zwar auch noch während der Dauer dieses Schutzes, jedoch nur in polizeilich gestempelten Exemplaren zum Absatz gebracht werden. Den polizeilichen Stempel erhalten diejenigen Exemplare, welche binnen 30 Tagen von der Verkündigung dieses Gesetzes an von dem Nachdrucker oder Händler dem Bezirkspolizeiamt seines Wohnorts mit dem erforderlichen Nachweis über ihren schon vor der Verkündigung dieses Gesetzes veranstalteten Abdruck vorgelegt werden. Für die polizeiliche Stempelung findet die Entrichtung einer Abgabe nicht Statt. Art. 3. Die nach Maßgabe der bisherigen Gesetze für einzelne Schriften verliehenen besondern Privilegien gegen den Nachdruck bleiben, sofern sie den Betheiligten größere Vortheile, als das gegenwärtige Gesetz, gewähren sollten, auch fernerhin in Kraft. Die Commission trug in der bestimmten Voraussetzung, daß schon in der nächsten ordentlichen Ständeversammlung ein definitives Nachdrucksgesetz vorgelegt werden wird, für jetzt einfach auf Annahme des vorliegenden Gesetzesentwurfs an, schlug jedoch zum Art. 1 noch den Zusatz vor: „Desgleichen sind geschützt die vor dem 1. Jan. 1818 erschienenen

Werke, sofern und solange der Verfasser in der genannten Zeit (bis Ende 1847) noch lebt. Die Zeit des Erscheinens wird bei Werken, die in mehreren Abtheilungen herauskommen, vom Erscheinen des letzten Bandes oder Heftes an gerechnet, falls zwischen der Herausgabe mehrerer Bände oder Hefte nicht mehr als 3 Jahre verflossen sind." Die entschiedene Weise jedoch, mit welcher der Departementschef die Alternative zwischen gar keinem oder dem unveränderten eingebrachten stellte, hatte zur Folge, daß der Commissionsantrag mit 44 gegen 41 Stimmen verworfen und das ganze Gesetz mit 75 gegen 6 Stimmen angenommen wurde.

Literatur.

Für die Studien der deutschen Sprache und die Aufbewahrung ihrer Denkmäler, scheint die Thätigkeit mit jedem Jahre zuzunehmen. Von dem großartigen Grundpfeiler aller dieser Studien, von Jak. Grimms deutscher Grammatik, sind nun 4 Bände vollendet, und der Verfasser will nun auch den buchhändlerischen Ankündigungen zufolge den ganzen alten und neuen Wörterschatz seines Volkes in einem großen Werke zusammenfassend darstellen. Für die Ueberreste gothischer Sprache ist Maßmann, Löbe und Gablentz durch neue kritische Ausgaben unablässig bemüht. Von Graffs althochdeutschem Sprachschatz sind 14 Lieferungen erschienen. Eines der ältesten althochdeutschen Gedichte, das Ludwigslied, ist, aus dem Schutte einer Bibliothek wieder ans Licht gezogen, von Hoffmann bekannt gemacht worden. Ein weit angelegtes höchst verdienstliches Unternehmen, von Basse in Quedlinburg, sucht alle älteren Denkmäler deutscher National-Literatur in einem großen Sammelwerke zu vereinigen, und erhöht sein Verdienst noch dadurch, daß es bis jetzt fast durchaus Unedirtes gibt. Eine namhafte Anzahl von Gelehrten, Hoffmann, Mone, Warnkönig, Kausler u. a. wendet ihre Thätigkeit den verwandten niederdeutschen Denkmälern zu; andere den verwandten altfranzösischen, wie namentlich F. Wolf. Die Volksromane, mit welchen die mittelalterliche Periode der Geschichte unserer Poesie schließt und die moderne beginnt, erscheinen zu gleicher Zeit in nicht weniger als 54 neuen Ausgaben, von denen die von Schwab und die andere von Simrock wohl am meisten versprechen. Die historischen Volkslieder, die Uhland seit Jahren gesammelt, werden, wie man nun sicher hoffen darf, in Kurzem erscheinen. Die alten Volksmelodien sammeln Silcher, Kretschmer und unzählige Andere. Aus neuerer Zeit ist man bedacht, die Werke der bedeutenderen Männer unserer Literatur, Leibnitz, Lessing u. a. durch kritische Gesammtausgaben oder durch Supplemente für die Literatur abzuschließen; und selbst an Geister zweiten Rangs, wie Heinse u. a. kommt die Reihe dieser gelehrten Behandlung.

Von dem Dichter der Atellanen, Moriz Rapp, genannt Jovialis, sind drei plautinische Lustspiele in einer höchstgelungenen neuen Uebertragung in der Metzler'schen Uebersetzungsbibliothek erschienen: „der Bramarbas, der Schatz und die Zwillinge." Ohne durch philosophischen Gelehrsamkeitskram gehemmt zu seyn, findet sich hier jeder Gebildete den großen alten Komiker näher gerückt und die vorausgeschickte Abhandlung verbreitet über manche Punkte in der Geschichte der komischen Bühne der Alten ein neues Licht.

Der Fürst Pückler Muskau hat den französischen Orden der Ehrenlegion erhalten.

Am 4. Febr. starb in Wien der k. k. Staatskanzleirath Franz Bernhard Ritter von Buchholtz im 48sten Jahre seines Alters. Er war zu Münster in Westphalen geboren, trat aber gleich nach vollendeten Studien im Jahre 1814 in österreichische Dienste, wo er zuerst als Attaché beim Bundestage in Frankfurt, später in der Staatskanzlei arbeitete, die an ihm einen thätigen und gewissenhaften Arbeiter verliert. Seine Vorliebe für historische Studien gab schon die 1819 erschienene Schrift über „Lambert von Aschaffenburg" zu erkennen; aber zur Hauptaufgabe seines literarischen Lebens machte er die Geschichte „Ferdinands I.," in der er seinem neuen Vaterlande ein dauerndes Denkmal treuer Anhänglichkeit zu hinterlassen gedachte. Zwölf Jahre seines Lebens hat er daran gewandt, und ohne irgend einen äußern Vortheil für sich in Anspruch zu nehmen, auf eigene Kosten vielfache Reisen unternommen, um alle Archive zu durchsuchen, die ihm irgend eine Ausbeute zu versprechen schienen. Den neunten und letzten Band vollendete er noch auf dem Krankenlager. Seit 1821 leitete er die Redaction der Wiener Jahrbücher. (A. L. Z.)

Am 6. Februar starb in Nördlingen der k. bayer. Obermedicinalrath Dr. Fried. Wilh. v. Hoven, von Ludwigsburg gebürtig, ein Zögling des Karlsakademie, die er zu gleicher Zeit mit Schiller besuchte. Er war 1760 geboren, wurde württembergischer Hofmedicus, seit 1803 ordentlicher Professor der Medicin in Würzburg, seit 1805 kurpfalzbayerischer Medicinalrath und erster Arzt am Juliushospital, seit 1806 zu Ansbach, seit 1817 Director aller Hospitäler. Er ist Verfasser mehrerer medicinischer Schriften.

Am 8. Febr. Morgens 4 Uhr starb in Berlin Albin Johann Baptiste von Meddlhammer, in der literarischen Welt unter dem Namen August Ellrich und als Bühnendichter unter dem Namen Albini bekannt. Er war geboren zu Brüssel am 24. Aug. 1777 oder 1779, hatte als Offizier in der österreichischen Armee den italienischen Feldzug mitgemacht und nach einem vielseitig bewegten Leben in Berlin sich niedergelassen, wo er, seit 1820 durch die Streitische Stiftung Lehrer der italienischen Sprache am grauen Kloster, auch Privatunterricht in den neuern Sprachen ertheilte und nebenbei sich mit schriftstellerischen Arbeiten, besonders für die Bühne, beschäftigte. Seine öffentliche Stellung veranlaßte ihn, unter fremden Namen aufzutreten, mit denen er häufig wechselte. Aufsehen erregte besonders A. Ellrich's „die Ungarn wie sie sind“ 1831, und „die Genrebilder aus Oesterreich und den verwandten Ländern“ 1832. Als dramatischer Dichter blieb er dem Namen Albini treu, und seine Lustspiele „Kunst und Natur, Frauenliebe, Endlich hat er es doch gut gemacht, die gefährliche Tante“ u. a. wurden fast auf allen deutschen Bühnen mit Beifall aufgeführt. Unter seinem Namen erschien 1826 eine italienische Sprachlehre, pseudonym nahm er an mehreren belletristischen Zeitschriften Antheil.

Am 10. Febr. starb in München der emeritirte Professor Dr. Theod. Ans. Rixner, 73 Jahre alt, an einem Nervenschlage. Der Sohn eines Landmanns in Tegernsee, trat er in das Benediktinerkloster Metten in Niederbayern und wirkte nach dessen Auflösung eine lange Reihe von Jahren als Professor der Philosophie am Lyceum zu Amberg, dessen Geschichte er 1832 herausgab. Hier erwarb er sich durch die Eigenthümlichkeit seiner Lebensweise den Beinamen Diogenes, durch seine Gutmüthigkeit aber die Liebe seiner vielen Schüler wie der ganzen Gegend. Er ist der Verfasser der bekannten Aphorismen der gesammten Philosophie (Landshut 1809) und des Handbuchs der Geschichte der Philosophie (1821). Seit drei Jahren lebte er in München, arbeitete noch immer rastlos und war nirgends zu sehen als in den Vorlesungen Schellings, dessen thätigster Anhänger er war.

Am 14. Febr. starb der in den Ruhestand versetzte großherzogl. sächsische Kanzler zu Eisenach, Gr. Fried. Kar. Ludw. Müller von Gerstenbergk, Kommenthur des Falkenordens, auf seinem Rittergute Rautenberg bei Altenburg. Er ist als Verfasser der kaledonischen Erzählungen, der Phalänen und anderer Schriften und Gedichte rühmlich bekannt. Als Schriftsteller nannte er sich Friedrich Müller.

Am 9. April starb zu Kratzen in Kurland Dr. Jac. Henop, bekannt durch seine Untersuchungen über die sabinische Sprache, welche durch G. F. Grotefend eingeführt wurden.

Der fürstlich hohenzollern-sigmaringische Geh. Conferenzrath, Director der Landesregierung und des Hofgerichts Friedrich Freiherr von Laßberg, ist am 30. Juni unerwartet schnell am Nervenfieber gestorben. Er war der Sohn des durch seine Bestrebungen um die deutsche Poesie des Mittelalters bekannten Freiherrn Joseph von Laßberg zu Eppishausen, und hatte sich seit einer Reihe von Jahren mit einer neuen Herausgabe des Schwabenspiegels beschäftigt, dessen Druck bereits bis über die Hälfte vorgeschritten war, und nun nächstens vollendet seyn wird.

Am 9. Juli verschied zu Bonn Helene Jacobi, die Schwester und vertraute Freundin Friedr. Heinr. Jacobis, in einem Alter von über 85 Jahren. Die Beziehungen, in welchen sie zu Klopstock, Lessing, Göthe, Herder, Hamann, Claudius, den Stolbergen, Niebuhr und andern der Ersten und Besten ihrer Zeit gestanden, zeugen dafür, daß sie nicht nur ein langes, sondern auch ein reiches Leben genossen.

Kunst.

S. M. der Kaiser von Oesterreich hat nach Vollendung des Gebäudes des polytechnischen Instituts den Anbau von zwei großen Flügeln an die Bildergallerie im Belvedere verordnet, so

daß der durch ältere Kunstschätze beengte Raum nun für Erwerbungen aus der Gegenwart nicht geschlossen seyn wird.

Durch Heimfall und Erwerbungen für das Aerar ist in Venedig nach und nach eine Masse von 1600 Gemälden zusammengekommen, worunter der Galleriedirector Peter Kraft in Wien 40 Stücke zur Ergänzung der kais. Sammlungen auswählte. Alles Uebrige ist vom Kaiser der Akademie der bildenden Künste daselbst zur Verfügung gestellt. Ueberdies hat S. M. alle Dubletten von Handzeichnungen, Kupferstichen u. s. w. aus der reichen kaiserlichen Privatbibliothek ausscheiden lassen, die Zweckdienlichen der Akademie in Wien, die Übrigen andern Lehranstalten in der Monarchie als Geschenk überlassen. Durch die Gnade des Kaisers, durch zweckmäßige Ankäufe und das patriotische Geschenk von 10,000 Stücken Handzeichnungen, Kupferstichen und Lithographien, welches der k. k. Akademie von ihrem Ehrenmitgliede, dem Architekten Jäger, gemacht wurde, kann die Anzahl der Portefeuilles nahe auf 140 gebracht werden.

Der Maler Ed. Bendemann ist zum Professor bei der Kunstakademie und Chef des Malerateliers zu Dresden, sowie zum Mitgliede des akademischen Rathes ernannt worden.

Am 22. August starb zu Berlin Ge. Raisinger, Director der königl. Stückgießerei, unter dessen Leitung nicht nur tausende von Geschützen, sondern auch das Denkmal Luthers zu Wittenberg, die Standbilder König Friedrich Wilhelms II. zu Gumbinnen, Blüchers u. a. gegossen wurden, im 85sten Jahre.

Bei der Akademie der Kunst in München werden Vorkehrungen zum Unterrichte in der Holzschneidekunst getroffen, welche der Bildhauer Endres leitet.

Die von S. M. dem König von Bayern in Rom angekaufte aus 1800 Stücken bestehende Sammlung etrurischer Vasen, ist in München angekommen und wird in den untern Räumen der Pinakothek aufgestellt werden, welche Räume nach Klenzes Entwürfen entsprechend verziert sind.

Der Ritter von Salucci, erster Baumeister des Königs von Württemberg, ist von dem königl. Institut britischer Architekten in London zum Ehren- und correspondirenden Mitgliede ernannt worden.

Der bekannte Pianospieler Kalkbrenner ist zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden.

Der Professor Dronke und der Bauinspector von Cassaulx in Koblenz haben eine interessante Monographie über die Matthiaskapelle auf der obern Burg bei Kobern an der Mosel veröffentlicht, und gedenken ihre Bestrebungen auch auf andere Baudenkmäler der deutschen Vorzeit auszudehnen, falls sie die gewünschte Unterstützung finden. Sie machen daher folgenden Vorschlag: Es bilde sich eine Gesellschaft von 200 Theilnehmern mit einem jährlichen Beitrage von 5 Thalern. Vorausgesetzt, daß die Aufnahmen und Risse unentgeltlich mitgetheilt würden, so ließen sich für jene Summen 500 Exemplare eines Werks von 20 Blättern, in der Ausführung gleich dem Werke von Schmidt über die Liebfrauenkirche in Trier, im Format und Papier gleich dem Boisseréeschen, nebst dem nöthigen Text beschaffen, von denen 200 an auswärtige Kunsthandlungen vertauscht, 100 zu Bestreitung der Nebenausgaben dem Buchhandel zu überlassen, von den übrigen 200 aber jedem Theilnehmer ein Exemplar zugefertigt würde, das im Buchhandel mehr kostete als sein Beitrag betrüge. Außerdem bekäme er noch eines der eingetauschten zu verloosenden Werke. Lusttragende mögen sich zum Beitritt in den Verein bei den genannten Herausgebern der Schrift über die Koberner Kapelle melden.

Denkmäler.

Am 2. Juli ist auf dem äußern Burgplatze in Wien das Modell eines Denkmals, weches S. M. der Kaiser Ferdinand dem Andenken seines Vaters Kaisers Franz I. zu errichten beschlossen hat, aufgestellt worden, um im Allgemeinen die Verhältnisse der Dimensionen des Denkmals zu den Umgebungen betrachten zu können. Zur Einreichung der Pläne für das Denkmal ist ein Concurs ausgeschrieben, und erst nach Ablauf der dazu festgesetzten

Frist wird der Kaiser aus denselben die Wahl des wirklich zu errichtenden Monuments treffen. Das oben berührte Modell gibt den Kaiser in sitzender Stellung. Das Urtheil des Publikums darüber ist getheilt und es wird sogar der Platz nun wieder in Frage gestellt, welcher dem Monument selbst einst angewiesen werden dürfte.

Der Kaiser von Oesterreich legte zu Insbruck den Grund zu dem Denkmale für die gefallenen Landesvertheidiger, welches von den Ständen in der Hofkirche, dem Denkmal Hofers gegenüber, errichtet wird.

In der schönen Vorhalle des Museums in Berlin ist die Büste des Erbauers; Schinkel, gegenüber von dem Brustbilde Wilhelms v. Humboldt aufgestellt worden. In dem Garten des Universitätsgebäudes sollen bei Vollendung des Baues die Büsten der berühmtesten akademischen Lehrer aufgestellt werden.

Schillers kolossales Standbild von Thorwaldsen ist am 30. Juni in der königl. Gießerei zu München gegossen worden und der Guß vollkommen gelungen. Große Granitblöcke zum Fußgestelle des Denkmals sind vom Schwarzwald in Stuttgart eingetroffen und werden bereits bearbeitet; und so wird es wohl möglich werden, daß bis zum 9. Mai nächsten Jahrs das Denkmal vollendet und eingeweiht werden kann.

Die Erdarbeiten zum Hermannsdenkmal haben begonnen, und auf der alten Grotenburg regt sich ein neues Leben. Der Unterbau des Denkmals wird 90 Fuß hoch bis an die Füße der Figur; die Figur bis zum Kopfe wird 40 Fuß hoch, das Schwert mit dem ausgestreckten Arme 35 Fuß höher als der Kopf, die Klinge 22 Fuß. Es wird also die ganze Höhe des Denkmals 165 Fuß betragen, und da die Grotenburg selbst 1246 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, so wird Hermanns Standbild weithin über die Schluchten des Teutoburger Waldes emporragen, und schon in bedeutender Entfernung sichtbar seyn, besonders wenn die Sonne das blanke freie Schwert bestrahlt. Der Unterbau wird rund und oben mit einer Kuppel geschmückt, worauf das aus Kupfer getriebene Standbild des Cheruskerfürsten sich erheben wird. Zehn Säulen sollen den Unterbau umgeben. Der Durchmesser des Sockels wird 66 Fuß betragen. Im Kernbau wird eine Wendeltreppe hinaufführen und oben auf dem Kranze sollen 300 Personen Raum haben.

Die Stadt Mainz hat für die Verfertigung des Modells der Guttenberg-Statue Thorwaldsen zu ihrem Ehrenbürger ernannt.

Industrie und Handel.

Die Verwendung des Erdharzes zur Legung von Trottoirs scheint in Deutschland allgemeinen Anklang zu finden, und man darf hoffen, daß es in Kurzem wenig bedeutendere Städte mehr geben wird, welche sich diese Erfindung nicht auf die eine oder die andere Art zu Nutze gemacht haben. Im Anfang Julis stellte man gleichzeitig in Mannheim und Frankfurt Asphalttrottoir-Versuche an. In Mannheim wurden zu diesem Zwecke Asphaltplatten von drei Quadratfuß Fläche und zwei Zoll Dicke, mit kleinen Steinen vermengt verwendet, die Fugen mit flüssigem Erdharz ausgegossen und das Ganze mit einem heißen Eisen geebnet. Auch Stuttgart beweist seine Theilnahme für diese neue industrielle Erscheinung durch die Erdharz-Trottoirs seines Bazars.

Die Arbeiten an der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn schreiten mit Hülfe von 20,000 Arbeitern so rasch vorwärts, daß man mit Sicherheit auf die diesjährige Vollendung der zwanzig deutsche Meilen langen Bahnstrecke von Wien bis Brünn hofft.

Am 19. August wurde die vier Meilen lange Strecke bis Gänserndorf eröffnet.

Das österreichische Eisenbahngesetz soll nicht in seinem ganzen Umfange, sondern bloß als directiv im Auszuge, und zwar nur den betreffenden Behörden, bekannt gemacht werden. Die wesentlichsten Punkte sollen seyn: daß die Bahnen nach fünfzig Jahren dem Staat anheimfallen, daß die k. k. Post dieselben frei benützen kann, daß die Dividende 15 Proc. nicht übersteigen darf, und daß in alle Verhandlungen, Beschlüsse und Protokolle ein kais. Commissär unbeschränkte Einsicht hat.

Am 31. Juli wurde auf der Leipzig-Dresdener Bahnlinie die Strecke von Leipzig bis Wurzen (drei Postmeilen) eröffnet. Der Weg wurde in 45 Minuten, d. h. mit der Geschwindigkeit von vier Postmeilen in der Stunde zurückgelegt.

Gegen Mitte Julis wurde mit den Erdarbeiten der Mannheim-Baseler Eisenbahn bei Mannheim der Anfang gemacht. Die statistischen Untersuchungen des Hofraths Rau, nach welchen längs der Bahnlinie von der hessischen Grenze bis Basel 137,000 Menschen, mit Einschluß der Einwohner von Basel, wohnen, lassen hoffen, daß schon das Inland allein der Eisenbahn eine nicht unbedeutende Frequenz gewähren wird.

Ueber das Schutzenbach'sche Verfahren bei der Runkelrüben-Fabrikation findet der für diesen Gegenstand sich Interessirende im zweiten Juliushefte von Dinglers Journal vollkommene Aufklärung. Einen Hauptzweig der Fabrikation bildet das Trocknen der Rüben, und unter den hiezu aufgestellten Apparaten zeichnet sich besonders einer durch seine scharfsinnig ausgedachte Anordnung aus. In dem erwärmten Trocknungsraume ist ein beständig sich bewegender Mechanismus angebracht, auf welchen die parallelepipedischen Rübenstückchen gelegt werden. Er besteht aus einem System endloser Drahtnetze, welche, schichtenweise übereinander geordnet, sich horizontal um Rollen bewegen. Die auf das oberste Netz gestreuten Rüben fallen, nachdem sie mit demselben die ganze Breite der Kammer durchlaufen haben, auf das zweite unter dem ersten sich bewegende Netz und von diesem gelangen sie auf ein drittes tiefer liegendes Geflecht u. s. w., bis sie aus dem untersten Geflechte, nachdem sie einen langen Weg zickzackförmig zurückgelegt haben, vollständig getrocknet in einen untergestellten Behälter fallen. Von unten herauf durchzieht ein warmer Luftstrom die Drahtnetze.

Am 28. Jan. starb zu Dresden in einem Alter von 62 Jahren der Oberberghauptmann S. A. W. Freiherr v. Herder, Sohn des Dichters und Theologen, hochverdient um den sächsischen Bergbau, den er seit einer Reihe von Jahren geleitet.

An die Stelle des bisherigen Directors des landwirthschaftlichen Instituts in Hohenheim bei Stuttgart, Hofraths Volz, wurde der bisherige Domänenrath v. Weckherlin in Stuttgart, unter Beilegung des Titels eines geh. Domänenraths, mit dem Range in der fünften Stufe ernannt.

Nach einem Vertrage v. 21. Jun. ist die herzogl. sachsen-meiningische Regierung mit dem ganzen Umfange des Herzogthums der zwischen den Königreichen Bayern und Würtemberg, den Großherzogthümern Baden und Hessen, dem Herzogthume Nassau und der freien Stadt Frankfurt abgeschlossenen Münzconvention vom 25. Aug. 1837 beigetreten, wornach sie jährlich eine bestimmte Summe in ganzen und halben Guldenstücken auszuprägen, der gegenseitigen Controle der Vereinsstaaten sich anschließen und die Scheidemünze auf Verlangen gegen cursfähige grobe Münzen umzuwechseln sich verbindlich macht.

Preisaufgaben.

Die k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin wünscht eine geschichtliche und kritische Darstellung und Vergleichung der Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwischen der Erneuerung und Umgestaltung der Kirchenverfassung im 15ten und der Staatsverfassung im 18ten Jahrhundert. Die Bewerbungsschriften müssen also enthalten: 1) eine geschichtliche Darstellung jener Versuche, die Kirchenverfassung im 15ten Jahrhundert zu befestigen, zu erneuern und umzugestalten, besonders von den Gründen und der Art der Berufung der griechischen Kirchenversammlungen, von ihren Ansprüchen und Rechten, ihrem Verhältniß zu Papst, Geistlichkeit und Laien und von ihrer Geschäftsführung, kurz von Allem, was die zum Theil gleichartigen, zum Theil unter einander abweichenden Zwecke der Concilien von Pisa, Kostnitz und Basel betrifft. Rückblicke auf die früheren und Hinblicke auf die späteren Zeiten dürften zur gründlichen Erörterung des Gegenstandes beitragen. 2) Untersuchung der leitenden Grundsätze und Beurtheilung ihrer praktischen Anwendbarkeit. 3) Vergleichung jener Bestrebungen des 15ten Jahrhunderts mit den staatsrechtlichen der folgenden, damit sich zuletzt ergebe, ob und was im Allgemeinen und Besondern, für eine oder für alle Zeiten, als Fortschritt oder als Irrthum und Rückschritt zu bezeichnen, und welcher ächte Gewinn der Wissenschaft und der Menschheit überhaupt daraus erwachsen sey. Termin: 1. März 1841. Preis 100 Dukaten.

Die k. Societät der Wissenschaften in Göttingen stellt folgende ökonomische Preisaufgaben. Für den Julius 1839: Eine Beschreibung und chemische Untersuchung der Steinkohlenarten, welche im Königreiche Hannover gewonnen werden, nebst der Angabe ihres Verhaltens bei den verschiedenen Anwendungen und der Bestimmung ihres Effects im Verhältniß zu andern Brennmaterialien. Die Societät erwartet, daß bei Lösung dieser Aufgabe die neuern Arbeiten über fossile Brennmaterialien, namentlich die von Karsten und Berthier berücksichtigt werden. — Für den November 1839: Wenn gleich in einigen Gegenden des Königreichs Hannover der Hanfbau in größerer Ausdehnung getrieben wird, so ist doch dieser Kulturzweig im Ganzen zu wenig berücksichtigt, und noch sehr weit davon entfernt, das Bedürfniß des Landes befriedigen zu können. Auch ist man da, wo der Hanfbau im Hannoverschen statt findet, sowohl hinsichtlich der Kultur der Pflanze, als auch in den der Ernte nachfolgenden Zubereitungsarbeiten im Vergleich mit einigen andern Ländern, z. B. mit Flandern, dem südwestlichen Deutschland, dem Elsaß zurück. Um nun die Aufmerksamkeit auf jenen nützlichen Kulturzweig mehr zu lenken, verlangt die k. Societät eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Hanfbau im Königreiche Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berücksichtigung der in andern Ländern üblichen Verfahrungsarten wesentlich zu verbessern seyn dürfte. — Für den Jul. 1840: Obgleich Joh. Beckmann u. A. einzelne schätzbare Materialien zu einer Geschichte des Kartoffelbaus in Europa geliefert haben, so ist dieser Gegenstand bis jetzt doch noch nicht vollständig bearbeitet worden; so wie es auch noch an einer genügenden Untersuchung darüber fehlt, welche Veränderungen die Verbreitung dieses hochwichtigen Kulturzweigs in der Landwirthschaft überhaupt herbeigeführt hat. Die Societät verlangt daher eine möglichst vollständige Geschichte der Einführung des Kartoffelbaues in den europäischen Ländern, nebst einer Darstellung des Einflusses, den die Verbreitung dieses Kulturzweiges auf die Landwirthschaft in Europa gehabt hat. — Preis für jede Aufgabe 12 Dukaten, der Termin für die auf den Julius ausgesetzten der Ausgang Mais, für die auf den November, das Ende des September.

Die in den Götting. gel. Anz. 1836, Nr. 109 von einem Freunde der Wissenschaft zum Preise von 100 Dukaten gestellte Frage: „Welches philosophische Wechselverhältniß findet zwischen den einzelnen Bestandtheilen des Bluts überhaupt statt?" ist wegen mangelhafter Beantwortung von Neuem aufgegeben, und der 1. März 1839 als äußerster Einsendungstermin festgestellt. Zugleich sind von demselben Manne zwei neue Preise, je zu 30 Pistolen, ausgesetzt: 1) für eine auf genaue und quantitative Versuche begründete Erforschung a) der zuerst von Eberle beobachteten oder chymificirenden Wirkung, welche die Schleimhaut des Magens bei Gegenwart einer Säure auf die Nahrungsmittel ausübt; b) der Wirkungsweise des Lab bei Gerinnung der Milch. 2) Für eine auf genaue Versuche sich stützende Beantwortung der Frage: ob die sogenannten unorganischen Elemente, Kalium, Eisen, Silicium u. s. w. auch dann in den Pflanzen sich finden, wenn sie denselben nach Außen nicht dargeboten werden, und ob jene Elemente so wesentliche Bestandtheile des vegetabilischen Organismus sind, daß dieser sie zu seiner vollständigen Ausbildung durchaus bedarf. Die Concurrenzschriften zu diesen zwei Preisen müssen bis zum 1. Jan. 1840 an einen der Professoren Bartling, Berthold oder Wöhler in Göttingen eingesandt seyn.

Die F. Jablonowskische Gesellschaft in Leipzig hat für die Jahre 1838, 1839 und 1840 folgende theils wiederholte, theils neue Preisfragen gestellt;

1) Historische Frage, für 1838. Es soll untersucht und beschrieben werden, welches der politische Zustand der Städte in Polen zu Ende des 15ten Jahrhunderts gewesen sey, wobei insbesondere die Beantwortung der Frage gewünscht wird, ob und wie weit einige Städte, es sey nun durch das Herkommen oder durch Privilegien, von den Reichsständen in den Genuß gleicher staatsrechtlicher Freiheit mit aufgenommen worden sind und an den Berathungen auf den Reichstagen Antheil genommen haben.

2) Außerordentliche, mit doppeltem Preise zu belohnende Aufgabe für 1838; Es ist darzuthun, was für Veränderungen der polnischen Reichsversammlungen unter den Königen aus Jagellonischem Stamme statt gefunden haben, und zwar so, daß auf die Einrichtungen und Gesetze des Staats Rücksicht genommen werde.

3) Für 1839: Es werde auseinander gesetzt, welche deutsche Einrichtungen in demjenigen Theile Pommerns, der im Jahr 1310 der Herrschaft des deutschen Ordens unterworfen ward,

während der nächstfolgenden 150 Jahre bestanden, und welche Veränderungen sie bis zum Jahr 1773 erlitten haben, nachdem jene Gegend 1644 an Polen gekommen war.

4) Für 1840: Es ist darzuthun, von welcher Art das Benehmen und Treiben der Jesuiten in Polen von der Regierung Heinrichs von Valois (Anjou) bis zum Jahr 1764 gewesen, und wie Stand und Recht der sogenannten Dissidenten auf ihren Betrieb zu Grunde gerichtet worden ist.

5) Physikalisch-mathematische Fragen für 1838: Neuerdings hat Dove die Windverhältnisse der nicht tropischen Zonen auf dieselben physikalischen Grundbestimmungen zurückzuführen gesucht, auf welche Hallen die nach ihm benannte Theorie der Passate gründete. Nach ihm soll sich in der nördlichen gemäßigten und kalten Zone der Wind im Mittel im Sinne S. W. N. O. S. durch die Windrose drehen, in der südlichen im entgegengesetzten Sinne S. O. N. W. S. Als Folge dieses Drehungsgesetzes in Verbindung mit der mittleren Vertheilung des Druckes der Luft und der Temperatur in der Windrose ergeben sich für die Veränderungen des Barometers und Thermometers bestimmte Regeln, welche der genannte Physiker in Poggendorffs Annalen XXXIV, 321 ff. mitgetheilt hat. Da nun diese Regeln zwar für die nördliche Halbkugel durch Berechnung der Beobachtungen von Paris, London und Danzig bestätigt sind, für die südliche Halbkugel aber noch der Bestätigung durch Rechnung ermangeln, auch in der nördlichen Halbkugel eine Vergleichung von Orten von größerem Längenunterschied wünschenswerth erscheint, so ladet die Gesellschaft zur Prüfung dieser Regeln ein, und zwar 1) durch Berechnung der mittlern Barometer- und Thermometerveränderungen eines Orts der nördlichen Halbkugel, wo möglich in Nordamerika oder in Rußland; 2) durch Berechnungen der mittleren Barometer- und Thermometerveränderungen eines Orts der gemäßigten Zone der südlichen Halbkugel. In Ermanglung eines Beobachtungs-Journals aus der südlichen Halbkugel wünscht die Gesellschaft eine möglichst vollständige Benützung der Schiffsjournale.

6) Für 1839: Bessel hat zuerst gefunden (Königsberger Beobachtungen, Abth. VIII, S. 1), daß zwei Beobachter den Antritt eines und desselben Sterns an den Faden des Mittagsfernrohrs nicht genau zu derselben Zeit notiren, daß diese Verschiedenheit bei plötzlich eintretenden Erscheinungen geringer ist, und daß sie sich nicht nur mit den Personen, sondern auch mit der Zeit ändert. Welcher Regel ist diese Aenderung unterworfen? Hängt sie mit physiologischen Eigenschaften der Beobachter, z. B. der Schnelligkeit des Pulses, zusammen? Nahe verwandt mit dieser Frage ist die nach der Größe des Fehlers, dem man bei Beobachtung des Uhrpendelschlags durch das Gehör ausgesetzt ist, eine Frage, die durch Abzählung der Gehörcoincidenzen zweier Pendel von bekanntem Gange beantwortet werden zu können scheint. Endlich wäre es sehr wünschenswerth, wenn hieran eine Untersuchung über die Personaldifferenzen, die mit dem Gebrauche der Tertienuhren verbunden sind, geknüpft würde.

7) Für 1840: Die großen Bereicherungen, die in unserer Zeit die Geometrie vorzüglich durch die Bemühungen deutscher und französischer Mathematiker erhalten hat, veranlassen zu der Frage, wie viel hiervon in die Elemente aufgenommen werden kann oder muß, und ob dieses sich ohne Verletzung der systematischen Form der bisherigen Elementarlehren als bloßer Zuwachs beifügen läßt, oder ob die Berücksichtigung der neuen Methoden eine gänzliche Umgestaltung des Gebäudes der euklidischen Geometrie nothwendig macht, und worin dann diese Umgestaltung bestehen soll?

8) Oeconomische Fragen. Für 1838. Da in neuerer Zeit die Preise des Zinns und des Bleis so gedrückt sind, daß dadurch dem vaterländischen Bergbau und Hüttenwesen erheblicher Nachtheil und Hinderung erwachsen ist, so stellt die Gesellschaft folgende Frage auf: Durch welche neue und hinlänglich erwiesene Arten der Anwendung des Zinns und des Bleis läßt sich der Verbrauch dieser Metalle so steigern, daß dadurch eine erhöhte Nachfrage darnach erfolgen und deßhalb der Preis derselben so viel höher seyn müsse, als nöthig ist, um Gruben- und Hüttenbetrieb lohnender, als seither zu machen?

9) Für 1839. In Erwägung, welche glückliche Erfolge in verschiedenen Ländern ehemals das Landesbewässerungssystem gehabt hat und jetzt noch hat, bot sich unserer Gesellschaft die Bemerkung dar, daß jene künstliche Bewässerungsart in dem sächsischen Obererzgebirge und in dem sächsischen Voigtlande nicht so eifrig angewendet werde, als die günstige Thalbildung des Landes solche Unternehmungen zu erleichtern und die Wiesenkultur zum Vortheile des Futterbaues und der Viehwirthschaft es zu erfordern scheinen. Die Gesellschaft hält es daher

nicht für unangemessen, eine Untersuchung der Frage zu veranlassen: welchen Einfluß eine planmäßig angelegte und zweckmäßig eingerichtete Bewässerungsanstalt auf die Landwirthschaft im sächsischen Obererzgebirge und Voigtlande haben würde; verbunden mit der Angabe der erforderlichen Einrichtungen, gesetzlichen Bestimmungen und Beförderungsmittel, durch welche jener wichtige Zweck am leichtesten erreicht werden kann.

10) Für 1840. Da die Dauer des preußisch-deutschen Zollvereinigungs-Vertrags mit dem Königreiche Sachsen durch Art. 4. des Berliner-Vertrags vom 30. März 1833 vorläufig bis zum 1. Jan. 1842 festgesetzt worden ist, und derselbe, wenn er während dieser Zeit und spätestens zwei Jahre vor Ablauf der Frist nicht gekündigt wird, auf zwölf Jahre als verlängert angesehen werden soll, so fand sich die Gesellschaft bewogen, die von ihr bereits 1834 aufgestellte und 1837 beantwortete Preisfrage, mit Bezugnahme auf die Erfahrungen, welche die Fortdauer des Zollvereinsvertrags in den letzten drei Jahren darbieten wird, sachkundigen Männern noch einmal zur Beantwortung vorzulegen. Sie stellt daher die Frage auf: Welche Einwirkung auf den Flor des sächsischen Gewerbfleißes und Handels hat der Anschluß des Königreichs Sachsen an den preußisch-deutschen Zollverein nach einer mehr als sechsjährigen Erfahrung gehabt?

Die Preisschriften der ersten beiden Klassen sind ohne Ausnahmen in lateinischer Sprache zu verfassen, zu denen der dritten (Nr. 8—10) kann auch die französische oder deutsche Sprache gebraucht werden. Insgesammt aber müssen die einzusendenden Abhandlungen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto und einem versiegelten Zettel versehen seyn, der auswendig dasselbe Motto, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angibt. Die Zeit der Einsendung endet für das Jahr der Preisfrage mit dem Monat November; die Adresse ist an den jedesmaligen Secretär der Gesellschaft, für das Jahr 1838 an den ordentlichen Professor der historischen Hülfswissenschaften in Leipzig, F. Ch. A. Hasse, zu richten. Der bestimmte Preis ist eine Goldmünze, 24 Dukaten an Werth.

Das Hauptdirectorium des mecklenburgischen patriotischen Vereins stellt die Frage: Welches ist bei der jetzigen Bodenkultur Mecklenburgs und den merkantilischen Verhältnissen die beste Fruchtfolge 1) auf Waizen-, 2) auf Gersten-, 3) auf Hafer-, 4) auf Roggen- und Sand-, 5) auf schlechtem Sandboden; und unter welchen Verhältnissen und bei welchem Werthe und Ertrage des Bodens ist es vortheilhafter, den Acker mit Kiefern zu besamen, als ihn zur Schafweide zu benützen? Die beste bis 1. April 1839 an den Hauptsecretär Karsten zu Wilz bei Tessin einzusendende Abhandlung, die jedoch nicht über zehn gedruckte Bogen stark seyn darf, erhält 150 Thlr. und bleibt Eigenthum des Verfassers unter der Bedingung, daß sie binnen Jahresfrist im Buchhandel erscheint. Das Nähere im Mecklenburgischen Wochenblatt 1838, Nr. 29.

Der deutsche ärztliche Verein hatte 1836 einen Preis von 100 Dukaten für die beste Abhandlung über die ägyptische Augenentzündung ausgesetzt. Die Bewerbung steht nun aufs Neue bis zum 1. Sept. 1839 offen.

Schweiz.

Der ord. Prof. der Theologie in Zürich Dr. Elwert, ein Württemberger, hat einen Ruf auf eine theologische Professur in Tübingen abgelehnt, dagegen bald darauf die Ernennung zum Pfarrer in Mötzingen, in Württemberg, angenommen.

Der König von Preußen hat das Gymnasium zu Neufchatel zur Akademie erhoben und dessen schon bedeutende Fonds durch ein Geschenk von 200,000 Schweizerfranken vermehrt.

Am 19. April starb zu Bern der Numismatiker F. L. Haller, Verfasser einer Geschichte Helvetiens unter den Römern, 82 Jahre alt.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts in Paris hat der Genfer Bibliothek ein werthvolles Geschenk, bestehend in sämmtlichen auf Kosten der französischen Regierung gedruckten Bücher in orientalischer Sprache zugesichert.

In Freiburg ist im Juli eine neue Eisendrahtbrücke bei Corbières fertig geworden: sie bestand die Probe mit zwanzig belasteten Wagen.

Niederlande.

Der König der Belgier hat die Abfassung eines chronologischen Verzeichnisses aller auf die belgische Geschichte bezüglichen Urkunden und Diplome angeordnet.

In Brüssel hat sich seit einiger Zeit eine eigenthümliche Industrie gebildet, durch welche die geleseneren französischen Blättern mittelst eines einfachen chemischen Verfahrens, ohne neuen Schriftsatz, abgedruckt und wohlfeil verkauft werden. Das Verfahren geht so schnell vor sich, daß bald nach der Ankunft der Pariser Post die Abdrücke des Journal des Débats und des Galignani's Messenger fertig sind und sie den Abonnenten in der Provinz noch gleichzeitig mit den Originalien zukommen. Der Preis des Journals des Débats soll hier statt 80 nur 24 Fr. betragen.

Am 2. Juli stellte Diez in der Nähe von Brüssel mit seinem sechsrädrigen, für gewöhnliche Chausseen eingerichteten Remorqueur in Gegenwart mehrerer Techniker und zweier Regierungscommissäre Versuche an, welche ein sehr befriedigendes Resultat geliefert haben sollen. Seine neuesten Verbesserungen beziehen sich auf das leichte Wenden des Wagens. Die Grundidee besteht in der Application eines Mechanismus, welcher beim Wenden die beiden äußern Axen nöthigt, zu gleicher Zeit immer gleiche Winkel mit der mittlern zu bilden, so daß die Richtungen der drei Axen bei jeder Wendung nach einem Punkte hin convergiren, um welchen der Wagen einen Kreis zu beschreiben strebt.

Am 12. Aug. wurde die Eisenbahn zwischen Gent und Brügge eröffnet.

Dänemark.

In Schleswig giebt sich immer mehr das Bestreben kund, die deutsche Sprache zu verdrängen und die dänische als Kirchen- und Schulsprache einzuführen. Als Hauptverfechter dieser Tendenz giebt sich der Prof. Paulsen in Kiel kund, welcher bereits das Erscheinen eines dänischen Wochenblatts neben dem deutschen durchsetzte. Achtbare, aber gewiß fruchtlose Bemühungen! Eher, als an das Gelingen derselben, dürfte man an das Eintreffen der Prophezeiung eines deutschen Sprachforschers glauben, daß nämlich in hundert Jahren die dänische Sprache zu den todten gehören werde, wie denn auch jetzt schon dänische Dichter sich der deutschen Sprache bedienen, um gelesen zu werden.

Die königl. dänische Gesellschaft der Wissenschaften, stellt folgende Preisaufgaben:

1. Significet U Summam seriei infinitae hujus formae $U = A_1 9^{n_1} + A_2 9^{n_2} + A_3 9^{n_3} + \dots A_p 9^{n_p} + \dots$ ita ut 9 sit quantitas quaecunque, Ap autem et np datae functiones rationales et integrae ipsius indicis p. Quaeritur: a) ut gravissimi casus exponantur, quibus U ope formularum notarum exhiberi queat expressione finita, e functionibus scilicet illis notis composita, quae in analysin sunt introductae, forma vel explicita vel saltem implicita per resolutionem aequationis, quae sit ipsa, eadem illa ratione, finita. b) ut extendatur, quantum fieri possit, numerus illorum casuum, quibus invenire liceat U secundum formam illam postulatam.

2. Desideratur accurata disquisitio conditionum, quibus dependeat, utrum affrictus corporum mutuus calorem generet an electricitatem?

3. Certum nunc esse putatur, Hunnos, qui quinto seculo Europam invaserint, mongolicae stirpis populum fuisse. Praeter ea tamen testimonia, quibus universe evincitur, hanc fuisse Hunnorum originem, in fontibus tam latinis quam graecis, e quibus historia illorum temporum hauritur, multæ singulatim quum narrata tum significata inveniuntur de proprietate et hujus populi et aliarum gentium, lingua et nomine diversarum, quae Hunnorum incursionem comitatae sunt; quas tamen gentes scriptores veteres non tam potuerunt ad suum quamque locum referre et describendo recte notare, quam nunc fieri posse videtur, postquam Dschingiskani et Timuri expeditionibus et finibus imperii russici per Asiam septentrionalem longe prolatis multo plenius totam stirpem mongolicam novimus. Societas igitur nostra narrationes scriptorum veterum tam latinorum quam graecorum de Hunnorum in Europam incursione quinto seculo facta cum fontibus medii aevi et recentioris temporis, maxime itinerariis et aliis operibus ethnographicis ita comparari vult, ut non solum universe de populi hunnici origine

quaeratur, sed maxime natura migrationis eorum, mores proprietasque populi illustretur, tum explicetur, quae ratio intercesserit inter turbam complurium populorum hunnicorum aut hunnicae migrationis comitum, qui apud veteres in illius incursionis narratione commemorantur.

4. Quum primitiva moralitatis idea sive de summa lege morali principalis notio, sua quadam propria eaque minime logica necessitate tum in ea disciplina appareat, cui propositum est cognitionem του ηδικου explicare, tum in vita partim in conscientiae judicio de nostris actionibus partim in censura morali de actionibus aliorum hominum, quumque complures, quae ab illa idea inseparabiles sunt eamque tanquam originem respiciunt, notiones principales ad το ηδικον spectantes, velut officii notio et imputationis, eadem necessitate et eodem ambitu vim suam exerant, et tamen inter eos cursus viasque, quas nostrae aetatis meditatio philosophica persequitur, magni momenti esse videatur, hoc argumentum ad disputationem revocare, cupit societas, ut accurate haec quaestio perpendatur et pertractetur: Philosophiae moralis fons et fundamentum utrum in idea moralitatis, quae immediate conscientia contineatur, et ceteris notionibus fundamentalibus, quae ex illa prodeant, explicandis quaerenda sunt, an in alio cognoscendi principio?

5. Rationem exponere, qua concrementa vegetabilium fossilia, quae turfae vocantur, carbonesque ex illis confecti apud exteros adhibeantur vel olim adhibita sint ad ferrum e mineris extrahendum.

Die Ausarbeitungen sind in lateinischer, französischer, englischer, deutscher, schwedischer oder dänischer Sprache und unter Beobachtung der üblichen Förmlichkeiten vor dem Ende des Augusts 1839 an den Secretär der Gesellschaft, Joh. Christ. Oersted, einzusenden. Der Preis für die vier ersten Fragen ist je eine Goldmünze, 50 dänische Dukaten werth, für die fünfte 100 Thlr.

Schweden.

Die königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Geschichte und Alterthümer in Stockholm hat F. Guizot in Paris und den Prof. L. Agassiz in Neufchatel zu ihren Mitgliedern ernannt.

Die königl. Societät der Wissenschaften zu Upsala hat den Fürsten von Musignano Karl Lucian Bonaparte, zum auswärtigen Mitgliede ernannt.

Der König von Preußen hat dem Reichsrath v. Berzelius zu Stockholm den rothen Adlerorden zweiter Classe verliehen.

In Schweden ist ein neues Gesetz über die Rechte und Pflichten der im Königreiche ansäßigen Juden vom 30. Juni verkündet worden, nach welchem die als schwedischen Unterthanen aufgenommenen Israeliten in jeder Beziehung gleiche Rechte mit den übrigen Unterthanen genießen sollen, mit Ausnahme der Einschränkungen, welche das schwedische Grundgesetz für die nicht einheimischen Glaubensbekenntnisse vorschreibt. Jedoch sollen die jüdischen Unterthanen ohne besondere königl. Erlaubniß keine Grundstücke und Ländereien erwerben können.

England.

Der Custos der kais. Bibliothek zu Wien, Dr. Ferd. Wolf, und der durch seine vielfältigen Bemühungen um die französische Poesie des Mittelalters verdiente Franc. Michel sind zu auswärtigen Mitgliedern der königl. Societät der Alterthumsforscher zu London erwählt worden.

Lord Brougham ist aus dem Senate der Londoner Universität ausgetreten.

Der bisherige Vorsteher des englisch-chinesischen College auf Malacca, Rev. Sam. Kidd, ist zum Professor der chinesischen Sprache und Literatur an der Universität zu London ernannt worden.

Am 21. März brachte Mr. Plumptre die zweite Verlesung der Bill für die größere Heilighaltung des Sonntags in Antrag. Besonders sollte dadurch das Verkaufen beschränkt

werden. Nur der Verkauf von Milch, sowie für gewisse Stunden, der von Bier war von dem Verbote ausgenommen. Die zweite Verlesung wurde jedoch mit 139 gegen 68 Stimmen abgelehnt.

Doctor Warneford hat an das Kings College zur Aufstellung von Preisaufgaben für die damit verbundene Medical School 1000 Pfund geschenkt.

In der Sitzung des Hauses der Gemeinen, am 21. Juni, willigte der Richter Talfourd auf eine an ihn ergangene Aufforderung ein, seine Bill gegen den Nachdruck auf die nächste Jahressitzung zu verschieben.

Der Board of Control hat den Vorschlag des Generalgouverneurs von Indien verworfen, nach welchem auf das Neue ein Theil der vom Parlament zur öffentlichen Erziehung in Indien ausgesetzten Fonds zum Druck von Werken in einheimischen Sprachen verwendet werden sollte. Man nimmt an, daß diese Bestimmung von dem Einflusse der Methodisten ausgehe.

Am 1. Jan. starb zu London Dr. John Cooke, ehemaliger Arzt am London-Hospital, als Schriftsteller durch sein Werk „über Nervenkrankheiten" rühmlich bekannt.

Am 6. Januar starb zu Cambridge Rev. Thomas Catton, Senior und ehemaliger Aufseher des dortigen St. Johns College, Mitglied der königl. und der astronomischen Societät, 78 Jahre alt.

Am 6. Jan. starb zu Long Ditton in Surrey Rev. Brian Broughton, Pfarrer daselbst, als Dichter durch „Sechs malerische Ansichten von Nord-Wales mit poetischen Reflexionen", „Coxsgrovek Hill" und andern Werken bekannt. Er war zu Hammersmith 1768 geboren.

Am 18. Jan. starb zu London Henry Earle, Esq., Wundarzt der Königin im außerordentlichen Dienst, Oberchirurg am St. Bartholomäus-Hospital, Mitgl. des Vorstands des Collegiums der Wundärzte, als Schriftsteller durch seine „praktische Beobachtungen in der Chirurgie" und durch zahlreiche Abhandlungen und Aufsätze in Zeitschriften bekannt.

Am 27. Jan. starb zu Eton der Buchhändler des dortigen College, Edward Williams, als Herausgeber der sogenannten „Eton Classics" bekannt, im 63. Lebensjahre.

Am 12. März starb zu Truro in einem Alter von 78 Jahren Rev. Richard Polwhele von Polwhele, der Geschichtschreiber von „Devonshire und Cornwall".

Am 28. März starb einer der glücklichsten englischen Bühnendichter neuerer Zeit, Thom. Morton, Esq. Er war 1764 in Durham geboren.

Die Stelle eines Unterbibliothekars am britischen Museum ist dem Rev. R. Garnett übertragen worden.

Unter den bei der Krönung der Königin zur Baronetwürde Erhobenen findet sich auch der Dichter Edw. Lytton Bulwer.

Am 24. starb zu Cheyne-Walk in Chelsea, 73 Jahre alt, Thom. Attwood, Esq., Organist und Componist J. M., Organist der St. Paulskirche. In früherer Zeit hatte er sich viel mit theatralischer Musik beschäftigt; von ihm sind die Opern „der Gefangene", „das Adoptivkind", „das Schloß von Sorrent" und „die Schmuggler." Auch war er bei der Composition von Tobin's „Honigmond" betheiligt, wo namentlich das bekannte Lied „Qual Silenzio" von ihm gesetzt ist.

Der Gemeinderath der City von London hat für das dem Herzog von Wellington zu errichtende Denkmal einen Beitrag von 500 Pfd. Sterl. verwilligt.

Der gothische Tempel, in welchem Sir W. Scotts Standbild von Steal aufgestellt werden soll, ist von Herrn Kemp entworfen. Das Denkmal wird in ähnlicher Weise, wie das für Burns in Dumfries befindliche, ausgeführt werden, wo das Gebäude von T. F. Hunt, das Bild des Dichters von Turnerelli gefertigt ist.

Auch die Einwohner der schottischen Grafschaft Selkirk wollen zu Selkirk ein Denkmal zu Ehren Sir W. Scotts errichten.

Der Abt von Westminster hat die Erlaubniß zu Aufstellung der Statue Lord Byrons in der Westmünsterabtei verweigert.

In der Sitzung der Gemeinen vom 27. Juli wurden 50,000 Pfund zur Herstellung einer Dampfschifffahrt-Verbindung mit Indien bewilligt.

Bei den Lokomotiven der Liverpool-Manchester-Eisenbahn wurden vor Kurzem Anthracitkohlen statt der Steinkohlen mit günstigem Erfolg verwendet.

Das Dampfboot Great-Western, welches am 7. April London verließ, um seine erste transatlantische Fahrt zu unternehmen, hat am 21. Juli bereits seine dritte Fahrt nach Nordamerika angetreten.

Die Great-Western-Eisenbahn wurde am 2. Juni bis Maidenhead eröffnet; die fertige Strecke ist 27 engl. Meilen lang und wurde mit einer Geschwindigkeit von 28 und 32 engl. Meilen in der Stunde befahren. Die Spurweite, bei allen Bahnen bisher 4 Fuß 8 Zoll, beträgt hier 7 Fuß; die Schienen liegen auf Unterlagen von kyanisirtem Holze. Die Wagen bestehen in vier Klassen, alle vom Boden aus 12 Fuß hoch. Die Dampfwagen wiegen sämmtlich über 20 Tonnen (45,000 Pfd.).

Auf der im Bau begriffenen Eisenbahn von London nach Birmingham soll eine neu erfundene Vorrichtung in Anwendung kommen, mittelst welcher man unterwegs die Briefpakete abgeben und die neuausgegebenen aufnehmen kann, ohne die Fahrt selbst im mindesten zu unterbrechen.

Dem Prof. Airy soll es gelungen seyn, den Einfluß, welchen bei eisernen Dampfschiffen das Metall auf den Compaß ausübt, zu vernichten, und die auf dem Dampfboot Rainbow angestellten Versuche sind vollkommen befriedigend ausgefallen.

Die Harvey'sche Gesellschaft zu Edinburg stellt folgende Preisfrage: Welche allgemeine und welche locale Einwirkungen entstehen durch die der thierischen Oekonomie schädlichen Gasarten, und wie sind die in die Lungen dringenden von denen zu unterscheiden, die es nicht thun? Die Aufgaben müssen vor dem 1. Jan. 1839 an die Secretäre der Gesellschaft, HH. Richard Huie und Handyside (Edinburg, Shandwick Place, 10) eingereicht seyn.

Frankreich.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts, v. Salvandy, ist zum Director der französischen Akademie erwählt worden.

Die verschiedenen, bisher von dem verstorbenen Baron Sacy bekleideten Stellen in Paris werden nun allmählig besetzt. Die Inspection des orientalischen Theils der königl. Druckerei und die Professur der persischen Sprache am Collège de France hat Amédée Jaubert, die Professur des Arabischen an der Specialschule für die lebenden morgenländischen Sprachen der Bibliothekar Reynaud erhalten. Reynaud beschäftigt sich mit einer Biographie seines großen Vorgängers.

Friedr. Cuvier, Oberinspector der Studien, Professor der Zoologie im Jardin des Plantes zu Paris, Mitglied des Instituts und des Pariser protestantischen Consistoriums, ist am 24. Jul. auf einer Inspectionsreise zu Straßburg an derselben Krankheit, welche seinen berühmten Bruder Georg der gelehrten Welt entrissen hatte, plötzlich gestorben.

Das Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Dulong, Studiendirector der polytechnischen Schule und Professor an der Facultät der Naturwissenschaften, starb am 19. Juli in einem Alter von 53 Jahren, vornehmlich in Folge gefährlicher chemischer Versuche, welche seit längerer Zeit verderblichen Einfluß auf seine Gesundheit geübt hatten.

Die Akademie der Wissenschaften schickt eine scientifische Commission zur Untersuchung des Gebiets von Algier ab. Ihre Mitglieder sind: Duméril für die Zoologie, Advocat Brogniart für die Botanik, Elie de Beaumont für die Geologie, Bory St. Vincent für die Geographie und Topographie, Serres für das Medicinische, Freycinet für die Hydrographie, Séguier für das Industrielle, Poncelet für die Mechanik, Arago für die Meteorologie und Physik der Erde.

Der Bildhauer Dumond ist zum Mitgliede der Akademie der schönen Künste an die Stelle Rameys d. ä. ernannt.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat Fr. v. Raumer in Berlin zum Correspondenten und den Director der Specialschule für die Handelswissenschaft in Paris, Planqui, und am 6. Jan. Alexis v. Tocqueville zum Mitglied erwählt.

Dieselbe Akademie hat den Abgeordneten Hippol. Passy an die Stelle des Fürsten Talleyrand zu ihrem Mitgliede gewählt. Die Stelle Talleyrands in der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat Garcin de Tassy, Prof. des Hindostain, erhalten.

Der Professor der lateinischen Dichtkunst an der literarischen Facultät in Paris, Patin, hat an des verstorbenen Tessier Stelle die Redaction des Journal des Savants übernommen.

Durch königl. Ordonnanz vom 5. Sept. hat die vom Papste unter dem 9. August erlassene Bulle Rechtskraft erhalten, nach welcher die französischen Besitzungen in Nordafrika in Zukunft eine Suffragandiöcese des Erzbisthums Aix bilden. Der Bischofsitz ist Algier, in der Bulle Julia Cäsarea genannt. Der Abbé Dupuch ist zum Bischof von Algier ernannt.

Im März starb zu Paris der Professor der Naturwissenschaften am College Charlemagne, Leblond, besonders durch seinen Eifer für mikroscopische Untersuchungen bekannt.

Durch k. Ordonnanz ist ein Lehrstuhl der auf die Naturgeschichte angewandten Physik an dem naturhistorischen Museum zu Paris gegründet und an den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Becquerel, übertragen worden.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat verordnet, daß in allen Collegien des Königreichs wenigstens eine fremde Sprache und in allen königl. Collegien die englische und die deutsche gelehrt werden sollen. In denen zu Corsica, Aix, Grenoble und Montpellier darf das Italienische, und in denen von Bordeaux, Pau und Toulouse das Spanische an die Stelle von einer jener Sprachen treten.

Man hat in Paris im vorigen Winter die Lesesäle der St. Genoveven-Bibliothek täglich geheizt, um sie dem Publikum zugänglich zu machen. Eine Menge Leselustiger strömte herbei und wurde dadurch von geisttödtendem Zeitvertreib abgehalten. Bereits ist auf ein Umlaufschreiben des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht hier die gleiche Einrichtung in den meisten Städten des Reichs getroffen worden. Als besonders zweckmäßig in dieser Hinsicht wird die zu Rouen getroffene Einrichtung gerühmt. Es werden hier z. B. die Arbeiter Sonntag Vormittags und Fremde nicht bloß Sonn- und Festtags, sondern auch während der jährlichen Ferien, während welcher die Pariser Bibliotheken immer geschlossen sind, zugelassen.

Der französische Buchhandel beschäftigt sich noch immer vielfach mit der Illustrirung besonders geschätzter Werke des In- und Auslandes.

Ebenso gehen die großen Bilderwerke über die auf Kosten der Regierung unternommenen scientifischen Reisen fort. Von der Expedition nach Morea z. B. ist die 46ste, von der Reise nach Island und Grönland mit der Corvette la Récherche die 10te, von Alcide d'Orbigny's Reise nach Südamerika die 35ste, von Victor Jaquemonts Reise nach Indien die 18te, von der Naturgeschichte der canarischen Inseln von Barker, Webb und Barthelot die 28ste Lieferung fertig.

Die Herzogin von Abrantes starb am 7. Juni in schlechten Vermögensumständen in einem Privatkrankenhause. Der Herzog und die Herzogin von Orleans hatten ihr auf die Nachricht von ihrem Erkranken noch 2000 Fr. geschickt. Gezwungen, ihre bescheidene Wohnung zu verlassen, ihrer höchst bescheidenen Lebensweise zu entsagen, starb sie nach drei

Tagen in dem Krankenhause, mehr durch Kummer als durch eine Krankheit. Einige Generale des Kaiserreichs, aber sehr wenige, begleiteten sie bis an ihre Ruhestätte, und über derselben wird, wie es scheint, ein kleines hölzernes Kreuz, das kaum groß genug war, daß man alle Familientitel eines Abkömmlings der Komnenen darauf verzeichnen konnte, die einzige Zierde ihres Grabes seyn. (Constitutionel.)

Am 2. Februar starb zu Paris L. Franç. Beffara, der 1777 eine Schrift über Molière herausgegeben, und sich besonders durch seine reichen Sammlungen zur Geschichte der Musik, des Theaters und der Dramaturgen überhaupt bekannt gemacht hat.

Zwischen Frankreich und Toscana ist ein Vertrag über die Einfuhr von Büchern und Zeitungen abgeschlossen worden, welchem zufolge gegenseitig nur Schriften in der Sprache des Landes, wo die Bücher erschienen, zulässig sind.

Am 6. März starb der älteste französische Geschichtsmaler, Chéry, in einem Alter von 80 Jahren.

Die Stadt Toulouse will ihrem Mitbürger, dem berühmten Rechtslehrer Cujas (Cujacius, geb. daselbst 1520), ein Denkmal errichten.

Die Comédie française beabsichtigt dem Andenken Molière's ein Monument zu errichten, und hat auch die medicinische Akademie in Paris um einen Beitrag zu demselben angegangen.

Die Centralgesellschaft der Taubstummen in Paris hat sich viele Mühe gegeben, das Grab des bekannten Abbé de l'Epée aufzufinden, was nun in der Kirche St. Roch geschehen ist. Eine Commission hat sich sofort unter dem Präsidium Dupins gebildet, um diesem Wohlthäter so vieler Unglücklichen ein Denkmal zu setzen.

Der Generalrath des Juradepartements hat zu Errichtung eines Denkmals für den Dichter der Marseillaise, Rouget de Lisle, der in diesem Departement geboren ist, eine Geldsumme verwilligt.

Vor Kurzem legten die Herren Gérard und Predraval der Akademie der Wissenschaften in Paris Proben von Papier aus der Rinde des Maulbeerbaums vor. Der Brei der Maulbeerbaum-Rinde, sagten die Erfinder, sey zwar schon lange als vortheilhaftes Surrogat des Lumpenbreies vorgeschlagen worden, bis jetzt aber nie eine Ausführung im Großen zu Stande gekommen, und zwar aus Mangel an einer einfachen und öconomischen Procedur, um von der Fasersubstanz die Fragmente des Oberhäutchens zu trennen, welche wegen ihres untrennbaren Farbstoffes der Weiße des Papiers Eintrag thue. Durch ihren Fabrikationsproceß seyen nun diese Schwierigkeiten gehoben.

Herr von Caligny hat eine Maschine erfunden, welche das Wasser durch Oscillationen in die Höhe treibt, und dieselbe der Akademie der Wissenschaften in Paris beschrieben.

Einem Schreiben des Missionärs Voisin in China an Stanisl. Julien in Paris zufolge, gedeiht der Thee vollkommen in Climaten, die viel kälter sind, als das französische und selbst als das Pariser, so daß man es nun nicht mehr zu den Chimären rechnet, einst den Thee nach Europa verpflanzt zu sehen. Einzelne Versuche der Art sind bereits gelungen. So hat ein Kunstgärtner in Angers in seinem Garten Theesträucher (Thea viridis und Thea Bohea), welche schon seit fünf Jahren ohne Schutz im Freien ausdauern.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vom 26. März überreichte Boussingault seine Untersuchungen über die Menge von Stickstoff in den Nahrungsmitteln, welchen zufolge er sein früheres Resultat bis jetzt noch immer bestätigt gefunden hat, daß die Substanzen, welche am meisten Nahrung enthalten, auch am meisten Stickstoff haben. Gannal erklärte am 2. April, auf ganz andere Resultate in dieser Beziehung gekommen zu seyn.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vom 12. Febr. gab Delassert aus einem Briefe Mittheilungen über eine von einem Gärtner bei London erfundene neue Heizungsmaschine. Das Geheimniß besteht hauptsächlich in einer wohlfeilen Mischung aus Kohlen, Kalk u. s. w., welche zur Feuerung in einem besonders dazu eingerichteten Apparat verwendet wird.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vom 2. April war ein von dem Engländer Joyce construirter Heizungsapparat aufgestellt, welcher weder Rauch noch Dampf von sich gab. Das Verfahren dabei stimmt im Wesentlichen mit dem brasero der Spanier überein, nur daß die gebildete Kohlensäure von Alkalien absorbirt wird.

Arnour hat Wagen für Eisenbahnen von jeder Art von Krümmung erfunden, und der von Poncedat in der Akademie darüber erstattete Bericht vindicirt denselben Vorzüge vor den ähnlichen Vorrichtungen Sidney Smiths und Dietz's in Brüssel. Doch dürfte das Verfahren vorerst nur bei kleineren Waggons für Passagiere anwendbar seyn.

Die Akademie der Wissenschaften in Paris hat für das Jahr 1839 folgende Preisaufgaben gestellt:

1) Großer mathematischer Preis: „Die Perturbationen in der elliptischen Bewegung der Planeten durch periodische Reihenfunctionen anstatt durch Kreisfunktionen zu bestimmen, so daß mit Hülfe der aufgestellten numerischen Tabellen nach diesen Reihen der Ort eines Planeten zu jedem gegebenen Zeitpunkte berechnet werden könne." — Die Abhandlungen müssen an das Secretariat der Akademie vor dem 1. Mai 1839 eingesendet werden.

2) Großer physiologischer Preis: „Durch genaue Versuche die Reihenfolge der chemischen physischen und organischen Veränderungen zu bestimmen, welche in dem Ei der Vögel und Batrachier während der Entwickelung des Fötus vor sich gehen." Der Preis ist eine goldene Medaille im Werth von 3000 Fr.

3) Großer physiologischer Preis: „Durch anatomische Untersuchungen, so wie durch akustische und physiologische Versuche den Mechanismus zu erforschen, welcher zur Erzeugung der Stimme bei den Menschen und Säugethieren dient." — Der Preis besteht in einer goldenen Medaille im Werthe von 3000 Fr. Die Abhandlungen müssen an das Secretariat der Akademie vor dem 1. April 1839 eingesendet werden.

4) Preis von 1500 Fr. über die augenscheinlichen Zeichen des Todes, gestiftet von M. Manni, Professor an der Universität zu Rom:

„Welches sind die sicheren Unterscheidungsmerkmale des Scheintodes?"

„Welches sind die Mittel, um dem zu frühen Begraben vorzubeugen?"

Die Abhandlungen sind vor dem 1. April 1839 an die bezeichnete Stelle einzuliefern.

5) Preis für das Jahr 1842.

„Ist die präservative Kraft der Kuhpocken absolut, oder sollte sie wohl nur vorübergehend seyn?"

In letzterem Falle muß durch genaue Versuche und authentische Thatsachen die Zeit bestimmt werden, während welcher die Kuhpocken vor den Blattern schützen.

„Hat die frische Kuhpocke eine sicherere und dauerhaftere präservative Kraft, als die schon bei einer mehr oder minder bedeutenden Anzahl von successiven Vaccinationen gebrauchte Kuhpockenlymphe? Unter der Voraussetzung, daß die präservative Eigenschaft der Vaccine mit der Zeit sich mindert, muß dieselbe, und durch welche Mittel muß sie erneuert werden?"

„Steht die mehr oder minder häufige locale Erscheinung des Kuhpockengiftes in einem gewissen Zusammenhang mit der präservativen Eigenschaft der Menschenpocken?"

„Ist es nothwendig, eine und dieselbe Person mehrere Male einzuimpfen, und im Bejahungsfalle, nach wie viel Jahren muß man neue Vaccinationen vornehmen?"

Der Preis besteht in 10,000 Fr. Die Abhandlungen müssen vor dem 1. April 1842 an das Secretariat der Akademie eingeliefert werden.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften stellt folgende Preisaufgaben:

I. Examen critique du cartésianisme. 1. Exposer l'état de la philosophie avant Descartes; 2. déterminer le caractère de la révolution philosophique dont Descartes est l'auteur; faire connaitre la méthode, les principes et le système entier de Descartes dans toutes les parties des connaissances humaines; 3. rechercher les conséquences et le développement de la philosophie de Descartes, non-seulement dans les disciples avoués, tels que Regis et Rochault, mais dans les hommes de génie qu'il a sustités: par exemple Spinoza, Malebranche, Locke, Bayle et Leibnitz; 4. apprécier particulièrement l'influence du système de Descartes sur celui de Spinoza et sur celui de Malebranche; 5. déterminer le vôte et la place de Leibnitz dans le mouvement cartésien; 6. apprécier la valeur intrinsèque de la révolution cartésienne, considérée dans l'ensemble de ses principes et de ses conséquences, et dans la succession des

grands hommes qu'elle embrasse, depuis l'apparition du discours de la méthode en 1637 jusq'uaux commencements du 18. siècle et la mort de Leibnitz. Rechercher quelle est la part d'erreurs que renferme le cartésianisme, et surtout quelle est la part de vérités qu'il a léguées à la postérité. Termin: 30. Juni 1840.

II. Quels perfectionnements pourrait recevoir l'institution des écoles normales primaires, considérée dans ses rapports avec l'éducation morale de la jeunesse? Termin: 30. Nov. 1839.

III. Quels sont les progrès que les droit des gens a faits en Europe depuis la paix d' Westphalie?

IV. Déterminer les moyens à l'aide desquels on peut constater, avec le plus de certitude, la vérité des faits qui sont l'objet des débats judiciaires, soit en matière civile, soit en matière criminelle. Comparer les divers modes de procédés employés pour obtenir ce résultat, chez les peuples les plus civilisés; en faire connaitre les inconvénients et les avantages. Preis für diese 4 Aufgaben je 1500 Franken.

V. Il y a peu d'années encore, un gouvernement du nord de l'Allemagne a conçu la pensée de procurer, à tous les états qui l'entourent, les avantages mutuels d'une association commerciales en reportant toujours aux frontières extérieures le cordon des douanes des états ainsi coalisés, et livrant à la liberté complète le commerce intérieur de l'association. L'académie propose, comme sujet de prix, de déterminer quelle est déjà l'influence produite, et quelle sera l'influence future de l'association commerciale allemande: 1. sur la prospérité des peuples associés, sur le développement de leur industrie, sur l'extension de leur commerce extérieur; 2. sur l'industrie et le commerce des autres nations; 3. quelles associations analogues pourront naitre par l'effet de cette exemple, et par la nécessité de créer un nouvel équilibre dans le négoce des nations; 4. quels changements devront résulter de ces espèces de confédérations commerciales, dans le système des lois économiques qui régissent aujourd'hui les nations? Preis 3000 Franken.

VI. Tracer l'histoire du droit de succession des femmes dans l'ordre civil et dans l'ordre politique, chez les différent peuples de l'Europe au moyen âge. Termin für Nr. III. — VI.: 31. December 1839. Preis 1500 Franken.

VII. Déterminer en quoi consiste, et par quels signes se manifeste la misère en divers pays. Rechercher les causes qui la produisent. Termin: 30. Dec. 1839. Preis 5000 Fr.

Die Redaction der Annales d'hygiène publique et de médecine légale setzt für das Jahr 1839 vier Preise aus. 1) Zwei von je 300 Fr., einen für ein Thema der Hygiène und einen für eine Frage aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Die nähere Wahl des Thema's bleibt den Concurrenten überlassen. 2) Einen Preis von 600 Fr. für die beste Beantwortung der Frage: Auf welche Weise trennt man die thierischen Stoffe bei der Analyse vegetabilischer oder mineralischer Gifte? 3) Einen Preis von 500 Fr. für die beste Statistik der Geisteskrankheiten in irgend einem Departement Frankreichs. Die Arbeiten müssen vor dem 1. Januar 1839 an die Buchhandlung J. B. Baillière in Paris eingereicht seyn.

Italien.

Der bekannte Philolog Angelo Mai, ehemaliger erster Custos der Vaticanischen Bibliothek und Secretär der Propaganda in Rom, und der durch seine Sprachfertigkeit berühmte erste Custos der Vaticanischen Bibliothek, Mezzofanti, sind zu Cardinälen ernannt worden.

Der durch seine Kenntnisse und Gefälligkeit ausgezeichnete Lareani ist zum ersten Custos der Vaticanischen Bibliothek, der Professor Marchese di Molza zum zweiten Custos, und der Abbate Firucci, seither Lehrer der hebräischen Sprache in der Propaganda, zum Scriptor Vaticanus ernannt worden.

Die k. neapolitanische Regierung soll, namentlich auf die Vermittelung des k. preußischen Gesandten in Neapel hin, die Erlaubniß zur Erbauung einer protestantischen Kirche in Neapel gegeben haben. Bisher mußten die in Sicilien lebenden Protestanten ihre Kinder entweder nach katholischem Ritus oder zu Neapel von dem preußischen Gesandtschaftsprediger taufen lassen, und die nun zu errichtende Kapelle wird die erste protestantische Kirche der Insel seyn.

Nach einem Befehl des Herzogs von Modena ist der Durchgang von Büchern durch den Staat nicht anders gestattet, als gegen einen von dem Oberpolizeidirector ausgestellten Erlaubnißschein, der die Waare bis zu ihrem Ausgang aus dem Lande begleitet. In dem Gesuch um jenen Schein muß, außer dem Gewicht und Werth der Bücherballen, auch auf das Genaueste angegeben seyn, von welchem Gegenstande die Bücher handeln, wo sie gedruckt und von wem sie verfaßt sind.

Der Marchese Marini di Vacone zu Rom und der Professor Rosallini zu Pisa haben den rothen Adlerorden dritter Klasse erhalten.

Man hat in der Vaticanischen Bibliothek eine Sammlung von Liedern Abälards aufgefunden, deren baldige Bekanntmachung man hofft.

An dem Falteronaberge in der Casentiner Landschaft wurde im Mai von einer Schäfirtin eine Bronzestatue des Herkules gefunden und bei den an derselben Stelle angeordneten Nachgrabungen mehrere Tausend Antiquitäten, fast sämmtlich aus Erz, meist kleine Votivfiguren darstellend.

In Rom wurde vor Kurzem an der Porta maggiore ein altes Grabmal entdeckt, dessen Inschriften und Basreliefs nun die dortigen Archäologen beschäftigen.

Am 15. August wurde in Como das von der Stadt ihrem 1827 in hohem Alter gestorbenen Mitbürger, dem Physiker Volta, errichtete Denkmal feierlich eingeweiht.

Die von Marochetti verfertigte Reiterstatue Immanuel Philiberts, Herzogs von Savoyen, wurde in Paris von Soyer in Erz gegossen und kürzlich im innern Hofe des Louvre zur Ansicht aufgestellt, ehe sie nach Chambery abging, wo sie auf Befehl des Königs von Sardinien eine bleibende Stelle erhalten soll.

Böhmen.

Die k. k. Stadthauptmannschaft in Prag hat ein Rescript wegen eines allgemein einzuführenden geregelten Gottesdienstes an die Vorsteher und Oberjuristen der israelitischen Gemeinde erlassen. Es werden die Gemeinde- und Religionsvorsteher angewiesen, eine gemeinschaftliche Zusammentretung zu veranlassen und diejenigen Maaßregeln in Ueberlegung zu nehmen, durch welche der Gottesdienst in allen Synagogen geordnet werden könnte. Diese Berathung soll den Gemeindemitgliedern den Beweis geben, daß die öffentlichen Behörden jeden positiven Zwang zur Abstellung von Mißbräuchen vermeiden und nur dahin wirken wollen, daß die Gemeindemitglieder durch reelle Ueberzeugung zu den nothwendigen Verbesserungen gebracht werden.

Die Generaldirection des Vereins zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen hat den Professor der Technologie in Tübingen, Hofrath v. Poppe, benachrichtigt, daß sie von dessen ausführlicher Volksgewerbslehre auf Kosten des Vereins durch den Professor Swatopluk Presl eine Uebersetzung ins Böhmische veranstaltet und weder Kosten noch Mühe gespart habe, um diese Schrift zu einer wahren Volksschrift zu machen.

Die k. k. patriotisch-öconomische Gesellschaft in Böhmen stellt drei Fragen: I. Wie sind Wiesen und Weiden in den Gegenden Böhmens, wo es daran fehlt, zu einem höheren Ertrage zu bringen? Welche künstliche Futtergewächse sind die angemessensten, wie sind diese am zweckmäßigsten zu cultiviren, wie ist überhaupt der Futterbau dort emporzubringen? II. Durch welche öconomische und staatswirthschaftliche Maaßregeln kann die inländische Rindviehzucht dergestalt emporgebracht werden, daß dadurch allmählig der einheimische Bedarf an allen davon abstammenden Artikeln in mäßigen Preisen sichergestellt werden kann? III. Welche Wirkung hat die Stein- und Braunkohlenasche als Düng- und Verbesserungsmittel des Bodens der Erfahrung gemäß in verschiedenen klimatischen und Bodenverhältnissen? — Termin: Ende Oktober 1839. Erster Preis: 50 Dukaten und die große goldene Medaille von 12 Dukaten Werth; zweiter: 25 Dukaten und die kleine goldene Medaille, 6 Dukaten im Werth. Diese Abhandlungen bleiben Eigenthum der Gesellschaft. S. öconomische Neuigkeiten und Verhandlungen. N. 68.

Rußland.

Am 3. Febr. starb in St. Petersburg der Akademiker, Staatsrath Heinr. Karl Fr. von Köhler, durch eine Reihe von Monographien archäologischen Inhalts bekannt. Er war 1765 zu Wechselburg im Schönburgischen geboren, wurde aber frühzeitig nach Vollendung seiner akademischen Studien nach Rußland versetzt, wo er vierzig Jahre lang der ersten Abtheilung der kais. Eremitage vorstand, in welcher sich die Bibliothek ausländischer Werke und die Antiken befinden. Bei der immer größer werdenden Wichtigkeit der antiquarischen Entdeckungen im südlichen Rußland war ein Archäolog, der auf der Höhe seiner Wissenschaft stand und mit den Fortschritten derselben im Auslande vertraut war, ein unschätzbarer Besitz; daher sein Tod mit Recht als ein schmerzlicher Verlust bezeichnet werden darf.

Bei dem am 7. Juni in St. Petersburg gefeierten fünfzigjährigen Jubiläum des Akademikers und Medicinalrath von Buff, bezeugte der Kaiser dem Jubilar durch ein Kabinetsschreiben, sowie durch Uebersendung der Insignien des Stanislausordens erster Classe seine Theilnahme. Das medico-pharmaceutische Curatorium in Moskau hat zu Ehren des Jubilars ein Kapital von 10,000 Rubeln ausgesetzt, dessen Zinsen zur Unterstützung des Sohns eines armen Arztes verwendet werden sollen.

Die polnische literarische Gesellschaft hat einen Ausschuß mit Sammlung der Quellen für die polnische Geschichte, welche sich in ausländischen Archiven und Bibliotheken vorfinden, beauftragt.

Der Collegienrath Prof. Schmalz in Dorpat hat den St. Annenorden erhalten.

Der Kaiser von Rußland hat bei Gelegenheit der 50jährigen literarischen Feier des Dichters Iwan Krylow, dessen in acht Bändchen gesammelte Fabeln das verbreitetste Volks- und Jugendbuch in Rußland sind, die Erlaubniß ertheilt, auf Kosten des Schatzes eine Medaille mit des Dichters Bildniß zu schlagen und zu gleicher Zeit eine Unterzeichnung zur Gründung eines Stipendiums zu eröffnen.

Der Kaiser hat der Privatheilanstalt für Augenkranke in St. Petersburg zum Bau eines Hauses für das Institut 75,000 Rubel zu einem Darlehen bewilligt.

Griechenland.

Am 15. Mai fand die feierliche Einsetzung der neuen Universitätsvorstände in Athen statt. An der Stelle Constantin Schinas, ehemaligen Cultministers, übernimmt Kallis das Rectorat. Aus der gehaltvollen Rede, mit welcher Schinas das Amt seinem Nachfolger übergab, geht hervor, daß die Universität jetzt mehr als 70 Studirende zählt, und daß seit ihrer Errichtung die Zahl der Gymnasialschüler von 200 bis auf mehr als 500 gestiegen ist.

Den Bemühungen deutscher Aerzte, vorzüglich der Leibärzte Wilmer und Röser, verdankt man die Gründung einer Hebammenschule in Athen.

Die Gesellschaft für den öffentlichen Unterricht erhält täglich mehr Mitglieder und Beiträge. So machte ihr erst kürzlich Herr Antonopulos von Andrizena mehr als 800 griechische Bücher von klassischem Werthe zum Geschenk.

Türkei.

Eine Mittheilung aus Bukarest in dem Börsenblatte für den deutschen Buchhandel gibt interessante Nachrichten über die Fortschritte, welche seit einem Jahrzehnt die Pflege der Nationalliteratur und der literarische Verkehr in der Wallachei, unter dem Schutze und der Unterstützung der dortigen Regierung, gemacht haben. Vor jener Zeit gab es nur eine politische Zeitung in der Nationalsprache, jetzt drei. Ueberdies erscheint eine periodische Schrift, „Museum national," und eine Modezeitung, welche beide ansehnlichen Absatz haben. Vor 1837 gab es in Bukarest nur eine Buchdruckerei, seitdem aber sind vier im thätigsten Gange, zu welchen in Kurzem noch eine fünfte kommt. Es erscheint die Geschichte der Wallachei in

der Landessprache. Ein wallachisches Wörterbuch rückt der Vollendung entgegen. Außerdem wird ein wallachisch-französisches Wörterbuch herausgegeben. Auch erschien ein sorgfältig bearbeiteter Hof- und Staatskalender für 1838, mit geschichtlichen und statistischen Anmerkungen in wallachischer und französischer Sprache. Von einem Volkskalender wurden mehrere tausend Exemplare zur unentgeltlichen Vertheilung an die ärmere Bevölkerung des Landes an die Regierung übergeben.

Die Commission, welche zur Förderung des Ackerbaues aufgestellt worden war und eine neue Gesetzgebung für diesen Zweig abfassen sollte, hat ihre Arbeiten beendigt und die Anträge müssen nun erst vom Sultan genehmigt werden. Es soll durch dieselben dem Grundbesitz größere Sicherheit als bisher verliehen und namentlich dem Getreidewucher ein Ziel gesetzt werden.

In Folge eines in diesem Sommer durch Einschlagen des Blitzes verursachten Brandes in Konstantinopel hat der Sultan den Befehl erlassen, auf allen öffentlichen Gebäuden Blitzableiter zu errichten.

Afrika.

Die englisch-protestantische Mission in Abyssinien hat auf Befehl des Fürsten Ubie von Tigre das Land verlassen müssen.

Nachrichten aus Cairo vom 15. Juni melden, daß der Pascha von Egypten geneigt sey, seinen Plan mit der Eisenbahn von Cairo nach Suez in Ausführung zu bringen, und sogar den Wunsch geäußert habe, dieselbe bis nach Alexandria zu verlängern. Man hofft, die Strecke von Alexandria nach Suez, wozu früher fünf Tage erforderlich waren, in acht Stunden zurückzulegen. Das Material, im Werth von drei Millionen Piaster, bezieht der Pascha aus England. Schienen, Lokomotive u. s. w. sind bereits für eine Million Piaster angelangt. Der Boden, aus einem harten Sand bestehend, soll für die Anlage der Eisenbahn überaus günstig seyn Dagegen bietet der längs der Bahnlinie herrschende Wassermangel eine Hauptschwierigkeit dar. Deßwegen sollen, um die Dampfwagen unterwegs mit Wasser speisen zu können, acht große Wasserreservoirs von Distanz zu Distanz angelegt und diese selbst durch artesische Brunnen mit Wasser versehen werden.

Amerika.

Amerikanische Blätter berechnen, daß im Bereiche der Freistaaten innerhalb kaum drei Jahren durch Explosion und Verbrennung von Dampfbooten nicht weniger als 3300, und im Jahr 1838 von Januar bis Juli allein bereits 1000 Menschen ihr Leben eingebüßt haben. Um nun diesem in Amerika so auffallend überhand nehmenden Unheil auf eine kräftige Weise zu steuern, berathet der Senat der Vereinigten Staaten gegenwärtig ein Gesetz, nach welchem jedes Dampfboot seine Einrichtung zu reguliren hat. Jeder Kapitän, Maschinist oder Pilot, durch dessen Nachlässigkeit oder Mißverhalten eine oder mehrere Personen ums Leben kommen, wird wegen Todtschlags processirt.

Die Legislatur von Barbadoes hat eine denkwürdige Acte über die Freilassung der Schwarzen erlassen. Die erste Clausel derselben bestimmt, daß die Personen, welche am 1. Aug. d. J. auf dieser Insel als Feldlehrlingsarbeiter gehalten werden, an, von und nach dem 1. Aug. 1838 in allen Hinsichten und Beziehungen vollkommen frei, und von dem noch übrigen Theil ihrer durch die Sklavenbefreiungsacte festgesetzten Lehrzeit, so wie von allen und jeden ihnen durch besagte Acte auferlegten Verbindlichkeiten und angedrohten Bußen und Strafen entbunden werden und seyn sollen. Die zweite Clausel legt den Pflanzern die Verbindlichkeit auf, Schwarze, welche für Lohn arbeiten wollen, bis zum 1. Nov. 1838 im unentgeltlichen Besitze ihrer Wohnungen zu lassen, mit Ausnahme des Falls jedoch, daß diese Arbeiter sich Verbrechen zu schulden kommen lassen.





